UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

CENTRAL CIRCULATION BOOKSTACKS

The person charging this material is responsible for its renewal or its return to the library from which it was borrowed on or before the **Latest Date** stamped below. **You may be charged a minimum fee of $75.00 for each lost book.**

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

TO RENEW CALL TELEPHONE CENTER, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

APR 01 1998

MAR 13 1998

When renewing by phone, write new due date below previous due date. L162

Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/rassenkundedesde00gunt_0

Raſſenkunde des deutſchen Volkes

von

Dr. Hans F. K. Günther

Mit 14 Karten und 537 Abbildungen

Dritte, umgearbeitete Auflage

J. F. Lehmanns Verlag / München
1923

F28-R
L. B. B

empfundene Zuſtimmung, auch durch einigen empfundenen Widerſpruch, noch manche Anregung zu meiner Darſtellung, beſonders für den 20. Abſchnitt („Raſſe und Sprache“), hätte geben können: Hüſing, Völkerſchichten in Iran (Mitteilungen der Anthrop. Geſellſch., Wien, dritte Folge, Bd. 16, 1916).

Ferner iſt mir durch die Freundlichkeit ſeines Verfaſſers während der Drucklegung zugegangen „The Passing of the Great Race“ (4. Auflage, Neuyork 1923) von Madiſon Grant, ein außerordentlich bedeutſames Buch — außerordentlich bedeutſam deshalb, weil es (zwar noch der ungenügenden Ripleyſchen Raſſeneinteilung folgend) die Entnordung der Völker indogermaniſcher Sprache, ihr Armwerden an nordiſchem Blut und ihren dadurch bedingten „Untergang“, dem Volke der Vereinigten Staaten von Nordamerika eindringlich vor Augen geſtellt hat („Finis Americae“). Die Einſicht in raſſiſche Zuſammenhänge hat ſich in den Vereinigten Staaten (wie der Zoologe Henry Fairfield Osborn in ſeiner Vorrede zu Grants Buch dargelegt) ſchon ſo verbreitet, daß der Kongreß danach geſetzgeberiſche Maßnahmen angenommen hat.

Schon nach oberflächlicher Durchſicht des Grantſchen Buches habe ich den Eindruck gewonnen: Wenn in den Vereinigten Staaten wirklich die Urteilsfähigen den Mut finden, dem Volke „ſelbſt auf die Gefahr ſcharfer Auseinanderſetzung“ (Osborn: „even at the expense of bitter controversy“) die raſſiſchen Bedingungen alles Völkerlebens zu zeigen, wenn in Nordamerika fernerhin Staatsmänner und Preſſe ſich ſo für Grants Einſichten einſetzen, wie dies geſchehen iſt, ſo kann dies auch ſeine Rückwirkung auf Europa nicht verfehlen, wo gegenüber der Raſſenforſchung noch ſo viel Vorurteil herrſcht.

Es verſteht ſich, daß es mir eine ernſte Freude war, durch Grants Buch zu erfahren, daß in Nordamerika der Wille zu einer Wiedervernordung, den die „Raſſenkunde des deutſchen Volkes“ mit ihrem 22. Abſchnitt wecken möchte, ſich ſo unerſchrocken geäußert hat. So iſt dem Gedanken der Ertüchtigung und ſchließlich auch der Einigung der Völker germaniſcher Sprache wieder eine Hoffnung erſtanden.

Ich habe der dritten Auflage in Fußnoten allerlei Hinweiſe und Büchernachweiſe eingefügt, die dazu dienen ſollen, vom Gebiet der Raſſenkunde aus weitere Ausblicke zu geben. Der große Anteil, den die erſten zwei Auflagen dieſes Buches geweckt haben, hat mich durch manches Zeugnis belehrt, daß die Nachdenkenden von der Einſicht in raſſiſche Dinge aus nach einer weltanſchaulichen Vertiefung ſolcher Einſicht ſtreben: ich habe mich deshalb zu Hinweiſen auch fernerführenden Inhalts nicht ungern veranlaßt geſehen. Die Einſicht, daß menſchliches Leben und Völkergeſchichte von menſchlichen Erbanlagen bedingt ſind, bedarf zu ihrer Verwurzelung noch mancher Auseinanderſetzung auf allen Gebieten des Denkens und Wollens.

Über Lichtbilder für Vorträge ſiehe die Ankündigung des Verlags am Ende des Buches.

Skien (Norwegen), im Juni 1923.

Dr. Hans F. K. Günther.

Aus dem Vorwort zur 1. und 2. Auflage.

Dieſes Buch verſucht zum erſtenmal eine Geſamtdarſtellung der raſſiſchen Verhältniſſe innerhalb des deutſchen Volkstums. Nicht nur dem Verfaſſer iſt ja das Fehlen einer ſolchen Geſamtdarſtellung ſtets als ein beſonderer Mangel in der Kenntnis unſeres Volkes erſchienen. Weil die raſſenkundliche (anthropologiſche) Betrachtung eines Volkes ſo überaus wichtige Einſichten vermitteln kann, iſt der Verfaſſer beſtrebt geweſen, zwar immer Wiſſenſchaft zu geben — gerade in der Raſſenkunde tut Wiſſenſchaftlichkeit not —, immer aber auch nach Kräften allgemeinverſtändlich und anſchaulich zu ſchreiben. Daher mußte auch gelegentlich die Verdeutſchung eines fremdwörtlichen Fachausdrucks gewagt werden.

Nun iſt dieſes Buch — bis auf den größten Teil deſſen, was es über die dinariſche Raſſe ausſagt — weniger von eigenen Unterſuchungen ausgegangen; ſeine Darſtellung beruht vielmehr auf vielen einzelnen Forſchungsergebniſſen, die es zum erſtenmal in größerem Zuſammenhang darſtellt und denen es gewiß das meiſte verdankt. — Was es an eigener, zum Teil neuer Betrachtung innerhalb der ganzen Darſtellung da und dort bringt, mag der Fachmann abſchätzen.

Der Verfaſſer iſt ſehr zu Dank verpflichtet der Anthropologiſchen Abteilung der Muſeen für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden, deren reiche Sammlungen und Bücherei ihm zugänglich waren. Inſonderheit fühlt ſich der Verfaſſer Herrn Dr. Bernhard Struck von der Anthropologiſchen Abteilung der genannten Sammlung zu lebhaftem Dank verpflichtet, der ihn bei ſeiner Arbeit durch vielerlei Beihilfe und vor allem durch ein umfaſſendes Wiſſen ſehr gefördert hat und dem dieſes Buch die wertvollen Karten V, VI, VII und VIII (S. 216 und 217) verdankt.

Zu Dank verpflichtet iſt der Verfaſſer ferner dem Anthropologiſchen Inſtitut der Univerſität Wien, vor allem für die Förderung und Unterſtützung, die er dort durch Frau Profeſſor Dr. Hella Pöch erfahren hat. In dankbarer Weiſe hat der Verfaſſer des weiteren der Aufnahme zu gedenken, die ihm im Naturhiſtoriſchen Muſeum zu Wien, beſonders durch Herrn Hofrat Szombathy, zuteil geworden iſt.

Dank ſei auch hier noch einmal den anthropologiſchen Forſchern geſagt, die mir wertvolle Hinweiſe in der oder jener Frage gegeben haben, Dank ferner den Freunden und Bekannten, die der Sache des Buches durch Überlaſſung von Lichtbildaufnahmen gedient haben, und zum Beſchluß ſei vor allem der Beiſtand des Verlags ſelbſt hervorgehoben, der zu dem Werke die Anregung gab und bei der Beſchaffung der Bilder den Verfaſſer in förderlichſter und dankenswerteſter Weiſe unterſtützte.

Dresden, im Sommer 1922, im Dezember 1922.

Dr. Hans Günther.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Vorwort 3/5
1. Die Raſſenkunde und die allgemeine Bildung. Der Begriff „Raſſe“ 7
2. Einiges zur Geſchichte der Raſſenkunde und verwandter Forſchungsgebiete 21
3. Die Benennungen der vier europäiſchen Raſſen 25
4. Einiges über die menſchenkundlichen Maße und Feſtſtellungen 28
5. Die körperlichen Merkmale der nordiſchen Raſſe 39
6. Die körperlichen Merkmale der (meiſt mediterrane Raſſe genannten) weſtiſchen Raſſe 73
7. Die körperlichen Merkmale der (meiſt alpine Raſſe genannten) oſtiſchen Raſſe 80
8. Die körperlichen Merkmale der dinariſchen Raſſe 101
9. Einige ſonſtige Körpermerkmale 127
10. Wachstum, Altern, Krankheiten, Bewegungseigenheiten 137
11. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der nordiſchen Raſſe 146
12. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der (meiſt mediterrane Raſſe genannten) weſtiſchen Raſſe 165
13. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der (meiſt alpine Raſſe genannten) oſtiſchen Raſſe 171
14. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der dinariſchen Raſſe 178
15. Die Verteilung der Raſſen über das Gebiet deutſcher Sprache 181
16. Die Verteilung der Raſſen über das Gebiet Europas 214
17. Umwelteinflüſſe, Vererbungserſcheinungen. Der Miſchling, die Miſchungen 230
18. Vorgeſchichtliche Raſſenerſcheinungen in Europa 245
19. Die nordiſche Raſſe in Vorgeſchichte und Geſchichte 276
20. Raſſe und Sprache 366
21. Die gegenwärtige Lage des deutſchen Volkstums vom Standpunkt der Raſſenkunde aus betrachtet 386
22. Die Aufgabe 409
Anhang: Raſſenkunde des jüdiſchen Volkes 432
Namenverzeichnis 505
Schlagwörterverzeichnis 507
Druckfehlerverzeichnis 514

Karten:

Karte I: Das Gebiet deutſcher Sprache. Die deutſchen Mundarten 184
„ II: Haut-, Haar- und Augenfarbe in Mitteleuropa 185
„ III: Verbreitung der „Braunen“ in Mitteleuropa 187
„ IV: Körperhöhe bayeriſcher Wehrpflichtiger 200
„ V: „Hell“ und „dunkel“ in Europa 216
„ VI: Körperhöhe in Europa 216
„ VII: Kopfindex in Europa 217
„ VIII: Geſichtsindex in Europa 217
„ IX: Gebiete ſtärkſten Vorwiegens einzelner Raſſen 224
„ X: Das geſchloſſene Siedlungsgebiet der Germanen um 2000 v. Chr. 314
„ XI: Das Gebiet germaniſcher Stämme in Norddeutſchland zwiſchen 1750 und 100 v. Chr. 315
„ XII: Die ländlichen Siedlungsformen in Mittel- und Nordweſteuropa 355
„ XIII: Die deutſchen Hausformen 379
„ XIV: Verteilung der Juden amtlicher Zählung in Mitteleuropa 433

(Über Karte V—VIII ſiehe Vorwort zur 1. und 2. Auflage.)

1. Die Raſſenkunde und die allgemeine Bildung. Der Begriff Raſſe.

Eine Kenntnis der Raſſenzuſammenſetzung des deutſchen Volkstums darf man heute beim durchſchnittlich gebildeten Deutſchen nicht vorausſetzen; man darf, wie die Erfahrung zeigt, eine ſolche Kenntnis ſelbſt da nicht vorausſetzen, wo man ſie vermuten würde: in Büchern geſchichtlichen Inhalts über das deutſche Volkstum, in Büchern über die einzelnen deutſchen Landſchaften und Stämme, in Büchern über die alten Deutſchen uſw. Hie und da finden ſich Aufſätze über raſſenkundliche Beobachtungen an der deutſchen Bevölkerung: ſie bleiben zumeiſt über engſte Kreiſe hinaus unbekannt. Oder es finden ſich Aufſätze, die Betrachtungen darüber anſtellen, wie das deutſche Volk heute noch immer das reinblütige Volk ſei aus der Zeit des Tacitus, des erſten Beſchreibers Germaniens. Bei ſolchen falſchen Vorſtellungen mag ſich dann die allgemeine Bildung beruhigen. Während des Weltkriegs konnte man auf außerdeutſche und feindliche Veröffentlichungen ſtoßen, die dartun wollten, die Deutſchen der Gegenwart hätten kaum noch einen Tropfen „germaniſchen" Blutes. Man konnte auf deutſche Aufſätze ſtoßen, die umgekehrt den heutigen Franzoſen alles „germaniſche" Blut abſprachen und in England nur noch ſehr wenig „germaniſches" Blut feſtſtellten. So beſtand beiderſeits die Vorſtellung, der *Wert* eines Volkstums ſei um ſo größer, je mehr „germaniſches" Blut in ihm kreiſe; aber beiderſeits hatte man die unklarſten Vorſtellungen über die wirklichen Raſſenverhältniſſe der einzelnen Völker.

Jegliche Vorbildung fehlt dem Menſchen der Gegenwart zur Beurteilung der Raſſenmerkmale ſeines eigenen Leibes und der Raſſenherkunft ſeines eigenen Volkes. Aber es fehlt nicht nur jegliche Kenntnis; es fehlt vielmehr, was noch ſchwerer wiegt, der Blick, das ſichtende Auge; es fehlt überhaupt die Aufmerkſamkeit auf die vielerlei Dinge, von denen Wuchs und Züge eines Menſchen untrüglich ſprechen. Eine gewiſſe Beobachtungsunfähigkeit und Wahrnehmungsſchwäche fällt auf am Menſchen unſerer Zeit. Gerade das Einfachſinnfällige, gerade die Dinge, bei denen zunächſt nur zu ſehen iſt und noch gar nicht zu denken, zu rechnen und Stellung zu nehmen — gerade ſie haften in der Wahrnehmung des neuzeitlichen Menſchen am wenigſten.

Dies ſcheint mir mit einer Eigenſchaft zuſammenzuhängen, die vor allem in Deutſchland auffällt: Der Blick des heutigen Menſchen iſt unbildneriſch. Vielleicht hat ſelbſt die Naturwiſſenſchaft, vielleicht ſogar gerade die Naturwiſſenſchaft, dazu beigetragen, eine gewiſſe Unbildlichkeit des Sehens und der Vorſtellungskraft zu verbreiten. Das Ziel der Naturwiſſenſchaft iſt — und muß ſein —, alle Erſcheinungen mittelſt eines zahlenmäßigen Ausdrucks der Erkenntnis zu übermitteln. Schon Galilei ſagte, die Welterſcheinung ſei in mathematiſcher Sprache geſchrieben. Die Gefahr aber iſt, daß bei unſerer naturwiſſenſchaftlichen Einſtellung die Geſtaltung, das Gebild, das taſtbar-körperliche Weſen der Erſcheinung verloren geht. Man könnte vielleicht ſagen: am allerletzten wird im neuzeitlichen Menſchen der Bildhauer aufgerufen. Wer nicht die Schmalheit oder die Breite eines Kopfes beim Sehen gleichſam in ſich nachbildet; wer nicht verſucht iſt, dieſe Wölbung des Auges, dieſe Krümmung der Naſe, dieſe Schweifung der Lippen, dieſe Beſonderheit des Kinns uſw. mittelſt eines Gefüges von Linien und Flächen für die inbildliche Nachgeſtaltung in ſich aufzunehmen; wer nicht immer zugleich bildet, wenn er ſieht, dem iſt an allen Erſcheinungen ein Teil, ein weſentlicher Teil, verloren. Gerade der Deutſche kommt nicht leicht zu einem bildneriſchen Sehen; er überläßt ſich nicht ſo leicht und ſo gedanklich unbeſchwert den Erſcheinungen. Vielleicht iſt ſeinem Blick ſchon zu viel Nachſinnen beigemiſcht, als daß eine Leidenſchaft zur Erfaſſung des reinen Gebilds in ihm entſtehen könnte. Und dennoch ſcheint gerade einem wiſſenſchaftlichen Zeitalter nichts notwendiger zu ſein als dieſe Ergänzung des Erkennens: das reine bildneriſche Sehen.

Der Blick läßt ſich erziehen oder mindeſtens: die Kraft körperhaften Sehens und Aufnehmens läßt ſich entfalten. Immer iſt mir aufgefallen, wie ſchlecht die Zeugenausſagen körperliche Merkmale wiedergeben, wie mangelhaft auch die behördlichen Fahndungsanſchläge Geſichtszüge und Körperbildung ſchildern, während in anderen Dingen bei Gericht und Zeugen feinſte Unterſchiede gemacht werden. Ich erinnere mich einer Gerichtsverhandlung, in welcher der Grad der Berauſchtheit des Angeklagten zur Zeit ſeiner Straftat feſtgeſtellt werden ſollte: man wählte ſchließlich unter dem Dutzend Ausdrücke nach genauem Erwägen aller Zeugen den des Schutzmanns, der Angeklagte habe einen „Stich" gehabt. Wo es ſich aber um Feſtſtellung einer Naſenform oder Haarfarbe oder Hautfarbe handelt, da ergeben ſich unter den Zeugenſchaften die widerſprechendſten Angaben. Hier fehlt gänzlich die Erziehung zum Unterſcheiden, Abgrenzen, Einteilen, die Erziehung zum Wahrnehmen überhaupt. Ein raſſenkundlich erzogener Blick wird nicht ruhen, bis ihm in einem Geſicht und an einem Körper alle Einzelheiten deutbar geworden ſind. Er wird noch über die Betrachtung des Leiblichen hinaus zu einer Erfaſſung des raſſiſch-bedingten Weſenskerns eines Menſchen vorzudringen trachten, jenes Weſenskerns, auf den das Leibliche wie das Seeliſche des betrachteten Menſchen in wechſelſeitiger Bedingtheit und Entſprechung hinweiſen. Der raſſenkundliche Blick wird am meiſten dazu ausgebildet ſein, oder wenigſtens am eheſten danach trachten, daß er erkenne, was dieſer oder jener Menſch eigentlich ſei, er wird am wenigſten irregeführt werden durch die vielerlei Widerſprüche oder das ſcheinbar Widerſprechende, das ein Menſch tut.

Jeder, der nun zum erſtenmal von europäiſchen Raſſen hört und darauf hingewieſen wird, daß zwiſchen ihnen grundlegende Verſchiedenheit walte; jeder, der zum erſtenmal davon erfährt, daß alle europäiſchen

Völker aus Miſchungen beſtehen, daß in jedem Volk außer reinen Vertretern der verſchiedenen Raſſen eine überaus große Zahl von Miſchlingen vorkommt; jeder, dem ſo zum erſtenmal die Kunde wird, daß in ſeiner eigenen Umgebung Raſſengegenſätze deutlich aufweisbar ſind, wird ſich zunächſt nur mit Mißtrauen einer Wiſſenſchaft nähern, von deren Behauptungen ihm bisher ſo wenig oder gar nichts Augenfälliges vorgekommen iſt. Und doch iſt des Augenfälligen, ja Auffälligen genug. Nur fehlt es an jeder Anleitung zum Sehen, nur ſind wir alle im alltäglichen Treiben darauf abgerichtet, immer nur zu beachten, was der oder jener in dieſer oder jener Sache tut, was er gegen uns oder für uns tut, was er Förderndes, was er Hemmendes, was er Günſtiges, was er Ungünſtiges tut; und ſelbſt, wenn wir nicht eigentlich ſelbſtiſch denken und beobachten, ſo betrachten wir Europäer an einem Menſchen, wofern er nicht etwa wirklich ein Fremdeſter, ein Japaner oder ein Neger iſt, oder etwa beſonders jüdiſch ausſieht, alles eher als ſeine raſſiſche[1]) Zugehörigkeit. Wir betrachten ihn immer zuerſt als einen Vertreter ſeines Volkes, ſeines Standes, ſeines Stammes, ſeines Geſchlechts, ja ſeines Vereins und Stadtteils und ſehen zu allerletzt, daß er blond iſt oder ſchwarz, groß oder klein, breitgeſichtig oder ſchmalgeſichtig. Es gilt, was Ripley (The Races of Europe. 1910) ſagt: „Von dem Augenblick an, wo ein Menſch zur Welt kommt, findet er ſich einer Reihe ihn umkreiſender Einflüſſe ausgeſetzt, die auf ihn mit überwältigender Macht einwirken wollen. Am nächſten legen ſich um ihn die Familienbande, dann folgen die Bande und Vorurteile des Standes, dann kommt der Kreis des Parteilebens und des Kirchenglaubens. Um all dies liegt ſich herum der Kreis der Sprache. Die Lebensluft des Volkstums, das noch weiter außerhalb dieſer Dinge liegt, iſt ebenſoſehr das Ergebnis geſchichtlicher und geſellſchaftlicher Urſachen als irgendeines der anderen umkreiſenden Dinge, ausgenommen allein die Familienbande. Die Raſſe eines Menſchen mag ſehr wohl faſt alle dieſe Kreislinien rechtwinklig ſchneiden. Sie liegt allem anderen untergeſchichtet. Sie iſt ſozuſagen der Rohſtoff, aus dem all dieſe Lebensſchichten gebildet ſind. Sie mag eine Triebkraft ſein, die deren Bedeutungsſtärke und Wirkungskraft beſtimmt, ſo wie die Beſonderheit einer Faſer den Stoff beſtimmt, in dem ſie eingewoben iſt. Sie, die Raſſe, mag ſich auswirken in gänzlicher Unabhängigkeit von all den anderen Dingen, da ſie allein abgelöſt iſt von den verwirrenden Einflüſſen menſchlichen Willens und menſchlicher Willkür. Raſſe zeigt an, was ein Menſch iſt, alle anderen Einzelkräfte des geſellſchaftlichen Lebens zeigen an, was ein Menſch tut.“

Iſt ſo die Raſſe nicht das, was einem Menſchen an den andern zuerſt auffällt, ſo haben die Umweltlehren (Milieutheorien) des 19. Jahrhunderts auch ihr Teil dazu beigetragen, die Aufmerkſamkeit von der Betrachtung raſſiſcher Erſcheinungen wegzulenken. Wenn es ſchließlich in der für das 19. Jahrhundert ſo bezeichnenden Denkweiſe möglich war, die Schädelgeſtalt eines Volksſtammes aus der Höhenlage ſeines Siedlungsgebietes oder aus ſeiner Lebensweiſe zu erklären, ſo zeigt dies an, daß die Forſchung noch vor nicht langer Zeit ſich ſelbſt durch ihre Richtung das Verſtändnis raſſiſcher Erſcheinungen erſchwert hat. Irre ich mich aber nicht, ſo leben wir heute in einer Zeitenwende, die ſich im Gegenſatz zu der vergehenden geſchichtlichen, ja geſchichtelnden (hiſtoriziſtiſchen) Zeit, im Gegenſatz zu der Zeit der Umweltlehren, zu der Zeit, die überall Entwicklung, Bedingung, Abhängigkeit und Werden ſah — die ſich im Gegenſatz zu all dieſen ablebenden Anſchauungen dem Weſen ſelbſt, dem geſchichtsloſen Sein der Dinge zuwendet. Den Expreſſionismus in den Künſten wird man als das Geſchrei zu dieſer Zeitenwende anſehen können und wird ihren Ernſt am eheſten in der Philoſophie unſerer Tage ſuchen dürfen. Irre ich mich nicht, ſo leben wir in einer Zeit, in der die Völker in der Geſchichte weniger das Einmalige als das Kennzeichnende, Unzeitliche zu erfaſſen trachten, um ſo die Kräfte, denen ſie ihre Größe verdanken, aus dem Unbewußten ins Bewußte zu heben. Der Wille, aus klarer Erkenntnis das Eigene, das Lebendig-Eigene aus eigenem Willen zu erwirken, ſcheint mir faſt ſchon ein Kennzeichen unſerer Gegenwart, vielleicht mehr noch ein Anzeichen und Vorzeichen der Zukunft zu ſein. Hiermit hängt eine Wendung von Tun zum Sein zuſammen, hiermit hängt zuſammen eine Wendung zu den unbeweisbaren, als eine Überzeugung des Blutes gegebenen, mitgeborenen Anſchauungen; hiermit endlich die Wendung zum beſonderen Raſſentum eines jeden Volkes. „Man will die unbewußte Entwicklung der nationalen Pſyche bewußt machen; man will die ſpezifiſchen Eigenſchaften eines Blutſtammes gleichſam verdichten und ſchöpferiſch verwerten; man will die Volksinſtinkte dadurch produktiver machen, daß man ihre Art verkündet.“ So ſchreibt der Zioniſt Martin Buber in ſeinen Aufſätzen „Die jüdiſche Bewegung“ (1916), die als ein Anzeichen dieſer Zeitenwende genommen werden können und geſchrieben ſind aus einer erſtaunlichen Hellſichtigkeit und Einſicht in die Erforderniſſe raſſiſchen Lebens und raſſiſcher Wiedergeburt. Man frägt nicht mehr vernünftelnd nach Sinn oder Zweck oder gar nach dem Wert des eigenen Volkstums oder der eigenen Raſſe; man hat erkannt, daß die Mächte des Blutes dem Zergliedern des Verſtandes kaum noch zugänglich ſind, daß Blut, Raſſe, Volkstum und angeborenes Weſen ſelbſt die Verſtandesleiſtung und wiſſenſchaftliche Erkenntnis vielfach bedingen. Man erkennt, daß das ererbte Blut eines Menſchen ſein eigenſter, ſein ſchickſaligſter Beſitz iſt; ſo kommt man dazu, das Bluterbe als das Gewiſſeſte anzuſehen, das allem Glauben und allen Werken erſt die Echtheit gibt; man kommt dazu, im Bluterbe eines Menſchen ſein Weſen und Sein zu ſpüren, das ihn echter bezeichnet als ſein Tun. Und ſo endlich iſt für Liebe und Glauben die eigentliche Heimat gefunden. „Alles gilt mir meines Blutſtammes Schönheit und Glück“ (Buber). Das gleiche Blut allein wird Einheitliches und Beſtehendes ſchaffen, die Vermiſchung wird immer wieder Wirrnis, Mißdeutung, Selbſtſucht aller gegen alle, kurz Geſittungsloſigkeit und Zerſetzung ſchaffen. —

---

[1]) Man findet ſtatt „raſſiſch“ in gleicher Bedeutung auch das Wort „raßlich“ verwendet. Der deutſchen Wortbildung nach ſind beide Wörter zuläſſig, dem Sprachgefühl nach wird aber „raßlich“ auf das Zeitwort „raſſeln“ bezogen.

So reichen die einmal aufgerufenen Gedanken über das raſſiſche Bluterbe der Menſchen und Völker ſchließlich geradezu bis in die Sittlichkeit, bis in Entſchlüſſe des täglichen Lebens hinein. Zu all dieſen Dingen ſoll dieſes Buch erſt einmal die Grundverſtändigung geben nud als Nötigſtes und Erſtes die Kennzeichnung der körperlichen Eigentümlichkeiten der vier Raſſen, welche die Bevölkerung Deutſchlands hauptſächlich zuſammenſetzen. Die unter dem deutſchen Volk lebenden Teile des jüdiſchen Volkes, das ſich der Notwendigkeit raſſiſcher Wiedergeburt ſchon vielfach bewußt geworden iſt und zum Teil vorbildlich an ſeinem Raſſentum arbeitet, die Juden in Deutſchland ſollen als fremdſtämmiges Volk im Anhang getrennt behandelt werden.

Eine wichtige Erörterung muß gleich vorangeſtellt werden: nämlich die nach dem Weſen der Raſſe ſelbſt. Was bedeutet die Bezeichnung Raſſe? Wie iſt der Begriff zu beſtimmen?

Eine Erörterung und Beſtimmung des Begriffs „Raſſe" iſt einem Buch wie dieſem um ſo nötiger, als das Wort „Raſſe" in den vielerlei Büchern, die ſich mit Raſſedingen beſchäftigen oder zu beſchäftigen glauben, häufig gebraucht wird, ohne daß zuvor klar ausgeſprochen wird, was unter „Raſſe" zu verſtehen ſei. Die vielerlei Bedeutungen, welche dieſem Wort zugelegt werden, laſſen es begreiflich erſcheinen, daß ſich ſchließlich Verwirrung über Verwirrung ergeben muß und machen es endlich auch verſtändlich, wenn ein philoſophiſcher Betrachter, der ſich gelegentlich dem Gebiet der Raſſenforſchung zuwendet, ſo etwas wie „Raſſe" im Sinne einer (platoniſchen) Idee gar nicht erkennen will, ſondern in „Raſſe" nichts als einen oberflächlichen Behelfsbegriff zu gedächtnismäßigen Schuleinteilungen ſehen möchte, wie z. B. neuerdings Stein in einem Aufſatz „Kultur und Raſſe"[1]. Hätte jedes Buch, das von Raſſendingen zu reden unternahm, zuvor klar beſtimmt, was es unter „Raſſe" verſtehe, ſo wären auch einem philoſophiſchen Betrachter ſolche Fehlſchläge, wie der oben erwähnte, erſpart geblieben.

Wenn einmal im Geſpräch das Wort Raſſe in Beziehung auf europäiſche oder gar auf deutſche Verhältniſſe angewandt wird, ſo ruft es nicht nur bei Mindergebildeten, ſondern auch bei Gebildeten und Höchſtgebildeten nur ſehr undeutliche Vorſtellungen hervor. Es zeigt ſich klar: die Kenntnis der raſſiſchen Beſonderheiten der europäiſchen Bevölkerungen iſt kein Beſtandteil der ſogenannten allgemeinen Bildung. Das Nächſtliegende, der Leib und ſein raſſiſch-bedingter Bau und Ausdruck, iſt den meiſten Menſchen etwas, worüber ſie noch nicht nachgedacht haben. Die auffälligen Unterſchiede im Körperbau, in Haar-, Haut- und Augenfarbe, werden als eine Art Naturſpiele hingenommen, als zufällige Verſchiedenheiten der einzelnen Menſchen. Die allgemeine Bildung denkt bei dem Wort Raſſe irgendwie an die „Wilden", an Gelbe, Schwarze, an „Rothäute", alſo vor allem an die auffällig andersgearteten Einwohner außereuropäiſcher Erdteile.

---

[1] Archiv für ſyſtematiſche Philoſophie 1921, Bd. 26, Heft 1/2.

Wendet man das Wort Raſſe mit Beziehung auf Europa an, ſo ruft man bei vielen Menſchen die Erinnerung wach an die „kaukaſiſche Raſſe“, die immer noch in älteren naturgeſchichtlichen und geſchichtlichen Büchern als die eigentliche europäiſche Raſſe oder „weiße Raſſe“ angeführt wird, der die Menſchen Europas faſt alle angehören ſollen. Zu der Erinnerung an die „kaukaſiſche Raſſe“ gehört dann das Bild eines anſtändig und mild ausſehenden vollbärtigen Mannes mit einem langrunden, nicht zu ſchmalen, nicht zu breiten Geſicht, mit geſunder Geſichtsfarbe und mittelhellem Haar: ſo bilden dieſe älteren Bücher den Vertreter der „kaukaſiſchen Raſſe“ ab, und deutlicher iſt die durchſchnittliche Vorſtellung von der raſſiſchen Zugehörigkeit und Gliederung Europas nur ſelten. Höchſtens, daß das Wort Raſſe eine unbeſtimmte Vorſtellung von der raſſiſchen Fremdheit der unter den europäiſchen Völkern wohnenden Juden hervorruft oder einige undeutliche Bilder von dem hohen Wuchs, den blauen Augen, den blonden Haaren der alten Germanen, von denen die heutigen Deutſchen alle abſtammen ſollen. Höchſtens, daß man vom Gegenſatz der Germanen und Romanen oder der Germanen und Slawen redet; höchſtens, daß undeutliche Vorſtellungen von angelſächſiſchen „Vettern“, von „keltiſchen Vorbevölkerungen“ entſtehen — genauere Inhalte werden dem Wort Raſſe kaum gegeben, und man kann ſagen: faſt alle dieſe Vorſtellungen ſind gründlich falſch, ſind in ihrer Undeutlichkeit ebenſo verbreitet wie wertlos oder ſie ſind lächerlich, wie die zu Werbezwecken von den Franzoſen im beſetzten Gebiet verbreitete Behauptung, Franzoſen und Rheinländer entſtammten der gleichen „keltiſchen Raſſe“.

Man hört bisweilen auch das Wort „raſſig“. Aber dieſem Wort entſpricht im allgemeinen Sprachgebrauch nur die Vorſtellung beſonders hervortretender Geſchlechtlichkeit oder geſchlechtlichen Anziehung eines Menſchen. Auffällig iſt dabei, daß die meiſten dieſer „raſſig“ genannten Menſchen Miſchlinge aus allen ſich kreuzenden Raſſen ſind, wie ſie in den Großſtädten häufig vorkommen. — Eine beſondere Aufmerkſamkeit auf raſſiſche Dinge, eine überlieferte Kenntnis wenigſtens der eigenen raſſiſchen Beſonderheit, trifft man eigentlich nur bei den Juden. Selbſt ihre Gegner, die auf die beſondere raſſiſche Eigenart der Juden ſo aufmerkſamen Antiſemiten, haben doch in den meiſten Fällen die unklarſten Vorſtellungen, wohin die Juden eigentlich zu zählen ſeien. Schon das Wort „Anti-Semitismus“ enthält eine Unklarheit, da ein Gegenſatz zum Judentum unter den ſemitiſchſprechenden Völkern, z. B. unter den Arabern, ſich gerade ſo ſtark äußern kann und oft noch viel ſtärker äußert als unter den abendländiſchen Völkern.

Auf welche Vorſtellungen der ſogenannten allgemeinen Bildung in raſſiſchen Dingen man auch immer achten mag: die eigentlichen Kenntniſſe fehlen. Verwechſelt wird: Blut und Glaubensbekenntnis — vom katholiſch oder proteſtantiſch oder „freireligiös“ gewordenen Juden heißt es, er ſei kein Jude mehr: als ob das Judentum im Glaubensbekenntnis ſei und nicht im Blut. Der engliſche Staatsmann Disraeli, ein Jude, war raſſenſtolz wie ſelten ein Menſch und gehörte dabei der engliſchen Hochkirche an. Aber ſein Judentum, ſein Blut, hat er keinen Tag ſeines Lebens vergeſſen und mit Leidenſchaft geliebt.

Verwechſelt wird: Raſſe und Sprache[1]). Faſt alle bekannteren Karten, welche „die Menſchenraſſen der Erde“ darſtellen wollen, faſſen nicht *raſſiſch*-zuſammengehörige, ſondern *ſprachlich*-zuſammengehörige Gruppen zuſammen, ſo z. B. „die Indogermanen“, „die Hamiten“, „die Semiten“, „die uralaltaiſchen Völker“ uſw. Um nur europäiſche Verhältniſſe zu betrachten: man ſpricht von germaniſcher, romaniſcher und ſlawiſcher Raſſe und vermag es ſich dann nicht zu erklären, wenn man einen Bewohner der Normandie, alſo einen Franzoſen, einen „Romanen“ ſieht, der wie ein Germane ausſieht: groß, blond, blauäugig; vermag es ſich nicht zu erklären, wenn man einen ebenſo großen, blonden und blauäugigen Ruſſen oder gar Finnen ſieht, da ja doch die Ruſſen angeblich einer ſlawiſchen Raſſe, die Finnen angeblich einer mongoliſchen Raſſe, angehören. Oder umgekehrt: Unter einem Vertreter der ſlawiſchen Raſſe verſteht der durchſchnittliche Deutſche einen mittelgroßen Menſchen mit breitem Geſicht, in dem die Backenknochen auffallen. Die Verlegenheit wird aber groß, wenn ſich bei näherem Zuſehen die Tatſache herausſtellt, daß ſolche Menſchen mit „ſlawiſchen“ Zügen in Deutſchland gar nicht ſelten ſind und nicht nur im deutſchen Oſten, wo deutſche Sprache und ſlawiſche Sprachen aneinander grenzen. „Romanen“ — das ſind in der allgemeinen Vorſtellung dunkelhaarige, dunkeläugige, „leidenſchaftliche“ Menſchen: ſie finden ſich aber unter den Deutſchen auch. Auch könnte man Italiener, Spanier, Franzoſen, Rumänen, alſo lauter „Romanen“ zuſammenſtellen, die ausſehen wie die „alten Deutſchen“: groß, blond, blauäugig. Aber auch unter den Finnen, die eine uralaltaiſche Sprache, eine Mongolenſprache, ſprechen, finden ſich genug Menſchen, die „germaniſch“ ausſehen, und ſchließlich könnte man noch Blonde und Blauäugige unter den Berbern, insbeſondere den Kabylen, in Nordafrika finden, die hamitiſche Sprachen ſprechen wie gewiſſe dunkle Oſtafrikaner. Die Verwechſlung von ſprachlicher Zugehörigkeit und Raſſenzugehörigkeit führt alſo irr. *Es gibt germaniſche, romaniſche und ſlawiſche Sprachen, aber keine germaniſche, romaniſche oder ſlawiſche Raſſe.* Sprache und Raſſe haben gegenſeitige, nicht leicht aufzudeckende Beziehungen, aber Sprachgrenzen ſind niemals Raſſengrenzen und Raſſengrenzen niemals Sprachgrenzen[2]). *Raſſe und Volkstum decken ſich nicht.* Gerade ſo ſteht es mit der noch oberflächlicheren Verwechſlung von Raſſe und Staatsangehörigkeit. *Es gibt keine italieniſche, ſpaniſche, griechiſche oder engliſche Raſſe.*

---

[1]) Was in dieſer Hinſicht heute (1922) noch möglich iſt und wie immer noch (!) von einer „kaukaſiſchen Raſſe“ (die Völker indogermaniſcher Sprache umfaſſend!) gefabelt werden kann, das zeigt ein Aufſatz „Die Menſchenraſſen“ mit einer Karte der Verteilung der Menſchenraſſen von Termer (in der Ztſchr. „Empor“, Gemeinnützige illuſtrierte Monatsſchrift zur Hebung der Allgemein- und Berufsbildung. Jahrgang 2, Heft 12, 1922/23.)

[2]) Ich habe erfahren, daß man bei Belehrungen über Raſſenfragen dieſen Satz nicht genug betonen und wiederholen kann.

All dieſe Dinge: Sprache, Staatsangehörigkeit, Glaubensbekenntnis, volkstümliche Sitten und Zuſtände haben mit Raſſen nichts zu tun, oder beſſer: nicht unmittelbar zu tun. Um es in Kürze gleich zu ſagen: Staatsangehörigkeit iſt ein rechtlicher Begriff, Volkstum ein geſchichtlich-ſittentümlicher Begriff, Raſſe iſt ein Begriff der Naturwiſſenſchaft, auf den Menſchen angewandt: ein Begriff der beſchreibenden Menſchenkunde. Die Raſſenforſchung hat es zu allererſt mit der leiblichen Beſchaffenheit des Menſchen oder einzelner Menſchengruppen zu tun. Das Volkstum umſchließt meiſt Menſchen der gleichen Sprache und Geſittung, der Staat Menſchen eines gleichen abgegrenzten Machtgebiets, die Raſſe Menſchen mit den gleichen körperlichen und ſeeliſchen Erbanlagen. Meiſtens beſchränkt ſich bis heute die Raſſenkunde — als „phyſiſche Anthropologie“ — auf die körperlichen Erbanlagen und macht ſelten den Verſuch, die ſeeliſchen Erbanlagen zu beſchreiben. Ein Verſuch zur Beſchreibung auch der ſeeliſchen Eigenſchaften der einzelnen europäiſchen Raſſen findet ſich im folgenden.

Gleich von vornherein ſoll gewarnt werden, irgendwie die Grenzen der betrachteten Begriffe außeracht zu laſſen. Die meiſten Irrtümer und Mißverſtändniſſe der Raſſenlehre kommen aus den bezeichneten Verwechſlungen. Gleich von vornherein ſei die Warnung wiederholt, die der franzöſiſche Raſſenforſcher Topinard 1889 vor einer Verſammlung der Anthropologen aller Länder ausgeſprochen hat: Laſſen Sie mich Ihnen eine der ſicherſten Tatſachen der allgemeinen Anthropologie, die man nicht oft genug wiederholen kann, ins Gedächtnis zurückrufen. Das iſt, daß der Begriff Raſſe mit dem des Volkstums nicht das mindeſte zu tun hat; daß alle Völker Europas ungefähr aus denſelben Raſſenbeſtandteilen, nur in verſchiedenen Miſchungsverhältniſſen, zuſammengefaßt ſind.“ (Angeführt nach Wilſer, Die Germanen, 1918).

Nicht genug betonen kann man die Wichtigkeit und Richtigkeit dieſes Hinweiſes: daß Raſſe, mag ſie auch vielfach das Völker-, Glaubens- Sprach- und Sittenleben beeinfluſſen, zunächſt nur in den Zuſammenhang einer rein körperbeſchreibenden Betrachtung gehört. Der Begriff „Raſſe“ iſt ein Begriff der Naturwiſſenſchaft wie andere Einteilungsbegriffe, wie Familie (familia), Gattung (genus), Art (species), Unterart (varietas). Wie die Naturwiſſenſchaft zuerſt die leiblichen Merkmale beſchreibt, die zuſammen ein beſtimmtes Gattungsbild oder Artbild ergeben, ſo die Raſſenkunde: die rein meßbaren, wägbaren, in Zahlenwerten anzugebenden Körpermerkmale machen den eindeutigen und gewiſſen Beſtandteil ihrer Erkenntnis aus. Nach der Meſſung und Zählung, nach der Aufzeichnung von Gewicht und Rauminhalt, nach der Beſchreibung von Farbe, Wachstum, Alterserſcheinungen, Geſchlechtsunterſchieden uſw. des Körperbaus, nach dieſen rein ſachbeſchreibenden Feſtſtellungen mögen die nicht minder wichtigen Unterſuchungen folgen über das ſeeliſche Verhalten, das für jede einzelne Raſſe kennzeichnend iſt.

So wird dieſes Buch verfahren. Es wird dabei aber nicht ſtrengſtens wiſſenſchaftlich vorgehen, ſondern im allgemeinen immer nur die Körpermerkmale der einzelnen Raſſen beſchreiben, die ſich im Bild des täglichen Lebens, an der Erſcheinung des bekleideten Menſchen unſeres europäiſchen

Himmelsſtrichs, erkennen laſſen; höchſtens, daß es einmal wichtige Merkmale erwähnt, die nur der Betaſtung zugänglich ſind. Der Zweck des Buches iſt nicht ſo ſehr, ſich eigentlichen Fachwerken anzureihen, als vielmehr dieſer: den Blick zu ſchärfen oder beſſer: überhaupt einmal einen Blick, ein Verſtändnis, eine Aufmerkſamkeit auf die raſſenhafte Bedingtheit der Umwelt und Geſchichte zu wecken. Tief durchdrungen von dem Unwert alles „Populariſierens“, das immer zugleich ein Verflachen iſt, möchte dieſes Buch ſich am liebſten an die wenden, die eines ſchöpferiſchen Blicks fähig ſind und deſſen fähig ſind, ſich die Anregung, die aus der Raſſenforſchung kommt, in ihrer Umwelt dienen zu laſſen. Es ſtünde beſſer um die Erforſchung der europäiſchen Raſſen, wenn in Berufen, die unwillkürlich zum Vergleichen kommen, alſo vor allem Ärzte, Richter, Lehrer, Staatsmänner und Leiter größerer Unternehmungen — wenn in ſolchen Kreiſen mehr Anſchauung von Merkmalen und Weſen der Raſſen zu finden wäre. Es hat ſich gezeigt, daß auch fachlich nichtausgebildete Menſchen — wenn ſie nur die Grenzen ihrer beſonderen Kenntniſſe wohl beachten — wertvolle Beobachtungen über raſſiſche Verhältniſſe beiſteuern können. Aber die geringſten Anſchauungen auf dem Gebiete der Raſſenkunde fehlen ſehr oft auch innerhalb der Berufe, die eigentlich auf Schritt und Tritt Raſſenbeobachtungen anſtellen könnten. Man trifft Ärzte, die erſtaunt ſind, wenn ſie auf die Raſſenunterſchiede innerhalb der europäiſchen Völker aufmerkſam gemacht werden. Die Umbildung in dieſen Dingen iſt ſo weit verbreitet, daß auch der Gebildetſte über die obenerwähnten undeutlichen Vorſtellungen meiſt nicht hinausgekommen iſt. —

Wenn nun Raſſe und Sprache, Raſſe und Volkstum, Raſſe und Staat, Raſſe und Glaubensbekenntnis nicht oder wenigſtens nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden dürfen, wenn es alſo vor allem dringend geboten iſt, zunächſt überhaupt all dieſe Begriffspaare aufs ſchärfſte zu trennen — wie erſcheint denn dann eine Raſſe? Wie iſt der Begriff „Raſſe“ zu beſtimmen?

Zunächſt die Frage: wie erſcheint die Raſſe? Wie kommt die Forſchung dazu, geſchiedene Raſſenbilder aufzuſtellen? Denkt man an die Gelben und Schwarzen oder an die „Rothäute“, ſo ſcheint ſich die Einteilung klar zu ergeben. Wie aber kommt die Forſchung in Europa zur Aufſtellung vier getrennter Raſſenbilder? —

Ein von außen nach Deutſchland kommender Raſſenforſcher wäre ſicherlich durch die Durcheinandermiſchung zunächſt völlig verwirrt. Er käme vielleicht zuerſt darauf, alle Blonden zu einer Raſſe zu zählen, da das helle Haar ihm wohl zuerſt auffiele. Schon erhöbe ſich aber die Schwierigkeit, wo das Blond gegen das Braun hin abzugrenzen ſei. Kämen aber auch Übergänge gar nicht vor, ſo entſtünde eine andere Verwirrung: es gibt große und kleine Blonde, kurzköpfige und langköpfige Blonde, Blonde mit blauen Augen und — wenn auch ſeltener — Blonde mit braunen Augen; es gibt Blonde mit weichem Haar, Blonde mit hartem Haar. Sollte der Raſſenforſcher danach jeweils neue Raſſen aufſtellen? Er käme zu einer Unzahl von Raſſen, da er ja die Dunkelhaarigen ebenſo einteilen müßte. Selbſt aber, wenn er ſo eine ganze Reihe einzelner Raſſen aufgezeichnet hätte, müßte er im Laufe der Zeit die Beobachtung machen, daß z. B. aus einer Ehe zweier dunkler Kurzköpfe blonde Kinder mit Langköpfen oder etwa auch ein blondes langköpfiges und ein dunkles kurzköpfiges Kind hervorgingen oder Kinder, die alle Übergänge und Zuſammenſtellungen zeigen. Als Raſſe dürfte er aber doch nur ſolche Gruppen von Menſchen zuſammenſchließen, die immer wieder ihresgleichen hervorbringen. — So würde ſich Verwirrung aus Verwirrung ergeben.

Führte nun ein Zufall dieſen Forſcher in europäiſche Gebiete, in denen die Bevölkerung einheitlich oder wenigſtens faſt einheitlich iſt, führte ihn der Zufall oder eingehendſte Nachforſchung gerade in die europäiſchen Gebiete verhältnismäßig größter Raſſenreinheit, ſo müßte ſich eine Einteilung ſchneller ergeben. Er fände etwa in Schweden oder in Schleswig-Holſtein große, blonde, blauäugige Menſchen mit ſchmalen, langen Köpfen, mit heller Haut, weichem Haar und einer Anzahl ſonſtiger Merkmale. Er fände z. B. in den Alpen Gebiete, wo kleinere braun- oder ſchwarzhaarige Menſchen leben mit kurzen, runden Köpfen und flacher Naſe, mit gelblich-bräunlicher Haut, ſtrafferem Haar und beſtimmten anderen Merkmalen. Er fände in den Gebirgen Albaniens, Bosniens, Serbiens, minder zahlreich in den öſterreichiſchen Alpen, große ſchwarzhaarige Menſchen mit kurzen Köpfen und ſtark herausſpringender Naſe; er fände endlich in Süditalien kleine, dunkelhaarige Menſchen, mit langen, ſchmalen Köpfen. So wäre es möglich, daß der Raſſenforſcher ſchneller zu der Einteilung käme, die dem wirklichen Raſſenbild Europas entſpricht.

Beim Erforſchen aber der zwiſchen den genannten Gebieten wohnenden Bevölkerungen fände er weite Landſtrecken, in denen das obenbeſchriebene Durcheinander der Merkmale herrſcht; und käme es zu einer Zählung der Menſchen nach Körpermerkmalen, ſo wären z. B. die blonden Kurzköpfe vielleicht viel zahlreicher als die blonden Langköpfe, ſo daß die Frage entſtünde, ob nicht doch zwei verſchiedene blonde Raſſen anzunehmen ſeien oder ob nicht etwa doch gerade die blonden Langköpfe aus einer Raſſenmiſchung zu erklären ſeien.

Durchquert man Mitteleuropa in nord-ſüdlicher Richtung etwa von Schleswig-Holſtein über die Alpen nach Süd-Italien, ſo ergibt ſich folgendes Bild: das kleine nordweſtdeutſche Gebiet, in welchem die hochgewachſenen, blonden, helläugigen Langſchädel mit heller Haut häufiger ſind, zeigt ſich ſchon nicht ganz einheitlich bevölkert; in einer Minderzahl kommen kleinere, dunklere Menſchen vor; auch mag es, wenn auch ſelten, vorkommen, daß blonde langköpfige Eltern ein dunkles langköpfiges Kind haben oder ein kurzköpfiges Kind. Der Beiſatz dunklerer Menſchen mehrt ſich aber, je weiter man nach Süden kommt und macht ſich ſüdlich des Harzes ſchon bemerkbarer. Schon in Mitteldeutſchland ergibt ſich ein vielfältiges Bild. Blonde Langköpfe neben blonden Kurzköpfen, dunkle Kurzköpfe neben dunklen Langköpfen, daneben eine große Zahl mittlerer

Köpfe mit mitteldunklem Haar, kleine Blonde neben großen Blonden, blauäugige Blonde neben blauäugigen Braunen. In einer Familie ſind die verſchiedenen Merkmale oft über alle Kinder verſchieden verteilt. So bleibt das Bild in Süddeutſchland, nur daß allmählich der Beiſatz der Großen, der Blonden und der Langköpfe geringer, der der Kurzgewachſenen, der Dunklen und der Kurzköpfe größer wird. Schließlich in gewiſſen Gebieten der Alpen wieder ein verhältnismäßig einheitliches Bild: die dunklen, kurzgewachſenen Kurzköpfe. Aber ſchon in der oberitalieniſchen Poebene wieder eine verwirrende Vielheit; Blonde, auch kurzköpfige Blonde, treten wieder vermehrt auf, daneben kurzgewachſene dunkle Kurzköpfe und vereinzelt kleingewachſene dunkle Langköpfe. Die Blonden verlieren ſich beim Verlaſſen Umbriens, und jetzt leben dunkle Mittelköpfe neben dunklen Kurzköpfen und dunklen Langköpfen. Langköpfige Eltern mögen manchmal ein kurzköpfiges Kind haben und kurzköpfige Eltern öfters ein langköpfiges Kind. Endlich verlieren ſich Mittel- und Kurzköpfe und nun geben kleingewachſene dunkle Langköpfe das Bild einer faſt einheitlichen Bevölkerung. — Ähnliche Übergänge würden ſich in den bayeriſchen Alpen und in Tirol geben, wenn wir auf ſüdöſtlich abzweigender Wanderung in die Oſtalpen und die ſüdſlawiſchen und albaniſchen Gebirge zögen, wo ſich dann wieder ein einheitliches Bild ergäbe: die hochgewachſenen Kurzköpfe mit herausſpringender Naſe, welches Bild ſich gegen Griechenland hin wieder in Miſchungen verlöre.

Wo ſitzen nun die reinen Raſſen? Sind ſie wirklich nur vertreten durch jene Minderheiten in den vier bezeichneten Gebieten? Die vielen mittelgroßen blonden Rundſchädel mögen aber doch ebenfalls eine Raſſe darſtellen? Die vielen hochgewachſenen dunklen Langſchädel vielleicht ebenfalls eine? Oder gibt es vielleicht gar keine Raſſen und alles iſt ein ſinnloſes Naturſpiel? Dunkle Eltern können ja blonde Kinder haben, hochgewachſene Eltern kleingewachſene Kinder. — Die Wirklichkeit liegt verwirrend da, und ließen die vier Gebiete verhältnismäßig einheitlicher Bevölkerung keine Schlüſſe zu, gäbe es zudem keine vorgeſchichtlichen und geſchichtlichen Gräber, die Zeugnis ablegen, ſo wäre es denkbar, daß die Unterſuchung der europäiſchen Raſſenverhältniſſe noch nicht über die Anfänge hinaus gelangt wäre. Deniker (Races de l'Europe) iſt noch im Jahre 1898/1899 nicht zu einer klaren Scheidung der reinen Raſſen und der Miſchbevölkerungen gekommen. Er nimmt noch ſechs Hauptraſſen (races principales) und vier Nebenraſſen (races secondaires) in Europa an. Ripley (The Races of Europe, zuerſt 1899) nimmt drei europäiſche Raſſen an. Die Forſchungsergebniſſe, die auch Ripley ſchon hätten beſtimmen können, weiſen aber deutlich auf vier Raſſen hin.

Indeſſen, ſelbſt wenn es reinraſſige Menſchen nicht oder nicht mehr gäbe, wenn auch die Gebiete verhältnismäßig reinſter Raſſe durch Kreuzung verſchwunden wären oder überhaupt nie beſtanden hätten, ſelbſt wenn ein wirres Durcheinander alle Merkmale gleichſam wahllos verteilen würde — ſelbſt dann dürfte die Anſchauung vom Beſtehen reiner Raſſenbilder nicht aufgegeben werden, ſelbſt dann wäre die Giltigkeit reiner Raſſenbilder noch nachzuweiſen und durch die Vererbungserſcheinungen ſogar zu erweiſen. Wenn die Durchforſchung der einzelnen Länder das Vorkommen hohen Wuchſes und niederen Wuchſes, blonder und dunkler Haare, langer und kurzer Schädel und all der anderen Merkmale in Zahlenüberſichten ordnet, wenn in einem Land alle Wehrpflichtigen gemeſſen werden nach Körperhöhe, Schädelform, Haut-, Haar- und Augenfarbe, ſo verfährt dieſe Durchforſchung, indem ſie einen Geſamtdurchſchnitt durch ein ganzes Volk herſtellt, in einer Weiſe, als ob das ganze Volk ein einziges Miſchgebiet wäre, und ſolche Zahlenüberſichten allein könnten ſchon die Giltigkeit beſtimmter Raſſenbilder erweiſen.

Bei Zuſammenſtellungen ſolcher Art, die in den größeren Staaten — leider mit Ausnahme Deutſchlands — behördlicherſeits oft ſehr genau durchgeführt worden ſind, hat ſich nämlich, und zwar in Italien wie in Frankreich, in Skandinavien wie in England ergeben, daß im Geſamtdurchſchnitt geſetzmäßige, überall übereinſtimmende Beziehungen gelten zwiſchen den einzelnen Merkmalen: je größer eine Bevölkerung iſt, deſto mehr tritt — mit bezeichnender Ausnahme des angegebenen adriatiſchen Gebiets und gewiſſer Alpengebiete — blondes Haar auf, deſto mehr auch helle Augen; je blonder eine Bevölkerung iſt, deſto ſeltener ſind die braunen Augen, deſto häufiger die langen Schädel. Je dunkler in Deutſchland — mit Ausnahme gewiſſer Alpengebiete — eine Bevölkerung iſt, deſto kleiner und kurzköpfiger und ſtumpfnäſiger iſt ſie, deſto ſeltener in ihr die hellen Augen. So ergeben ſich geſetzmäßige Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Merkmalen, ſo ergeben ſich ſchließlich reine Raſſenbilder.

Betrachtet man die Karten Englands über die Verteilung der Körpergröße, der Farben und der Schädelform, ſo zeigt ſich im großen und ganzen deutlich die Übereinſtimmung der Gebiete höchſten Wuchſes mit denen der hellſten Farben und denen der längſten Schädel. Das gleiche Ergebnis zeigt die Betrachtung der raſſenkundlichen Karten Frankreichs, nur daß hier von der Mittelmeerküſte her im Gebiet niederen Wuchſes und dunkler Farben noch einmal ausgeſprochene Langſchädligkeit auftritt: es zeigt ſich, daß neben der hohen, hellen langſchädligen Raſſe im Norden Frankreichs, eine kleine dunkle langſchädlige Raſſe im Süden zu unterſcheiden iſt, während weite Gebiete zwiſchen dieſen beiden langſchädligen Raſſen nach den Karten einer kleinen, dunklen, kurzſchädligen Raſſe zufallen. In dem oben bezeichneten adriatiſchen Gebiet und in gewiſſen Alpengebieten zeigt ſich ebenfalls, daß man innerhalb des Gebiets dunkler Farben zwei Menſchenarten unterſcheiden muß: hochgewachſene ſtarknäſige Kurzköpfe und kurzgewachſene ſtumpfnäſige Kurzköpfe. Solche Zuſammenhänge laſſen ſich auch auf den italieniſchen Karten klar erſehen und ergeben ſich ebenſo aus den raſſenkundlichen Karten deutſcher Gebiete. Die Beziehungen zwiſchen den einzelnen Merkmalen ergeben auch bei Betrachtung der Karten, ja vor allem bei dieſer Betrachtung, das Beſtehen vier beſtimmter europäiſcher Raſſenbilder, zu denen ſich die Einzelzüge der Kartenaufnahmen jedesmal klar zuſammenſetzen: In den raſſenkundlichen Aufnahmen größerer Zahlen von Menſchen weiſt Blond — mit Ausnahme des adriatiſchen Gebiets — immer auf groß und auf langſchädlig, auf helläugig und auf helle Haut; Klein weiſt in Deutſchland auf dunkle Haut, dunkle Augen, dunkle Haare und kurze runde Schädelform mit ſtumpfer, flacher Naſe. In Öſterreich und Südbayern zeigen ſich innerhalb der dunkelhaarigen, dunkeläugigen, kurzköpfigen Bevölkerungen zwei Arten: hochgewachſene, ſteilhinterhäuptige Kurzköpfe mit ſtarken ausgebogenen Naſen einerſeits, kurzgewachſene rundköpfige Kurzköpfe mit ſtumpfen, flachen Naſen andrerſeits. So ſteht gleichſam in dem Punkte, in welchem ſich ſolche hinweiſenden Linien (kurzgewachſen, hochgewachſen, langköpfig, kurzköpfig, blond, dunkelhaarig uſw.) ſchneiden, in dieſem ſo entſtehenden Schnittpunkt, das reine Bild der jeweiligen Raſſe: der raſſiſche „Typus“ (als Idee im platoniſchen Sinn).

Raſſe iſt demnach ein Geſetz, ein inbildliches Maß, an dem die vergleichende Menſchenkunde (Anthropologie, phyſiſche Anthropologie) die körperliche Erſcheinung eines Menſchen mißt.

Selbſt eine Bevölkerung aus lauter Miſchlingen ſteht unter der Idee der Raſſe und muß ſie ſinnfällig in ihren Vererbungserſcheinungen aufweiſen. Darum ſei an dieſer Stelle gleich bemerkt, daß eine durchdringende Kenntnis der Raſſenerſcheinungen und eine ſichere Beurteilung der ſtrittigen Fragen der Raſſenforſchung nur dem möglich iſt, der die Vererbungsgeſetze kennt. Die abſchätzigſten Beurteiler der raſſenkundlichen Forſchungsergebniſſe ſind meiſtens gekennzeichnet durch ihre Unkenntnis der Vererbungsgeſetze. Das iſt neben der immer wieder auftretenden Verwechſlung von Raſſe und Volkstum bei ſonſt ſcharfſinnigen gegneriſchen Beurteilern am meiſten zu beklagen.

Sucht man nach dieſer (wegen der S. 11 erwähnten Mißdeutung von philoſophiſcher Seite) ſchon das philoſophiſche Gebiet ſtreifenden Erörterung nach einer Beſtimmung des Begriffes Raſſe, die innerhalb des Erfahrungsgebiets verbleibt, ſo ergibt ſich:

Eine Raſſe ſtellt ſich dar in einer aus Artgleichen beſtehenden Menſchengruppe, die immer wieder nur ihresgleichen zeugt.

Eine aus Artgleichen beſtehende Menſchengruppe ſoll hier bedeuten: eine Menſchengruppe, die ſich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und ſeeliſcher Eigenſchaften von jeder anderen Menſchengruppe unterſcheidet.

Bei Zuſammenziehung beider Sätze ergibt ſich demnach: Eine Raſſe ſtellt ſich dar in einer Menſchengruppe, die ſich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und ſeeliſcher Eigenſchaften von jeder anderen Menſchengruppe unterſcheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt.

Daß eine ſolche Menſchengruppe tatſächlich als geſchloſſene Einheit lebt, daß ſie tatſächlich durch einen Glauben, eine Sprache, ein Volkstum klar und reinlich umſchloſſen lebt, iſt ein ſehr ſeltener Fall. Raſſenreine Völker ſind vielleicht nur die Eskimos und waren die heute ausgeſtorbenen Tasmanier. Wieder ergibt ſich die Einſicht: Volkstum und Raſſe gehören getrennten Begriffsgebieten an. Raſſe erweiſt ſich zunächſt nur als eine Einheit und Gleichheit der körperlichen vererblichen Anlagen. Auf der Landkarte wie ein Volk oder wie eine Sprache abgrenzen läßt ſich eine Raſſe nicht oder nur ſehr ſelten. Sie wird meiſtens ein oder mehrere Gebiete größter Reinheit haben und um dieſe herum Gebiete, in denen ſie mehr oder minder beigemiſcht vorkommt. So wie in Europa liegen die Dinge allerdings nicht überall, und daher mag es auch kommen, daß heute manches entlegene Erdgebiet raſſenkundlich beſſer erforſcht iſt als Europa.

In dieſem umſtrittenen Erdteile haben anſcheinend mehr als in anderen Erdteilen ſeit vorgeſchichtlichen Zeiten Wanderzüge und Umſchichtungen von Raſſen und Völkern ſtattgefunden. Schon ſeit Urzeiten haben Kreuzungen eine verwirrende Vielheit des Bildes geſchaffen und haben ſicherlich auch dazu beigetragen, daß bei keiner europäiſchen Raſſe irgend ſo etwas wie ein Raſſebewußtſein oder gar ein Raſſegewiſſen und ein Raſſezuſammenſchluß aufkam. Etwas, was man „consciousness of kind“ (Giddings), Artbewußtſein, nennen könnte, ein Wiſſen um das eigene Blut, iſt in Europa nur unter den Juden zu finden. Sonſt iſt ein eigenes Blutbewußtſein nirgends entſtanden. Wenn ſich daher zwiſchen einzelnen Menſchen in Europa oder zwiſchen europäiſchen Völkern unverſöhnliche Artgegenſätze bilden, notwendige Zwiſte und Mißdeutungen, notwendiges gegenſeitiges Mißverſtehen, ſo ſuchen wir den Grund dafür in allem anderen eher als in Dingen des Blutes, ja, wir kommen überhaupt kaum auf ſolch eine Vermutung und Unterſuchungsweiſe.

Dieſer Mangel unſeres Betrachtens — ein Mangel iſt es — läßt ſich auch daraus erklären, daß das Beſtehen überhaupt der wiſſenſchaftlichen Menſchenkunde (Anthropologie) kaum über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt iſt. Die „allgemeine Bildung“ weiß von Forſchungsreiſen zu den „Wilden“; daß die Wiſſenſchaft auch eine große Zahl von Europäern gemeſſen und beſchrieben hat, weiß ſie nicht oder noch nicht und wohl einfach deshalb noch nicht, weil die maßgebenden Forſchungen in Europa zeitlich zu nahe liegen, weil ſie zu zeitgenöſſiſch ſind, als daß ihre Ergebniſſe heute ſchon in ein allgemeineres Bewußtſein hätten eindringen können. Wiſſenſchaftliche Ergebniſſe müſſen ein gewiſſes Alter erreicht haben, müſſen eine gewiſſe Zeitſpanne zurückliegen, ehe die „allgemeine Bildung“ von ihnen erfährt.

Der Raſſenkunde Europas mag das Eindringen aber noch beſonders erſchwert werden dadurch, daß raſſenkundliche Tatſachen am meiſten dazu angetan ſind, gegen allgemeine Vorurteile und Widerſtände zu ſtoßen. Die Ergebniſſe der Raſſenkunde werden im alltäglichen Leben allzuleicht verzerrt und urteilslos weiter gegeben, auf allereinzelſte Fälle angewandt und oft ebenſo urteilslos angewandt, wie urteilslos abgelehnt. Die Raſſenkunde bietet ſich ja auch dem allgemeinen Bewußtſein ganz anders als eine andere Wiſſenſchaft: ſie hat es mit dem zu tun, was jedem Menſchen ſehr nahe liegt und worin jedes Menſchen beſondere Empfindlichkeit liegt: mit dem menſchlichen Körper. Die Raſſenkunde iſt vor allen Dingen in der mißlichen Lage, den überaus größten Teil der europäiſchen Menſchen für Miſchlinge, für Baſtarde, erklären zu müſſen. Das macht ſie zu einer peinlichen, ſtörenden Wiſſenſchaft und gibt ihr etwas Unbequemes von der Art jener Aufforderung „Erkenne dich ſelbſt“.

So laſſen ſich mancherlei Gründe dafür anführen, warum ſogar in einer Zeit, die man „naturwiſſenſchaftliches Zeitalter“ genannt hat und in der naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe überallhin verbreitet worden ſind, warum in eben dieſer Zeit eine ſolche Unkenntnis herrſchte in den Dingen der vergleichenden Menſchenkunde1).

2. Einiges zur Geſchichte der Raſſenkunde und verwandter Forſchungsgebiete.

Gute Beobachter raſſiſcher Merkmale waren die Aſſyrer, Babylonier und Ägypter2). Sie haben auf ihren Bildwerken die Raſſeneigentümlichkeiten fremder Völker oft überraſchend getreu dargeſtellt. Es gibt von ihnen Judenbilder oder Negerbilder, auch Bilder blonder, blauäugiger Stämme, welche zeigen, daß man auf die Raſſenunterſchiede beſonders aufmerkſam war. Wiſſenſchaftliche Aufzeichnungen oder wenigſtens der Verſuch zur Beſchreibung der Raſſen oder beſſer der Völker laſſen ſich bei den Griechen, bei Hippokrates und Ariſtoteles finden. Eine eingehendere Betrachtung der Raſſenerſcheinungen brachte aber erſt die Zeit der großen Entdeckungsfahrten der beginnenden Neuzeit und der folgenden Jahrhunderte. Im 18. Jahrhundert traten dann die Männer auf, die zum erſtenmal in großen, ſich weithin verbreitenden Werken das bisher Geſammelte und Bekanntgewordene auf menſchenkundlichem Gebiete zu Überſichten ordneten, den Menſchen in die Ordnung der tieriſchen Lebeweſen einfügten und eine Einteilung der menſchlichen Raſſen verſuchten: der Schwede Linné (1707—1778) und der Franzoſe Buffon (1707—1788). Das 18. und 19. Jahrhundert brachte dann neue Entdeckungen und Forſchungen; beſonders viel wurde damals die Frage der Einſtämmigkeit (Monogeneſe) oder Mehrſtämmigkeit (Polygeneſe) der Menſchenraſſen erörtert, d. h. man fragte ſich angeſichts der großen Raſſenunterſchiede, ob die Menſchenraſſen auf eine oder auf mehrere Urformen zurückzuführen ſeien. Goethe z. B. nahm Mehrſtämmigkeit an. Heute neigt man mehr der Einſtämmigkeit zu.

Der Erſte jedoch, der eigentlich die neuzeitliche Menſchenkunde mit ſeinen Werken begründete, war der Deutſche Joh. Friedr. Blumenbach (1752—1840). Mit ihm, vor allem mit ſeinen Darſtellungen der Verſchiedenheiten von Schädelformen, ſeinen Beſchreibungen von Raſſenſchädeln, ſeinem Verſuch einer Einteilung der Menſchenraſſen, iſt die Menſchenkunde in die Reihe der neuzeitlichen Wiſſenſchaften eingerückt. Auf Meſſungen des „Geſichtswinkels“ gründete dann zum erſtenmal der Holländer Peter Camper (1722—1789) ſeine Unterſuchungen. Die Forſchungen Lamarcks (1744—1829) und die Darwins (1809—1882) gaben der Menſchenkunde reichſte Anregungen. Das 19. Jahrhundert brachte in raſcher Folge in

---

1) Inwiefern der Zeitgeiſt der Gegenwart ſelbſt gegen eine Betrachtung von Raſſenfragen gerichtet iſt, dies ſoll der 21. Abſchnitt betrachten.

2) Für dieſen Abſchnitt vgl. auch: Haddon, History of Anthropology, 1910.

allen Ländern die Gründung großer Anthropologiſcher Geſellſchaften, deren zahlreiche Zeitſchriften zu den wichtigſten Erſcheinungen der menſchenkundlichen Wiſſenſchaft gehören. In Deutſchland allein erſcheinen eine größere Anzahl. Raſſenkundliche Werke über europäiſche Bevölkerungen folgten ſich raſch. Die Erforſchung geſchichtlicher und vorgeſchichtlicher Raſſenverhältniſſe ergab wichtigſte Aufſchlüſſe. Die Archäologie kam von ihrer Seite zuhilfe, man lernte die „Steinzeit“, die „Bronzezeit“, die „Eiſenzeit“ erkennen und abgrenzen. Das Meſſungsverfahren ausbauend, kam der Schwede Anders Retzius (1796—1860) erſtmalig zur Einteilung „langer“ und „kurzer“ Schädel und von hier aus zu dem Verſuch einer Einteilung der Menſchenraſſen. Als Förderer der anthropologiſchen Forſchung im Ausbau des Meſſungsverfahrens und in der Erforſchung der Menſchenraſſen muß man beſonders den Franzoſen Paul Broca (1824—1889) anſehen. Im Jahre 1841 ſprachen die „Memoires de la Société ethnologique“ (Bd. 1) zum erſtenmal aus, was heute die Richtung der anthropologiſchen Forſchung beſtimmt: „In einem Volk ſind immer mehrere Raſſen vertreten, daher gilt es, die reinen Raſſenbilder aus der Miſchung herauszufinden.“ Man begann nun, ganze Länder Europas raſſenkundlich aufzunehmen. Die Jahre 1874—77 brachten in Deutſchland, Öſterreich, in der Schweiz und in Belgien die ſog. Virchowſche Schulkinderunterſuchung. So haben ſich nach und nach die Grundlagen ergeben, auf denen jede Schilderung der europäiſchen Raſſenverhältniſſe ruhen wird. Denikers „Les races de l’Europe“ erſchien 1898/99. Ripleys „The Races of Europe“ mit ſeinen vielen Karten und Bildern erſchien 1899. Vorausgegangen waren Unterſuchungen über einzelne Länder: über Italien hatte Livi, über England Beddoe geſchrieben; Rudolf Virchow hatte ſeine deutſchen Ergebniſſe geſchildert, Quetelet ſeine belgiſchen Forſchungen; Broca, Collignon, Topinard ihre franzöſiſchen. Weitere Forſchungen folgten in allen Ländern: es iſt unmöglich, auch nur die wichtigſten Namen hier anzuführen. Leider aber iſt Deutſchland und beſonders Mittel- und Norddeutſchland noch immer eines der mindeſt erforſchten Länder. Einer Staatsleitung, die einmal wieder anderes als die drückendſte Not bedenken kann, ſind hier bedeutungsvolle Aufgaben gewieſen.

Aus den reichen, täglich reicheren Ergebniſſen der Menſchenkunde kam nun der Anſtoß zu manchem Umdenken auch in anderen Wiſſensgebieten. So hat ſich in der Geſchichtswiſſenſchaft eine Wandlung vollzogen oder will ſich allmählich vollziehen: die Wandlung zur ſog. Anthropologiſchen Geſchichtsbetrachtung. Man betrachte das Völkerleben und die Geſchichte der Völker immer mehr als bedingt durch die Raſſenzuſammenſetzung der einzelnen Völker. Den Anſtoß zu dieſer neuen, wie alles Neue noch manchmal irrenden und vielfach umſtrittenen, ja verhöhnten Geſchichtsbetrachtung gab das Werk des Franzoſen Grafen Arthur Gobineau (1816—1882) „Essai sur l’inégalité des races humaines“ (1853—55). Die hohe Bedeutung dieſes Werkes und ſeines Schöpfers kann hier nicht angedeutet werden, verwieſen ſei daher auf Schemann „Gobineaus Raſſenwerk, Aktenſtücke und

Betrachtungen zur Geſchichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines“ (1910). Gobineau hat als erſter die Bedeutung der nordiſchen Raſſe im Leben der europäiſchen Völker erkannt und er als erſter hat darauf hingewieſen, daß ſich durch das Schwinden der nordiſchen Raſſe in Europa das vorbereite, was man heute (nach Spengler) den „Untergang des Abendlandes“ nennt. — Noch vor dem Erſcheinen von Gobineaus außerordentlichem Buch hatte aber im Jahre 1845 der Deutſche Guſtav Friedr. Klemm (1802—1867) das erſte Werk der neuen Geſchichtsbetrachtung veröffentlicht: „Die Verbreitung der aktiven Menſchenraſſe über den Erdball“. Im Jahre 1883 erſchienen dann die „Origines Ariacae“ des öſterreichiſchen Forſchers Karl Penka, ein grundlegendes Werk. Zu eigentlich europäiſcher Verbreitung brachte aber den neuen Gedanken erſt das Werk des damaligen Engländers, jetzigen Deutſchen H. St. Chamberlain „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (1899). War das Werk auch nicht eigentlich wiſſenſchaftlich, irrte es auch vielfach, ſtand es auch in einem gewiſſen, für den Fortgang der Raſſenforſchung ſicherlich ſchädlichen Mißverhältnis zur wiſſenſchaftlichen Menſchenkunde, deren Verfahren es ſich nicht anſchließen wollte, ſo hat es doch und vielleicht gerade auch durch den heftigen Widerſpruch und die laute Begeiſterung, die es erweckt hat, zum erſtenmal den Raſſegedanken ſo zum Bewußtſein weiteſter Kreiſe gebracht, daß mit ſeinem Erſcheinen die anthropologiſche Geſchichtsbetrachtung als eine Angelegenheit weiteſter Forſchungskreiſe eigentlich befeſtigt wurde. Die Fragen der raſſenkundlichen Geſchichtsbetrachtung waren, wenn auch noch lange nicht gelöſt, und ſogar öfters verwirrt, ſo doch hier von einem leidenſchaftlichen Darſteller in ihrer Wichtigkeit und Reichweite erkannt und weiten Kreiſen aufgewieſen. Das Werk hat trotz ſeiner Mängel dazu beigetragen, den geſchichtlichen Blick wieder auf große Zuſammenhänge zu richten und hat auch auf diejenigen gewirkt, die es heftig bekämpften und aus wiſſenſchaftlichen Gründen bekämpfen mußten. Im ſelben Jahre wie die „Grundlagen“ 1899 war aber auch das erſte wiſſenſchaftliche Werk raſſenkundlicher Geſchichtsbetrachtung erſchienen: „L'aryen, son rôle social“ von Georges Vacher de Lapouge. Und nun erſtanden die Forſcher, welche die gegenwärtige Lage der raſſenkundlichen Geſchichtsbetrachtung mitgeſchaffen haben: Woltmann (1871—1907), „der wiſſenſchaftliche Fortſetzer Gobineaus“ (Schemann), Wilſer und andere mehr. Man ſieht alſo, die raſſenkundliche Betrachtung der Geſchichte hat erſt begonnen und mag daher noch all dem ausgeſetzt ſein, was eine junge Erkenntnisweiſe kennzeichnet: einerſeits gelegentlichen Irrtümern und andererſeits dem Mißtrauen, wenn nicht dem Hohn der Mitwelt.

Zur Kennzeichnung der Forſchungsrichtung mag hier dies genügen: Hatte die ſog. ſpiritualiſtiſche (idealiſtiſche) Geſchichtsbetrachtung als geſtaltende Mächte des geſchichtlichen Lebens geiſtige Kräfte und ſittliche Gedanken geſehen; hatte die ſog. materialiſtiſche Geſchichtsbetrachtung als geſchichte-geſtaltend die Umwelt, die volkswirtſchaftlichen und überhaupt ſtoffbedingten Zuſtände geſehen, ſo ſieht die raſſenkundliche Geſchichtsbeſchreibung als geſchichtegeſtaltend den Menſchen ſelbſt, den Menſchen aber als ein Glied ſeiner beſonderen Raſſe, aus deren beſonderem Geiſt heraus die Geſchehniſſe einer Zeit und eines durch die Raſſe bedingten Volkes kommen. Unter den gleichen Umweltzuſtänden, den gleichen wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Zuſtänden ſchaffe jede Raſſe das ihr beſondere und nur ſie kennzeichnende eigene Geſchick.

Zu einer mächtigen Hilfe in der Grundlegung raſſenkundlicher Erkenntniſſe wurde die raſch ſich vervollkommnende Erblichkeitsforſchung. Darwins Forſchungen hatten ſchon Wege dahin gewieſen; ſein Vetter Francis Galton (1822—1911), „der Vater der Eugenik“, förderte durch ſeine grundlegenden Arbeiten die Erblichkeitsforſchung in hervorragender Weiſe; vor allem aber war es der Zoologe Auguſt Weismann (1834 bis 1914), deſſen Gedankenarbeit die Erkenntnis der Vererbungsvorgänge mächtig vertiefte und deſſen Lehren eine klarſte Beſtätigung erhielten durch die 1901 erfolgte Wiederentdeckung der Vererbungsforſchungen des Auguſtinerpaters Gregor Mendel (1822—1884): „Wie ein heller Komet, ſo leuchtete die Mendelſche Entdeckung, nachdem der Entdecker längſt geſtorben war, am Himmel der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung auf und ſpornte die Biologen zu gewaltiger Tätigkeit an. Zahlreiche tatkräftige Forſcher ſtürzten ſich auf das neuerſchloſſene Gebiet. Ein ungeheurer Experimentiereifer begann. Und als Frucht ernſter, ehrlicher Arbeit ſtanden ſchon nach wenigen Jahren die feſtgefügten Grundſteine einer neuen Wiſſenſchaft vor uns: die Erblichkeitslehre hatte ſich aus mehr oder weniger unſicheren Annahmen zu einer exakten Wiſſenſchaft entwickelt“ [1]).

Die Raſſenhygiene entwickelte ſich — an ſich ein Forſchungszweig, der trotz ſeiner — nicht ſehr klar gewählten — Benennung nicht oder nicht unmittelbar mit der Raſſenforſchung zu tun hat: die Raſſenhygiene unterſucht die Ausleſevorgänge, die innerhalb jedes Volkes ſtattfinden, Vorgänge, die zur Ertüchtigung oder zur Entartung führen können, und möchte dann die Wege weiſen, die zu einer möglichſt günſtigen Beeinfluſſung der erblichen Beſchaffenheit eines Volkes führen müſſen. Dadurch, daß ſie aber notwendig auch die Raſſenbeſtandteile eines Volkes betrachten muß, geht ſie gewiſſe Wege der Forſchung mit der Raſſenkunde zuſammen [2]). Wilhelm Schallmayer (1857—1919) [3]) und Alfred Ploetz ſind die Namen, die hier zu nennen ſind. Ploetz begründete die „Deutſche Geſellſchaft für Raſſenhygiene“ und das „Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie“, eine der wichtigſten Zeitſchriften des raſſenkundlichen und erbgeſundheitskundlichen Gebiets. — So ſchloß ſich in raſcher Folge von allen Seiten her Forſchung an Forſchung, Erkenntnis an Erkenntnis, und eine Reihe von Vorgängen im Leben der Völker ging und geht ihrer Deutung entgegen [4]).

---

[1]) H. W. Siemens, Grundzüge der Raſſenhygiene. 2. Aufl. 1023. J. F. Lehmanns Verlag, München.

[2]) Vgl. neuerdings die Einleitung des Baur-Fiſcher-Lenz'ſchen Werkes „Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene“. 2. Aufl. 1923. J. F. Lehmanns Verlag, München.

[3]) Eine kurze Würdigung ſeines Schaffens gibt Gruber im Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie Bd. 14, 1922.

[4]) Die Einſicht in die außerordentliche Bedeutung der Erblichkeitsforſchung

3. Die Benennungen der vier europäiſchen Raſſen.

Die vier in Europa und in Deutſchland vorkommenden Raſſen ſind von den verſchiedenen Forſchern, die ſie beſchrieben haben, nicht immer gleich benannt worden. Die Namengebung iſt in ſolchen Unterſuchungen eine große Schwierigkeit. Vermieden werden müſſen vor allem Namen, die irgendwie an Völkernamen erinnern oder ſolche erdkundliche Hinweiſe enthalten, die Verwirrung ſtiften. In dieſem Buch ſind zum Teil neue Namen gewählt worden. Ich habe lange gezögert, ehe ich mich dazu entſchloß. Ich hätte auch ſicherlich alte Namen beibehalten, wenn in der Benennung der europäiſchen Raſſen ſchon ein eigentliches Herkommen beſtünde. Da aber noch keine einheitliche Benennung beſteht, habe ich ſchließlich doch den Mißſtand nicht geſcheut, für dieſes Buch in zwei Fällen neue Benennungen zu ſchaffen. Beibehalten habe ich die Ausdrücke nordiſche Raſſe und dinariſche Raſſe. Beide ſind ziemlich einheitlich eingeführt und zugleich inſofern bezeichnend, als ſie Hauptwohngebiete der betr. Raſſen anzeigen. Neu gewählt ſind die Ausdrücke oſtiſche Raſſe und weſtiſche Raſſe. Unter den Bezeichnungen für außereuropäiſche Raſſen habe ich immer diejenigen gewählt, die mir am meiſten durchgedrungen erſchienen ſind.

Die nordiſche Raſſe — hochgewachſen, langſchädlig, ſchmalgeſichtig mit ausgeſprochenem Kinn; ſchmale Naſe mit hoher Naſenwurzel; weiches, helles Haar; zurückliegende, helle Augen; roſigweiße Hautfarbe — heißt bei Deniker race nordique, bei Ripley teutonic race; ſie iſt der homo europaeus des Linné und wird wiſſenſchaftlich noch oft als homo europaeus angeführt; ſie iſt der Reihengräbertypus der älteren deutſchen Forſcher (Ecker), der kymriſche Typus bei Broca, der Hohbergtypus bei His und Rütimeyer. — Sie wurde fränkiſch genannt (Virchow), auch germaniſch (v. Hölder) und Germanentypus (A. Retzius).

Die weſtiſche Raſſe — kleingewachſen, langſchädlig, ſchmalgeſichtig, mit weniger ausgeſprochenem Kinn; ſchmale Naſe mit hoher Naſenwurzel; weiches braunes oder ſchwarzes Haar; zurückliegende, dunkle Augen, bräunliche Haut — heißt bei Deniker, der zwei Unterabteilungen feſtſtellen will, ibero = insulaire und littorale ou atlonto = méditerranéenne; in deutſchen Werken iſt ſie auch mittelländiſche Raſſe genannt worden, meiſtens aber mediterrane Raſſe; in der wiſſenſchaftlichen Raſſeneinteilung wird ſie oft als homo mediterraneus angeführt. Den Namen weſtiſche Raſſe habe ich gewählt, weil er beſſer als die Benennung mediterrane Raſſe auf das heutige und vorgeſchichtliche Verteilungsgebiet der Raſſe hinzuweiſen vermag. Immer lenkt die Bezeichnung mediterrane Raſſe davon ab, daß auch in Südweſtnorwegen (?), in Irland und Südengland Menſchen dieſer Raſſe wohnen. Die Wahl der Bezeichnung

---

für ein Staatsleben hat den ſchwediſchen Staat (als erſten europäiſchen Staat) zur Gründung einer ſtaatlichen Forſchungsanſtalt für Raſſenhygiene (Statens Inſtitut för Rasbiologi) geführt. Deren Leiter iſt Lundborg. In New-York beſteht ſchon ſeit 1911 ein raſſenhygieniſches Inſtitut, das Davenport leitet.

weſtiſche Raſſe hat ſich mir beſtärkt durch C. Schuchhardts Buch „Alteuropa" (1919), das an archäologiſchen Funden die Ausbreitung einer weſteuropäiſchen, auf heutigem engliſch-ſpaniſch-franzöſiſchem Boden entſtandenen Geſittung dem Mittelmeer entlang darlegt.

Die oſtiſche Raſſe — kurzgewachſen, kurzſchädlig, breitgeſichtig mit unausgeſprochenem Kinn; kurze, ſtumpfe Naſe mit flacher Naſenwurzel; hartes, braunes oder ſchwarzes Haar; nach vorn liegende, braune Augen; gelblichbräunliche Haut — heißt bei Deniker race occidentale ou cévénole, bei Ripley alpine Raſſe (alpine type); ſie iſt der type celtique des franzöſiſchen Raſſenforſchers Broca; ſie heißt bei v. Hölder turaniſch, bei Beddoe averniſch (avernian); ſie iſt der Diſentistypus bei His-Rütimeyer, heißt bei Virchow die ſüddeutſchen Brachycephalen, bei Retzius die orthognathen Brachycephalen; ſie wird heute oft mongolid und turaniſch genannt und in lateiniſcher Bezeichnung oft homo alpinus; Retzius nannte ſie auch ſlawiſch-rhätiſch, Wilſer nannte ſie rundköpfige Raſſe.

Die Bezeichnung „oſtiſch"[1] habe ich für die bezeichnete Raſſe gewählt, weil ſie zwar einen Hinweis auf einen aſiatiſchen Zuſammenhang enthält, aber auch nur einen Hinweis und noch keine ſolche Ausſage, wie ſie die Bezeichnung mongolid darſtellt. Die Bezeichnung „alpin" führt nach meiner Erfahrung immer wieder zu Mißverſtändniſſen: immer wieder ſucht man oſtraſſiſche Menſchen nur in den Alpen, die zudem größtenteils ein dinariſch-oſtiſches Miſchgebiet ſind, und vermutet ſchließlich ſogar Umwelteinflüſſe, welche die Raſſe geſchaffen hätten; immer wieder verwirrt den Betrachter das Auftreten „alpiner" Menſchen in Holland, Dänemark und Norwegen. Außerdem wird unter homo alpinus auch in wiſſenſchaftlichen Kreiſen oft einfach die ganze Bevölkerung der Alpenländer verſtanden, in der ſich doch mehrere Raſſen kreuzen[2]). Die Bezeichnung „mongolid" — darauf iſt zu achten — wird alſo innerhalb dieſes Buches nur für die oſteuropäiſch-innerasiatiſchen mongolenblütigen Menſchenarten gebraucht. — Die oſtiſche Raſſe darf nicht mit Denikers „oſteuropäiſcher Raſſe" (race orientale) verwechſelt werden.

Die dinariſche Raſſe — hochgewachſen, kurzſchädlig, ſchmalgeſichtig, mit ſteilem Hinterhaupt und ſtarker herausſpringender Naſe, mit braunem oder ſchwarzem Haar, braunen Augen und bräunlicher Hautfarbe — heißt bei Deniker race adriatique ou dinarique, bei v. Hölder Rhätoſarmaten oder Sarmatentypus und wird oft als Defreggertypus angeführt. Ripley und die ihm folgenden Werke kennen dieſe Raſſe nicht und wollen in ihr eine Sondergeſtaltung der oſtiſchen Raſſe ſehen. Die Bezeichnung adriatiſch mißempfiehlt ſich deshalb, weil adriatiſch auf das ganze adriatiſche Küſtenland hinweiſen könnte, alſo auf Italien wie auf Nordgriechenland. Die Bezeichnung dinariſch läßt keine Irreführung zu und empfiehlt ſich auch durch Kürze. Man hat dieſe Bezeichnung gewählt, weil die dinariſchen Alpen ein Gebiet ſtärkſten Vorwiegens der bezeichneten Raſſe ſind.

---

[1] Sprachlich iſt gegen die Wortbildung „oſt-iſch" ebenſowenig einzuwenden, wie gegen „nord-iſch". „Oſtiſch" klingt nur ungewohnt, iſt aber nicht, wie man mir vorgeworfen hat, falſch gebildet. Abſichtlich vermeide ich ja „öſtlich" und (im Falle der „mediterranen" Raſſe) „weſtlich", weil die Benennung nur einen gewiſſen Herkunftshinweis enthalten ſollen, während „öſtlich" und „weſtlich" immer ſtörend wirken müßten, ſobald einmal vom Vorkommen „oſtiſcher" Raſſe in Weſteuropa oder „weſtiſcher" Raſſe in Oſteuropa die Rede ſein muß.

[2] Wie unklar die Benennung „alpin" iſt, zeigt ſich beſonders deutlich ſchon in der Überſchrift der Frizziſchen Arbeit „Zur Anthropologie des homo alpinus tirolensis" (Mitt. der Anthrop. Geſ. Wien 39, 1909). Der homo alpinus tirolensis, der Menſchenſchlag der tiroliſchen Alpenländer, iſt ja ſo deutlich als vorwiegend dinariſch zu erkennen.

Als Raſſenbezeichnungen ganz abzulehnen ſind Völkernamen wie teutoniſch, fränkiſch oder germaniſch für die nordiſche Raſſe oder keltiſch und etwa gar ſüddeutſch für die oſtiſche Raſſe. Auch ſarmatiſch, rhäto-ſarmatiſch und turaniſch können irreführen. Selbſt, nachdem ſich herausgeſtellt hat, daß die Germanen, alſo auch die Franken, wie die Teutonen nordraſſiſche Völker geweſen ſind, ſelbſt nach dieſer Feſtſtellung verbietet ſich der Völkername; ſonſt entſtehen ſogleich wieder die vermeintlichen Raſſengegenſätze: germaniſch-romaniſch, germaniſch-ſlawiſch uſw.; ſonſt bringt ein nordraſſiſcher Finne, der alſo eine mongoliſche (uralaltaiſche) Sprache ſpricht, bei vielen Betrachtern ſofort die größte Verwirrung hervor. — Zu beſonderer Verwirrung führt auch die Bezeichnung „ariſch“ für die nordiſche Raſſe. (Über dieſe Fehlbezeichnung iſt ſpäter noch einiges zu ſagen.)

Wenn der Name möglichſt wenig ausſagt, tut er die beſten Dienſte. Er mag einen allgemeinen Hinweis enthalten, wohin der Blick ſich zu wenden habe, er mag verſuchen, einen Ausblick auf Herkunftszuſammenhänge zu enthalten oder wenigſtens nicht zu verbieten, er mag kurz ſein, brauchbar — ſolche Erwägungen haben zur Wahl der in dieſem Buch gebrauchten Namen geführt.

Betrachtet dieſes Buch nun größere raſſenkundliche Zuſammenhänge, die Raſſen der ganzen Erde, ſo muß es dem gewählten Namen das Beiwort „europäiſch“ geben, derart, daß es von europäiſcher Nordraſſe, europäiſcher Oſtraſſe uſw. ſpricht. Innerhalb dieſes Buches kann das Beiwort wegfallen. So ergeben ſich alſo: Nordraſſe, nordiſch oder nordraſſiſch; Oſtraſſe, oſtiſch oder oſtraſſiſch; Weſtraſſe, weſtiſch oder weſtraſſiſch und endlich dinariſch. Verwechslungen mit den Himmelsrichtungen: weſtlich, öſtlich, nördlich, ſind dabei ausgeſchloſſen. Die einzige Verwirrung, die noch durch das Wort nordiſch entſtehen könnte, indem man etwa auf die nordiſchen, d. h. ſkandinaviſchen Völker und Sprachen abirrte, ſtiftet wenig oder gar keinen Schaden, da ſkandinaviſch ja in vielen Zuſammenhängen gleich nordraſſiſch iſt.

Der Anhangsabſchnitt über die Juden muß den Ausdruck „jüdiſch“ beibehalten, obgleich dieſer Ausdruck zu Verwechſlungen mit dem jüdiſchen Glaubensbekenntnis führt. Daher ſoll das jüdiſche Glaubensbekenntnis immer nach ſeiner Haupturkunde „moſaiſch“ heißen; der Ausdruck jüdiſch bleibt dann frei zur Bezeichnung des Volkstums, des Blutes, der beſonderen Raſſenmiſchung des Judentums allein.

4. Einiges über die menſchenkundlichen Maße und Feſtſtellungen.

Der ausführlichen Schilderung der Körpermerkmale der einzelnen Raſſen müſſen einige Bemerkungen vorausgehen über die Maße, Feſtſtellungen und Beobachtungen, welche die Forſchung zur Klärung der Raſſenverhältniſſe eines Landes braucht. Nach der Anlage dieſes Buches werden in der Hauptſache nur die Merkmale betrachtet, die ſich im täglichen Leben der Beobachtung bieten.

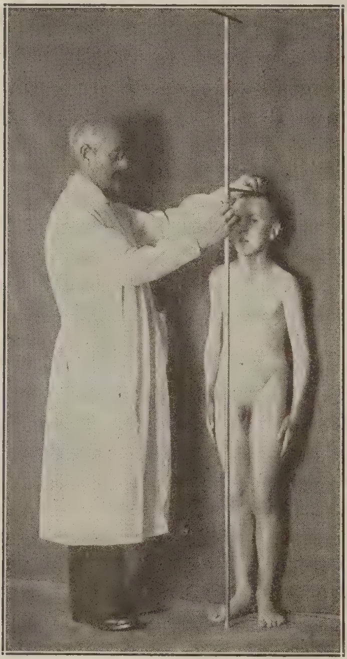


Abb. 1.
Meſſung der Körperhöhe
(Martin).

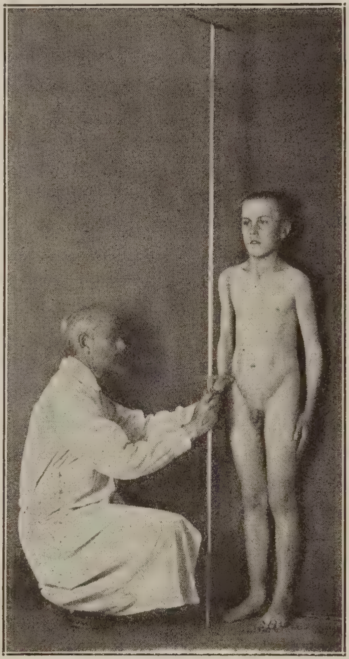


Abb. 2. Meſſung der Höhe des vorderen
Darmbeinſtachels über dem Boden
(Martin).

Wird eine Bevölkerung auf ihre körperlichen Eigenſchaften hin unterſucht, ſo wird man zuerſt die Körperhöhe der betreffenden Menſchen feſtſtellen. Man wird, wenn es ſich um die Feſtſtellung raſſiſcher Verhältniſſe handelt, zunächſt nur den Erwachſenen betrachten. Erſt eine ganz eingehende Unterſuchung wird auch die Eigentümlichkeiten des Wachstums und des Alterns berückſichtigen. Feſtzuſtellen iſt alſo die Körperhöhe des ausgewachſenen Menſchen und die Höhe (über dem Boden) verſchiedener Meßpunkte, die zur Feſtſtellung der Wuchsverhältniſſe (Proportionen) wichtig ſind. (Abb. 1 u. 2.) Aber auch die

Erwachſenen wird man unter gleichen Bedingungen meſſen, nicht etwa einen Teil der zu meſſenden Menſchen morgens, den andern abends. Man hat immer zu bedenken, daß eine Tagesſchwankung der Körperhöhe bis zu 3 cm möglich iſt. Durch das Gehen und Stehen werden hauptſächlich die Zwiſchenwirbelſcheiben der Wirbelſäule allmählich zuſammengedrückt. Der Menſch iſt daher etwas größer beim Liegen und nach dem Aufſtehen und verringert ſeine Höhe durch das Stehen. Auch bei der Meſſung von Leichen ſind ſolche Erſcheinungen zu bedenken; eine Leiche mag, nachdem die Starre gewichen iſt, durch Erſchlaffung der Gewebe um 2 cm größer werden.

Solche ändernden Erſcheinungen ſind alſo bei Feſtſtellung mancher körperlicher Merkmale immer zu bedenken. Sie ſollen im folgenden nicht weiter erwähnt werden. Geſucht und betrachtet ſoll werden: immer nur der Menſch in einem vergleichbaren Zuſtand, in einem Zuſtand, der von ändernden Einflüſſen möglichſt frei iſt. Ebenſo ſoll immer der geſunde Menſch betrachtet werden. Alle krankhaften Veränderungen und Ausnahmefälle liegen außerhalb der vorliegenden Betrachtung.

Zur gewöhnlichen Maßaufnahme gehört weiterhin die Feſtſtellung des Körpergewichts. Im allgemeinen wächſt ja das Gewicht mit der Körperhöhe, aber Raſſenunterſchiede treten doch auf. Eine unterſetzte Raſſe mag verhältnismäßig ſchwerer ſein als eine hochgewachſene, aber ſchlanke. Daher iſt die Feſtſtellung der Körperfülle (des index ponderabilis) wichtig. Gemeſſen wird zur Darſtellung der Wuchsverhältniſſe (der Proportionen) vielfach die Sitzhöhe: die Entfernung des Scheitels von der Sitzfläche bei geſtreckter Wirbelſäule. Für die Raſſenkunde ſehr ergiebig iſt dann das Verhältnis dieſer Sitzhöhe zur ganzen Körperhöhe; es zeigt die Stammlänge an und gibt einen Zahlenausweis für längere oder kürzere Beine. Die Armlänge kann wichtige Unterſchiede bieten. Sie iſt übrigens bei allen Raſſen beim weiblichen Geſchlecht verhältnismäßig geringer, etwa 91 bis 92% der Armlänge des Mannes. Der Unterarm des Weibes iſt verhältnismäßig kürzer. — Die Spannweite der Arme, die Breite und Form der Hand, die Wuchsverhältniſſe der Beine, die verhältnismäßige Länge des Ober- und Unterſchenkels, auch das gegenſeitige Verhältnis der Arm- und Beinlänge — all dieſe und eine Reihe anderer Meſſungen ſind raſſenkundlich wichtig.

Bei all dieſen Feſtſtellungen ergeben ſich, wie ſchon aus obiger Andeutung zu vermuten war, Geſchlechtsunterſchiede des Körperbaues, die allen Raſſen gemeinſam ſind. Einige wichtige ſeien erwähnt: Bei allen Raſſen beträgt z. B. die Körperhöhe des Weibes durchſchnittlich 93% der Körperhöhe des Mannes. Die Wuchsverhältniſſe des Weibes ſind anders als beim Mann, der weibliche Rumpf iſt verhältnismäßig länger, die Hüften breiter, die Gliedmaßen kürzer. Andere Geſchlechtsunterſchiede, die innerhalb dieſes Buches wichtig ſind, werden an ihrer Stelle erwähnt. Vorausgeſtellt ſei nur noch der wichtige Geſchlechtsunterſchied im Schädelbau.

---

[1]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie, 1914.

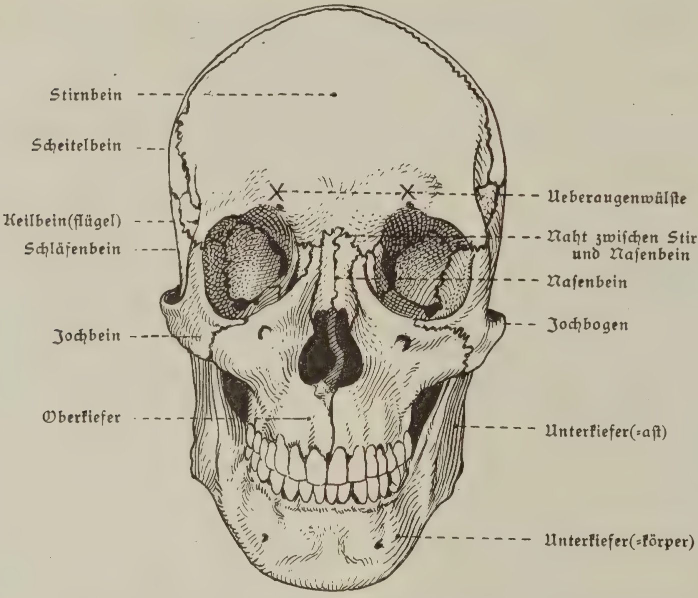

Stirnbein
Scheitelbein
Keilbein(flügel)
Schläfenbein
Jochbein
Oberkiefer
Ueberaugenwülſte
Naht zwiſchen Stirn- und Naſenbein
Naſenbein
Jochbogen
Unterkiefer(=aſt)
Unterkiefer(=körper)

Abb. 3a. Schädel in Vorderanſicht mit Bezeichnungen einzelner Knochen.

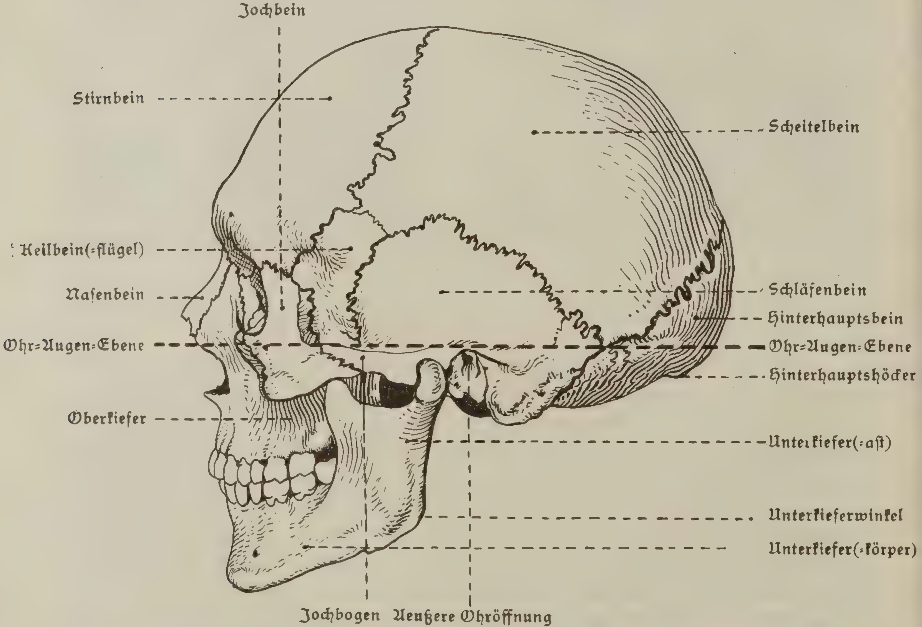

Jochbein
Stirnbein
Scheitelbein
Keilbein(=flügel)
Naſenbein
Ohr=Augen=Ebene
Oberkiefer
Schläfenbein
Hinterhauptsbein
Ohr=Augen=Ebene
Hinterhauptshöcker
Unterkiefer(=aſt)
Unterkieferwinkel
Unterkiefer(=körper)
Jochbogen
Aeußere Ohröffnung

Abb. 3b. Derſelbe Schädel in Seitenanſicht mit Bezeichnungen einzelner Knochen und Angabe der Ohr=Augen=Ebene.

Der weibliche Schädel ſteht dem kindlichen bei allen Raſſen etwas näher als dem erwachſenen männlichen, da ſein Wachstum früher abgeſchloſſen iſt als das des männlichen. Bei allen Raſſen iſt das Weib etwas rundſtirniger als der Mann, oft iſt die rundere und ſteilere weibliche Stirn „blaſenförmig vorgewölbt“[1]. Überhaupt erſcheint der Stirnteil des weiblichen Schädels ſtärker betont als beim Mann. Das Geſicht des Weibes iſt etwas breiter. Die Augenhöhlen des Weibes ſind größer und runder als die des Mannes, die weibliche Naſe iſt im allgemeinen verhältnismäßig breiter und minder hoch gebaut. Der größere und ſchwerere männliche Schädel zeigt eine ſtärkere Ausbildung der Überaugenwülſte und des Stirnnaſenwulſtes zwiſchen den Augenbrauen; die männliche Stirn weicht ſtärker zurück, ſo daß bei ſtärkerem Ausladen des Hinterhaupts der Hinterhauptsteil des Schädels ſtärker betont iſt. Das Gebiß des Mannes iſt ſtärker, ſein Mund breiter, ſeine Schleimhautlippen etwas gewulſteter, ſein Ohr iſt bedeutend länger und ziemlich breiter.

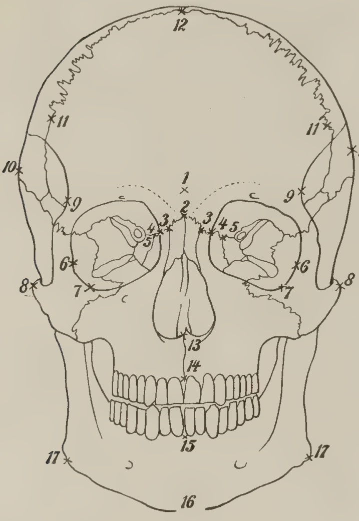
Da die Geſchlechtsunterſchiede ſich ſchon im Kindesalter anzeigen, da auch am kindlichen Schädel während des Wachstums in allen Raſſen die gleichen bezeichnenden Geſtaltwandlungen vor ſich gehen, mögen auch dieſe in Kürze angeführt ſein. Bei allen Raſſen nimmt der Kindesſchädel von der Geburt bis zum 6. Monat an Breite zu, dann beginnt ein Längenwachstum, das aber beim langſchädligen Kind bedeutender iſt als beim kurzſchädligen. Bis zum 8. Lebensjahr der Mädchen und bis zum 11. der Knaben wächſt die Breite des Schädels mehr als deſſen Höhe, von da an nimmt die Höhe mehr zu. Die Stirnbreite nimmt mit dem Wachstum zu, die Geſichtshöhe ebenſo und mehr als die Geſichtsbreite. Immer aber ſind die Mädchen breitgeſichtiger. In den 20er Jahren endet das Schädelwachstum, früher beim weiblichen, ſpäter beim männlichen Geſchlecht.

Die Erhebungen über die Verſchiedenheiten des Schädelbaues erſtrecken ſich daher im allgemeinen nur auf die Erwachſenen, wobei indeſſen auch dies noch zu betrachten iſt, daß die einzelnen Raſſen deutliche Unterſchiede des Heranwachſens und Reifens zeigen. Mit 20 Jahren kann die eine Raſſe ſchon als erwachſen gelten, die andere erſt ſpäter.

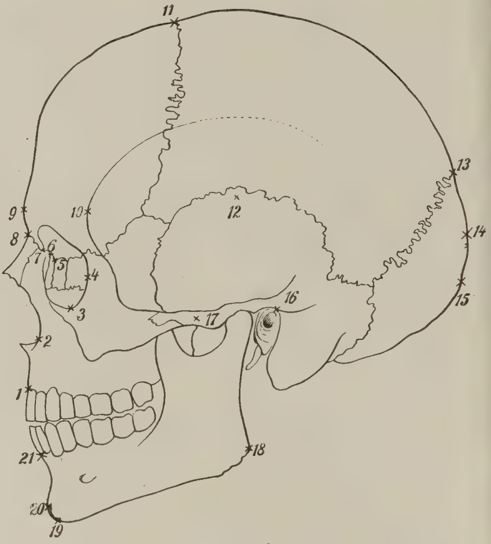
Die Schädelmeſſung gehört zum wichtigſten Beſtand der Raſſenkunde. Sie ſoll eingehender geſchildert werden. Wie hat man begrenzt: kurzſchädlig, langſchädlig, breitgeſichtig, ſchmalgeſichtig? — Das Verfahren der Meſſungen iſt am Knochenſchädel des Toten etwas anders als am Kopf des Lebenden. Gleich bleibt ſich aber bei Vergleichung der Maße die Einſtellung in eine gedachte ſenkrechte und eine gedachte wagrechte Ebene. In dieſe Ebene wird man zu Vergleichszwecken den Schädel (mittelſt eines ſog. Kraniophors) einſtellen. Die Kopfhaltung bei Einſtellung des Kopfes in dieſe Ebene entſpricht etwa der ungezwungenen, aufrechten Kopfhaltung eines geradeaus blickenden Menſchen, der ſeinen Kopf weder nach links noch nach rechts neigt, ſondern ohne Muskelanſtrengung im Gleichgewicht hält. Um den Kopf (z. B. auch bei

---

[1] Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 1914.



4 a



4 b

Abb. 4a. Schädel in Vorderanſicht mit Meßpunkten. Hiervon ſind in dieſem Buch erwähnt: 1. glabella, 2. nasion, 7. orbitale (rechts und links), 8. zygion (rechts und links), 10. euryon (rechts und links), 14. prosthion, 15. infradentale, 16. gnathion.

Abb. 4b. Derſelbe Schädel in Seitenanſicht mit Meßpunkten. Hiervon ſind in dieſem Buch erwähnt: 1. prosthion, 3. orbitale, 8. nasion, 9. glabella, 12. euryon, 14. opisthokranion, 16. porion, 17. zygion, 19. gnathion, 21. infradentale. (Nach Frizzi, Anthropologie.)

In Abb. 4b würde eine Gerade durch ×3 und ×16 die wagrechte Ohr-Augen-Ebene angeben.

Lichtbildaufnahmen) in die gewünſchte Haltung zu bringen, iſt darauf zu achten, daß drei Punkte in einer wagrechten Ebene liegen (in welcher bei Aufnahmen dann auch die Linſe des Apparates liegen muß): 1. Der tiefſte Punkt des unteren Augenhöhlenrandes des linken Auges (orbitale links), 2. ein Punkt am linken Ohr, der etwa am oberen Bogenende jenes Ohrknorpels liegt, mit dem man den äußeren Gehörgang zuſchließen kann (tragion links), 3. der entſprechende Punkt am rechten Ohr (tragion rechts). Am Knochenſchädel kann man entſprechend verfahren, nur müſſen dann ſtatt der beiden Punkte am Ohrknorpel die entſprechenden am Knochen gewählt werden: Es ſind die (porion rechts und porion links genannten) Punkte am Oberrand des äußeren Gehörgangs (porus acusticus externus), die ſenkrecht über der Mitte dieſes Ganges liegen.

Iſt ſo ein Kopf oder ein Schädel in die wagrechte Ohraugenebene, die ſog. deutſche Horizontale oder Frankfurter Horizontale, eingeſtellt, ſo iſt die zweite Maßebene, eine ſenkrechte Mittelſchnittebene (Medianſagittalebene) leicht hinzuzudenken. Sie teilt nämlich den Kopf oder den Schädel von vorn nach hinten in zwei gleiche Hälften; Unebenmäßigkeiten

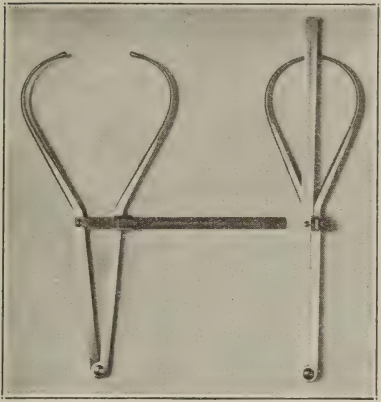


Abb. 5. Taſterzirkel,
geöffnet und geſchloſſen (S. 34)
(1/6 wirklicher Größe). (Martin.)

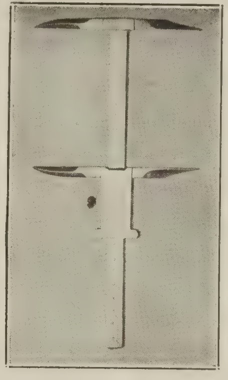


Abb. 6. Gleitzirkel (S. 35)
(1/6 wirklicher Größe).
(Martin).

(Die Meßinſtrumente werden hergeſtellt bei Alig und Baumgärtel, Aſchaffenburg.)

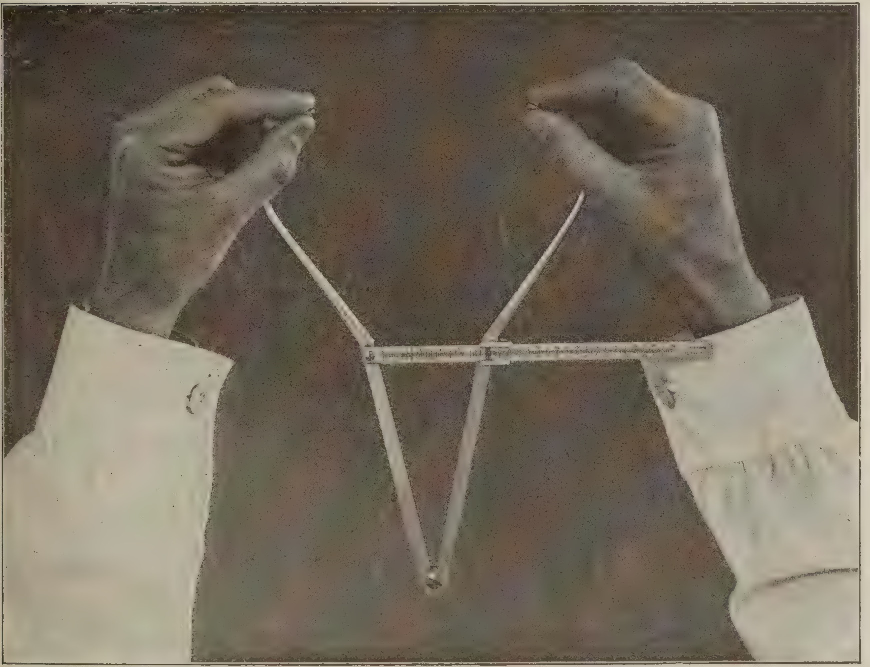


Abb. 7. Haltung des Taſterzirkels beim Meſſen (n. Martin, Lehrb. d. Anthropologie).

der Schädelhälften bleiben dabei unberückſichtigt. Ein Gefüge von Entfernungslinien, Flächen und Winkeln, die zur Meſſung dienen, erhalten nun alle ihre Beſtimmung durch dieſe beiden ſenkrecht aufeinanderſtehenden Ebenen, die durch den Schädel führen. Durch dieſe beiden Ebenen ergeben ſich: zwei Seitenanſichten, eine Geſichtsanſicht, eine Hinterhauptsanſicht, eine Oberanſicht (Scheitelanſicht), dazu am Schädel eine Unteranſicht (Schädelgrundanſicht) und bei wirklicher hälftiger Durchſägung eines Schädels zwei Innenanſichten.

In der ſenkrechten Mittelſchnittebene liegen nun zwei beſonders wichtige Meßpunkte, die Punkte, deren gradlinige Entfernung die größte Schädellänge angibt. Der vordere Meßpunkt zur Feſtſtellung der Schädellänge liegt auf dem Stirnnaſenwulſt (glabella), auf jenem Wulſt, der im unteren Teil der Stirne zwiſchen den Augenbrauen liegt. Der Punkt des Stirnnaſenwulſtes, der in der ſenkrechten Mittelſchnittebene am weiteſten nach vorn hinaus liegt, iſt der vordere Längenmeßpunkt. Der Punkt, der in der ſenkrechten Mittelſchnittebene am weiteſten nach hinten hinausragt, iſt der hintere Längenmeßpunkt (das opisthokranion). Dieſer hinterſte Punkt fällt faſt immer auf die Oberſchuppe des Hinterhauptbeins, ſeltener auf deſſen Höcker. Die geradlinige Entfernung des bezeichneten vorderen von dem bezeichneten hinteren Meßpunkt muß ſelbſtverſtändlich mit einem Taſterzirkel gemeſſen werden, der ausgebogene Schenkel hat. Auf dem Maßlineal des Taſterzirkels iſt dann die größte Schädellänge abzuleſen (Abb. 5 und 7).

Die größte Schädelbreite wird dargeſtellt durch die geradlinige Entfernung des an der rechten Schädelſeitenwand am weiteſten nach außen liegenden, alſo am weiteſten von der ſenkrechten Mittelſchnittebene entfernten Punktes (euryon rechts) von dem entſprechend ihm gegenüberliegenden Punkt der linken Seitenwand des Schädels (euryon links). Die beiden Punkte größter Breite müſſen ſo beſtimmt werden, daß ſie in der gleichen wagrechten Ebene liegen, alſo in gleicher Höhe und ſo, daß ihre gedachte geradlinige Verbindungslinie auf der ſenkrechten Mittelſchnittebene des Schädels einen rechten Winkel bildet. Die beiden Punkte größter Schädelbreite ſind bei einem kurzen, runden Schädel raſcher aufzufinden als bei einem langen, ſchmalen, da ſich die größte Breite beim runden kugligen Schädel viel deutlicher abtaſten läßt. Die größte Schädelbreite fällt bei allen Schädeln ſtets auf das Scheitelbein oder auf den oberen Abſchnitt der Schläfenbeinſchuppe.

Hat man nun auf ſolche Weiſe die größte Schädellänge und die größte Schädelbreite zahlenmäßig feſtgeſtellt, ſo ergibt das Verhältnis dieſer Zahlen die Längenbreitenzahl des Schädels (den Schädelindex). Die Formel für die Längenbreitenzahl des Schädels lautet:

$$\frac{\text{Größte Schädelbreite} \times 100}{\text{Größte Schädellänge}}$$

Man vervielfacht alſo die Zahl der größten Schädelbreite mit 100 und teilt das Ergebnis dann durch die Zahl der größten Schädellänge. Daraus ergibt ſich, daß die Längenbreitenzahl des Schädels um ſo größer iſt, je

„kürzer“ der Schädel, um ſo niedriger, je „länger“ der Schädel. Die Forſchung rechnet mit fünf Abſtufungen: überlangſchädlig (hyperdolichokephal), langſchädlig (dolichokephal), mittelſchädlig (mesokephal), kurzſchädlig (brachykephal) und überkurzſchädlig (hyperbrachykephal). Dieſes Buch kommt damit aus, drei Schädelformen zu unterſcheiden: Langſchädel, x — 74,9; Mittelſchädel, 75 — 79,9 und Kurzſchädel, 80 — x. (Dabei iſt allerdings zu bemerken, daß dieſe Einteilung ſich für außereuropäiſche Verhältniſſe beſſer zu eignen ſcheint als für europäiſche; indeſſen die Lehrbücher teilen ſo ein.)

Zu merken iſt, daß man die Maße, die an Schädeln gewonnen ſind, nicht unmittelbar mit denen vergleichen darf, die an Köpfen lebender Menſchen gewonnen ſind. Zur Vergleichung der am Schädel und der am Kopf gewonnenen Maße dient eine für das männliche und weibliche Geſchlecht je etwas verſchiedene Formel[1], nach der untenſtehende Darſtellung zur Umrechnung von Schädel- in Kopflängenbreitenzahlen entworfen iſt.

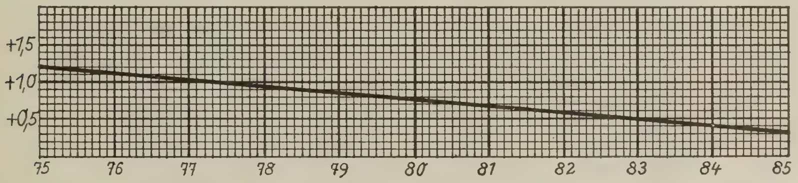


Abb. 8. Beziehung Schädelindex — Kopfindex.
(Czekanowskis Formel für männliches Geſchlecht, nach Struck dargeſtellt).

Der Schnittpunkt der über dem betr. Schädelindex (wagrechte Zahlenreihe) errichteten Senkrechten mit der ſchrägen Geraden ergibt — an der ſenkrechten Zahlenreihe links abgeleſen — durch Hinzuzählen der betr. Zahl zum Schädelindex den Kopfindex.

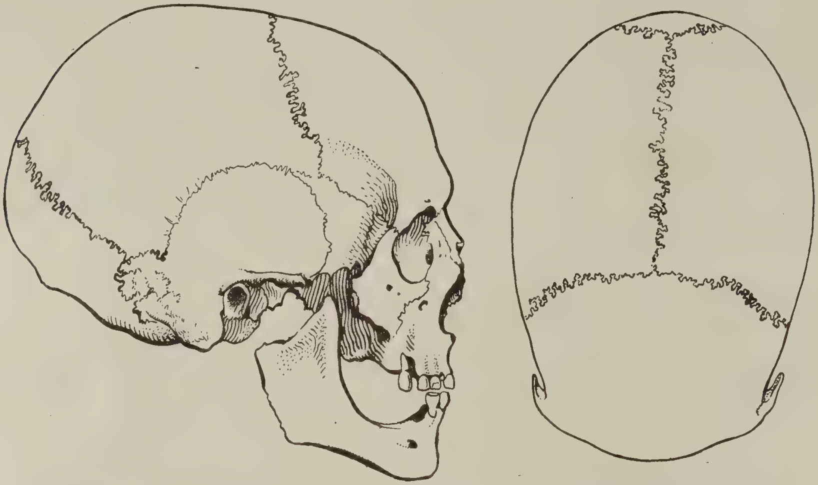
Ähnlich der Schädelform wird nun auch die Geſichtsform, die Längenbreitenzahl des Geſichts, zahlenmäßig beſtimmt. Die Formel lautet:

$$\frac{\text{Geſichtshöhe} \times 100}{\text{Jochbogenbreite}}$$

Die Geſichtshöhe iſt dargeſtellt durch die geradlinige Entfernung des Naſenwurzelpunktes (nasion) vom Kinnpunkt (gnathion), dem unterſten durchzutaſtenden Punkt des knochigen Kinns. Man mißt die Geſichtshöhe mit dem ſog. Gleitzirkel. Der Naſenwurzelpunkt — am Schädel der Punkt, in dem die ſenkrechte Mittelſchnittebene die Knochennaht zwiſchen Stirn- und Naſenbein (die sutura nasofrontalis) ſchneidet — liegt am Kopf nicht auf der am tiefſten eingeſattelten Stelle der Naſenwurzel, ſondern etwas höher, etwa in der Höhe der oberen Augenwimpern oder der inneren Haarenden der Augenbrauen. Die Knochennaht, auf der der Naſenwurzelpunkt in der Mittelſchnittebene liegt, iſt übrigens meiſtens leicht durchzutaſten und demnach der Punkt meiſtens leicht zu beſtimmen.

---

[1] Czekanowski, Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 6, 1907.



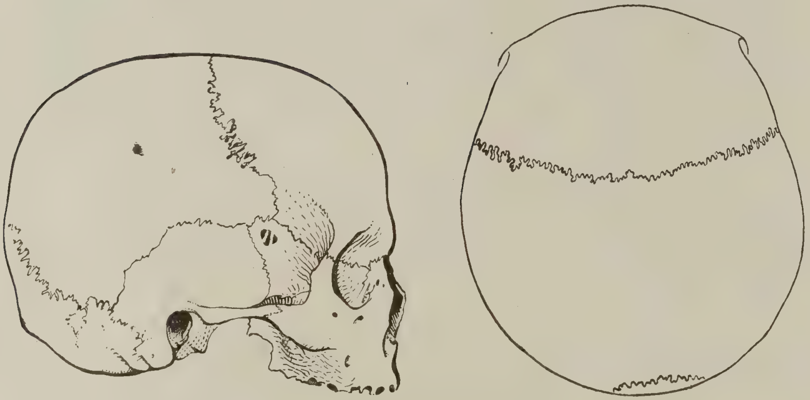


Abb. 9. oben: Langſchädel } in Seiten- und Scheitelanſicht.
Abb. 10. unten: Kurzſchädel }

Maßgebend für die Kennzeichnung „lang“ oder „kurz“ iſt die Scheitelanſicht (Oberanſicht): ſie zeigt, wie beim Langſchädel der Längsdurchmeſſer den Querdurchmeſſer bedeutend übertrifft, während beim Kurzſchädel der Querdurchmeſſer dem Längsdurchmeſſer näherkommt oder faſt gleichkommt. Die Längenbreitenzahl des Schädels (der Schädelinder) zeigt das Verhältnis des Querdurchmeſſers und Längsdurchmeſſers zueinander an, wobei das Quermaß in Prozenten des Längsmaßes ausgedrückt iſt: die Länge wird ſtets gleich 100 geſetzt. Die Angabe „Inder 83,2“ zeigt alſo einen Schädel (bzw. Kopf) an, deſſen größte Breite ſich zur größten Länge wie 83,2 zu 100 verhält. Der obere Schädel hat die Längenbreitenzahl 66,66; der untere 88,46.

(Der Langſchädel ſtammt aus einem alten Grab aus Vivis [Schweiz], der Kurzſchädel aus einem Beinhaus in Diſſentis [Schweiz]; beide befinden ſich im Muſeum zu Baſel; die Abbildungen nach Zeichnungen bei His-Rütimeyer, Crania helvetica.)

Der untere Meßpunkt der Geſichtshöhe, der Kinnpunkt (gnathion), liegt ſelbſtverſtändlich, da er ſich möglichſt mit dem Punkt am Schädel decken ſoll, weiter nach hinten als die vordere Hautbekleidung des Kinns.

Die Jochbogenbreite darf nicht verwechſelt werden mit der Jochbeinbreite. Die Jochbogenbreite iſt der größere äußere Abſtand der Jochbogen voneinander. Man mißt alſo mit dem Taſterzirkel nicht etwa unterhalb der Augen die Entfernung der Jochbeine voneinander, ſondern (von zygion rechts zu zygion links) die größte Entfernung der Jochbogen voneinander, deren weiteſte Ausbiegung wohl meiſtens gegen die Ohren zu liegt.

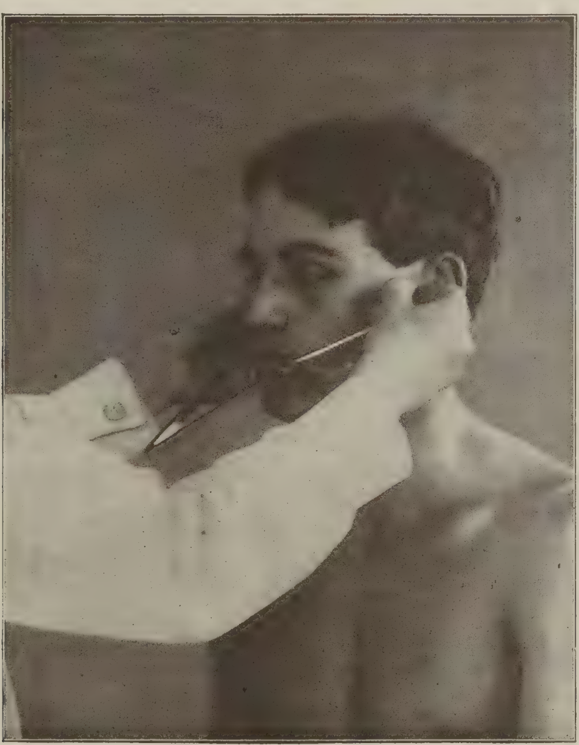


Abb. 11. Meſſung der Jochbogenbreite
(nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie).

Nun vervielfältigt man nach obiger Formel die Zahl der Entfernung Naſenwurzelpunkt—Kinnpunkt, d. h. alſo die Geſichtshöhe, mit 100 und teilt dann durch die Zahl der Jochbogenbreite. Es ergibt ſich, daß die Längenbreitenzahl des Geſichts (der Geſichtsindex) um ſo größer iſt, je ſchmaler das Geſicht, um ſo niedriger, je breiter das Geſicht. Für dieſes Buch genügt die Einteilung: breitgeſichtig x — 84,9, mittelgeſichtig 85 — 89,9, ſchmalgeſichtig 90 — x.

Der Obergeſichtswinkel (Profilwinkel) iſt der Winkel, der in der ſenkrechten Mittelſchnittebene gebildet wird durch die Ohraugenebene und eine Gerade, welche den Naſenwurzelpunkt verbindet mit jenem (prosthion genannten) Punkt des Oberkiefers, der zwiſchen den beiden vorderen Schneidezähnen am weiteſten nach vorn hinausliegt. Iſt der beſchriebene Winkel kleiner als 80 Grad, ſo zeigt er Vorkiefrigkeit (Prognathie)[1] an, d. h. ſchief nach vorn ſtehende Kiefer, die dem Mund etwas Schnauzenähnliches geben: Auſtralier, Papua und Kamerunneger ſind die vorkiefrigſten Gruppen. Iſt der Winkel größer als 85 Grad, ſo zeigt er Geradkiefrigkeit (Orthognathie) an. Zwiſchen 80 Grad und 84,9 Grad liegen die Winkel, die Mittelkiefrigkeit (Meſognathie) anzeigen.

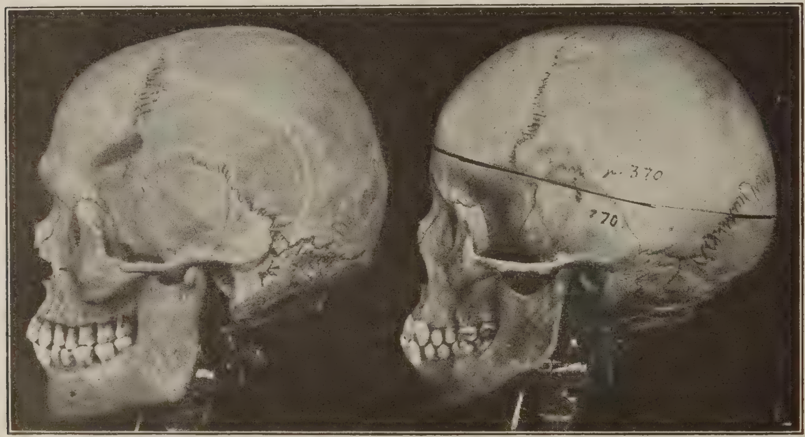


Abb. 12. Mittelkiefrigkeit (Meſognathie). Sch: 82,8; G: 84,4; Geſichtswinkel: $82^{1}/_{2}$°. Schädel eines Portugieſen. Die Kieferſtellung und die ſtarken Überaugenwülſte laſſen einen Einſchlag aus einer indiſch-auſtraliſchen Raſſenmiſchung (in dem port. Goa, Indien) vermuten.

Abb. 13. Mittelkiefrigkeit (Meſognathie). Schädel eines 16jährigen Sachſen. (Selbſtmörder.) Sch: 81,2; G: 94,9; Geſichtswinkel: 81°. Negeriſcher Einſchlag? Pathologiſche Kieferſtellung?

(Aus der Schädelſammlung der Sammlungen für Tier- und Völkerkunde, Dresden, Anthrop. Abt.)

Der Geſichtswinkel ſpielt bei Betrachtung der europäiſchen Raſſen keine Rolle, da dieſe in bezug auf dieſes Merkmal keine nennenswerten Unterſchiede zeigen. Hier iſt der Geſichtswinkel mehr als ein Beiſpiel für die vielen Winkelmaße angeführt worden, welche bei Schädelmeſſungen abgenommen werden können, als ein weiteres Beiſpiel für das Verfahren der menſchenkundlichen Forſchung.

Solcher Winkelmaße und Verhältniszahlen gibt es nun noch eine beträchtliche Anzahl. Der ganze Schädel wird berechnet mit Entfernungen, mit Winkelmaßen, mit Bogenmaßen, bis er allein aus dieſen Maßen geradezu nachzubilden iſt. Für die Zwecke dieſes Buches genügen die bisherigen Angaben, die zugleich einen, vielleicht nicht ſehr genauen und ſicherlich geringen, aber doch vielleicht das Kennzeichnende andeutenden Einblick in das Verfahren der vergleichenden Menſchenkunde geben.[1]

---

[1] Es gibt auch eine ſogen. pathologiſche Prognathie, alſo Vorkiefrigkeit als Anzeichen einer krankhaften Anlage (vgl. Abb. 13) und nicht als raſſiſches Merkmal.

Genau eingeteilt werden auch die *Haar- und Augenfarben*. Dazu hat der Forſcher eine Haarfarbentafel und eine Augenfarbentafel. Zur Feſtſtellung des *Haargeſpinſtes* (der Textur) dient eine Abſtufung, die vom ſtraffen Haar über das ſchlichte, wellige, lockige, gekräuſelte und krauſe Haar zum ſchraubenförmigen (ſpiraligen) Haargeſpinſt führt. Mittelſt all ſolcher Feſtſtellungen kann daher ein Körper ſchließlich eindeutig beſchrieben werden. Die wenigen, hier angeführten Maße genügen zum Verſtändnis des folgenden. Wo ergänzende Bemerkungen nötig ſind, werden ſie an ihrer Stelle eingefügt.

5. Die körperlichen Merkmale der nordiſchen Raſſe.

Bei den Bilderklärungen bedeutet K (oder Sch): Längenbreitenzahl des Kopfes (oder Schädels) (Kopfindex, Schädelindex); G: Längenbreitenzahl des Geſichts (Geſichtsindex); A: Augenfarbe; H: Haarfarbe. Farbbezeichnungen ſind aber nur angegeben, wo das Bild die wirklichen Farben nicht erkennen läßt. Weibliche Schädel ſind als ſolche gekennzeichnet. Bei Bildern *von Lebenden* iſt der Name nur angegeben, wenn es ſich um einen durch andere Abbildungen ſchon ziemlich bekannten Dargeſtellten handelt.

Für alle Bilder, insbeſondere für die ohne Angaben der Längenbreitenzahlen, gilt, daß die ihnen beigegebene Raſſenbezeichnung ſich nur auf die auf dem Bild ſichtbaren Züge bezieht. Die Bilder ſollen weniger Ausſagen über den betr. Dargeſtellten ſein, als *Beiſpiele zur Kennzeichnung der Raſſenmerkmale*!

(Über die Gewinnung neuer Bilder für dieſes Buch ſiehe Vorwort zur 3. Aufl.)

Die *Geſtalt*: Die nordiſche Raſſe iſt hoch und ſchlank gewachſen; ihre Körperhöhe beträgt beim Mann im Mittel etwa 1,76—1,80 m, doch ſind Männer bis zu 1,90 m nicht allzu ſelten. Zu der hohen Geſtalt tragen vor allem die hohen Beine bei. Indeſſen von einer Überhöhe der Beine, wie ſie z. B. für die Obernilneger bezeichnend iſt, kann man bei der nordiſchen Raſſe nicht reden. Sie nimmt in bezug auf das Verhältnis der Beinlänge zur ganzen Körperhöhe gerade die Mitte ein zwiſchen den Mongoliden, bei denen die Unterlänge der Beine, und gewiſſen langwüchſigen Tropenſtämmen, bei denen die Überlänge der Beine herrſchend iſt. Das Wachstum der nordiſchen Raſſe dauert entſprechend ihrer ſpäteren Reife am längſten an und kann noch zwiſchen dem 20. und 25. Lebensjahr beträchtlich ſein. Der Wachstumsabſchluß in Süditalien iſt früher als der in Norditalien, die Höhenzunahme zwiſchen dem 20. und 25. Lebensjahr iſt in Baden geringer als in Schweden. Der geringere oder größere Gehalt der nordiſchen Raſſe ſcheint ſich in dieſen Tatſachen zu zeigen. Man hat einen Zuſammenhang feſtgeſtellt zwiſchen dem Eintreten der Geſchlechtsreife und dem Abſchluß des Wachstums, vor allem des Wachstums der Beine. (Krankhafte Erſcheinungen wie der ſog. eunuchoide Hochwuchs weiſen auf einen ſolchen Zuſammenhang hin.) So wird man die ſpäte Geſchlechtsreife der nordiſchen Raſſe und ihren hohen Wuchs, zu dem vor allem die hohen Beine beitragen, jedenfalls in einen Zuſammenhang bringen. Wie die nordiſche Raſſe ſpäter reift und ſpäter erwachſen iſt, ſo tritt auch der Alterszerfall, beſonders der Alterszerfall beim weiblichen Geſchlecht, bei ihr ſpäter ein.

---

[1] Entnommen ſind die Angaben dem hervorragenden „Lehrbuch der Anthropologie“ (1914) von Martin, auf das hier für jeden, der in dieſe Wiſſenſchaft weiter eindringen will, verwieſen werden muß und dem auch das in der „Sammlung Göſchen“ erſchienene Bändchen „Anthropologie“ (1921) von Frizzi folgt. Neuerdings ſtellt ſich dem Martinſchen Lehrbuch, dieſes in manchem wertvoll ergänzend, zur Seite: „Technik und Methoden der phyſiſchen Anthropologie“ von Molliſon (in dem Band „Anthropologie“ der Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

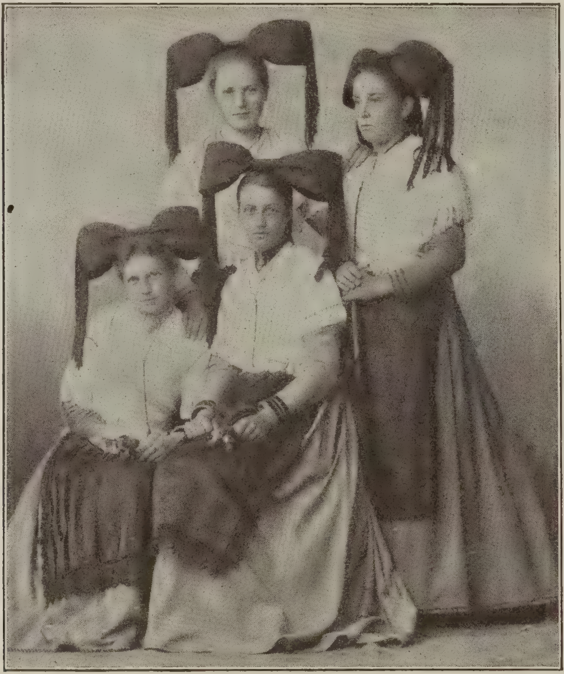


Abb. 14. Drei vorwiegend nordiſche Markgräflerinnen (ſüdl. Baden, Rheinebene); die vierte (die ſtehende rechts) oſtiſch-nordiſch. (Aufn.: Röbcke, Freibg. i. B.)

An der hohen Geſtalt des nordiſchen Menſchen fallen beim Mann die breiten Schultern und die ſchmalen Hüften auf, Eigenſchaften, die von der engliſch-amerikaniſchen Herrenmode oft unterſtrichen werden. Die Schlankheit der männlichen Hüften wird noch beſonders betont durch ein für die nordiſche Raſſe ſehr bezeichnendes Merkmal: die ſog. antike

Beckenfalte, jenen Muskelwulſt, der, erſt als Weichenwulſt, dann als Leiſtenfurche, vom Rücken her über die Hüfte nach vorn hinunter zieht und deſſen raſſiſche Eigenart in der griechiſchen Kunſt mit Vorliebe dargeſtellt wurde. Der Speerträger (Doryphoros) des Polyklet zeigt die Beckenfalte in ſtärkſter Ausbildung.

Den raſſiſchen Zug der Schlankheit zeigt auch der Wuchs des nordiſchen Weibes, obwohl die weiblichen Züge des Körpers: die ſchmäleren Schultern und die breiteren Hüften bei der nordiſchen Raſſe im weiblichen Geſchlecht deutlich ausgeſtaltet ſind. Man kann vielleicht ſagen, daß keine Raſſe im Geſichtsausdruck wie im ganzen Wuchs das männliche und das weibliche Weſen ſo klar ausdrückt wie die nordiſche. Für das Weib nordiſcher Raſſe iſt beſonders bezeichnend der volle Schenkel, die volle, halbkuglige Bruſt; aber all die erwähnten Eigenſchaften vermögen den Eindruck der Schlankheit nicht zu mindern. In der nordiſchen Raſſe kommen die ſog. falſchen Mageren vor, d. h. Frauen, die in Kleidung mager erſcheinen, dabei aber weiblich voll geſtaltet ſind. Selbſt die etwas übermäßige Körperfülle jener vorwiegend nordiſchen Frauen, die Rubens gemalt hat, nimmt auch dieſen nicht ganz den Ausdruck der Schlankheit.

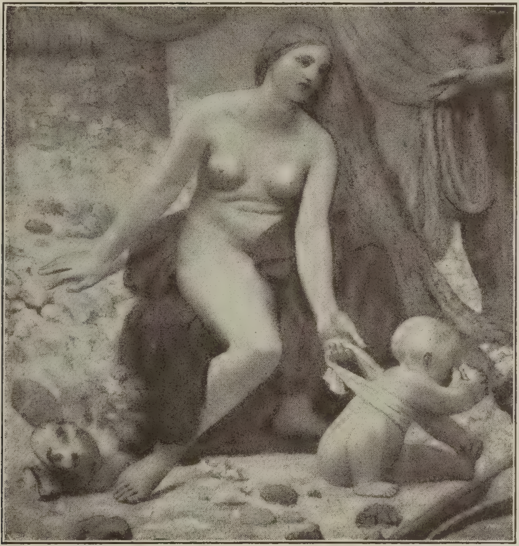


Abb. 15. Mutter mit Kind, (vorwiegend) nordiſch.
(Ausſchnitt aus dem Gemälde „Die Fiſcherfamilie“ von Puvis de Chavannes).

In allen Einzelheiten des Bildes wiederholt ſich nun dieſer Zug eines ſchlanken, dabei kräftigen Körpers. Der Hals iſt ſchlank und wirkt beſonders frei und leicht; die Hände ſind zwar im Vergleich zu den Raſſen der Erde mittelbreit, eine Umrißlinie aber über die Spitzen der

Finger hinweg gibt einen zugeſpitzten Umriß. Das gleiche gilt für die Füße; die einzelnen Finger und Zehen wirken ſchlank. Der Oberſchenkel wirkt hoch, obwohl er meiſtens voll iſt, der Unterſchenkel ebenſo, trotzdem die Wade gut ausgebildet und wohlgeſchwungen iſt. Im männlichen Geſchlecht ſcheinen jedoch bei der nordiſchen Raſſe auch häufiger ſehr ſchlanke, hagere Schenkel vorzukommen. Die Fußwölbung ſcheint unter den europäiſchen Raſſen bei der nordiſchen Raſſe am höchſten zu ſein.

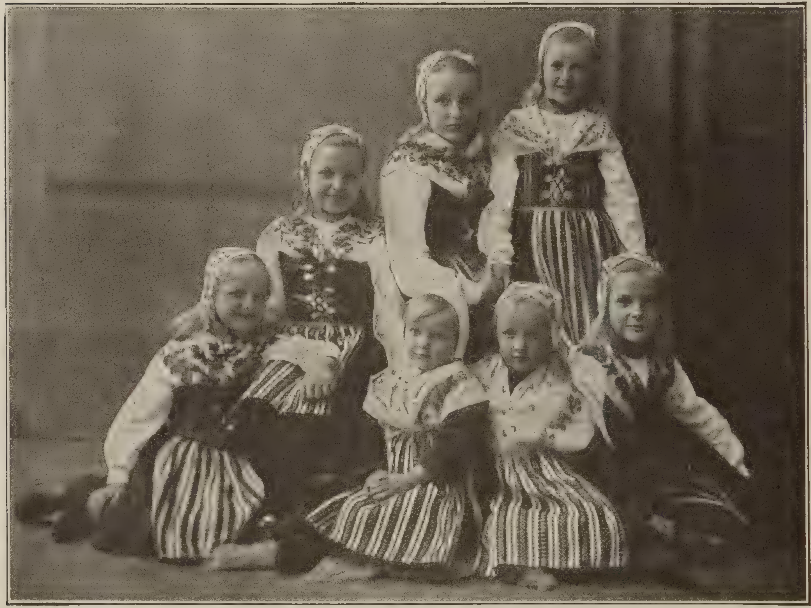


Abb. 16. Schweden. Sieben Schweſtern, nordiſch oder vorwiegend nordiſch. (Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg, Upsala.)

Im Verhältnis zur Körperhöhe bietet die Armlänge das gleiche Bild wie die Beinlänge: die nordiſche Raſſe iſt weder ſo kurzarmig wie die Mongoliden, noch ſo langarmig wie die Negriden. Wie bei allen Raſſen iſt die Armlänge des weiblichen Geſchlechts verhältnismäßig geringer, wie bei allen Raſſen der weibliche Unterarm verhältnismäßig kürzer als der männliche. Im Verhältnis zur Körperhöhe der nordiſchen Raſſe iſt ihre Körperfülle eher geringer als die anderer Raſſen. Die Körperfülle des Weibes iſt wie bei allen Raſſen etwas größer.

Einem künſtleriſchen Blick würde bei der Geſtalt der nordiſchen Raſſe, vor allem der des nordiſchen Mannes, wohl auffallen — und beſonders gegenüber der oſtiſchen Raſſe auffallen — eine gewiſſe Freiheit, die jedem einzelnen Teil des Körpers, ja jedem einzelnen Muskel eigen iſt, als ob jeder einzelne Zug, indem er doch zugleich zu einer klaren Einheit des ganzen Körpers beiträgt, gleichſam ſein beſonderes Geſtaltungsgeſetz beſonders ausdrücken wolle. So entſteht ein Eindruck

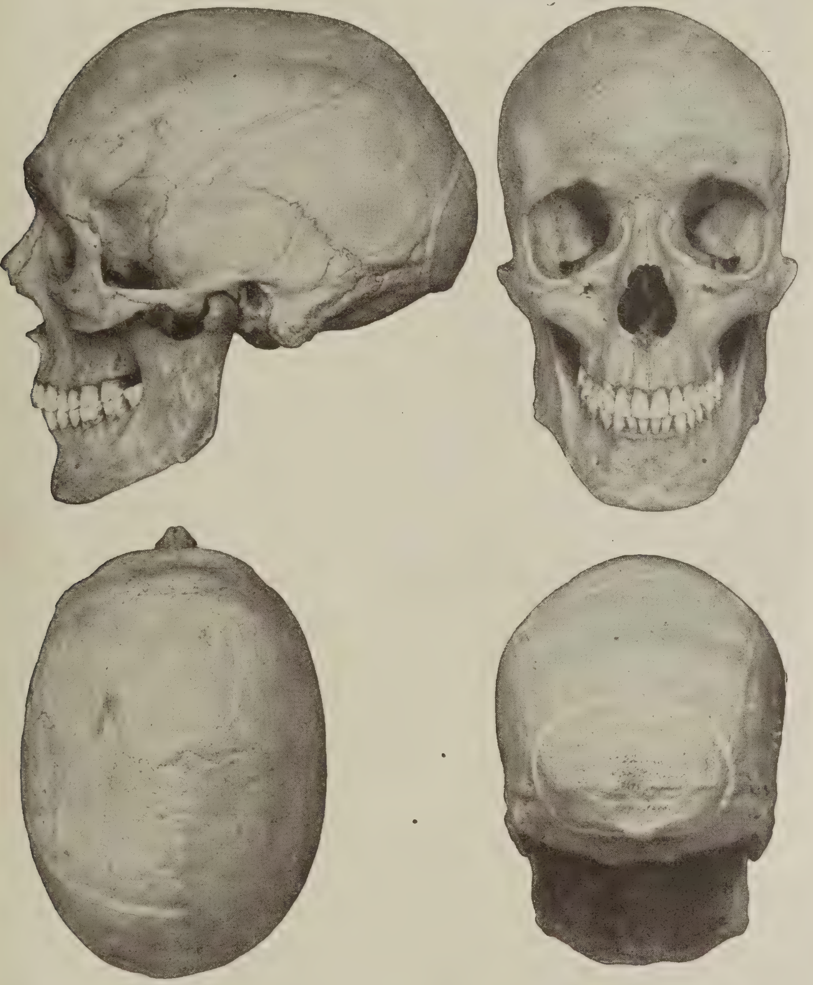


Abb. 17. Nordiſcher Schädel in Seiten-, Vorder-, Scheitel- und Hinterhauptsanſicht. Sch: 70; G: 96,4. (Aus der Schädelſammlung der Sammlungen für Tier- und Völkerkunde, Dresden, Anthropologiſche Abteilung.) Vgl. den nordiſchen Schädel Abb. 9, S. 36.

beherrſchter Freiheit und ſo ſchließlich, da wo das nordiſche Raſſenbild ſich am ſchönſten zeigt, der Eindruck adligen Wuchſes. Die geſtraffte, ſoldatiſche und turneriſche Haltung „Bruſt heraus, Bauch hinein“ ſcheint weſentlich nordraſſiſch zu ſein; wenigſtens habe ich bis jetzt bei oſtraſſiſchen Menſchen einen Widerwillen gegen dieſe Art geſtraffter Körperhaltung äußern hören. Sehr gut finden ſich nordiſche Körper in ihren Wuchsverhältniſſen dargeſtellt in der Malerei des Franzoſen Puvis des Chavannes, eines Burgunders 1).

Der Schädel: Die Schlankheit des Körpers wiederholt ſich in der Geſtaltung des Schädels. Die nordiſche Raſſe iſt langſchädlig und ſchmalgeſichtig. Das Mittel der Längenbreitenzahl des nordiſchen Kopfes wird etwa 74 ſein. Die Breite des nordiſchen Kopfes verhält ſich alſo zur Länge etwa wie 3:4. Manche Forſcher laſſen für die nordiſche Raſſe am Lebenden auch eine Längenbreitenzahl bis 77,9 gelten, Deniker ſogar — was jedoch ſicher nicht angängig iſt — bis 79. Man wird jedenfalls ſagen können, daß die Langſchädligkeit der nordiſchen Raſſe ſich näher an den Zahlen der Mittelſchädligkeit bewegt als etwa an den Zahlen für die ſehr langſchädligen Raſſen gewiſſer Neger oder Eskimo. Die Breite des nordiſchen Geſichts verhält ſich zur Länge etwa wie 10:9, oft aber iſt die Länge auch bedeutender und dann das Verhältnis wie

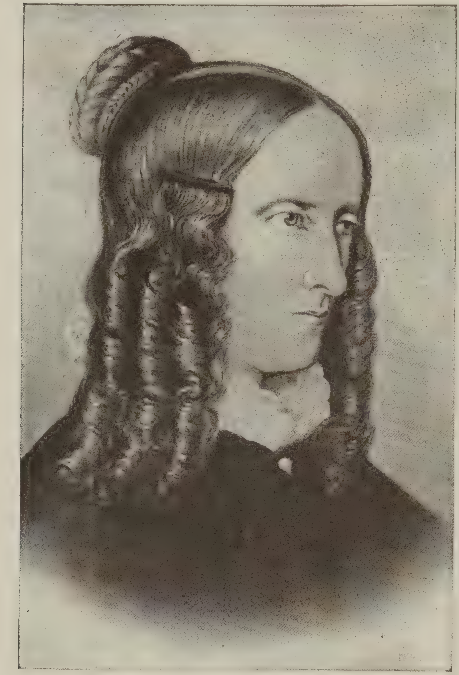


Abb. 18. Aus weſtfäliſchem Adel. *Nordiſch.*
Annette v. Droſte-Hülshoff.

---

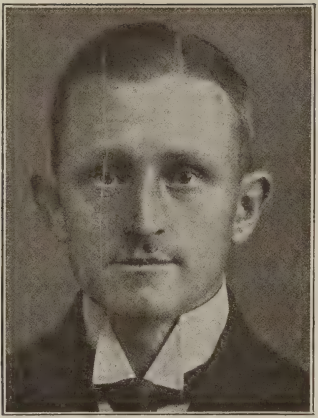
1) Wenn europäiſche Künſtler nach dem „Kanon" des Menſchen, nach einer „Idealgeſtalt", ſuchen, wenn „der ſchöne Menſch" dargeſtellt werden ſoll, ſo nähert ſich das bei ſolcher Bemühung gefundene Menſchenbild immer der nordiſchen Raſſe oder trifft mit dieſer überein. Dem Bilde des „ſchönen" Menſchen, der nach dem ſog. goldenen Schnitt gebaut ſein ſoll, entſpricht auch nur der nordiſche Menſch — jedoch nur für den Geſchmack nordiſch-bedingter (von nordiſchen Oberſchichten geführter) Völker. Die Vermutung Lenzens (Menſchliche Erblichkeitslehre 1923), daß ein beſonderer Formſinn innerhalb der nordiſchen und weſtiſchen Raſſe „auf dem Wege der Züchtung durch geſchlechtliche Wahl" einen Einfluß auf die Heranbildung der Geſtaltung dieſer Raſſen gehabt habe, ſcheint mir zwar einen Kern von Richtigkeit zu enthalten; wenn aber Lenz bei der mongoliſchen und vorderaſiatiſchen Raſſe keine Geſtalten erkennen will, die ſich als „Ideal für Bildhauer" eignen, ſo mißt er dieſe Raſſen mit einem bei ihnen nicht anwendbaren Maßſtab. Wahrſcheinlich empfindet der Menſch mongoliſcher Raſſe einen Menſchen nordiſcher Raſſe als untauglich für ein Bild des Schönen. Wie unangenehm oder lächerlich oſtaſiatiſche Zeichner den Nordeuropäer empfinden, zeigt ſich auf deren Spottdarſtellungen von Deutſchen oder Engländern. *Jeder Raſſe kommt ihr arteigenes Schönheitsbild zu.*

10:10. Man wird ſagen können, daß die Längenbreitenzahl des nordiſchen Geſichts von 90 aufwärts liegt. Durch dieſe Langſchädligkeit verbunden mit dieſer Schmalgeſichtigkeit ſtellt ſich eine Kopfform dar, die, roh geſprochen, in eine Quaderform eingeſchloſſen werden könnte. Bei nordiſchen Männern, die kurzes Haar tragen oder ſchon kahl ſind, fällt dieſe Form beſonders auf bei Wendungen des Kopfes. Während ſich bei runden und kurzen Köpfen bei einer Kopfwendung eigentlich keine Geſtaltänderung bietet — eine Kugel bietet ja von allen Seiten immer den gleichen Anblick — fallen bei einem ſich wendenden nordiſchen Kopf die beiden, oft faſt gleichläufigen (parallelen) langen Seitenflächen beſonders auf (Abb. 22). Teilt man den Kopf in der Seitenanſicht ſenkrecht in zwei Abſchnitte: in einen Abſchnitt vor den Ohren, d. h. vor der Mitte des Gehörganges (den praeauricularen), und in einen Abſchnitt hinter den Ohren, d. h. hinter der Mitte des Gehörgangs (den postauricularen), ſo bemerkt man, daß zu der Längenentwicklung des nordiſchen Kopfes der Abſchnitt hinter den Ohren weſentlich beiträgt. Der Abſchnitt hinter den Ohren iſt gerade ſo lang und manchmal noch länger als der Abſchnitt vor den Ohren. Das Hinterhaupt iſt bisweilen kuglig, bisweilen wie ein Pyramidenſtumpf gebildet und lädt weit über den Nacken nach hinten aus. Bei einem aufrecht an einer Wand ſtehenden langſchädligen Menſchen, der ſeinen Kopf in der Ohraugenebene hält, berührt der Hinterkopf gerade die Wand. Bei einem geradeſo ſtehenden kurzköpfigen Menſchen bleibt zwiſchen Hinterkopf und Wand ein Zwiſchenraum. Beſonders beachtlich iſt am nordiſchen Schädel die verhältnismäßig geringe Höhe des Abſchnitts hinter den Ohren. Man kann von einer Flachſchädligkeit der nordiſchen Raſſe ſprechen. Der nordiſchen (und der dinariſchen) Raſſe iſt ferner eigen die ſtarke Ausprägung des Hinterhauptshöckers (protuberantia occipitalis externa). Dieſer Höcker, den die ſenkrechte Mittelſchnittebene etwa hälftig ſchneidet, iſt bei der nordiſchen Raſſe bei Kahlköpfen oft äußerlich ſichtbar, immer aber ſehr deutlich durchzutaſten gerade über der Stelle des Hinterhauptbeins, an der die Nackenmuskeln anſetzen.

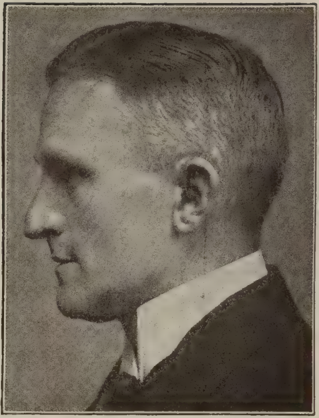
Die Teile des nordiſchen Geſichts in der Seitenanſicht ſind jeder für ſich klar ausgebildet. Die Stirn weicht zurück, ſie iſt beim Mann mehr flächig zurückgeneigt, beim Weib mehr zurückgewölbt. (Abb. 18.) Die Augen liegen zurück. Die Naſe ſpringt mehr oder weniger vor, oben mit hoher Naſenwurzel entſpringend, unten meiſt in wagrechter Richtung abſchließend. Die Kiefer und ebenſo die Zähne ſtehen faſt ſenkrecht, in einigen Fällen ein wenig nach vorn, nie aber ſo ſchief nach vorn, daß eine Neigung zu ſchnauzenartiger Mundbildung entſtünde. Das Kinn iſt beſonders ſcharf ausgeſprochen. So entſteht ein klarer, bisweilen ſehr ſcharfer Geſichtsſchnitt. Durch das dreimalige Vorſpringen des Geſichtsſchnitts in Stirne, Naſe und Kinn entſteht der Eindruck des Angriffsluſtigen.

In der Vorderanſicht fällt im Langrund des Geſichtes vor allem die ſchmale Stirn, die wenig gebogenen Brauen, die länglich eingebetteten Augen, der ſchmale Naſenrücken, das ſchmale, eckig abgeſetzte Kinn auf.

19a

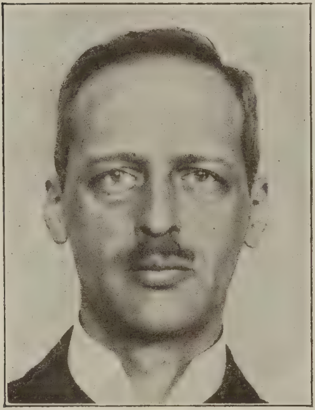


19

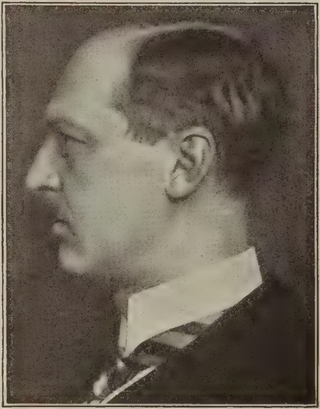


19a, b. Dresden (aber frieſiſch-hannöverſcher Abſtammung). K: 73,18; G: 89,66.
(Naſe nicht bezeichnend gebogen; ſeltenere Naſenform.)

20a

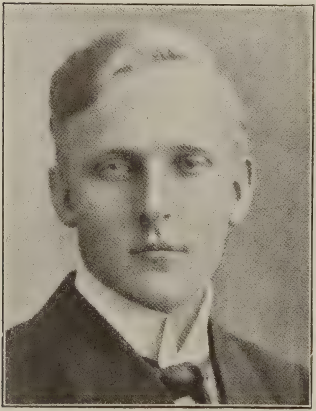


20



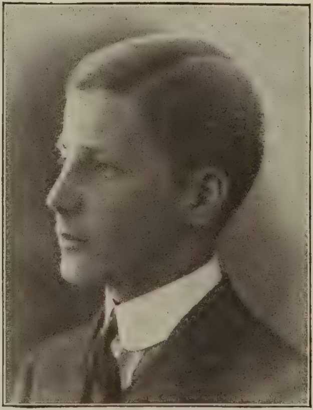
20a, b. Aus baltiſch-pommerſchem Adel. K: 74,88; G: 94,96. (Lippen zu breit.)

21



21. Schweden.
Aus Lundborg „Svenska Folketyper“.

22



22. Norwegen.
(Jugendbild eines Tonkünſtlers.)

Nordiſch.

Zu dieſen allgemeineren Eindrücken trägt die Geſtaltung der einzelnen Züge des Knochenſchädels und der Weichteile bei. Die zurückgeneigte Stirn der nordiſchen Raſſe iſt gekennzeichnet durch die ſtarke oder wenigſtens deutlich zu ertaſtende Ausbildung der Überaugenwülſte (arcus superciliares) und des Stirnnaſenwulſtes (glabella). Die Überaugenwülſte ſind äußerlich am Kopf des Lebenden nur bei näherem Hinſehen bemerkbar; deutlicher werden ſie bei beſonderem Einfallen des Lichts, indem die Überaugenwülſte dann Abſchattungen auf der Stirne hervorrufen. Sehr deutlich aber ſind die Wülſte zu ertaſten, die ungefähr gleichlaufend mit den Brauen, nach außen hin mehr nach oben ſich von den Brauen entfernend, etwas über dieſen hervorragen. Sehr deutlich iſt auch der Stirnnaſenwulſt über der Naſenwurzel zwiſchen den Brauen zu ertaſten. In ihn verlaufen nach der unteren Stirnmitte die Überaugenwülſte. Beide Wulſtungen ſind beim weiblichen Geſchlecht der Nordraſſe geringer ausgebildet. In ihrer mittleren Höhe ſcheint die nordiſche Stirn oft beſonders ſchmal, wie leicht eingeſchnürt, zu ſein. Sie biegt ſich ziemlich unvermittelt und kantig zur Längsrichtung des Schädels nach hinten. Die Augenbrauen ſind zumeiſt wenig hinaufgebogen und nähern ſich meiſt einer geraden Linie. Das Auge liegt in länglicher Höhlung. Bedingt ſind dieſe Züge durch den Knochenbau der Augenhöhle. Die Augenhöhle der nordiſchen Raſſe bildet ein Langrund oder ein längliches Viereck mit abgeſtumpften Ecken.

Sehr wichtig für den Ausdruck des Geſichts ſind die Backenknochen, die Jochbeine. Sie fallen bei der nordiſchen Raſſe deshalb nicht ins Auge, weil ſie nach den Seiten gewendet ſind und faſt ſenkrecht ſtehen. Dieſe Bildung der Jochbeine und dazu die geringe Jochbogenbreite bedingen hauptſächlich die Schmalheit des nordiſchen Geſichts. Kennzeichnend allein für die Nordraſſe ſcheint eine geringe wulſtartige Erhöhung des Jochbeins zu ſein, die ſich über die Mitte der Wangenplatte des Jochbeins hinauswölbt und beim Abtaſten der Wangenplatte meiſt gerade noch durchzufühlen iſt.

Zum Geſichtsſchnitt der einzelnen Raſſen trägt beſonders die Form der Naſe bei. Sie iſt bei der nordiſchen Raſſe hochgebaut, ſchmal, beginnt oben mit hoher Naſenwurzel, ſo daß ſie manchmal keine ſichtbare obere Grenze gegen die Stirn hat („griechiſche Naſe“). Sie iſt in der Seitenanſicht bald gerade, bald nach außen gebogen. Sehr ſtark nach außen ſpringende und ſehr gebogene Naſen ſind innerhalb der Nordraſſe nicht häufig. Iſt die nordiſche Naſe gebogen, ſo beſchreibt ſie meiſtens einen kühnen und in ſeiner Biegung faſt gleichbleibenden Bogen (Abb. Wellington, 19. Abſchn.). Im Alter ſenkt ſich die Naſenſpitze nach unten. Dann können herausſpringende nordiſche Naſen etwas dinariſches bekommen (Abb. 34). Die Naſenlänge (Naſenhöhe) iſt im Verhältnis zu den anderen Geſichtsabſchnitten bei der nordiſchen (und dinariſchen) Raſſe am größten, geringer bei der Weſtraſſe, am geringſten bei der Oſtraſſe. Die Naſenlöcher ſind in ihrer Längsrichtung von der Seite geſehen nahezu wagrecht eingeſtellt. Ihre ſchmalen, anliegenden Flügel ſitzen auf ſchmaler Lochfläche. Bei zurückgelegtem Kopf ſieht man, daß die Naſenlöcher in ihrer Längsrichtung einen ſpitzen Winkel gegeneinander bilden. So entwickelt ſich die nordiſche Naſe oder der breiteren, ſtumpfen Kindheitsform (Abb. 23) und gewinnt ihre ſchließliche Geſtalt etwa im 25. Lebensjahr. Bei allen Raſſen iſt die Naſe des Weibes verhältnismäßig breiter und im ganzen maßvoller als die des Mannes. Die Naſe des Weibes macht einen weicheren Eindruck; die Weichteile ſprechen mehr mit als beim Mann, bei dem der Knochenbau der Naſe die weſentlichen Züge bedingt. Auch dieſe Geſchlechtsunterſchiede der Naſenform ſcheinen bei der nordiſchen Raſſe am deutlichſten zu ſein. Häufig iſt bei der Nordraſſe vor allem im männlichen Geſchlecht eine Naſenform, die in der Seitenanſicht im ganzen einen geraden Verlauf zeigt, dabei aber eine leichte wellige Naſenlinie. Die Naſe beſchreibt in ihrer oberen Hälfte einmal einen kleinen Bogen nach außen, „einen kleinen Höcker an der Knorpelknochengrenze“ 1). (Abb. 24 und 25.) Die ſehr kühn nach außen ſpringenden Naſen der nordiſchen Raſſe ſind meiſt auch beſonders gratig ſchmal.

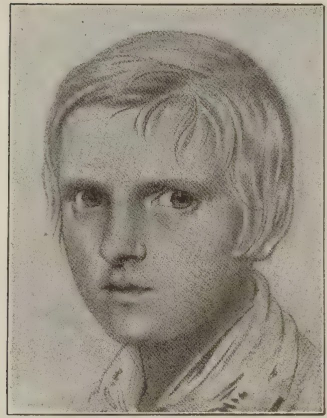


Abb. 23. Nordiſches Knabengeſicht (Gerhard v. Kügelgen).

Die Schmalheit des nordiſchen Geſichts ſoll auch eine ſtärkere Krümmung der Hornhaut des Auges bedingen, ſie bedingt die ſchmalen Kiefer

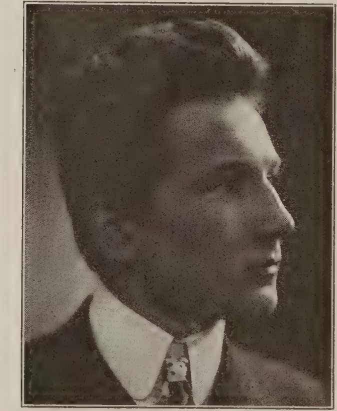


Abb. 24. Nordiſche Naſenform mit dem Höcker an der Knorpelknochengrenze (vgl. auch Abb. 51). Vater badiſch, Mutter bayriſch.

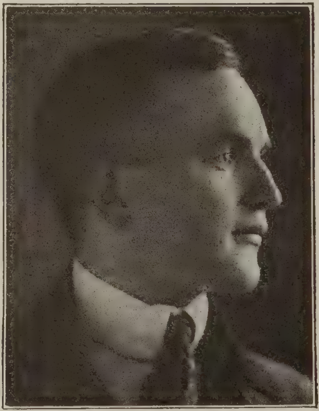


Abb. 25. Nordiſche Naſenform mit dem Höcker an der Knorpelknochengrenze. (Naſe etwas zu kurz) K: 77,8, G: 86,70. Aus ſchleſiſchem Adel, 18 jährig.

---

1) Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene, Bd. 1, 1923.

und bedingt es vor allem, daß die Zähne gedrängt ſtehen und daß die Eckzähne im Zahnbogen eine ziemlich ſcharfe Ecke bilden. Wie die Stirn wenden ſich die Kiefer ziemlich unvermittelt in die Längsrichtung des Schädels um. Ein bezeichnender nordiſcher Zug iſt die beſonders kräftige Ausbildung der beiden großen und langen vorderen Schneidezähne.

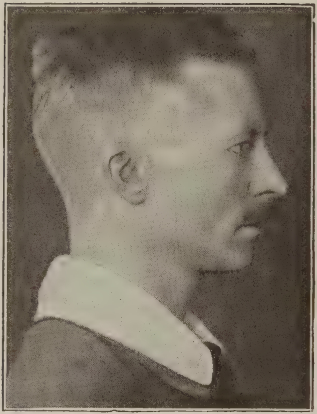
Die Weichteile: Sie lagern ſich im nordiſchen Geſicht ſo auf, daß der Eindruck des Schmalen, den der Knochenbau hervorruft, nicht gemindert wird. Henke[1] findet eine Verſchiedenheit der Langköpfe und der (oſtiſchen) Kurzköpfe darin, „daß bei den erſteren die ganze Bedeckung des Kopfes und des Körpers überhaupt mit Fleiſch, Fett und äußerer Haut im allgemeinen ſtraffer und magerer iſt, bei letzteren mehr Fülle und Weichheit zeigt; dadurch wird denn auch bei den einen der Eindruck des länglichen Geſichtes, mit mehr gradlinigen Umriſſen, bei den andern der einer mehr abgerundeten Geſtalt, wie er ſich aus den Schädelproportionen ſchon ergibt, im lebenden Bilde noch verſtärkt“. In gleichmäßiger Dicke erſcheint bei der nordiſchen Raſſe die Hautbedeckung des Geſichts, die Lider ſind leicht und nicht dick. Die Lidſpalte liegt in ihrer Längsrichtung etwa wagrecht, eher ein wenig nach außen unten geneigt. Leicht und dünn liegt die Haut auf den Jochbeinen; die Wangen runden ſich mäßig und ſo, daß ſie das Langrund des Geſichtsſchädels nicht verwiſchen. Wenn nordiſche Wangen voll werden, ſo wölben ſich am meiſten die ſeitlichen Wangenteile gleich unter den Jochbeinen. Unſcharf abgegrenzt iſt der Lippenſaum der nordiſchen Raſſe: unvermerkt geht die äußere Haut in die Lippenſchleimhaut über. Die Lippen ſelbſt ſind meiſt ſchmal, oft ſehr ſchmal; die Oberlippe ſcheint öfters etwas minder vorgewölbt zu ſein als die Unterlippe. Öfters und vor allem bei nordiſchen Engländern iſt die Oberlippe auffallend hoch und ſenkrecht. (Abb. 47). Sie wird auch bei der Bildung des engliſchen u- und w-Lautes nicht vorgeſchoben, da der Engländer beide durch Vorſchieben des Unterkiefers bildet. Die Naſenmundrinne (das philtrum) iſt ſcharf gezeichnet und ſchmal und bedingt die ſchmale, knappe Schweifung nordiſcher Lippen.

Die Haut: Die Hautfärbung aller Raſſen entſteht durch Einlagerung eines Farbſtoffes (Pigments). Am geringſten iſt die Einlagerung von Farbſtoff bei der nordiſchen Raſſe. Die Haut der nordiſchen Raſſe iſt daher am hellſten. Am beſten bezeichnet man ihre Hautfarbe als roſig-weiß. Nur die nordiſche Raſſe kann man alſo „weiße Raſſe“ nennen — und ſelbſt dieſe Bezeichnung iſt nicht ganz richtig: ganz weiße Haut gibt es nicht, das ſieht man an Leichen. Selbſt die „weißeſte“ Haut iſt immer mehr von einer allerhellſten gelblichen Färbung. Indeſſen ſchafft bei der nordiſchen Raſſe die ſo deutlich durchſchimmernde Farbe des Blutes jene ſehr helle Hautfärbung, die man am beſten als roſig-weiß bezeichnet. Dieſe Hautfarbe iſt ſelbſt in Nordeuropa ſeltener, als es auf den erſten Blick erſcheinen mag. Ein oberflächlicher Beobachter wird zwar in Deutſchland die Hautfärbung faſt überall weiß nennen, eine genauere Beobachtung wird erheblich weniger weiße Färbung feſtſtellen, dafür mehr gelbliche

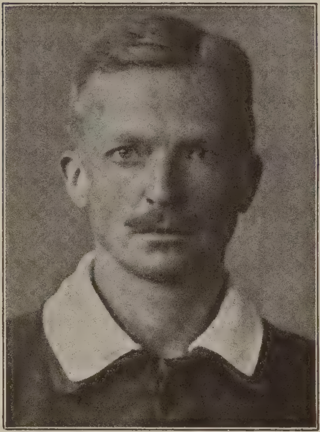
---

[1] Der Typus des germaniſchen Menſchen, 1893.

26 a

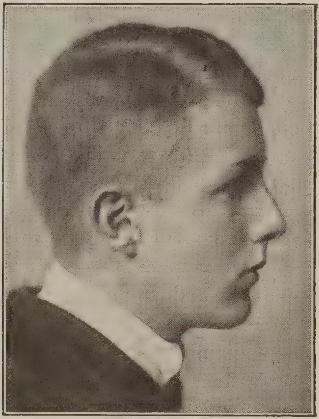


26 b

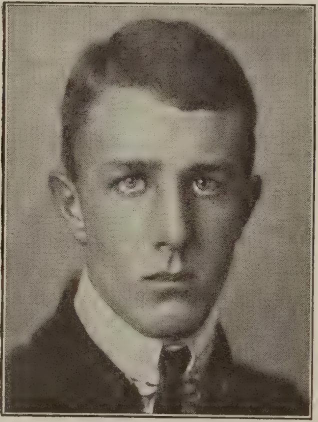


26 a, b. Leipzig (aber niederſächſiſch-frieſiſcher Abſtammung). (Naſe zu kurz)

27 a

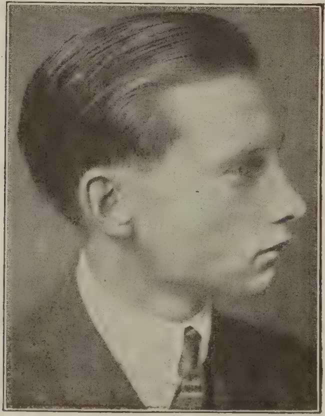


27 b

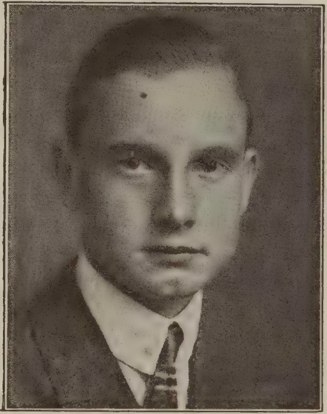


27 a, b. Frankfurt a. M. 16jährig. (Naſe noch jugendlich ſtumpf; mit unterem Abſchluß noch nach oben gerichtet.)

28 a



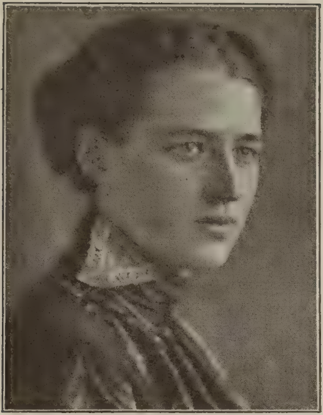
28 b



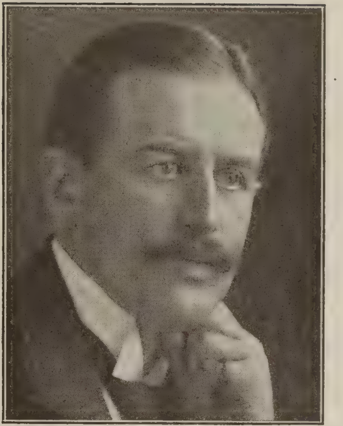
28 a, b. Karlsruhe (Baden) K: 68,44; G: 87,99. 17 jährig.

Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

29

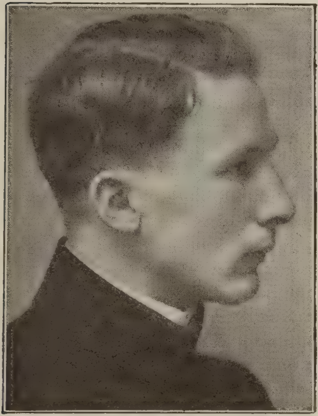


30

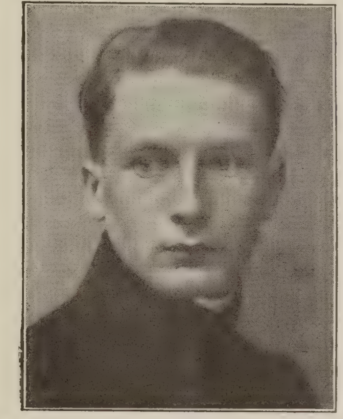


29 u. 30. Angeln (Nordſchleswig) Schweſter und Bruder. (Lippen zu voll.)

31 a

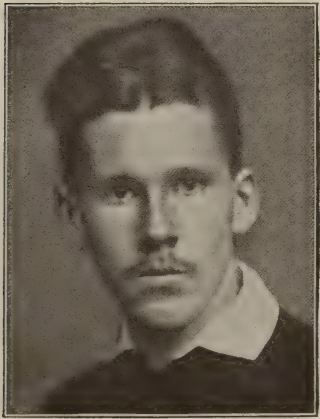


31 b

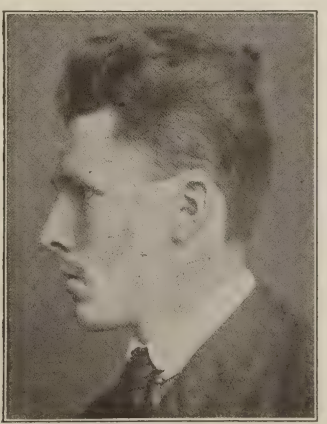


31 a, b. Säckingen a. Rh. (Baden) K: 81,77; G: 90,63. (Aufn: Gersbach, Säckingen.)

32 a



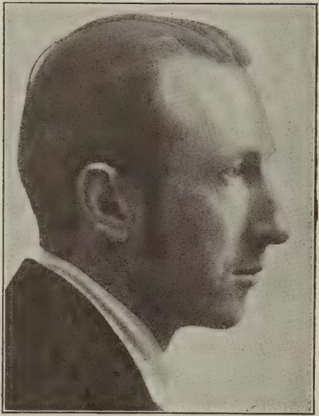
32 b



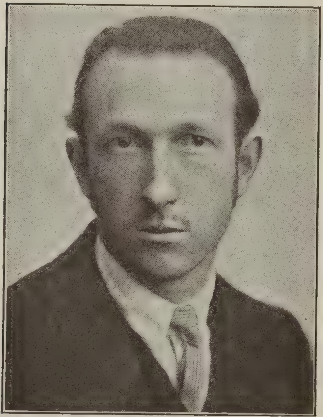
32 a, b. Wien. K: 79,80 G: 97,83 (leichte dinariſche Beimiſchung).

Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

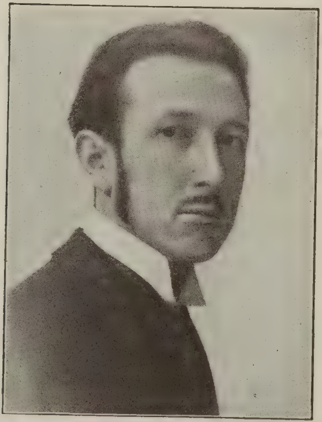
33 a



33 b

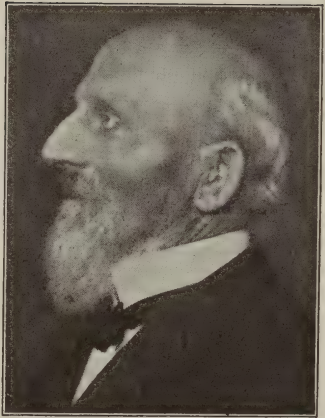


33 c



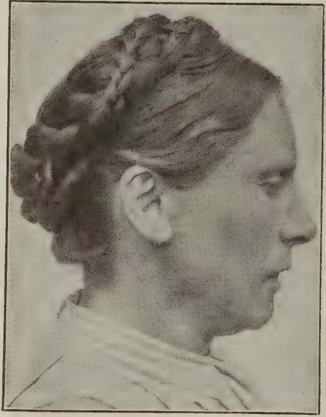
33 a, b, c. Deutſch=Böhmen.
Vorwiegend nordiſch. K: 78; G: 97,08.

34

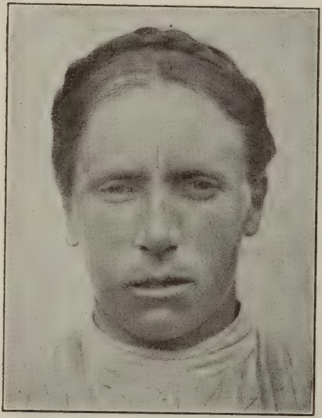


34. Hannover. Vorwiegend nordiſch mit oſtiſchem Einſchlag. K: 83,33; G bei Zahnverluſt: 86,62. 75 jährig. Nordiſcher Geſichtsſchnitt.

35 a



35 b



35 a, b. Salzburger Alpen.
Vorwiegend nordiſch. (Aufn.: Frl. Huber, Anthropol. Inst., Wien.)

36

36. Deutſchland.

37

37. Korſika. H: blond. (Kinn zu weit zurückliegend.) (Aufn.: v. Eickstedt.) Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.

38

38. Frankreich. (Aufn.: Denzer, Freibg)

39

39. Rußland. (Aufn.: Denzer, Freibg.) (Unterkiefer zu breit.)

40 a

40 b

40 a, b. Spanien (Aſturien). K: 78,92; G: 99,27.

Vorwiegend nordiſche Menſchen aus verſchiedenen europäiſchen Völkern.

und auch bräunliche. Vor allem gilt es zu bedenken, daß die Hautfarbe des bekleideten und mit dem Hut gegen Sonnenbeſtrahlung geſchützten Europäers kein genügender Ausweis über raſſiſche Eigenſchaften iſt. Viele Europäer werden von der Sonne ebenſo braun gebrannt wie etwa Ägypter oder gewiſſe indiſche Völker. Nur die Haut der Nordraſſe bleibt der Sonnenbeſtrahlung gegenüber faſt beſtändig. Sie rötet ſich ſtark wie bei Entzündungen oder entzündet ſich wirklich; die Rötung nimmt aber innerhalb weniger Tage wieder ab und die Haut erſcheint hell wie vor der Beſtrahlung oder nur ein wenig rötlich-gelblich gedunkelt. Man dürfte alſo den Namen „weiße Raſſe“ nur der Nordraſſe geben. Für alle Raſſen, alſo auch für die nordiſche, gilt, daß der Rumpf auf der Rückenſeite ein wenig dunkler iſt als auf der Bauchſeite, die Gliedmaßen auf ihrer Streckſeite dunkler als auf ihrer Beugeſeite.

Über die Dicke der Haut bei den einzelnen europäiſchen Raſſen liegen keine Beobachtungen vor. Ich habe bei nordiſchen Menſchen oft eine beſondere Zartheit der Haut beobachtet und oft den Eindruck einer beſonders geringen Hautdicke erhalten. Die römiſchen Schriftſteller ſchrieben der germaniſchen Haut eine größere Empfindlichkeit bei Verwundungen zu. Vielleicht, daß die nordiſche Haut auch empfänglicher für Krankheitsübertragungen iſt. Zum Eindruck der Zartheit nordiſcher Haut trägt allerdings weſentlich die ſichtbare Durchblutung der Haut bei. Schon die Adern z. B. an Stirn und Händen ſcheinen ſehr deutlich durch. Der Ausdruck vom „blauen Blut“ enthält einen Hinweis auf die raſſiſche Zugehörigkeit des Adels — wenigſtens des Adels früherer Zeit. Auffälliger aber iſt die oft leuchtende Durchblutung, die ſo den Eindruck belebter, gleichſam atmender Haut gibt und die ſich auf der Stirn und beſonders in den Wangen ſo ſteigern kann, daß der Eindruck einer beſonderen, abſchließenden Hautbedeckung des Körpers, der zum Raſſenbild anderer Raſſen gehört, bei der nordiſchen Raſſe oft ganz fehlt. „Das Blut ſchien (leuchtete) in den Wangen“ (bluot skein in wangôn) — ſo wird in einem altdeutſchen Gedicht, dem Ludwigslied, der Anblick fränkiſcher Krieger geſchildert. Was oft die „Farbe blühender Geſundheit“ genannt wird, kommt eigentlich nur der Nordraſſe zu, und daß dieſe blühende Farbe („wie Milch und Blut“) neben anderen dazugehörigen Zügen faſt jedem Europäer zum Schönheitsbild gehört, weiſt auf die nordiſche Herkunft des europäiſchen Schönheitsbildes hin[1]). — Bei der nordiſchen Raſſe ſcheint, wie dies bei allen Raſſen der Fall iſt, die Hautfärbung des Weibes heller zu ſein als die des Mannes. Jedenfalls iſt die Farbſtoffarmut der nordiſchen Haut ſo groß, daß ſelbſt der Warzenhof der Bruſtwarzen bei Mann und Weib durch die Farbe des durchſcheinenden Blutes hellrötlich erſcheint, während er bei allen anderen europäiſchen Raſſen bräunlich bis dunkelbräunlich iſt. Das gleiche gilt von der Färbung der Lippen: nur nordiſche Lippen kann man eigentlich rot nennen1).

---

[1]) Als beſonders reizvoll iſt beim nordiſchen Weibe ſeit alters der Gegenſatz der roſigen Geſichtsfarbe zur „weißen“ Farbe des Halſes empfunden worden. „Auf milchweißem Hals das roſige Geſicht“ (rosea facie lactea colla tulit) — ſo ſchildert der Dichter Venantius Fortunatus (etwa 530—600 n. Chr.) ein germaniſches Mädchen. Die Edda ſpricht immer wieder von den „ſchneeweißen“ Armen der Frauen.

Auffällig und geradezu eigenartig iſt die Farbſtoffarmut des nordiſchen Menſchen, und da im tropiſchen Gebiet der Hautfarbſtoff zugleich ein Schutz des Körpers iſt, bringt es die nordiſche Farbſtoffarmut mit ſich, daß die Nordraſſe zu eigentlicher Anſiedlung in den Tropen nicht fähig iſt. Schon der Nordfranzoſe iſt ob ſeines ſtärkeren Gehalts an nordiſcher Raſſe dort minder anpaſſungsfähig als der Südfranzoſe. — Nebenbei ſei hier bemerkt, daß die Anſchauung einer früheren Zeit, die Hautfarbe der einzelnen Raſſen ſei unmittelbar durch die Sonnenbeſtrahlung geſchaffen, nicht mehr haltbar iſt. In dieſen Dingen wirken nicht ſo ſehr Umwelteinflüſſe, ſondern vor allem raſſiſche Anlagen.

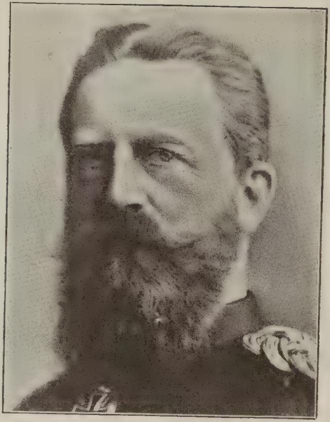
Ob das Auftreten von Sommerſproſſen etwa auf nordiſches Blut oder auf Miſchungen mit nordiſchem Blut hinweiſt, hierüber liegen keine Beobachtungen vor. Allgemein iſt die Beobachtung, daß Rothaarige oft ſehr ſommerſproſſig ſind. Oft iſt auch bei ſolchen Rothaarigen eine gewiſſe fettigglänzende Haut zu beobachten, während die nordiſche Haut meiſtens zwar nicht trocken, aber auch nicht fett iſt; ſie macht vielmehr, wenigſtens bis in ein mittleres Alter, den Eindruck belebter kühler Friſche. Sommerſproſſen habe ich bei reinblütig nordiſchen Menſchen zwar öfters beobachtet, immer aber waren ſie unauffällig, alſo nicht ſehr dunkel. Bei nordiſch-oſtiſchen Miſchlingen, vor allem bei ſolchen mit breitem Schädel und härterem blonden Haar, traf ich hingegen ſehr oft jene dunkelbraunen Sommerſproſſen, die auch auf größere Entfernung ſichtbar ſind. Bei Menſchen mit ausgeſprochen unnordiſcher Haut fand ich Sommerſproſſen nie. Aufgefallen ſind ſie offenbar germaniſchen, alſo vorwiegend nordraſſiſchen Bevölkerungen ſchon früher: die Isländergeſchichten (Sagas) erwähnen öfters ſommerſproſſige Leute. Auch z. B. der Deutſche, der auf einer Wikingsfahrt mit Isländern die erſte Entdeckung Amerikas (i. J. 1000) erlebte, wird als Sommerſproſſiger geſchildert.

An einzelnen Körperſtellen und bei einzelnen Menſchen der Bevölkerung Europas auftretende dunklere Stellen der Haut, die raſſiſch bedeutſam ſind, brauchen im Zuſammenhang mit der nordiſchen Raſſe nicht erwähnt zu werden. Sie treten bei reiner nordiſcher Raſſe nicht auf, und ſelbſt bei Miſchlingen mit erkennbar nordiſchem Blut habe ich ſie ſehr ſelten beobachtet. — Über die Zeichnung der Hautleiſten auf den Hand- und Fuß-

---

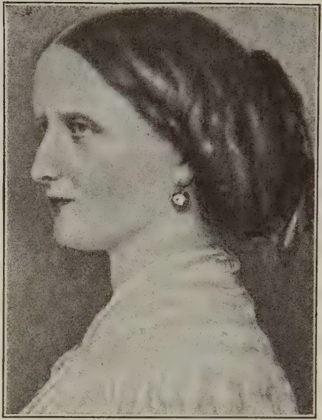
1) Man hat die Farbſtoffarmut der nordiſchen Raſſe erklären wollen aus einem Zuſammenhang zwiſchen Farbſtoffbereitung und Gehirnausbildung. Es ſcheint, daß eine ſtarke Farbſtoffbereitung in einem Körper oder innerhalb einer Raſſe der Ausbildung des Gehirns in gewiſſem Grade abträglich ſei, oder umgekehrt, daß eine beſſere Ausbildung des Gehirns eine gewiſſe Verminderung des Farbſtoffs bedinge. Durch dieſe Beobachtung wollte man eine Erklärung der beſonderen geiſtigen Fähigkeiten der nordiſchen Raſſe anbahnen. Vgl. Röſe, Beiträge zur europäiſchen Raſſenkunde, Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie, Bd. 2, 1916. Als „konſtitutionelle Abartung infolge Domeſtikation“ hat Paulſen die nordiſche Farbſtoffarmut erklären wollen. (Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſ. für Anthrop. Bd. 49, 1918).

41



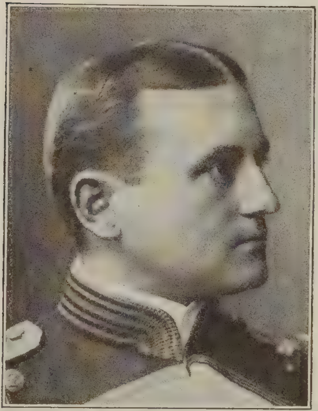
41. Kaiſer Friedrich.

42



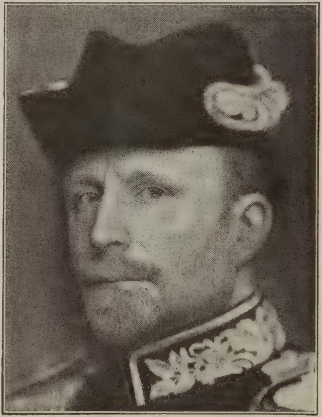
42. Malvine v. Arnim, Schweſter Bismarcks.

43



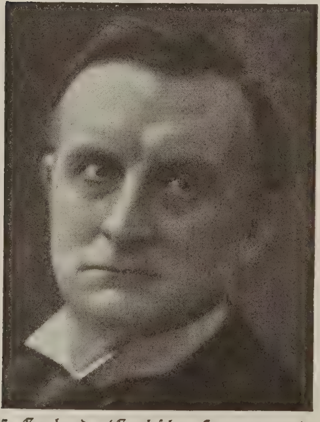
43. Deutſchland.

44



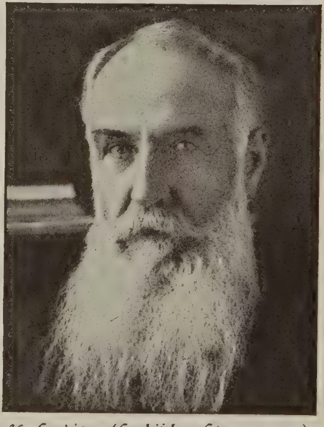
44. Aus thüringiſchem Uradel.

45



45. England. (Engliſcher Staatsmann).
(Stirn zu breit.)

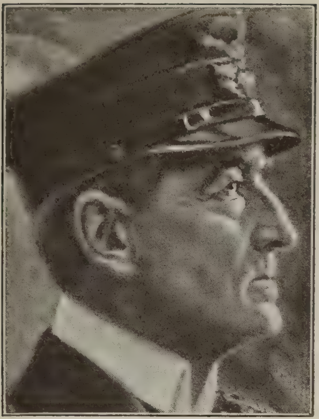
46



46. Serbien. (Serbiſcher Staatsmann).
A: hellgrau. Leichter dinariſcher Einſchlag?

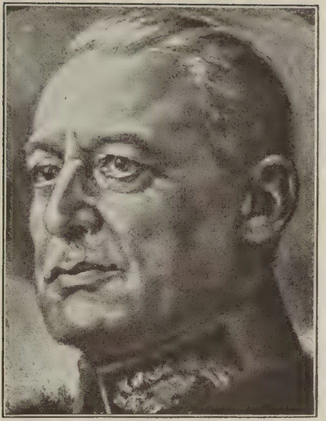
Nordiſch oder vorwiegend nordiſch.

47



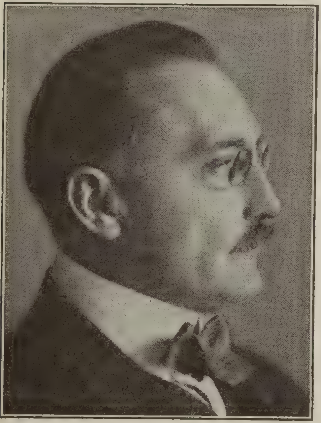
47. Deutſchland (aus einem Geſchlecht ſüdfranzöſiſcher Herkunft). Flottenführer.

48



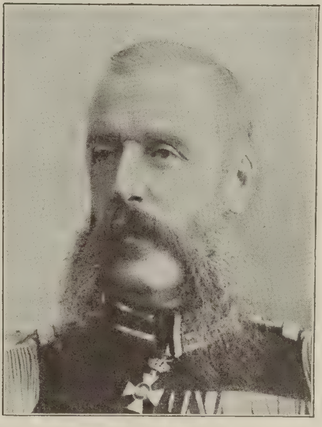
48. Deutſchland (Heerführer).

49



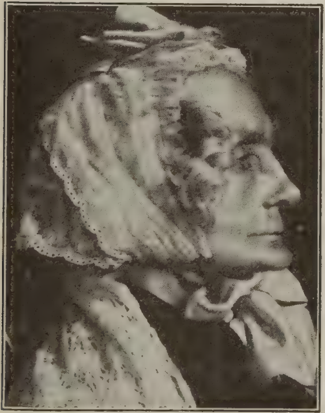
49. Tirol.

50



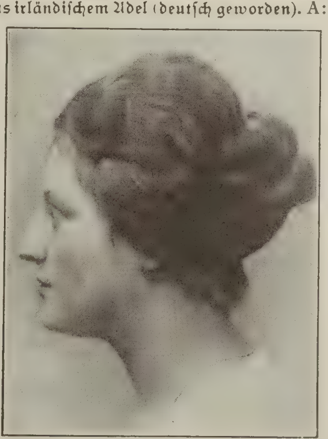
50. Aus irländiſchem Adel (deutſch geworden). A: blau.

51



51. Schottland.

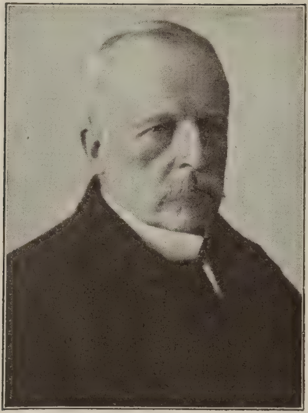
52



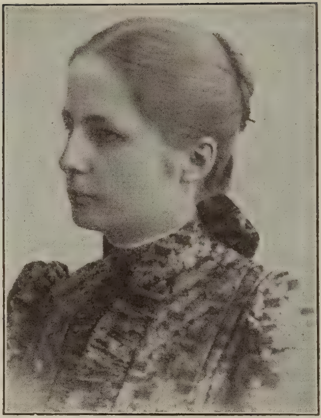
52. Sachſen. (Augen zu weit nach vorn liegend.)

Nordiſch oder vorwiegend nordiſch.

53

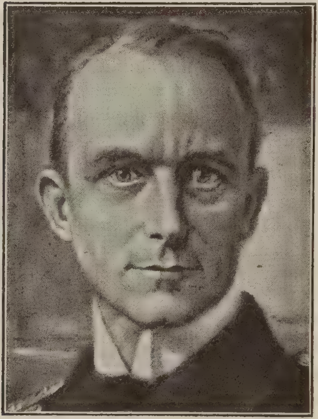


54



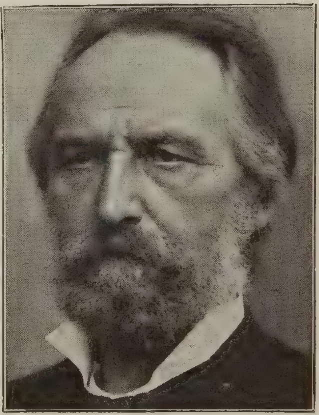
53, 54. Bruder und Schweſter aus weſtfäliſchem Uradel.

55



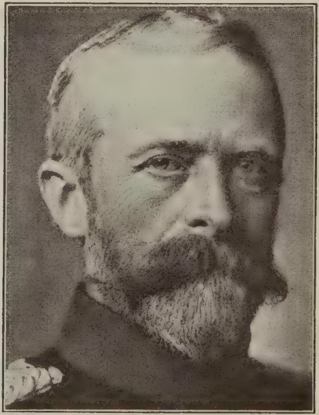
55. Braunſchweig. Kapt. z. S. E. v. Müller=Emden.

56

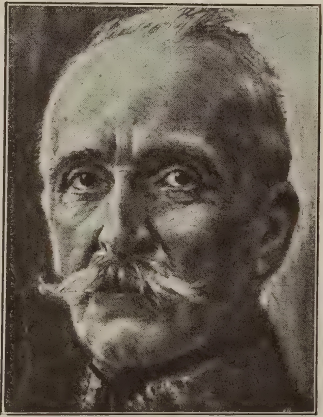


56. Heſſen=Naſſau. Adolf Fick. A: blau.

57

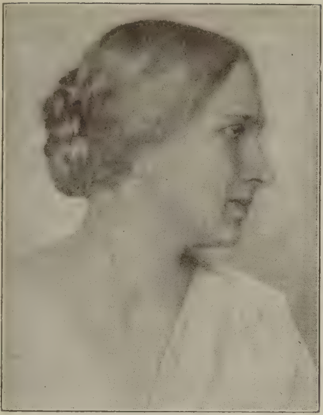


58

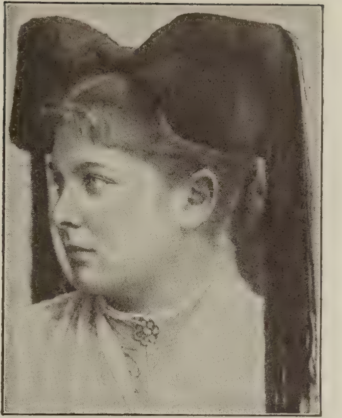


57, 58. Brüder aus fränkiſchem Adel. Heerführer.

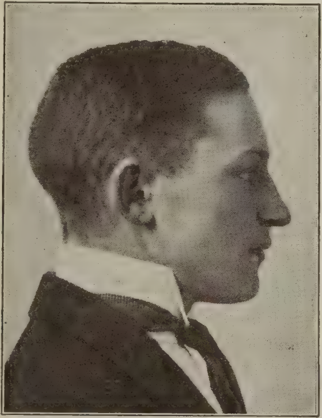
Nordiſch oder vorwiegend nordiſch.

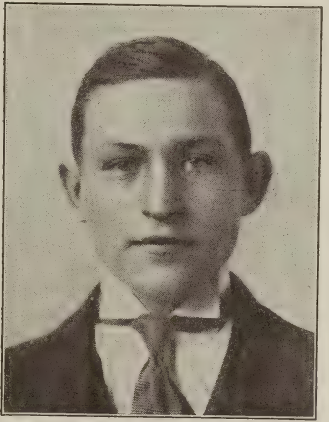
59


59. Wien. A: grau.

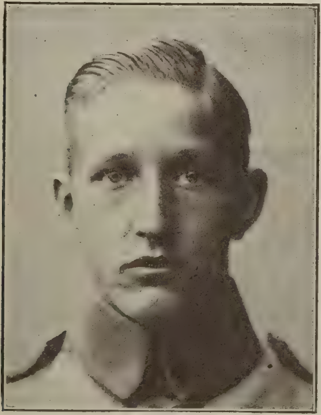
60


60. Markgräflerin (ſüdl. Baden).
(Aufn.: Röbcke, Freibg.)

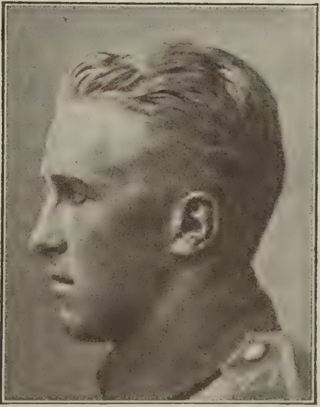
1a


61b


61 a, b Erfurt. ($17^1/_2$jährig.)

62


62. Schweden.

63


63. Schweden. (Kinn zu weit zurückliegend.)

(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg, Upsala).

Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

flächen liegen raſſenkundliche Beobachtungen an den europäiſchen Raſſen nicht vor, ebenſowenig über den Hautgeruch[1]).

Das Haar: Im Vergleich mit anderen Raſſen der Erde muß man die europäiſchen Raſſen zu den ſtarkbehaarten rechnen. So iſt auch die nordiſche Raſſe gekennzeichnet durch ſtarkes Wachstum des hellen Kopfhaares, das beim Weib eine anſehnliche Länge erreichen kann, durch ziemlich ſtarken Bartwuchs des Mannes und durch ſchwächere Körperbehaarung beider Geſchlechter. Auch die Bruſt und die Beugeſeiten der Gliedmaßen ſind bei der nordiſchen Raſſe nicht ſtark behaart. Stark behaarte Augenbrauen treten ſelten und meiſt erſt in höherem Lebensalter auf.

Das Kopfhaar des Menſchen läßt in Farbe und Form Raſſenunterſchiede erkennen. Über ſeine erbgemäße Färbung indeſſen läßt ſich für deutſche Verhältniſſe durch die auffällige Erſcheinung des Nachdunkelns eigentlich erſt bei Erwachſenen Entſcheidendes ausſagen, vielleicht erſt in einem Alter von etwa 30 Jahren. In ſehr geringem Grad kann helleres Haar ſogar noch in höherem Alter nachdunkeln. Kinder werden in Europa oft dunkelhaarig geboren, ſtoßen dann das dunkle Haar ab und erhalten helles. Ob das helle Haar dann aber farbfeſt iſt, wird ſich erſt im ſpäteren Alter ausweiſen. Beſonders in Deutſchland mit ſeiner nordraſſiſchen Durchmiſchung iſt die Erſcheinung des Nachdunkelns ſehr häufig. In Preußen fand Virchow[2]) unter den Schulkindern 72% Reinblonde, unter den Soldaten nur noch 60%: die Haare haben alſo bei 12% nachgedunkelt[3]). In England fand man 51% blonde Knaben, hingegen 42% blonde Männer[4]). Ein Zuſammenhang der Haarfarbe mit Klima, Höhenlage oder Erdgebiet beſteht nicht.

Entſcheidend über die raſſiſche Zugehörigkeit eines Menſchen in bezug auf die Farbe ſeines Haares iſt alſo ſtreng genommen erſt das Haar ſeines mittleren Alters. In Europa wird aber das Nachdunkeln meiſt als ein Hinweis nordiſcher Blutbeimiſchung betrachtet werden müſſen, auch bei Menſchen, die ſonſt vorwiegend Merkmale nichtnordiſcher Herkunft haben.

---

[1]) Die Japaner z. B. empfinden den Hautgeruch der Europäer ſehr unangenehm, überhaupt ſehr ſtark. In der Tat ſind z. B. die Schweißdrüſen der Achſelhöhle bei den Japanern kaum entwickelt. Es ſcheint aber, als ob innerhalb der europäiſchen Raſſen die nordiſche Raſſe die geringſte Hautausdünſtung habe. Der Gebrauch von Wohlgerüchen, die häufig zur Verbergung geruchlicher Eigenarten dienen, ſcheint bei den dunkelhaarigen Bevölkerungen Europas weit häufiger zu ſein. — Die Redensart „jemand nicht riechen können“ deutet jedenfalls auf Raſſengegenſätze hin.

[2]) Archiv für Anthropologie, 1886.

[3]) Roberts, Manuel of Anthropometry 1878. — Eine neuere Unterſuchung von Schülern eines engliſchen Bezirks ergab ein Nachdunkeln bei 16% der urſprünglich blond geweſenen Knaben (Grey und Tocher im Journal of the Anthrop. Institute, 1900).

[4]) Auch bei dunkelhaarigen Raſſen zeigt ſich ein gewiſſes Nachdunkeln. Es iſt möglich, daß vielen ſolchen Erſcheinungen eine Raſſenkreuzung zugrundeliegt. „Dieſe bemerkenswerte Erſcheinung eines völligen Wechſels der Haarfarbe iſt wohl am beſten erklärt, wenn man ſie unter die Fälle ſog. Dominanzwechſels zählt. Starkes Nachdunkeln iſt alſo eine Folge der Baſtardierung. Unter den Ahnen der betreffenden Individuen waren mit Sicherheit blonde und braune, da dominiert zuerſt der Blondfaktor, nachher der Braunfaktor (kurz ausgedrückt).“ (Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene, 1923.)

Über den Anſatz des Kopfhaares an der Stirn ſind keine raſſenkundlichen Beobachtungen gemacht worden. Bei Juden und Judenmiſchlingen habe ich oft einen Stirnhaaranſatz beobachtet, der in der Stirnmitte eine Spitze nach unten bildet. Er wird oft wegraſiert und ſcheint ſomit gegen das europäiſche Schönheitsbild gerichtet zu ſein. Dieſe Art des Haaranſatzes wird in verſtärkter Form und mit Zurückkämmen der Haare von den Stirnſeiten oft zu Teufelsmasken verwendet. Bei der nordiſchen Raſſe habe ich dieſen Stirnhaaranſatz nie bisher beobachtet. Ob im Auslaufen des Kopfhaares gegen den Nacken hin, in den Änderungen ſeiner Dichte, in der Wirbelbildung, in der Glatzenbildung, Unterſchiede innerhalb der europäiſchen Raſſen auftreten, darüber hat die Forſchung noch keine Beobachtungen geliefert. Am Hinterkopf iſt das Haar oft dunkler als vorn.

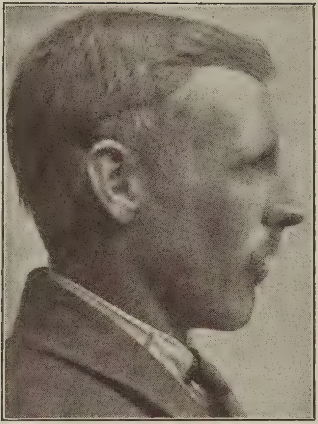
Die Haarfarbe der nordiſchen Raſſe iſt das helle Blond vom Flachshaar, über das Gelbblond bis zum Goldblond. Die aſchblonde Färbung, die im Oſten Deutſchlands und in Oſteuropa häufiger zu ſein ſcheint, mag bisweilen oſtiſche, häufiger aber mongoliſche (inneraſiatiſche) Beimiſchung andeuten. Das Haar der Nordraſſe hat jene auffallende Haarfarbe, die das Schönheitsbild in Europa, mindeſtens in früherer Zeit, weſentlich beeinflußt hat. Nur das blonde Haar galt als ſchön, dafür iſt die Doppelbedeutung des engliſchen Wortes fair (= ſchön und = hellhaarig) bezeichnend. Eine nordiſche Beimiſchung verrät ſich wohl auch bei dunklerem Haar oft noch in einem gewiſſen blonden Aufleuchten bei beſonders einfallendem Licht; ſie verrät ſich oft durch einzelne helle Haare, die hin und wieder in der Schläfen- und Nackengegend auftreten. Das blonde Haar kann, wenn es naß oder gefettet iſt, ziemlich dunkel ausſehen und dadurch täuſchen. Die Römer haben berichtet, die germaniſchen Kinder hätten die Haarfarbe des Greiſenalters: ſo helles Haar hatten ſie bei den nordraſſiſchen germaniſchen Kindern beobachtet.

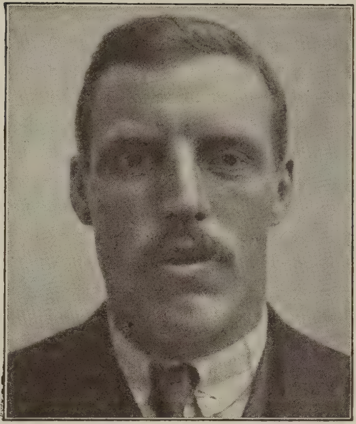
Es war früher eine Streitfrage, ob man noch das rote Haar, das zumeiſt ziemlich ſtraff iſt, als nordiſche Erſcheinung auffaſſen ſoll. Mit rotem Haar geht oft eine auffällig weiße und zarte Haut zuſammen. Die andere Zuſammenſtellung des roten Haares mit ſtarken Sommerſproſſen bei fettiger Haut iſt ſchon erwähnt worden. Man hat in den Rothaarigen ſchon Reſte einer beſonderen Raſſe ſehen wollen, deren einzelne Züge ſo immer wieder aufträten. Ihre beſondere, an Ziegengeruch erinnernde Ausdünſtung iſt oft bemerkt worden 1). Man wird eine beſondere Raſſe oder einen Raſſenreſt der Rothaarigen nicht annehmen können. Sind ſie in vielen Fällen nicht als eine Kreuzungserſcheinung mit nordiſchem Blut zu er-

---

1) Da rotes Haar in der volkstümlichen Meinung eine Mißerſcheinung iſt, kann durch eheliche Ausleſe, d. h. in dieſem Fall durch Gegenausleſe, durch ein Ausſcheiden der Rothaarigen, auch ihr Ausſterben eintreten. Der engliſche Raſſenforſcher Beddoe hat in England in gewiſſen Bezirken eine geringere Heiratsziffer der Rothaarigen feſtgeſtellt. Der Volksglaube iſt gegen ſie, aber ohne daß die Forſchung die volkstümliche Abneigung irgendwie ſtützen könnte.

64 a

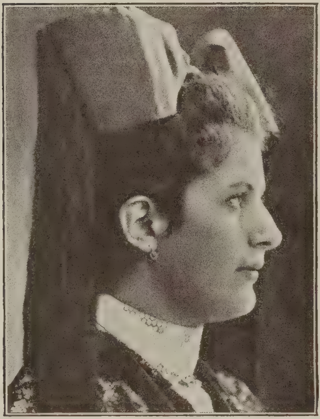


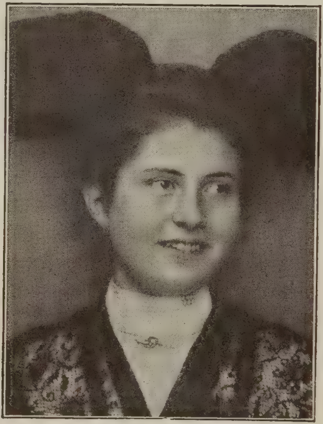


64

64 a, b. Salzburger Alpen. nordiſch-dinariſch. (Aufn.: Frl. Huber, Anthropol. Inst. Wien.)

65 a

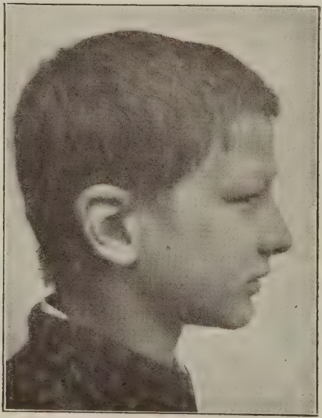


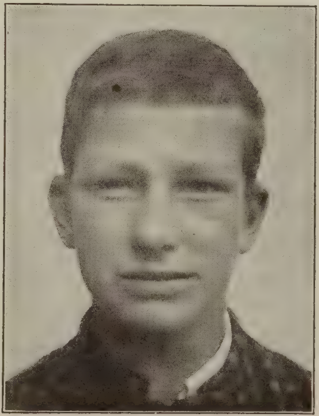


65

65 a, b. Markgräflerin (ſüdl. Baden) nordiſch-oſtiſch. (Aufn.: Zanger, Freibg.)

66 a

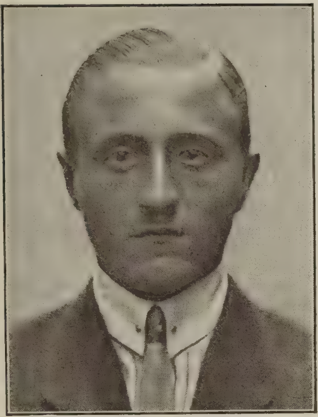


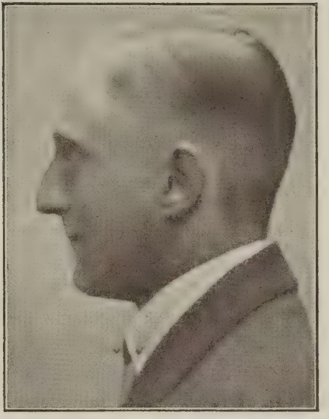


66

66 a, b. Salzburger Alpen, nordiſch-dinariſch (?). (Aufn.: Frl. Huber, Anthropol. Inst. Wien.)

67a

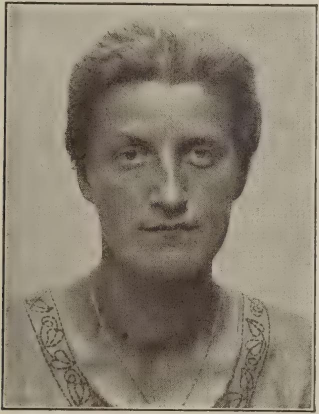


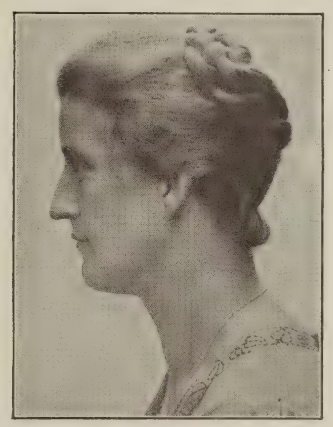


67b

67a, b. Freiburg i. Br. Vorwiegend nordiſch m. dinar. Einſchlag. K: 84,86; G: 92,86. (Aufn.: Denzer, Freibg.)

68a

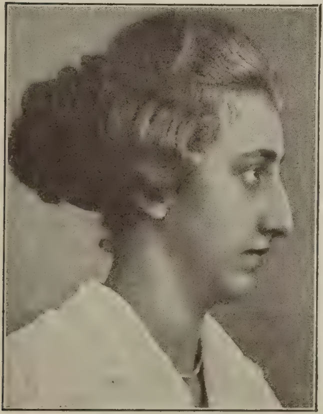


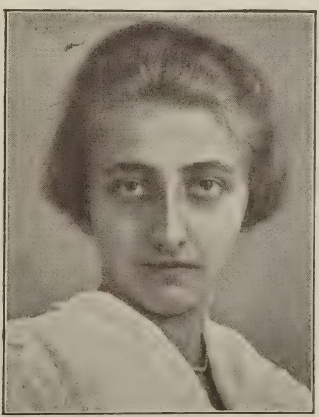


68b

68a, b. Freiburg i. Br. (Schweſter von 67). Vorwiegend nordiſch mit dinariſchem Einſchlag.
K: 85; G: 94,62. (Aufn.: Denzer, Freibg.)

9a





69b

69a, b. Wendin aus Dresden, Eltern aus Bautzen. Nordiſch-dinariſch.
H: hellblond; A: blau; K: 93,26; G: 94,96.

klären? Vom Goldblond bis zum ausgeſprochen roten Haar gibt es ja mannigfache Übergänge[1]). Die Straffhaarigkeit der Rothaarigen iſt nach meiner Beobachtung durchaus nicht ſo häufig. Auffallend viel Rothaarige finden ſich auch unter den Juden. Neuerdings ſieht man die Rothaarigkeit als eine Erſcheinung von der Art des Albinismus an, da ja Rothaarige wie Albinos in allen Raſſen beobachtet werden. Man ſpricht daher von Erythrismus oder Rutilismus und ſtellt feſt: „Rutilismus (rotgefärbtes Haar) iſt eine ſelbſtändige Haarfarbenbildung, die unabhängig von blonden und braunen Farben auftritt“[2]).

Über die Fettung des Haares von der Kopfhaut aus bei einzelnen Raſſen liegen Forſchungen nicht vor. Ich habe beobachtet, daß das nordiſche Haar meiſtens weniger fettig iſt oder wenigſtens ſcheint als das der anderen europäiſchen Raſſen. Man wird ſogar von einer gewiſſen Fettloſigkeit des nordiſchen Haares reden können. Der Arzt, der Haarkrankheiten behandelt, muß die Raſſenunterſchiede beobachten können. Heinrich von Kleiſt ſcheint auch das Leichte und Trockene des nordiſchen Haares beobachtet zu haben. In ſeiner „Hermannſchlacht“ antwortet Hermann auf die Frage Thusneldens, ob denn die Römerinnen keine „hübſchen“ Haare hätten:

„Nein, ſag ich! Schwarze! Schwarz und fett wie Hexen!
Nicht hübſche, trockne, goldne, ſo wie Du!“

Durch die verhältnismäßig geringe Fettung des nordiſchen Haares ſcheint auch der Eindruck der Leichtigkeit mitbedingt zu ſein. Dieſer Eindruck mag übrigens auch tatſächlich auf leichterem Gewicht beruhen; Forſchungen fehlen.

Indeſſen der Eindruck des Leichten entſteht bei der Nordraſſe vor allem durch das Geſpinſt (die Textur) der Haare. Der Fall des nordiſchen Haares iſt glatt oder wellig. Das Geſpinſt iſt dünn und fein, „wie Seide“, heißt es in der Erzählung vom Fall der Jomswikinge[3]). Mikroſkopiſch zeigt es einen langrunden und verhältnismäßig kleineren Durchſchnitt. Man muß es alſo ſchlichtglatt nennen zum Unterſchied vom ſtraffglatten Haar z. B. der Mongoliden, das einen kreisrunden und größeren Durchſchnitt zeigt. Wenn ſich das nordiſche, feine Haar wellt, ſo fällt es weitwellig und ſeine Wellen liegen in einer Ebene; deshalb kann man es meiſt nicht lockig nennen. Doch ſcheint auch eine Lockung in weiten Locken nicht ſelten zu ſein. Die Beſonderheit des nordiſchen, ſchlichten, glatten oder weitwelligen Haars hat Rubens bei manchen ſeiner Frauengeſtalten gut dargeſtellt. Auch beim kurzen Haar des Mannes läßt ſich das feine Geſpinſt der nordiſchen Haare wohl erkennen an der Leichtigkeit, mit der der Wind ſolche Haare aufwirft. Das nichtgefettete nordiſche Haar kann man durch ein Fächeln mit der Hand aufwehen.

---

[1]) Blondes Haar, das auch nur ein wenig zum rötlichen neigt, wird von der gewöhnlichen photographiſchen Platte immer als dunkles Haar wiedergegeben.

[2]) Frizzi, Anthropologie, 1921.

[3]) Neckel, Germaniſches Heldentum. 1915.

Wie man bei Kreuzungen oft ſtraffes Blondhaar findet, ſo finden ſich auch Miſchlinge, deren dunkles Haar das nordiſche Geſpinſt erhalten hat. Ja, das Geſpinſt der Haare mag oft über eine raſſiſche Herkunft mehr ausſagen als die Farbe. Es ſcheint, daß die Haarfarbe minder „erbfeſt“[1] iſt als das Haargeſpinſt. Ein dunkles, aber feines, ſchlichtes oder welliges Haar mag oft mehr nordiſches Bluterbe anzeigen als ein blondes, aber hartes und ſtraffes Haar[2].

Die nordraſſiſchen Völker ſcheinen auf ihr feines, helles Haar beſonders ſtolz geweſen zu ſein und dunkles Haar verachtet zu haben. Helles Haar hatten in ihrer Vorſtellung die Götter und noch heute bewahrt Märchen, Sage und Volkslied vielfach dieſe Vorliebe. Manche Leute, die ſelbſt dunkel ſind, können ſich z. B. Engel nur mit goldnem Haar vorſtellen. Die Germanen, ein nordraſſiſches Volk, hatten eine ausgebildete Haarpflege — ſie haben die Haarbürſte erfunden — und aus manchem Bericht geht hervor, daß ſie ihr helles Haar als ihren ſchönſten körperlichen Schmuck betrachteten[3].

Hell wie das Haupthaar iſt auch der Bart der nordiſchen Raſſe. Sein Haar iſt wie bei allen Raſſen dicker als das Kopfhaar. Der Durchſchnitt des nordiſchen Barthaars iſt ebenfalls langrund. Häufig iſt bei blonden Männern der Bart mehr rötlich, und es ſcheint, als ob ein ſtarker, rötlicher Bart bei nordraſſiſchen Völkern ſehr beliebt geweſen ſei: der Indra der alten Inder iſt rotbärtig wie der Donnergott der alten Germanen, und Kaiſer Rotbart im unterirdiſchen Schloß iſt eine Lieblingsvorſtellung des deutſchen Volkes geweſen. Das Geſpinſt des nordiſchen Bartes iſt lockig, wie es altgriechiſche Köpfe ſo oft zeigen, oder leichtgekräuſelt. Die Form des nordiſchen Bartes iſt meines Wiſſens noch kaum unterſucht worden. Bei Henke[4] finde ich folgende Bemerkung: „Insbeſondere läuft nämlich die obere Grenze des Bartes um den Mund und auf der Backe bei den Langgeſichtern häufig von der Naſe mehr ſteil ſeitwärts zum Unterkiefer herab, bei den Breitgeſichtern mehr quer gegen das Ohr hinüber.“ Ich glaube, dieſe beiden Bartformen mit dieſer Verteilung auf die nordiſche und oſtiſche Raſſe auch häufiger geſehen zu

---

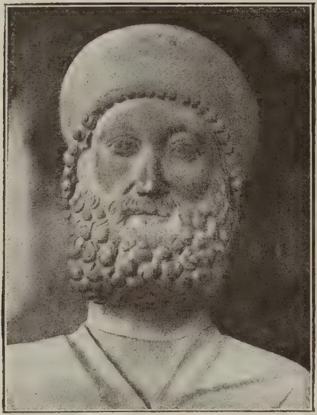
[1] „Erbfeſt“ iſt bei genauerer Kenntnis der Vererbungsgeſetze eine etwas unklare Bezeichnung. Doch ſoll ſie hier (wo Vererbungserſcheinungen noch nicht behandelt worden ſind), einmal um der Kürze willen ſtehen bleiben.

[2] Es iſt daher verkehrt, die nordiſche Raſſe als „die blonde Raſſe“ zu bezeichnen, wie dies ſo oft geſchieht. Es gibt nicht nur ſehr viele blonde Kurzköpfe oder kurzgewachſene Blonde, nicht nur braunäugige Blonde, ſondern vor allem auch dem Geſpinſt nach ſtraffhaarige Blonde und — beſonders häufig unter den Juden — kraushaarige Blonde. Die blonde Farbe des Haares iſt zwar immer ein Anzeichen nordiſchen Bluteinſchlags, aber doch nur ein Merkmal (und zwar ein überdeckbares [rezeſſives] Merkmal) der nordiſchen Raſſe neben vielen anderen, ein zwar auffälliges Merkmal, aber eines, das die Bezeichnung „blonde Raſſe“ nicht rechtfertigen kann.

[3] Vgl. vor allem die ergreifende Schilderung ſolcher Liebe zum Schmuck des eigenen Blondhaars beim Tod des Jomswikings Swein (Neckel, Germaniſches Heldentum. 1915). Da Swein getötet werden ſoll, bittet er den Schwerthieb ſo zu führen, daß „das Haar nicht blutig werde, bin ich doch lange darum eifrig beſorgt geweſen“.

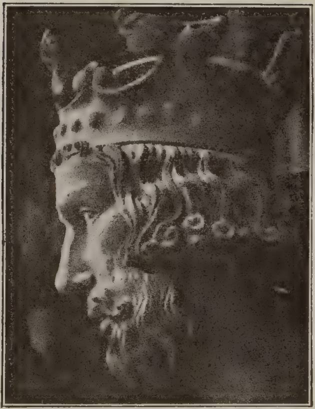
[4] Der Typus des germaniſchen Menſchen, 1895.

70



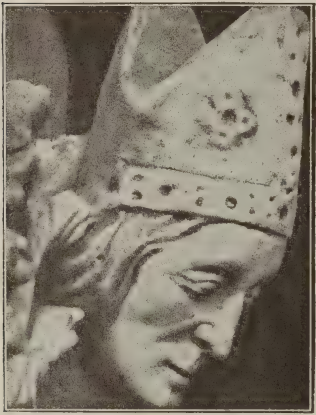
70. Konrad von Thüringen, Deutſchordensmeiſter, geſt. 1241.

71



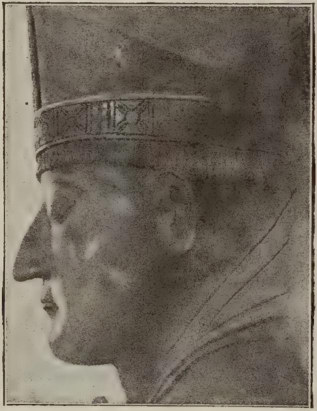
71. Kaiſer Heinrich II., geſt. 1024.

72



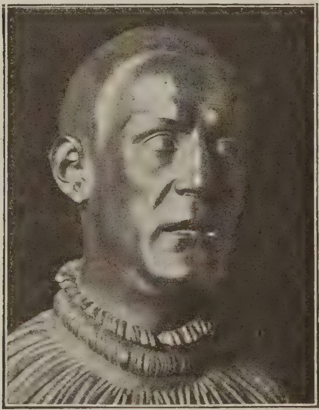
72. Biſchof Friedrich von Hohenlohe, geſt. 1352.

73



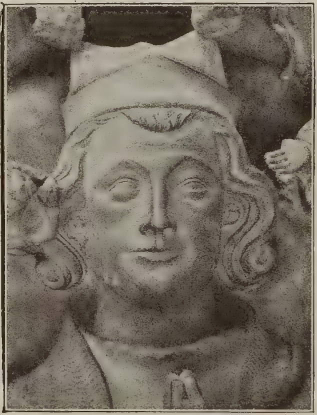
73. Erzbiſchof Friedrich von Wettin, geſt. 1152.

74



74. Pfalzgraf Philipp der Streitbare.

75

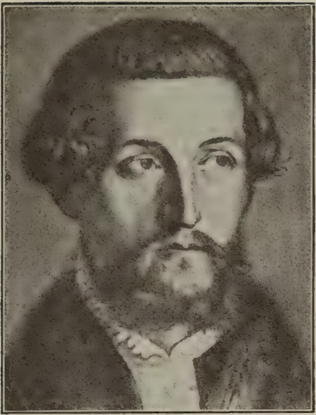


75. Landgraf Heinrich I. von Heſſen, geſt. 1308.

(Abb. 70, 71, 72, 75 nach Aufnahmen des Kunſtgeſchichtl. Seminars Marburg).

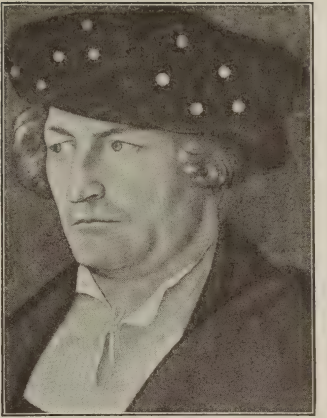
Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

76



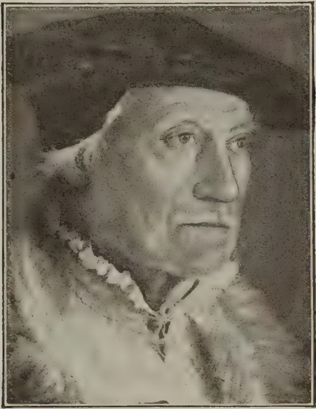
76. Deutſcher (nach einem Gemälde von Pencz).

77



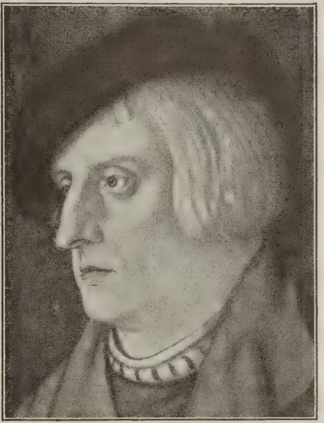
77. Pfalzgraf Philipp v. Baden (n. Gem. v. Baldung).

78



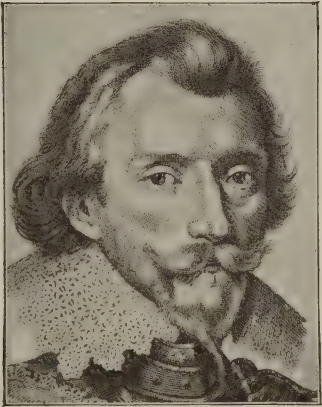
78. Sebaſtian Münſter aus Ingelheim, geſt. 1489.

79



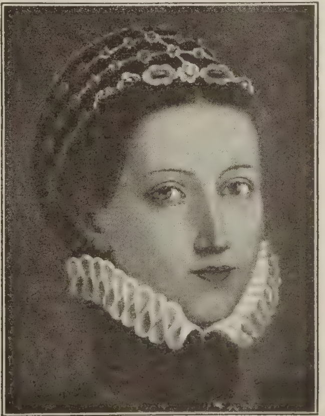
79. Markgraf Bernhard III. v. Baden (n. Gem. v. Baldung).

80



80. Graf Ernſt von Mansfeld, Heerführer.
(Stich: van Voerſt nach van Dyk.)

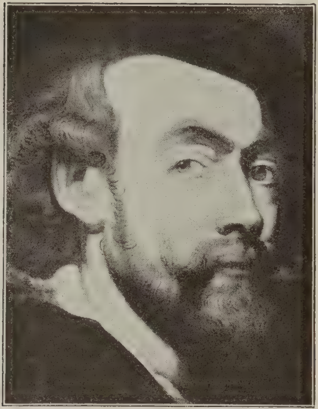
81



81. Aus einem Augsburger Geſchlecht:
Philippine Welſer.

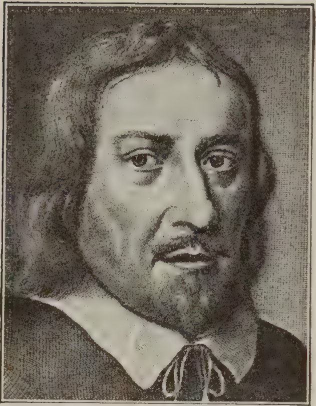
Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

82



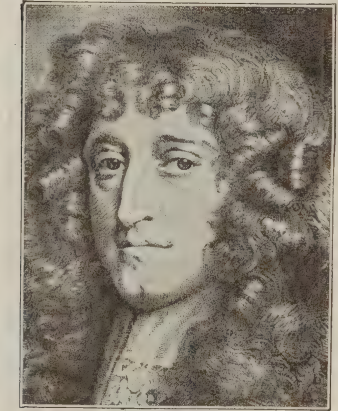
82. Niederlande. P. P. Rubens. 1577—1640.

83



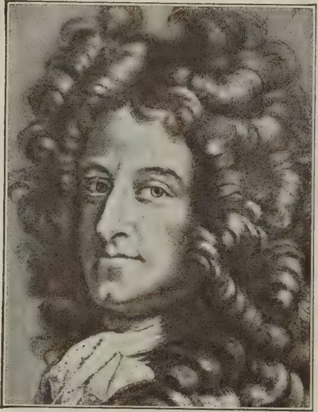
83. Schleſien. Jakob Böhme, Myſtiker. 1575—1624.

84



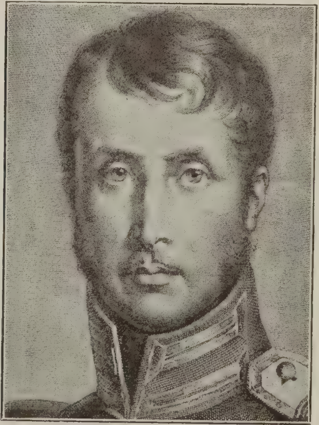
84. Prinz Rupert v. d. Pfalz. (Stich v. Blooteling.) Leichter dinariſcher Einſchlag. (?)

85



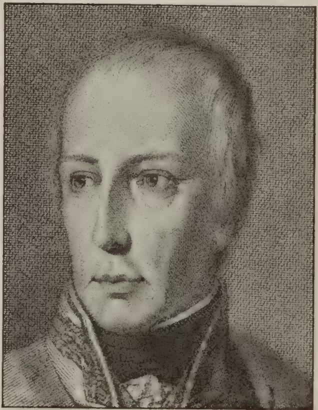
85. Maximilian II. Emanuel, Kurfürſt von Bayern. 1662—1726. Leichter dinariſcher Einſchlag. (?)

86



86. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

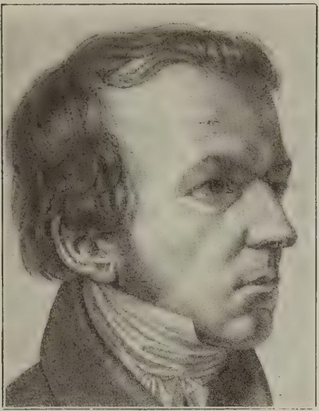
87



87. Kaiſer Franz I. von Öſterreich. (Leichter dinariſcher Einſchlag).

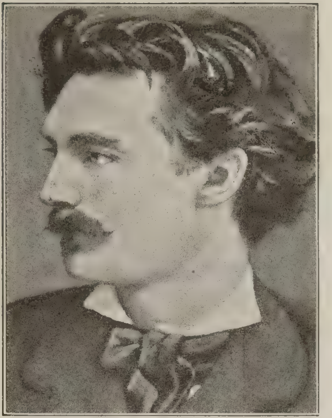
Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

88



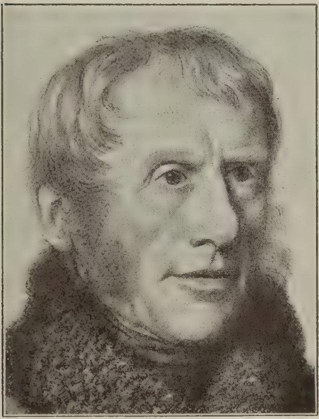
88. Dresden. Vogel v. Vogelſtein, Zeichner. (1786—1868.) (Zeichnung: Toermer.)

89



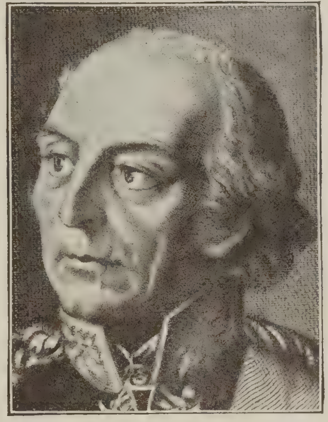
89. Speyer. A. Feuerbach, nordiſch mit weſtiſchem (?) Einſchlag. (Aus dem ‚Corpus Imaginum‘ der Photogr. Gesellsch., Charlottenbg.)

90



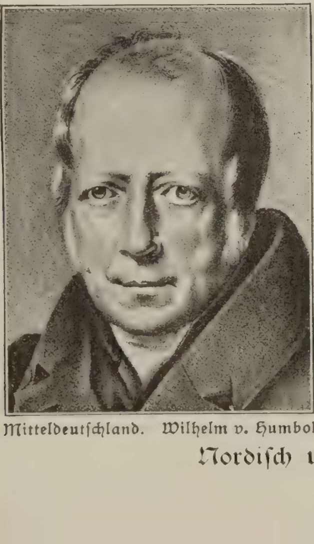
90. Pommern. Kaſpar David Friedrich, Maler. A: blau. (Zeichnung: Vogel v. Vogelſtein.)

91



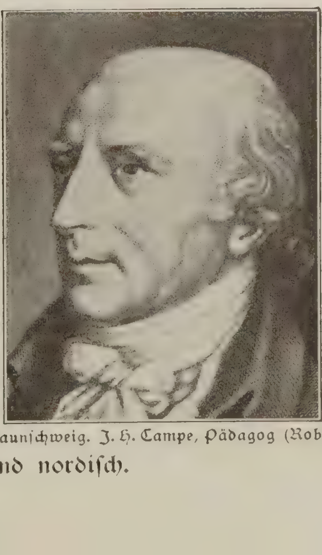
91. Pommern. Yorck v. Wartenburg, Feldherr.

92



92. Mitteldeutſchland. Wilhelm v. Humboldt.

93



93. Braunſchweig. J. H. Campe, Pädagog (Robinſon!)

Nordiſch und vorwiegend nordiſch.

haben. Ich habe ferner ſchon die Meinung gehört, ein ſtarkes Längenwachstum des Bartes zur Bruſt hinab ſei ein nordiſcher Raſſenzug, ein oſtiſcher Zug ſei ein beſonderes Breitenwachstum des Bartes an den unteren Wangenſeiten. Beobachtungen hierüber in genügender Zahl fehlen mir aber, und manche Dinge ſprechen gegen die letztangeführte Meinung. Gehört es zur nordiſchen Bartform, daß die Barthaare die Lippen ganz umſäumen, ſodaß alſo der Schnurrbart mit Backenbart und Kinnbart eine Bartmaſſe bildet? Oder iſt die Bartform Dürers, die ſein bekanntes Münchner Selbſtbildnis zeigt, die nordiſche? — eine Form alſo, bei der die Unterlippe bis gegen das Kinn hinab von den Mundwinkeln her bis gegen die Mitte der Unterlippe hin bartfrei iſt, der Bart alſo deutlich als Schnurrbart, Backen- und Kinnbart und „Fliege" beſteht? (vgl. Abb. 76). Dieſe letztere Form möchte ich für die nordiſche, jene erſtere für die dinariſche Bartform halten. — Solche Fragen ſind deshalb ſchwer zu löſen, weil die Mode oft die volle, einem Menſchen gegebene Bartform nicht zuläßt oder gar Bartloſigkeit vorſchreibt.

Eigentümlich iſt jedenfalls der nordiſchen Raſſe ein ziemlich ſtarker Bartwuchs mit lockigem oder leicht gekräuſeltem blondem oder rötlichem Haar. Die Barthaare ſind dabei, wie bei anderen Raſſen, nicht alle ſo farbgleich wie die Kopfhaare; neben faſt weißen Haaren können feuerrote ſtehen, immer aber ſo, daß der Geſamteindruck eines hellen Bartes beſteht. Wie das nordiſche Kopfhaar kann auch der nordiſche Bart ſehr lang werden. Die Sage vom Kaiſer Rotbart bewahrt auch dieſen Zug. Seltener wird man aber in der nordiſchen Raſſe die auffallend ſtarken, breiten und langen Bärte finden, die bei der dinariſchen Raſſe vorkommen, ſeltener auch die für die dinariſche Raſſe bezeichnenden buſchigen Schnurrbärte (vgl. Abb. 177, 234).

Auch in Kreuzungen hält ſich, auch bei dunklem Kopfhaar, oft noch der helle, vor allem der rote Bart; oder es finden ſich in dunklen Bärten helle und rötliche Haare. Der dünne, ſtraffe Bart, der bei der oſtiſchen Raſſe vorkommt, iſt bei Miſchlingen in der Farbe oft noch nordiſch.

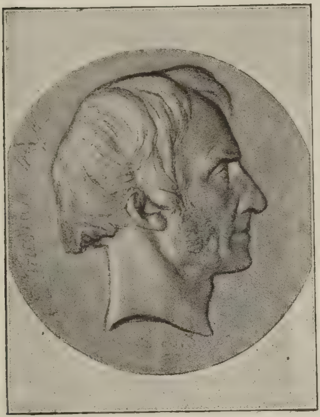
Die Einpflanzung des Haares, d. h. die Richtung, in der es in der Haut ſteckt, iſt bei verſchiedenen Raſſen verſchieden. Auch das Zuſammenſtehen der Haare zu Zweier- oder Dreiergruppen, ihr mehr oder minder dichtes Zuſammenſtehen, iſt raſſenhaft verſchieden. Über die europäiſchen Raſſen ſind aber in dieſen Dingen eingehende Forſchungen noch nicht gemacht worden, wiewohl ſicherlich daraus wichtige Schlüſſe gezogen werden könnten.

Die Augenfarbe: Hierbei kommt es vor allem auf die Farbe der Regenbogenhaut (der Iris) an. Die Sehöffnung (Pupille) wirkt bei allen Raſſen ſchwarz, da ja das Augeninnere im Dunkeln liegt und die Netzhaut dunkel gefärbt iſt. Das Weiße des Auges, d. h. ſeine Bindehaut (Conjunctiva) bietet bei genauerem Zuſehen raſſiſche Unterſchiede. Nur bei der nordiſchen Raſſe iſt die Bindehaut ganz farbſtoffrei und ſomit faſt weiß oder weiß mit einem geringen bläulichen Schimmer. Bei allen dunkleren Raſſen, alſo auch bei den anderen europäiſchen Raſſen, iſt die Bindehaut trübweiß bis gelblich, ſie kann bei Negern ſchmutziggrau bis bräunlich werden.

Am auffälligſten aber ſind die Färbungsunterſchiede der Regenbogenhaut. Sie iſt bei der nordiſchen Raſſe ſehr licht von grauer, blaugrauer oder blauer Farbe. In Deutſchland kommen die Kinder meiſt mit dunkelblauen oder dunkelgrauen Augen zur Welt, die ererbte Augenfarbe ſetzt ſich erſt allmählich durch. Auch hier kann ein Nachdunkeln eintreten.

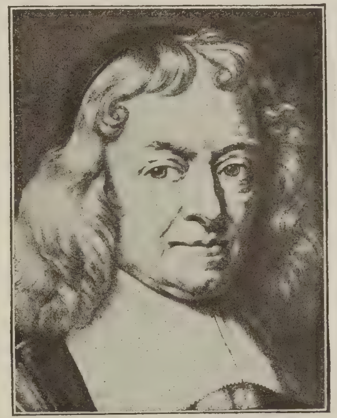
Man hat die graue Augenfarbe auch ſchon als unnordiſch bezeichnet und in ihr ein Kreuzungszeichen ſehen wollen. Ich glaube jedoch nicht, daß nur die eigentlich blaue Farbe die nordiſche Augenfarbe iſt. Sehr oft iſt bei rein nordiſchen Menſchen die Augenfarbe je nach Beleuchtung und nach dem Einfallen des Lichtes und, wie manche annehmen, je nach dem leiblichen und ſeeliſchen Befinden des betr. Menſchen, eigenartig verſchieden. In der Beſchattung und öfters wohl auch bei auftreffendem Licht wirkt das Auge blau, bei ſeitlich treffendem Licht eher grau. Die lichte Farbe des nordiſchen Auges bringt oft eine Mittelſtellung zwiſchen blau und grau mit ſich. Sogar ein ſehr heller gelblichbräunlicher Schimmer kann ſich bei gewiſſer Beleuchtung einſtellen und bei Betrachtung von der Seite. Umgekehrt ſcheinen aber in braunen Augen nie ein blauer oder grauer Schimmer. Das Kennzeichnende ſowohl des grauen wie des blauen nordiſchen Auges iſt ſein lichter Farbwert. „Zur Bezeichnung der Farbe der germaniſchen Augen dienen die Ausdrücke caeruleus und caesius“ — ſo berichtet das „Reallexikon der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaften“ (von Pauly-Wiſſowa) über die Angaben der Römer. Augen von ſehr dunklem Blau, die man auch bei Juden und Judenmiſchlingen hin und wieder antrifft, oder Augen von jenem undurchſichtigen, „milchigen“, ſtofflich wirkenden Dunkelblau ſind immer Miſchlingsaugen. Sie begegnen einem bei vorwiegend oſtiſchen Miſchlingen nicht ſelten. Dem nordiſchen Auge iſt eigen die lichte, geradezu leuchtende Farbe. Man kann in den lichten Farbkreis des nordiſchen Auges hineinſehen, er ſcheint durchleuchtet zu ſein. Häufig und auf Bildern oft deutlich ſichtbar tritt

94



94. Pommern. Kaſpar David Friedrich, Maler (ſiehe auch Abb. 90). (Nach David d'Angers).

95



95. Holland. Huygens, Dichter. (Stich: Blooteling.)

als Lichtbrechungserſcheinung ein feiner dunkler Ring auf, der die Regenbogenhaut umſäumt. Er wirkt auf Bildern geradezu wie eine feine ſchwarze Kreislinie, als ſcharfe, dünngezogene äußere Abgrenzung der Regenbogenhaut gegen die Bindehaut. Mit dieſen Eigenſchaften des nordiſchen Auges hängt ſein beſonderer Ausdruck zuſammen. Ein dunkles Auge wirkt mehr beobachtend, umherblickend; das nordiſche Auge mehr betrachtend, ſchauend. In der Erregung gewinnt das nordiſche Auge jenen „ſchrecklichen Blick“ [1], den die Schriftſteller des Altertums den Germanen zuſchreiben. Der Gegenſatz der dunklen Sehöffnung gegen deren lichte Umgebung bedingt es, daß nordiſche Augen, wenn ſie ihr Gegenüber ſcharf anblicken, einen „ſchrecklichen“ Ausdruck gewinnen können, jene „Schärfe“ (acies), die Caeſar von den germaniſchen Augen berichtet (Abb. 96). Es ſcheint aber, daß ſich die Sehöffnung in der Erregung erweitert und ſo als vergrößertes Dunkel im hellen Auge das „Schreckliche“ noch ſteigere. Gerade bei den hellen nordiſchen Augen ſcheinen außerdem Zuſtände ſeeliſcher Erregung (Freude, Kampfluſt) auf eine erhöhte „Klarheit“, auf einen „Glanz“ der Augen hinzuwirken. Die nordiſchen Augen vermögen zu „ſtrahlen“. So entſteht der Blick, an den die römiſchen Söldner im Kampf gegen die Germanen erſt gewöhnt werden mußten, um durch die Wildheit des Ausdrucks nicht geſchreckt zu werden. Von den Galliern berichtet Caeſar [2], ſie hätten dem wilden Blick der Germanen gar nicht ſtandhalten können (ne vultum quidem atque aciem oculorum ferre potuisse). Von Hagen berichtet das Nibelungenlied den gleichen ſchrecklichen Blick („eislîch ſîn geſihene“). Es war eine Eigenſchaft, die nordraſſiſche Völker beſonders den Helden zuſchrieben. „Der gleißende Wurm glänzt auch ihm im Auge“ [3], iſt eine Vorſtellung der Edda und in altnordländiſchen Schilderungen „entſprachen den Ausdrücken trux und acies genau die Epitheta otol und hvoss“. [4]). Nur das nordiſche Auge kann ſchrecklich blicken, das Auge der andern Raſſen blickt in der Erregung finſter oder drohend oder auch giftig. *Zornmütig* blickt nur das nordiſche Auge. Der Augenausdruck der nordiſchen Raſſe iſt im allgemeinen der offener Beſtimmtheit und Entſchloſſenheit. Doch beſteht bei der nordiſchen Raſſe ein großer Spielraum des Augenausdrucks von gütiger Milde bis zu herriſcher Härte.

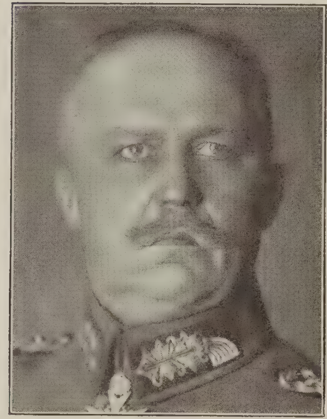


Abb. 96. Pommern.
General Ludendorff.
Vorwiegend nordiſch.

---

[1] Caeſar: „acies oculorum“, Tacitus: „truces oculi“.

[2] bell. gall. I. 39.

[3] Wagner, Walküre.

[4] Pauly-Wiſſowa, Realenzyklopädie der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaften, unter „Germanen“.

Bei Miſchlingen mit nordiſchem Blut kommt es vor, daß die Augenfarbe der nichtnordiſchen Raſſe, die Augenhelligkeit hingegen der nordiſchen Raſſe angehört. So entſtehen die hellbraunen Augen, die man hin und wieder ſieht. Auch die grünen Augen, die bei blonden Menſchen ziemlich häufig zu ſein ſcheinen, deuten auf Raſſenmiſchung hin.

Den Geſamtausdruck der nordiſchen Geſichtszüge nennt Gobineau einmal treffend „ein wenig trocken“ (un peu sec). Beſonders im männlichen Geſchlecht und in einem mittleren Lebensalter fällt dieſes Kühle und Herbe, gleichſam das Sachliche nordiſcher Geſichtszüge auf.

6. Die körperlichen Merkmale der (meiſt mediterrane Raſſe genannten) weſtiſchen Raſſe.

Die Geſtalt: Die weſtiſche Raſſe — nach Sergi der ſchönſte Zweig unter den menſchlichen Unterarten — iſt kleingewachſen, ihre Körperhöhe iſt im Mittel beim Mann etwa 1,60 m. Im ſpaniſchen Gebiet iſt der Durchſchnitt höher, im ſüditalieniſchen oft ziemlich niedriger, bis zu 1,55 m. Die weſtiſche Geſtalt wirkt jedoch bei aller geringen Höhe nicht unterſetzt. Die Verhältniſſe des Wuchſes mögen faſt die gleichen ſein wie bei der nordiſchen Raſſe. Ein beſonders kleiner nordiſcher Menſch und ein beſonders großer weſtiſcher Menſch bieten in ihrem Wuchs annähernd das gleiche Bild. Auch der weſtiſche Menſch iſt ſchlank; zum Unterſchied vom kräftigſchlanken nordiſchen Menſchen könnte man ihn zierlichſchlank nennen. Die Landkarte über die Verteilung der Sitzhöhe in Europa macht es ſogar wahrſcheinlich, daß der weſtiſchen Raſſe eine geringe Überhöhe der Beine zugeſchrieben werden muß. Keinesfalls darf alſo die Weſtraſſe unterſetzt gedacht werden. Es ſcheint, daß ſie auch in den Maßverhältniſſen der Glieder nahezu das gleiche Bild wie die Nordraſſe bietet. Ihr Wachstum iſt früh abgeſchloſſen, früh tritt die Geſchlechtsreife ein, früher als bei der Nordraſſe auch der Alterszerfall. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der männliche und der weibliche Wuchs beide gleichſam etwas weiblicher ſind als bei der nordiſchen Raſſe. Der weſtiſche Mann iſt nicht ſo ausgeſprochen männlich gebaut, Schulterbreite und Hüftenſchmalheit ſind nicht ſo betont und der Geſichtsausdruck iſt weicher. Die Geſtalt der weſtiſchen Frau betont das Weibliche anſcheinend mehr als die der nordiſchen, insbeſondere ſcheint ihr eine verhältnismäßig größere Hüftenbreite eigen zu ſein: daher der öfters zu findende Hinweis auf das „Wiegen der ſpaniſchen Hüften“, daher die Eignung der algeriſchen Frauen zum Bauchtanz. Das Größengewichtsverhältnis mag bei der weſtiſchen Raſſe das gleiche ſein wie bei der nordiſchen.

Wie der geſamte Körperbau, ſo ſind auch die einzelnen Teile zierlich: der Hals, die Hand mit ihren Fingern, die Füße mit ihren Zehen, und ſo entſteht ſchließlich der Eindruck eines ſehr lebendigen, geſchmeidigen, leichten Körpers, ein Eindruck, den die Körperbewegungen der Raſſe noch verſtärken und der auch ihr ſeeliſches Weſen kennzeichnet.

Der Schädel: Wie die nordiſche Raſſe iſt auch die weſtiſche langſchädlig und ſchmalgeſichtig. Der weſtiſche Schädel iſt dem kleineren Körper entſprechend begreiflicherweiſe kleiner als der nordiſche. Die Längenbreitenzahl des weſtiſchen Schädels mag beim Lebenden etwa 70—75 betragen. Die Langſchädligkeit der Weſtraſſe ſcheint eher noch betonter zu ſein als die der Nordraſſe. Das Verhältnis der Geſichtslänge zur Geſichtsbreite iſt etwa dem gleich, das ſich bei der nordiſchen Raſſe ergeben hat: das Geſicht iſt ausgeſprochen ſchmal. Der Schädelbau der Weſtraſſe

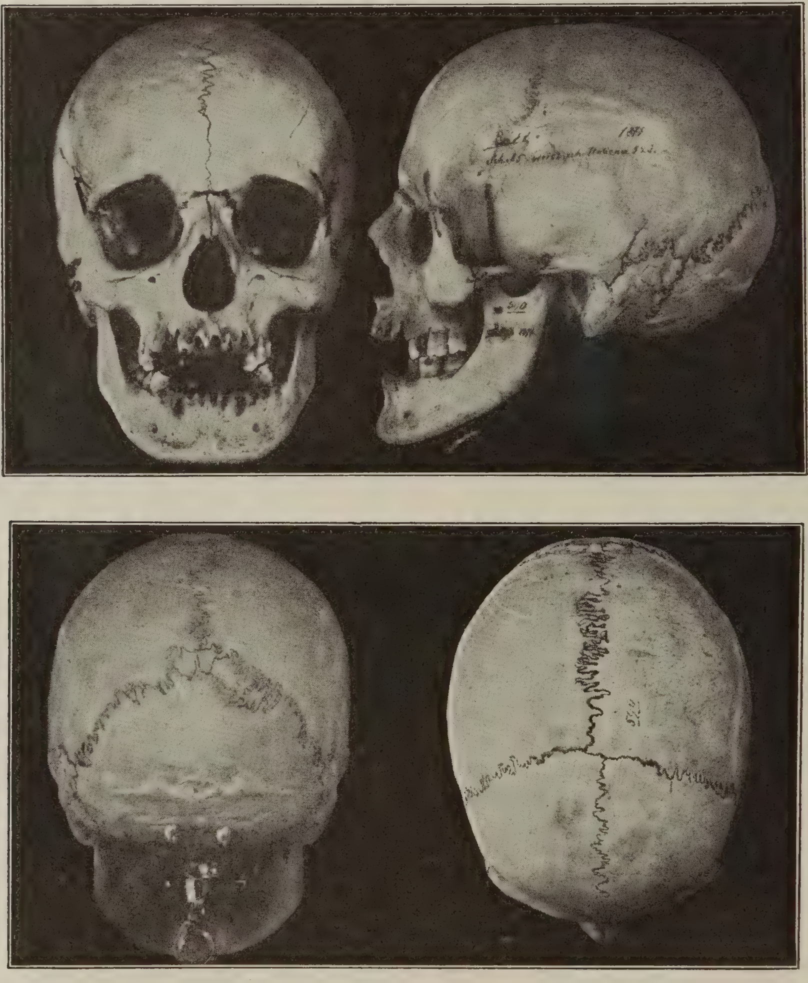


Abb. 97 a, b. Vorwiegend weſtiſcher Schädel (geringer dinariſcher Einſchlag?). Sch: 78,98; G: 94,71. Die Geſichts- und Scheitelanſicht zeigen Metopismus (über dieſen S. 115). — (Aus der Schädelſammlung des Naturhiſtoriſchen Muſeums zu Wien: Aufn.: stud. phil. Wastl, Wien.)

zeigt im ganzen die gleichen Verhältniſſe wie der der Nordraſſe, nur ſind am weſtiſchen Schädel die Überaugenwülſte und der Stirnnaſenwulſt kaum ausgebildet, und der Schädelabſchnitt hinter den Ohren ſcheint etwas höher, minder flach gebildet zu ſein als bei der nordiſchen Raſſe. Ob der ſtarke Hinterhauptshöcker und die kleinen Wülſte auf der Wangenfläche des Jochbeins bei der Weſtraſſe auch vorkommen, weiß ich nicht. Es ſcheint nicht wahrſcheinlich. Die Stirn des weſtraſſiſchen Schädels iſt etwas ſteiler als die des nordiſchen; auch iſt ſie nach hinten und nach den Seiten mehr ausgeglichen zurück- und ſeitwärtsgewölbt, mehr zurückgewölbt als zurückgeneigt und beſitzt nicht jene Neigung zum Eckigen, welche beſonders für die männliche nordiſche Stirn bezeichnend iſt.

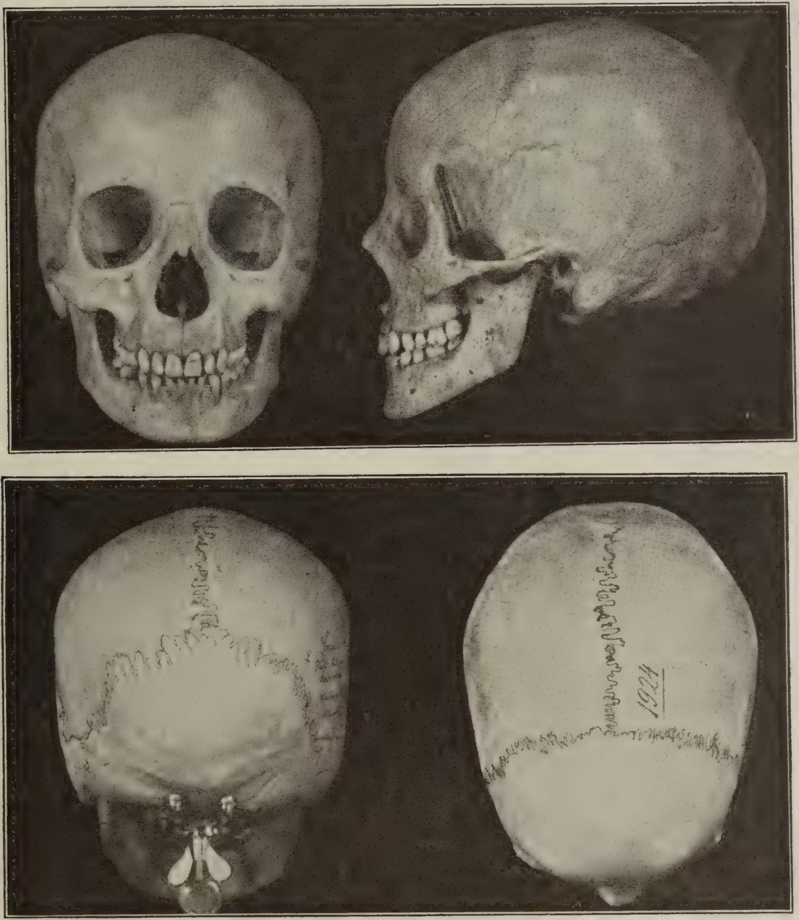


Abb. 98 a, b. Weiblicher (vorwiegend) weſtiſcher Schädel. Sch: 75,84; G: 94,21. (Aus der Schädelſammlung des Naturhiſtoriſchen Muſeums zu Wien; Aufn.: stud. phil. Wastl.)

Der Geſichtsſchnitt, den die Seitenanſicht bietet, neigt mehr zur Weichheit, iſt mindeſtens nicht gekennzeichnet durch jene Neigung zu hartem oder kühnem Ausdruck, den der nordiſche Geſichtsſchnitt bietet. Dazu trägt ſchon die ſteilere, etwas gewölbtere Stirn bei, vor allem aber das minder ausgeſprochene Kinn. Auch das weſtiſche Auge liegt nach hinten eingebettet. Iſt der weſtiſchen Raſſe eine geringe Neigung zu vorſtehenden Kiefern eigen? Oder ſollte das häufige Vorkommen ſchief nach vorn geſtellter Kiefer auf eine Beimiſchung negeriſchen Blutes zurückgehen und eigentlich eine Miſchlingserſcheinung ſein? Italieniſche Geſichter jedenfalls, die ich als rein weſtiſch empfunden habe, wieſen Geradkiefrigkeit auf. Die Naſe der Weſtraſſe iſt gekennzeichnet durch hohe Naſenwurzel, hohen Naſenrücken mit hin und wieder leicht eingebogener (?), öfters aber gerader oder ausgebogener Form. Die Naſenlänge (Naſenhöhe) im Verhältnis zu den anderen Geſichtsabſchnitten iſt etwas geringer als bei der Nordraſſe. Häufig iſt das Geſicht in der Seitenanſicht leicht mit einer elliptiſchen Linie zu umſchreiben und nähert ſich dann ſehr einem Geſichtsſchnitt, den wir als „ſemitiſch“ empfinden.

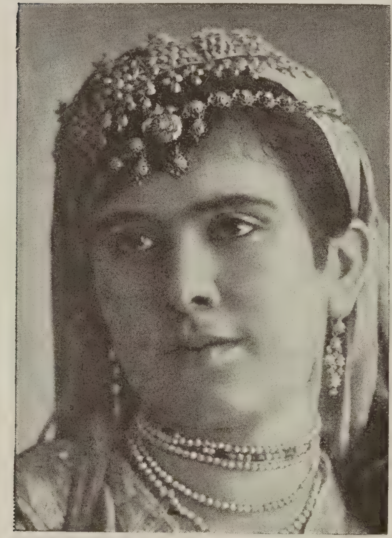


Abb. 99. Algerien. Vorwiegend weſtiſch (n. Stratz).

In der Vorderanſicht bietet das Geſicht gegenüber dem der Nordraſſe nur die ein wenig gerundetere Stirn und das unſcharf oder weniger ſcharf abgeſetzte, rundere und unausgeſprochenere Kinn. Die ſonſtigen Verhältniſſe im Knochenbau ſind die gleichen. Vielleicht ſind die Brauen etwas geſchwungener als bei der Nordraſſe und würden ſomit rundere Augenhöhlen andeuten.

In den Weichteilen des Geſichts ſcheinen ſich gegenüber der Nordraſſe folgende Abwandlungen zu ergeben: Die Naſe iſt oft etwas fleiſchiger, vor allem in ihrem unteren Teil. (?) Die fleiſchigeren Naſenflügel liegen dann nicht ſo eng, die Naſenlöcher bilden dann von unten geſehen, in ihren Längsrichtungen wahrſcheinlich einen minder ſpitzen Winkel gegeneinander. Die Lippen ſind oft ein wenig ſtärker gewulſtet, dadurch wird dann vor allem die Schleimhaut der Oberlippe oft ebenſo breit ſichtbar wie die der Unterlippe. Die harten, ſchmalen Lippen mit ſchmaler Naſenmundrinne ſind unter den europäiſchen Raſſen jedenfalls nur der Nordraſſe eigen. Doch mögen einzelne der zuletzt angeführten weſtraſſiſchen Züge wieder die Spuren negrider und wohl auch vorderaſiatiſcher Beimiſchung anzeigen. Im ganzen bietet ſich ſo ein Geſichtsausdruck, der nicht die klare Schärfe zeigt, die das nordiſche Geſicht ſo oft kennzeichnet; der Ausdruck iſt weicher, man könnte vielleicht ſagen: anſprechender, gefälliger. Mehr wird ſich aus der bloßen Betrachtung der Form nicht ſagen laſſen. Haut-, Haar- und Augenfarbe fügen dem Ausdruck Weſentliches bei.

Die Haut: Die Weſtraſſe hat eine bräunliche Haut, die den Eindruck des Geſchmeidigen, oft des Samtartigen, macht. Man darf nicht an die fleckig-braune Haut denken, die in Deutſchland bei gewiſſen Raſſenmiſchungen öfters erſcheint. Die Haut der Weſtraſſe iſt von gleichmäßiger, mehr oder minder dunkler, bräunlicher Tönung. Im Sonnenbrand kann ſie leicht eine Farbe annehmen, die man in der Angewöhnung an die blaſſe Farbe des bekleideten Körpers dann ſchon nicht mehr „europäiſch“ nennen möchte. Durch ihren Farbſtoffreichtum iſt die weſtiſche Haut undurchſichtig: „das blaue Blut“ wird man nicht mehr ſehen, und ein Erröten iſt nicht mehr ſo deutlich ſichtbar. Rote Wangen wird man bei der Weſtraſſe nicht bemerken: das Wangenrot der nordiſchen Raſſe erſcheint bei ihr höchſtens als eine geſunde Durchrötung der bräunlichen Geſichtsfarbe. Der Vergleich mit „Milch und Blut“ verbietet ſich. Die Haut ſelbſt aber als Stoff ſcheint der nordiſchen Haut nahe zu ſtehen. Man kann vielleicht ſagen: die nordiſche Haut macht mehr einen lichten, kühlen, die weſtiſche mehr einen wärmeren, aber ebenſo lebendigen Eindruck. Unterſuchungen über derlei Unterſchiede ſind nicht gemacht worden und wohl auch ſchwer zu machen.

Ob das Auftreten dunklerer Haut, die bei Miſchlingen in Deutſchland hin und wieder die Augenlider und ihre Umgebung merklich verdunkelt, auch für weſtiſche Menſchen kennzeichnend iſt, ob ein ſolches bei Miſchlingen ein Anzeichen weſtiſcher Beimiſchung iſt, weiß ich nicht. Auch hierüber liegen keine Forſchungen vor. Solche dunkle Haut um die Augen, die oft von eigenartig blaubrauner Färbung iſt, findet ſich nach meiner Beobachtung unter den Deutſchen häufiger in dinariſch untermiſchten Gebieten; ſie iſt auch bei Juden nicht ſelten. Es gibt ferner Hände, deren Fingerhaut hinter den Nagelwurzeln, über dem Nagelbett, in einem ſchmalen Streifen etwas dunkler iſt. Ob dies ein Miſchungszeichen iſt und was für eine Miſchung es andeuten würde, läßt ſich noch nicht ſagen[1]).

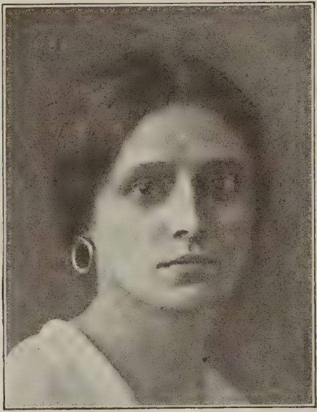
Die Lippenhaut der Weſtraſſe erſcheint infolge des reichlichen Farbſtoffs mehr kirſchrot; bläulichrot. Sommerſproſſen ſcheinen bei der Weſtraſſe nicht vorzukommen. Infolge ihrer durch Farbſtoff geſchützten Haut eignet ſich die Weſtraſſe beſſer zum Leben in den Tropen. Über die Eigentümlichkeit ihres Hautgeruchs vermag ich nichts zu ſagen.

Das Haar: Das Haupthaar der Weſtraſſe gleicht im Durchſchnitt in der Dichte und öfters auch in der Länge dem nordiſchen. In der Farbe

---

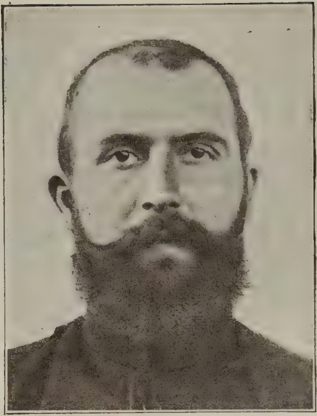
[1]) Der ſog. Nagelmond, jener halbmondförmige helle Fleck, den die Nägel an ihrem hinteren Abſchluß zeigen, ſcheint bei allen europäiſchen Raſſen hell zu ſein. In Amerika dient die Farbe dieſes Nagelmonds zur Erkennung einer etwaigen Beimiſchung von Negerblut: im Falle einer ſolchen, ſonſt nicht mehr erkennbaren, Beimiſchung vererbt ſich der Mond oft noch durch viele Geſchlechter mit gelblicher Färbung.

100



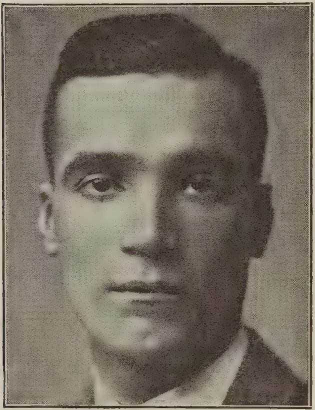
100. Aus einem vornehmen braſilianiſchen Geſchlecht. Weſtiſch. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

101



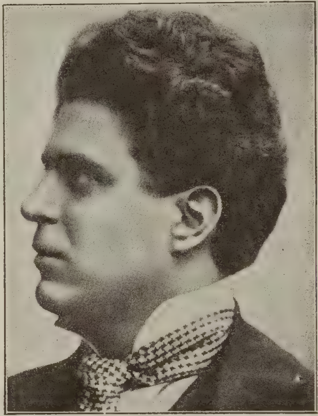
101. Korſika. Weſtiſch. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

102



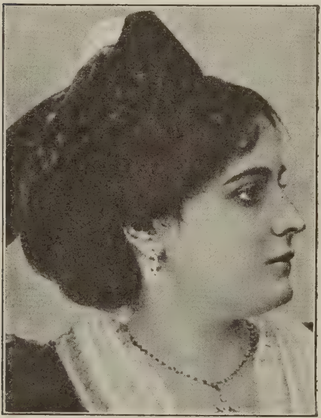
102. Rumänien. Vorwiegend weſtiſch mit oſtiſchem Einſchlag (flache Naſe).

103



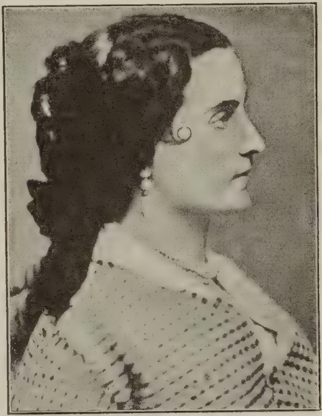
103. Süditalien (Neapel). Mascagni. Vorwiegend weſtiſch (mit geringem negeriſchem Einſchlag?). Jüdiſche Abſtammung?

104



104. Südfrankreich (Arles), vorwiegend weſtiſch.

105



105. Schottland (Vater Schotte, Mutter Kreolin). Lola Montez. Weſtiſch-Nordiſch. A: grau.

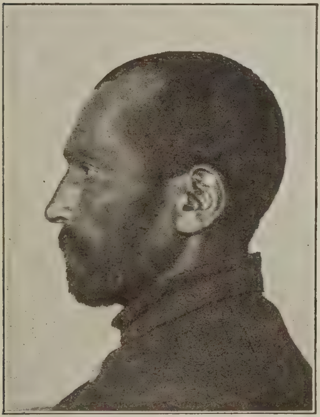
106

106. Italien. Puccini. Vorwiegend weſtiſch — wahrſcheinlich mit dinariſchem Einſchlag.

107

107. Algerien. Weſtiſch mit negeriſchem Einſchlag. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

108



108. Algerien. Weſtiſch. (Aufn.: v. Eickstedt.) (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

109

109. Algerien. Vorwiegend weſtiſch mit negeriſchem Einſchlag.

iſt es tief dunkelbraun oder ſchwarz. Im Geſpinſt iſt es dem nordiſchen ähnlich, ebenſo fein, und fällt entweder ſchlicht oder lockig, nicht alſo wellig wie oft das nordiſche Haar. Die Wellung des weſtiſchen Haars verläuft nicht in einer Ebene; ſie bildet lebhafte Windungen: eigentliche Locken. Das weſtiſche Haar kann, auch wenn es von hellerem Braun iſt, doch von einem dunklen Blond geſchieden werden dadurch, daß keine beſondere Beleuchtung jenen goldenen Schein an ihm hervorrufen kann, der ſelbſt bei ziemlich dunklem Haar bei vielen Deutſchen die Kreuzung mit nordiſcher Raſſe noch anzeigt. Man kann ſagen, das dunkle Haar der Weſtraſſe iſt *echtes* Braun- oder Schwarzhaar. Es ſcheint ziemlich fetthaltig zu ſein. — Durch die dunkle Färbung ſcheinen die Augenbrauen dichter zu ſein und ſind es wohl auch öfters. Die Körperbehaarung ſcheint etwas ſtärker zu ſein als bei der Nordraſſe, der Bartwuchs ſchwächer. Die weſtiſchen Frauen neigen zu leichter dunkler Behaarung der Oberlippe[1].

Die Augenfarbe: Die Bindehaut des Auges hat eine gelbliche Tönung, die Regenbogenhaut iſt braun, oft ſehr dunkelbraun. Dieſe braune Farbe hat meiſt etwas eigenartig Sammtartiges und Warmes. Den weſtiſchen Augenausdruck möchte man als heiter, oft als gütig, oft als vorwitzig muſternd und ſchlauklug bezeichnen. Doch kann man eigentlich nur bei der Nordraſſe von einem beſonderen Ausdruck der Augen reden, da ſich hier deutlich drei Helligkeitswerte abſtufen und die dunkle Sehöffnung ſich ſcharf von ihrer hellen Umgebung abhebt. Während bei dunklen Augen Sehöffnung *und* Regenbogenhaut leicht als *eine* dunkle und damit auch ausdrucksloſere Augenmitte erſcheinen. Was bei dunkeläugigen Raſſen Augenausdruck genannt werden kann, iſt ein Geſamtausdruck, zu dem das Auge ſelbſt und ſeine ganze Einbettung beitragen.

Abb. 110. Weſtſchweiz. Schweizerin franzöſiſcher Sprache. Weſtiſch-oſtiſch. (Weſtiſch-oſtiſch-dinariſch?)

7. Die köperlichen Merkmale der (meiſt alpine Raſſe genannten) oſtiſchen Raſſe.

Die Geſtalt: Hier zeigt ſich nun bis in Einzelheiten ein Körperbau, der ſich von dem der nordiſchen wie der weſtiſchen Raſſe gänzlich unterſcheidet. Die Körperhöhe der oſtiſchen Raſſe iſt beim Mann im Mittel etwa 1,63 m oder wohl auch etwas niedriger, alſo immerhin wohl etwas größer als die der Weſtraſſe. Das Wachstum iſt früh beendet, früh ſetzt der Alterszerfall ein. — Vielfach werden Menſchen der oſtiſchen Raſſe die gleiche Körperhöhe haben wie Menſchen der weſtiſchen Raſſe. Aber gerade neben einem gleichgroßen weſtiſchen Menſchen würde ein oſtiſcher Menſch auffallende Unterſchiede zeigen. Die Weſtraſſe iſt *klein*gewachſen, die Oſtraſſe *kurz*gewachſen, unterſetzt. Sie hat gedrungene Gliedmaßen.

---

[1] Es ſcheint ſogar, als ob innerhalb der weſtiſchen Raſſe, in minderem Grad auch innerhalb der dinariſchen Raſſe, eine Neigung zu „Frauenbart" und zwar auch in Form einer Behaarung von Oberlippe *und* Wangen feſtzuſtellen ſei. Man könnte dieſe Erſcheinung bei der Betrachtung der Beziehungen zwiſchen Raſſe und Krankheit einreihen, wenn man den Frauenbart ſchon als „krankhaft" (erhaltungswidrig) bezeichnen will, als mehr denn nur eine „ſtörende" Erſcheinung. Durch geſchlechtliche Ausleſe wurde die Ausbreitung einer Erbanlage zu Frauenbart wohl immer wieder eingeſchränkt, ſolange er nicht künſtlich ſpurlos entfernt werden konnte (vgl. Unna, Die Entfernung des Frauenbartes. Münchner Mediziniſche Wochenſchrift, Jahrgang 61, Nr. 44).

Ihr Körperbau wirkt breit und, beſonders verglichen mit dem der Weſtraſſe, ſehr viel ſchwerfälliger. War bei der Weſtraſſe eine geringe Überlänge der Beine wahrſcheinlich, ſo gehört zum Raſſenbild der Oſtraſſe eine gewiſſe Unterlänge der Beine.

Das Gedrungene iſt nun dem ganzen Raſſenbild eigen. Der breite, kurze Kopf ſitzt auf einem kürzeren, unfrei wirkenden Hals. Schulternbreite und Hüftenſchmalheit des Mannes ſind unausgeſprochen, ebenſo die Beſonderheit des weiblichen Körperbaues; vor allem ſcheint bei beiden Geſchlechtern eine Ausarbeitung der Schulterlinie und der Hüftlinie der Klarheit zu ermangeln, beſonders beim oſtiſchen Weib erſcheint die Schulterlinie oft wie verwiſcht, manchmal eigenartig abfliehend. Der Rumpfteil des Körpers wirkt träger, wohl auch maſſiger. Getragen wird er von gedrungenen, kurzen Beinen; der Oberſchenkel iſt oft ſehr breit und ſchwer, ebenſo der Unterſchenkel mit ſeinen kurzen, dicken Waden. Aber nicht nur die Beine der Oſtraſſe, ihre Gliedmaßen überhaupt ſind kurz und gedrungen. Die Arme ſind verhältnismäßig kürzer als bei der Nord- und Weſtraſſe, die Spannweite der Arme ſcheint geringer zu ſein, die Finger ſind kürzer, wohl auch die Zehen. Umrißlinien über die Finger- und Zehenſpitzen hinweg geben ein ſtumpferes, breiteres Bild. Das Breite ſcheint ſich bis ins Einzelne zu wiederholen: Die Finger-

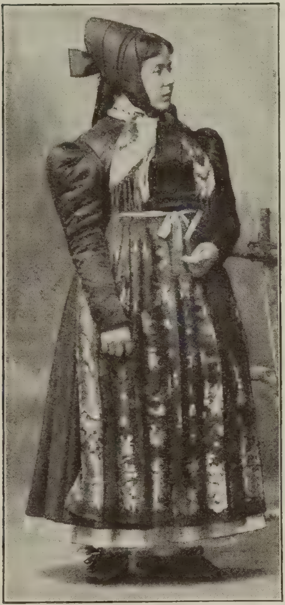


Abb. 111. Elztal (Baden). Oſtiſch.
(Aufn.: Röbcke, Freibg. i. B.)

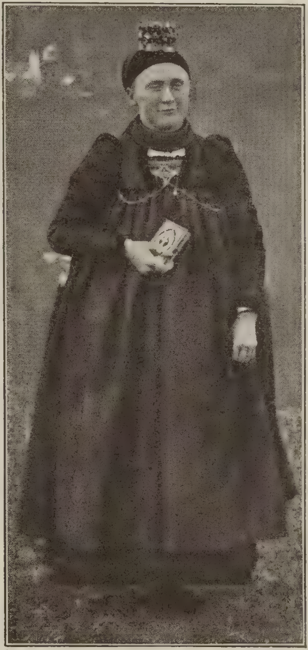


Abb. 112. Vorarlberg. Vorwiegend oſtiſch.
(Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

nägel ſcheinen minder gewölbt, die Knieſcheibe breiter, die Gelenke dicker, die Ferſe breiter, die Fußwölbung geringer zu ſein. Der Einzelforſchung bleibt hier noch vieles zu tun, bis in dieſen Dingen genaue Maße gegeben werden können.

So entbehrt der oſtiſche Körper ganz jenes Ausdrucks edlen Wuchſes, der die Nordraſſe kennzeichnet; er entbehrt aber ebenſo jenes Ausdrucks ſchlanker, zierlicher Gewandtheit, der die Weſtraſſe kennzeichnet. Er wirkt breit, gedrungen und ſchwer, und ſeine Körperfülle, angezeigt durch das Verhältnis des Körpergewichts zur Körperhöhe, iſt größer als die der nordiſchen oder weſtiſchen Raſſe. Ripley urteilt über den oſtiſchen Körper, ſein Geſamtanblick ſei mehr der der ſchweren Feſtigkeit (solidity) als der der Beweglichkeit (agility). In vielem widerſpricht alſo das Bild der Oſtraſſe dem im Abendland geltenden Schönheitsbild, und es iſt auffällig, daß z. B. mittelalterliche und oft auch neuzeitliche Maler oſtiſche Körpereigenſchaften zur Kennzeichnung häßlicher und bösartiger Menſchen gebrauchen, etwa der Folterknechte und Quäler der Heiligen oder des böſen Schächers am Kreuz[1]). So ſcheint unbewußter Weiſe das oſtiſche Körperbild als das unedlere zu gelten. Die geſtraffte Körperhaltung „Bruſt heraus, Bauch hinein“ muß rein oſtiſchen Menſchen zuwider ſein, da ſie ganz gegen die Raſſenanlage ihres Körpers gerichtet iſt. Beim weiblichen Geſchlecht fällt innerhalb der Oſtraſſe häufig ein enges Becken auf, welches dann Gebärſchwierigkeiten verurſacht. So waren z. B. im Jahre 1904 in dem ſtärker oſtiſch untermiſchten Baden bei 6,4% aller Geburten

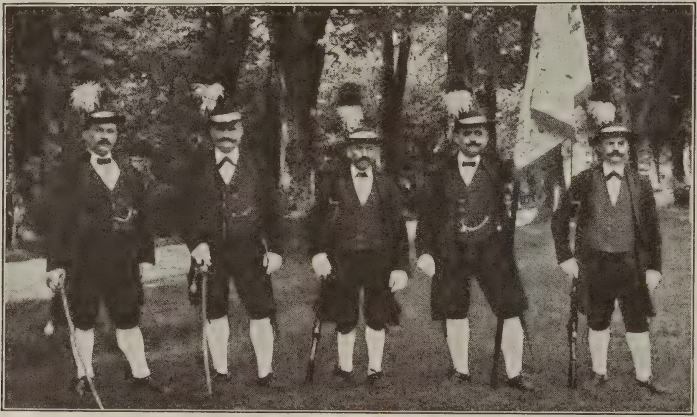


Abb. 113. Peterstal (Baden). Vorwiegend oſtiſch. (Aufn.: Busam, Oberkirch.)

---

[1]) Aufgefallen iſt mir z. B. auch, daß linksradikale Witzblätter, die gelegentlich Zerrbilder deutſcher Heerführer des Weltkriegs brachten, die Verzerrung in ſolchen Fällen nur dadurch erreichten, daß ſie dieſe zumeiſt vorwiegend nordiſchen Geſtalten mit kürzeren, gedrungenen Beinen, mit breiteren Geſichtern, breiteren Naſen, vorſtehenden Backenknochen, kurz mit oſtiſchen oder mongoliſchen Merkmalen wiedergaben.

Operationen nötig, in Norwegen nur bei 2,8% 1) und in Baden (Freiburg i. B.) ſelbſt hat man beobachtet, daß die engen Becken verhältnismäßig viel häufiger aus dem am ſtärkſten oſtiſch beſiedelten Hochſchwarzwald ſtammen als aus der nordiſch durchmiſchten Rheinebene 2).

Der Schädel: Der Körperausdruck des Breiten wiederholt ſich am Schädel. Die Oſtraſſe iſt kurzſchädlig — man würde, wenn man die Form bezeichnen will, beſſer ſagen: rundſchädlig — und breitgeſichtig. Die Längenbreitenzahl des oſtiſchen Schädels mag im Mittel etwa 88 ſein. Doch ſteigt ſie in manchen oſtraſſiſchen Gebieten auch höher und erreicht in Einzelfällen ſelbſt die Zahl 100, womit dann eine Schädelform erreicht iſt, die ebenſo breit iſt wie lang. Im Durchſchnitt wird ſich das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädellänge etwas unterhalb des Ver-

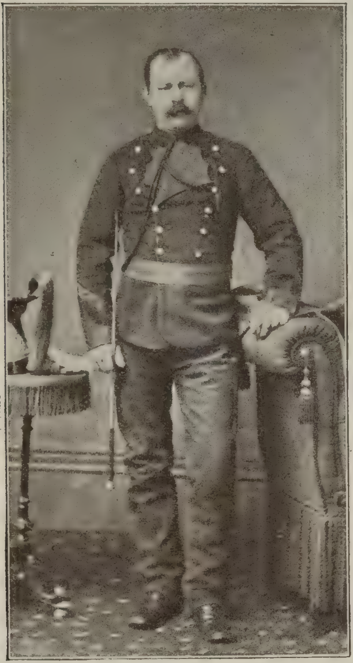


Abb. 114.

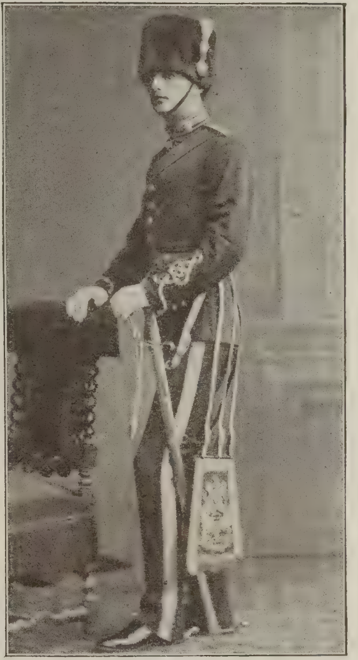


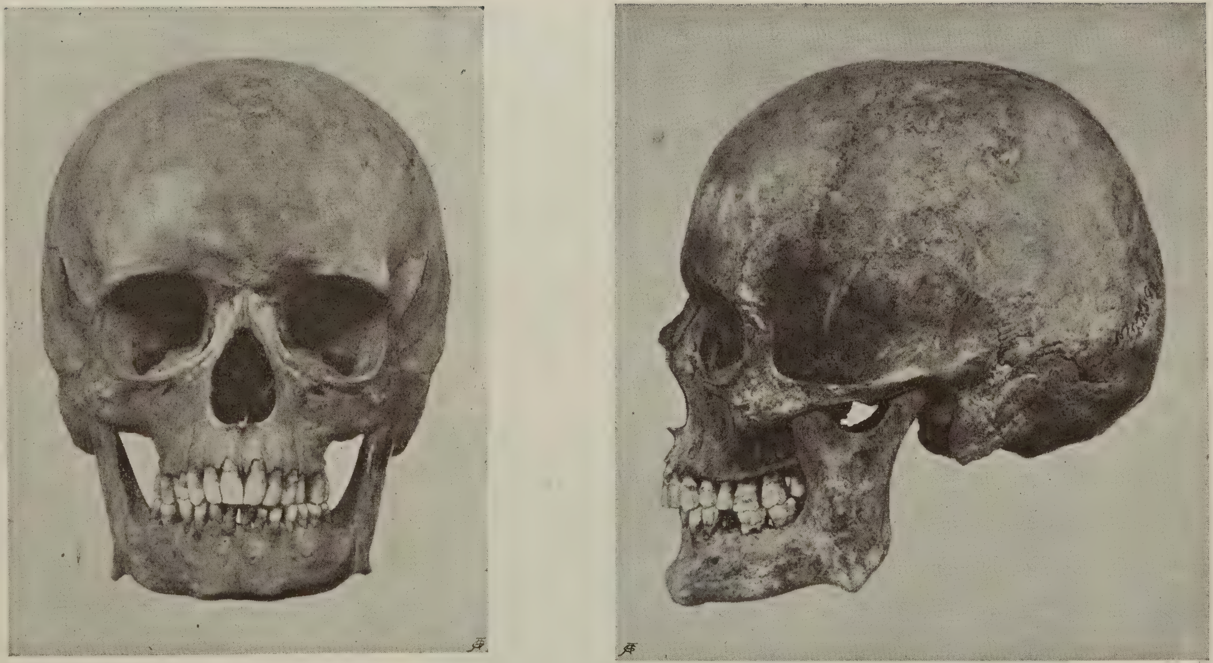
Abb. 115.

Abb. 114 u. Abb. 115. Zur Darſtellung der Wuchsverhältniſſe der oſtiſchen und nordiſchen Raſſe: Zwei Engländer, Abb. 114 ein Gemeiner, Abb. 115 ein Offizier des engliſchen Heeres (aus dem Jahre 1867).
Abb. 114: vorwiegend oſtiſch (kurzgewachſen, kurzbeinig, gedrungen).
Abb. 115: nordiſch (hochgewachſen, hochbeinig, ſchlank).
Zu beachten: Bei Abb. 115 iſt die Verkleinerung ſtärker als bei Abb. 114.

---

1) Vgl. Bluhm, Zur Frage nach der generativen Tüchtigkeit der deutſchen Frauen. Archiv f. Raſſen- u. Geſellſchaftsbiologie 1912.

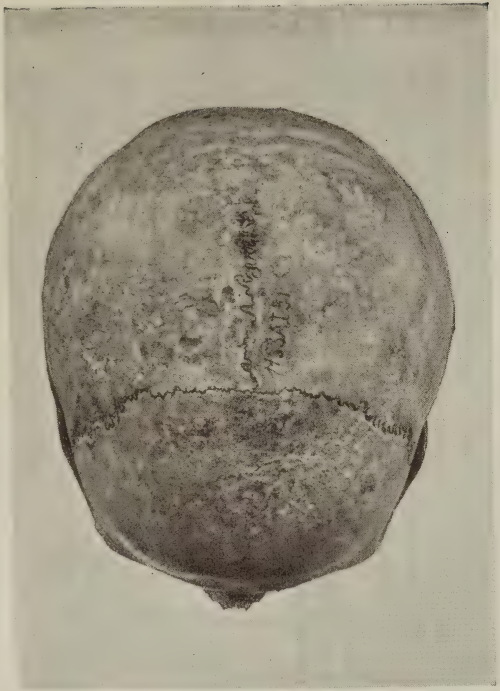
2) Vgl. Gauß im „Sitzungsbericht der Mittelrhein. Geſ. für Geburtshilfe u. Gynäkologie", 1912.



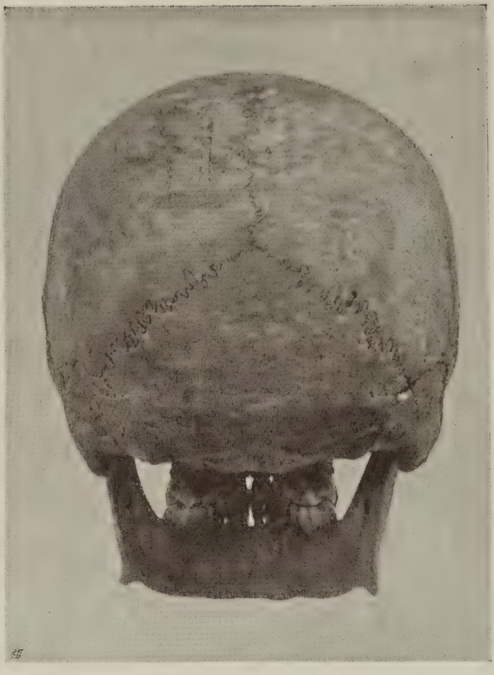
116 a

116 b

Abb. 116 a, b. Oſtiſcher Schädel in Vorder- und Seitenanſicht. Sch: 84,61; G: 83,33.
(Aufn.: Prof. Frizzi; Anthropol. Gesellsch., Wien.) Vgl. d. oſtiſchen Schädel Abb. 10, S. 36.



116 c



116 d

Abb. 116 c, d. Derſelbe Schädel in Scheitel- und Hinterhauptsanſicht. Sch: 84,61; G: 83,33.
(Aufn.: Prof. Frizzi; Anthropol. Gesellschaft, Wien.)

hältniſſes 9:10 halten. Das Geſicht iſt breit. Das Verhältnis der Geſichtsbreite zur Geſichtslänge wird etwa wie 10:7, höchſtens 10:8 ſein. So ergibt ſich eine Längenbreitenzahl des Geſichts, die höchſtens auf 80 ſteigt. Bei dieſem breiten Geſicht, verbunden mit dieſem kurzen (runden) Kopf entſteht dann leicht der Eindruck eines kugligen Kopfes oder wenigſtens eines Kopfes, der ſich in einen Würfel einſchließen ließe. Nirgends bieten ſich ausgeſprochen ebene Flächen; etwa als ein Quadrat mit ſtumpf abgerundeten Ecken bietet ſich in der Vorderanſicht das Geſicht, wenn es nicht in ziemlich gleichmäßiger Rundung erſcheint. Rund, oft faſt kreisrund, bietet ſich von oben der Kopf, bietet ſich der Kopf von hinten geſehen. Teilt man den Kopf in ſeiner Seitenanſicht ſenkrecht in zwei Abſchnitte (vgl. S. 45): in einem Abſchnitt vor den Ohren und in einen hinter den Ohren, ſo fällt gegenüber den Langſchädeln der Nord- und Weſtraſſe bei der Oſtraſſe die Kürze des hinteren Abſchnitts auf: die größere Länge liegt beim oſtraſſiſchen Schädel im Abſchnitt vor den Ohren. Ein anderes noch fällt in dieſer Seitenanſicht auf: die beſondere Höhe des oſtiſchen Schädels in ſeinem Abſchnitt hinter den Ohren. Hier iſt der nordiſche und der weſtiſche Schädel verhältnismäßig nieder, der oſtiſche dagegen ausgeſprochen hoch. Das fällt bei der Seitenanſicht auf und ebenſo bei der Anſicht von hinten. Das Hinterhaupt lädt nicht weit nach hinten aus, ſondern ſteigt breit und hoch und wenig nach hinten hinausgewölbt zum Scheitel auf. Oft ſieht man, wie über dem Rockkragen eines oſtiſchen Menſchen unmittelbar das breite hohe Hinterhaupt der Oſtraſſe kuglig aufſteigt, während bei der Nordraſſe über dem Rockkragen immer noch ein ziemlich hohes Stück des Halſes ſichtbar iſt und darüber der niedere, aber weit nach hinten ausladende Hinterkopf. Die Rundform des oſtiſchen Schädels iſt ſo gerade in ihrer Hinterhauptsanſicht weſentlich vom nordiſchen Schädel verſchieden. Der am nordiſchen Schädel ſtark ausgebildete Hinterhauptshöcker fehlt bei der Oſtraſſe oder iſt nur ſchwach angedeutet. Betrachtet man einen oſtiſchen Schädel von oben in ſeiner Scheitelanſicht (vgl. Abb. 116 c), ſo zeigt ſich, daß die Jochbogen links und rechts der Seitenwände des Schädels eben ein wenig ſichtbar ſind. Dies iſt in Europa nur bei der oſtiſchen Raſſe zu beobachten. Die anderen europäiſchen Raſſen zeigen Schädel, bei denen die Jochbogen nur wenig ausgebogen ſind und daher in der Scheitelanſicht nicht ſichtbar werden. Das Hinterhaupt der Oſtraſſe zeigt (nach Fiſcher[1]) betonte Scheitelbeinhöcker. (Scheitelbeinhöcker zeigen ſich deutlicher beim kindlichen Schädel aller Raſſen und verlieren ſich mit dem Kindesalter mehr oder weniger. Sie heben ſich ab etwa an der Stelle des Scheitelbeins [vgl. Abb. 3], wo dieſes ſich nach hinten und unten umwendet.)

Der Geſichtsſchnitt, den man in der Seitenanſicht gewinnt, iſt ſtumpf. Die Stirn iſt eigenartig ſteil, dabei rund hinaufgewölbt, und ſchon ihr glatter Aufſtieg über den Augen läßt das Fehlen oder die ſehr geringe Ausbildung der Überaugenwülſte und des Stirnnaſenwulſtes vermuten. Das Auge liegt nach vorn, oft eigenartig flach eingebettet. Die Naſenwurzel iſt ziemlich tief angeſetzt und flach. Die Naſe ſpringt wenig vor, iſt meiſt leicht eingebogen, hin und wieder gerade, immer aber ſtumpf und über der Oberlippe flach aufgeſetzt, oft mit leicht aufgeſtülpten Naſenlöchern. Die Naſe iſt verhältnismäßig kurz; die oſtiſche Raſſe hat unter den europäiſchen Raſſen die geringſte Naſenlänge (Naſenhöhe). Die Naſe ſchließt (Seitenanſicht) unten nicht wie die nordiſche Naſe ungefähr wagrecht ab, ihre untere Abſchlußlinie führt vielmehr mehr oder weniger nach vorn aufwärts (Abb. 124). Die Kiefer ſtehen meiſt faſt ſenkrecht, oft auffällig gerade gegeneinander. Das Kinn iſt unausgeſprochen, ſtumpf gerundet. So entſteht ein Geſichtsſchnitt, den man unentſchieden nennen möchte. Sowohl hier in der Seitenanſicht wie von vorn erhält man den Eindruck, als ob die Geſichtsformen in den runden Schädel hineingearbeitet worden wären, während bei den beiden vorherbeſprochenen Raſſen und ebenſo bei der dinariſchen Raſſe die Geſichtsformen eher wie aus dem Schädel herausſpringend, wie hinausgetrieben ausſehen. Sehr häufig ſind innerhalb der Oſtraſſe Geſichter, die in der Seitenanſicht von der ſehr ſteilen Stirn bis zu dem unausgeſprochenen Kinn, da die Naſe ſich ſo wenig abhebt, gleichſam eine gerade Linie bieten, die nur durch die Naſenſpitze — von einer Spitze möchte man allerdings bei der ſtumpfen Form nicht reden — einmal unterbrochen oder ausgebogen wird. Das ſind die Geſichter, die von vorne einen ſo flächigen, brettartig breiten Eindruck machen und in Seiten- und Vorderanſicht oft etwas Starres, Eigenwilliges oder auch Stumpfbeharrendes auszuſprechen ſcheinen. (Abb. 117). Der Ausdruck „ein Brett vor der Stirn" paßt ſeinem Bildgehalt nach nur auf dieſe Schädel- und Geſichtsformen.

---

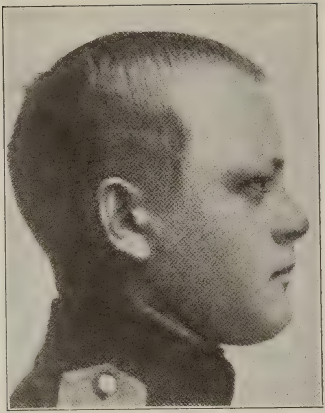
[1] Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene. 1923.

In der *Vorderanſicht* fällt die Breite der Stirn vor allem auf und die eigentümlich kuglige Bildung der Stirnſeiten. Kuglig wölben ſich die Stirnſeiten zum Schädeldach hinauf und kuglig wenden ſie ſich links und rechts zu den Seiten des Kopfes. Man ſpricht von der eigentümlichen Rundſtirnigkeit der Oſtraſſe. Die Stirnwülſte fehlen oder ſind nur ſchwach ausgebildet, die Augenbrauen ſind runder hinaufgewölbt. Die Oſtraſſe hat eine viel rundere, vielleicht auch verhältnismäßig weitere Augenhöhle; bei ihr iſt der Abſtand der Sehöffnungen von einander größer; die Hornhautkrümmung des Auges ſcheint geringer zu ſein. Die Jochbogenbreite der Oſtraſſe iſt beträchtlich; vor allem aber ſind die Wangenflächen der Jochbeine ſchief nach unten und außen geſtellt. Die Wangenflächen ſelbſt ſind glatt; der bei der Nordraſſe erwähnte kleine taſtbare Wulſt fehlt. Durch die Jochbeinbildung der Oſtraſſe ſetzt ſich alſo die Breite des Obergeſichts unvermindert fort in die Breite des Mittelgeſichts. Dem breiten Geſicht entſprechen in breiter Rundung gebaute Kiefer, in denen die Zähne mit größeren Zwiſchenräumen ſtehen können. Tatſächlich ſind nach Röſe[1] die Zahnerkrankungen, die vielfach durch enges Zuſammenſtehen der Zähne hervorgerufen werden, bei den

---

[1] Beiträge zur europäiſchen Raſſenforſchung, Archiv f. Raſſen- u. Geſellſchaftsbiologie Bd. 2 u. 3, 1916.

117 a



117 b

117 a, b. Wolfach (Baden). (Vorwiegend) oſtiſch. (Nach Ripley, The Races of Europe.)

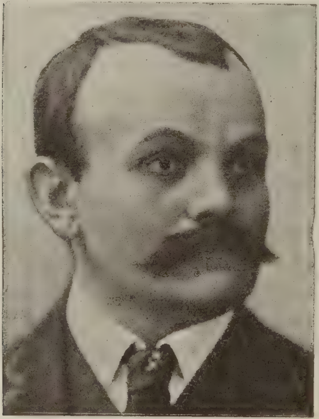
118

118. Amt Bonndorf (bad. Schwarzwald). Oſtiſch. (Aufn.: Prof. Fischer, Freiburg.)

119

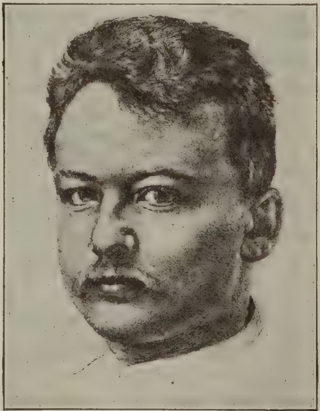
119. Amt Neuſtadt (bad. Schwarzwald). Oſtiſch. (Aufn.: Ruf, Freiburg.)

120



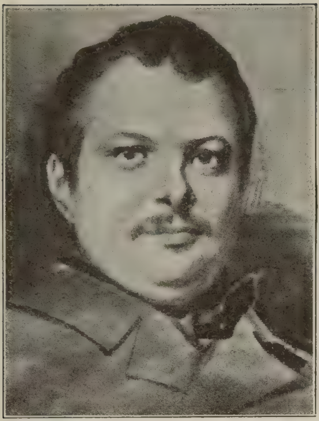
120. Prag. Tſchechiſcher Dichter. Oſtiſch.

121



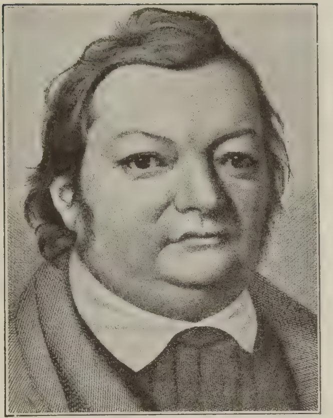
121. Schweiz. Karl Stauffer-Bern. Oſtiſch. Geringer nordiſcher und dinariſcher Einſchlag. (Radierung: Selbſtbildnis.)

122



122. Frankreich. H. de Balzac. Oſtiſch.

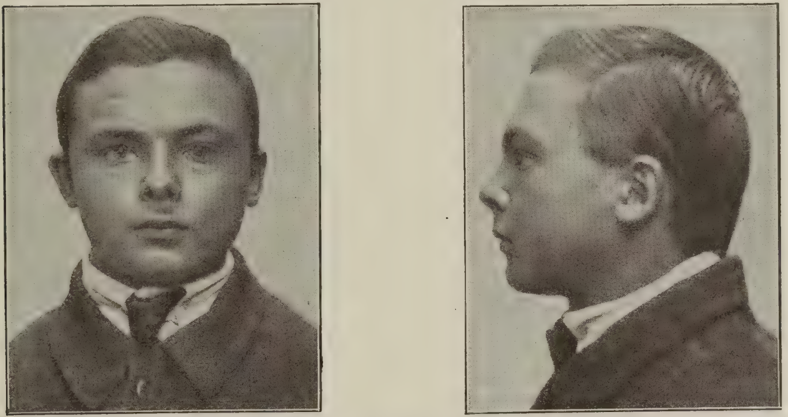
123



123. Ludwigsburg (Wttbg.) J. Kerner. Oſtiſch.

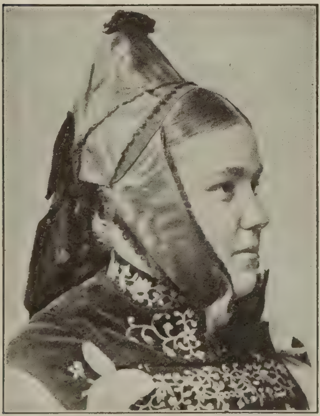
4 a

124 b



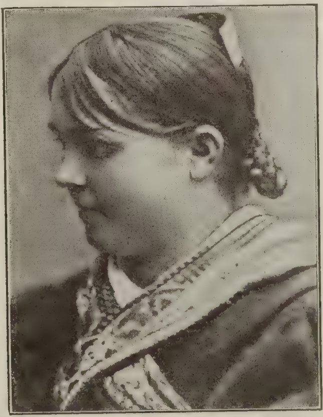
124 a, b. Freiburg i. Br. Vorwiegend oſtiſch, mit nordiſchem Einſchlag (A: hell, Stirnform: nordiſch. K: 86,56; G: 79,59. 18 jährig. (Aufn.: Denzer, Freiburg.)

125



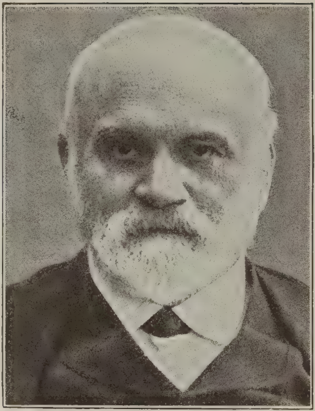
125. Neuſtadt (bad. Schwarzwald). Oſtiſch. (Aufn.: Ruf, Freibg.)

126



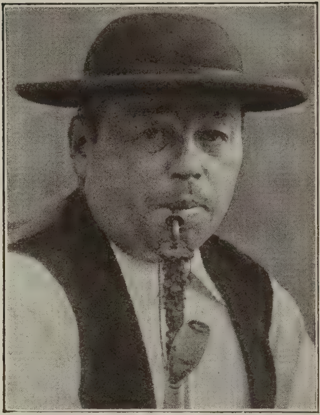
126. Tirol. Oſtiſch. (Aufn.: Samml Hofrat Toldt, Wien.)

127



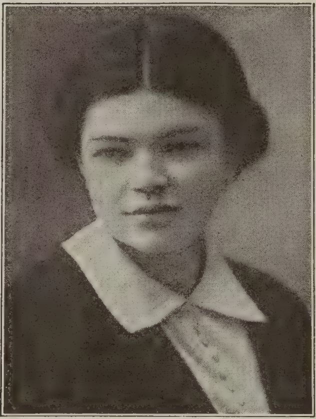
127. Berlin. H. Kiepert.
Vorwiegend oſtiſch.

128



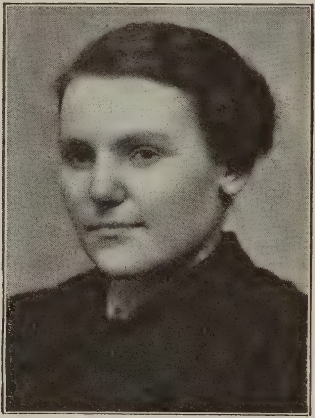
128. Renchtal (Baden). Oſtiſch.
(Aufn.: Busam, Oberkirch.)

129



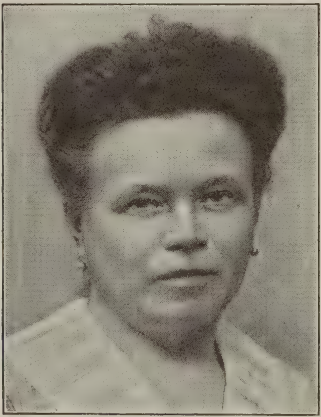
129. Vorarlberg. Oſtiſch — mit mongoliſchem Einſchlag? (Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

130

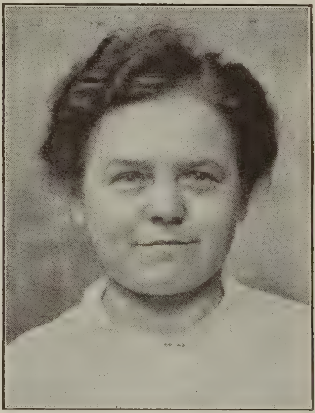


130. Sachſen. Vorwiegend oſtiſch.

131

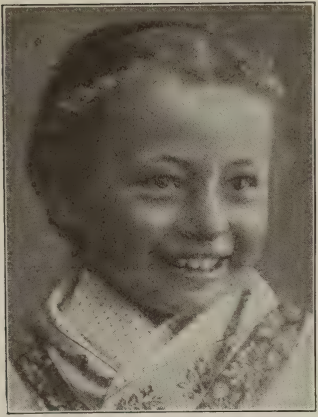


132



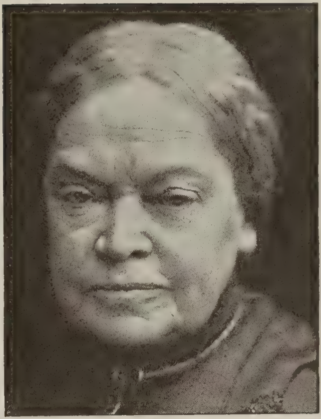
131, 132. Sachſen. Vorwiegend oſtiſch mit nordiſcher Haut- und Augenfarbe.

33



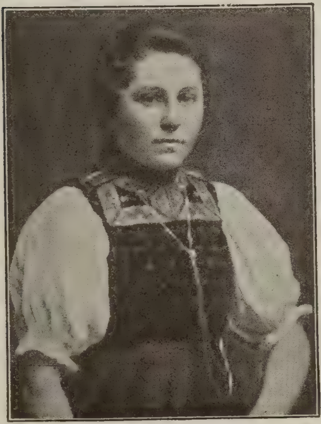
133. Ritten (Tirol). Oſtiſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

134



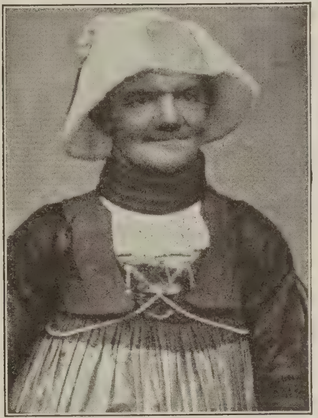
134. Mähren. M. v. Ebner-Eſchenbach, geb. Gräfin Dubsky. Vorwiegend oſtiſch. A: blau.

35



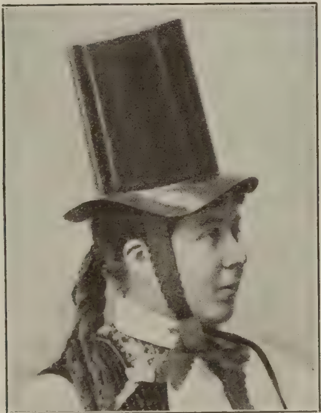
135 Kinzigtal (Baden).
Vorwiegend oſtiſch mit nordiſchem Einſchlag.

136



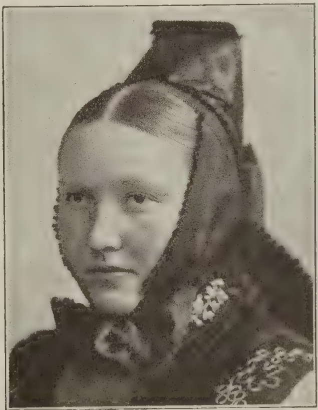
136. Vorarlberg. Oſtiſch, vielleicht mit geringem dinar. Einſchlag. (Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

137



137. Elztal (Baden). Vorwiegend oſtiſch.
(Aufn.: Röbcke, Freibg.)

138



138. Amt Neuſtadt (bad. Schwarzwald). Vorwiegend oſtiſch mit geringem nordiſchem Einſchlag. (Aufn.: Ruf, Freibg.)

breiteſten Geſichtern nur halb ſo zahlreich wie bei den ſchmälſten. Eine Karte der Zahnerkrankungen auf franzöſiſchem Gebiet zeigt die große Häufigkeit ſolcher Erkrankungen in den Landesteilen, die am ſtärkſten nordraſſiſch beſiedelt ſind. Das breite Geſicht der Oſtraſſe rundet ſich nach unten zu ab in den breiten und im Verhältnis zu ſeiner Breite kurzen Unterkiefer. Bei der Oſtraſſe ſcheint Aufbiß der Zähne häufiger zu ſein als bei den anderen europäiſchen Raſſen, bei denen faſt immer Überbiß auftritt. Die oſtiſche Naſe iſt immer flach gebaut mit flach auf der Oberlippe aufgeſetzten Flügeln. Selbſt wenn ſie verhältnismäßig ſchmal iſt, iſt ſie nicht eigentlich klar vom Geſicht abgeſetzt. Das breite unausgeſprochene Kinn hebt ſich kaum oder gar nicht als ein beſonderer Beſtandteil der Geſichtsbildung ab.

Eigenartig flächig bieten ſich auch in der Vorderanſicht die Wangenteile unterhalb der Augen links und rechts der Naſe. Die Geſichter der beiden langſchädligen Raſſen ſind gegen die ſenkrechte Geſichtsmitte hin von den Wangenſeiten her abgeſchrägt; dies iſt bei der Oſtraſſe nicht der Fall, was wieder den ſtarren Eindruck des Geſichtes verſtärkt. Die breite Kinnrundung trägt dazu bei, daß oſtiſche Geſichter, wenn ſie nicht bei etwas ſchmälerer Stirn und ſchmälerem Kinn in Jochbogenhöhe eine deutliche größte Breite zeigen, oft geradezu quadratiſch zu umſchreiben ſind. Ausdrücke wie „Quadratſchädel“, „tête carrée“, auch ſolche wie „Dickſchädel“ oder „Dickkopf“ können nur der oſtiſchen Kopfform entnommen ſein, wenn ſie auch oft einem gewiſſen Bedeutungswandel in der Richtung auf ſeeliſche Eigenſchaften zu ausgeſetzt ſind.

Die Weichteile: Sie dienen bei der Oſtraſſe vielfach zur Behauptung oder gar Verſtärkung einer ſtumpfen und breiten Geſichtsform. Wie S. 49 erwähnt wurde, iſt dem Anatomen Henke am oſtiſchen Schädel die Bedeckung minder ſtraff und minder mager erſchienen, mehr zu „Fülle und Weichheit“ neigend. Dickere Hautbedeckung erſcheint am Kopf des oſtiſchen Menſchen vor allem auf Naſenwurzel und Naſenrücken; oft iſt auch auf dem Wangenbein Fett aufgelagert, ſodaß in äußerſten Fällen in der Seitenanſicht die Haut unterhalb des Unterlids wie gepolſtert ausſieht oder ſo, daß, nur wenig ſchief von hinten betrachtet, dieſes Fettpolſter auf dem Backenknochen die Naſenwurzel und den oberen Teil des Naſenrückens überſchneidet. Auch in der Haut über den Augen, in und über dem Oberlid, iſt öfters Fett eingelagert, ſodaß die Haut herunterſackt. Nach meiner Beobachtung treten dieſe Fetteinlagerungen jedoch bei Kindern häufiger und ſtärker auf als bei Erwachſenen. Sie ſcheinen alſo mit dem Alter mehr oder weniger zu ſchwinden. Bei oſtiſchen Kindern ſind ſie um das Auge herum bisweilen ſo ſtark, daß man auf den erſten Blick an eine Geſchwulſt denken möchte. Häufig wirken oſtiſche Augen wie verquollen. Die Augen wirken kleiner, da die Lidſpalte kürzer iſt und die Lidöffnung nicht ſo hoch wie bei den anderen europäiſchen Raſſen. Nach außen zu zieht ſich die Lidöffnung ein wenig aufwärts, wodurch dann der Ausdruck leicht ſchiefſtehender Augen entſteht. Das untere Augenlid bildet eine geſtrecktere, minder nach unten geſchweifte

Linie. Man erhält manchmal den Eindruck, als ob das Unterlid im Verhältnis zur Lidbildung der anderen europäiſchen Raſſen etwas zu ſtraff gezogen wäre.

Die Weichteile der Naſe ſind ſo aufgelagert, daß ſie einem minder ſcharfen, manchmal einen verwiſchten Übergang der Naſe in ihre Umgebung bilden. Die Naſenflügel liegen flacher auf der Oberlippe, die Lochfläche der Naſe iſt breiter: die Längsrichtungen der Naſenlöcher, bei zurückgelegtem Kopf betrachtet, bilden einen ſtumpferen Winkel gegen einander.

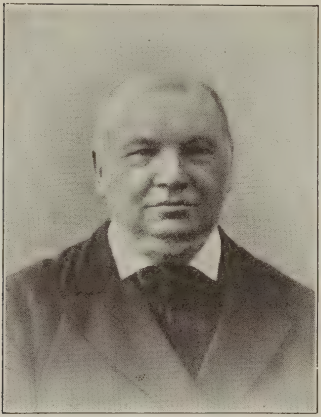
Ob die Mundſpalte breiter oder ſchmäler iſt als bei den Langſchädeln, ſteht nicht feſt. Sie ſcheint wenig Unterſchiede von denen der anderen europäiſchen Raſſen zu bieten und in einigen Formen eher ſchmäler zu ſein, hin und wieder jedoch auch beſonders breit. Vielleicht darf man ſagen, daß die oſtiſche Mundſpalte einen größeren Spielraum von Möglichkeiten zuläßt. Kennzeichnend für die Oſtraſſe iſt aber jedenfalls die breitere Naſenmundrinne, die meiſtens auch verwiſchter gezeichnet iſt. Über Beſonderheiten der Lippenwulſtung liegen für die Oſtraſſe keine Beobachtungen vor.

Oſtraſſiſche Geſichter, die vollwangig ſind, neigen zu einer Art hängender Wangenfülle. Die Wangen ſind dann in ihrem unteren Teil, dem Unterkiefer entlang, am vollſten, ſo daß ſie oft wie nach unten hängend und ſogar überhängend ausſehen, das Breite des Geſichts noch verſtärkend und im Alter bei Nachlaſſen der Gewebeſtraffheit das Geſicht verhäßlichend (Abb. 134).

Die Haut: Die oſtiſche Haut ſcheint dicker, ſchwerer zu ſein, als die der anderen europäiſchen Raſſen — ſie ſcheint dicker zu ſein; ob ſie es iſt, muß erſt feſtgeſtellt werden. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck einer minder belebten und minder durchbluteten Haut. Zum Unterſchied von der Haut der anderen Raſſen ſieht oſtiſche Haut oft wie abgeſtorben aus, auch in der Jugend. Sie iſt wie die der Weſtraſſe dunkler als die der Nordraſſe, der Farbe nach aber mehr ins Gelbbräunliche, wenn nicht ins Gelbliche ſpielend. Selbſt wenn ſie ziemlich hell iſt, fehlt ihr doch ganz das rötliche Durchſcheinen des Blutes. Man hat immer das Gefühl — und ſelbſt gegenüber der dunklen Haut der Weſtraſſe — das Blut könne in der oſtiſchen Haut nicht ſo weit nach außen dringen; daher der Eindruck des Abgeſtorbenen. Sommerſproſſen ſcheinen bei dieſer Haut nicht vorzukommen, wohl aber kann ſie bei Sonnenbeſtrahlung ziemlich dunkeln, jedoch anſcheinend nicht ſo ſtark wie bei der dinariſchen und weſtiſchen Raſſe. Im Alter neigt die Haut im Geſicht ſehr zu Runzelbildung, ſo ſehr, daß die Runzeln und Falten oft faſt ebenſo ſtark ſprechen wie die einzelnen, durch den Knochenbau bedingten Züge des Geſichts (Abb. 134). Der Hautgeruch der Oſtraſſe ſcheint eigenartig brandig und trocken, man könnte ſagen: unfriſch zu ſein.

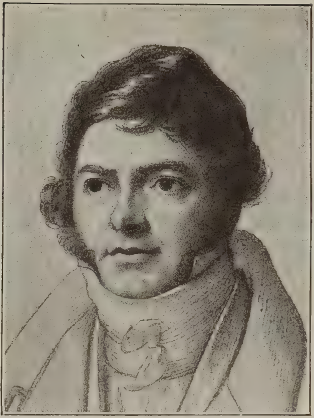
Das Haar: Die Körperbehaarung, vor allem auf Bruſt und Gliedmaßen, ſcheint bei der Oſtraſſe etwas ſtärker zu ſein als bei der nordiſchen Raſſe. (?) Das Haupthaar ſcheint ebenſo reichlich zu ſein, aber nicht ſo lang werden zu können. Der Bartwuchs iſt geringer als bei der

139



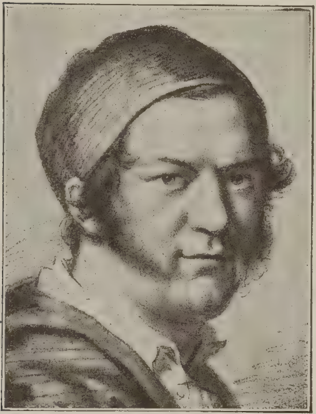
139. Aus weſtfäliſchem Adel. Vorwiegend oſtiſch.

140



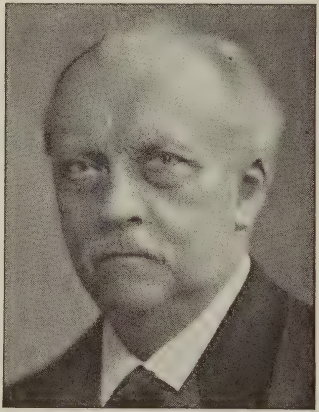
140. Frankreich (Provence). Champollion, Orientaliſt. Vorwiegend oſtiſch — mit weſtiſchem Einſchlag? (Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.)

141



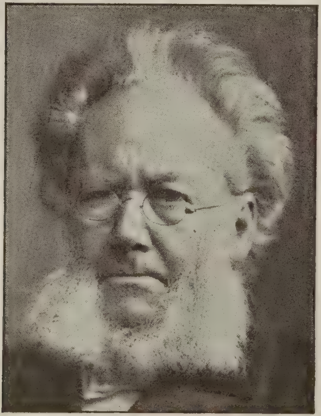
141. Rußland (Petersburg). Orlowſky, Maler. A: blau. Vorwiegend oſtiſch mit nordiſchem Einſchlag. (Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.)

142



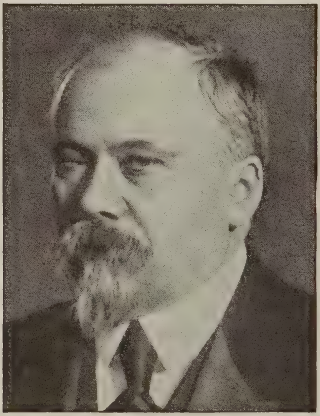
142. Potsdam. Helmholtz. Oſtiſch-nordiſch. (Leichte Waſſerkopfanlage?)

143



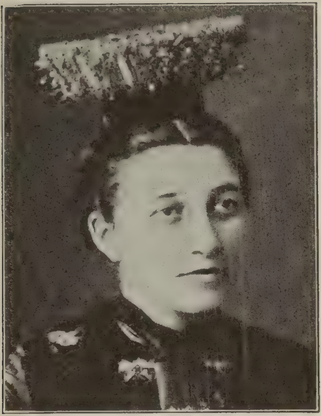
143. Norwegen. Ibſen. Oſtiſch-nordiſch.

144



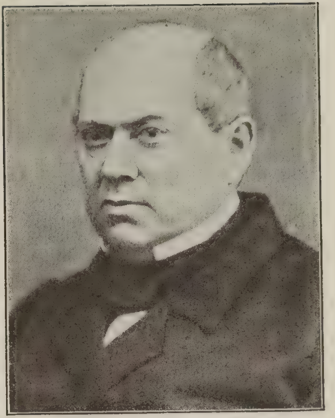
144. Frankreich. Poincaré. Oſtiſch-nordiſch.

145



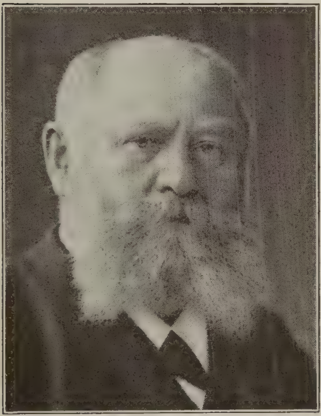
145. Öſt. Alpen. Oſtiſch-dinariſch (?).

146



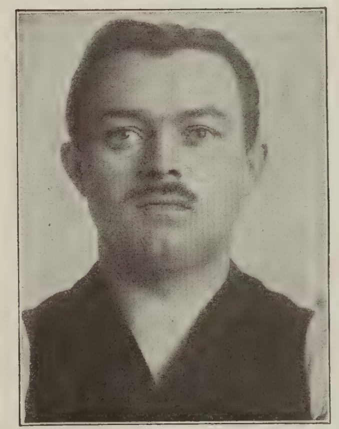
146. Deutſchland. Vorwiegend oſtiſch. (Aufn.: Kupferstichkabinett Dresden.)

147



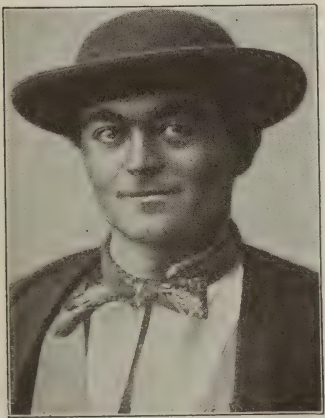
147. Thüringen. Oſtiſch mit ſtärkerem nordiſchem Einſchlag. A: blau; H: blond.

148



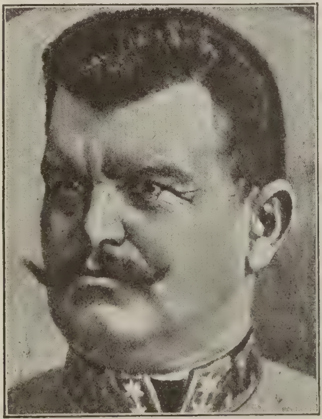
148. Amt Sinsheim (Baden). Vorwiegend oſtiſch mit nordiſchem Einſchlag. (Aufn.: Mattern, Freibg.)

149



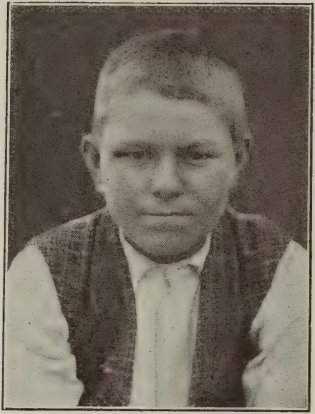
149. Sarntal (öſt. Alpen). Oſtiſch-dinariſch. (Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

150

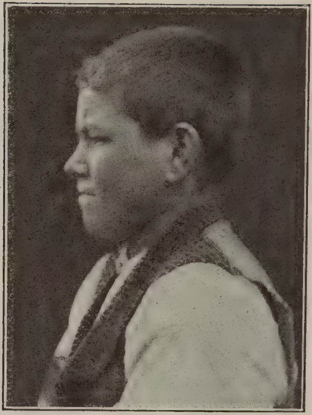


150. Öſterr.-ungar. Heerführer d. Weltkriegs. Oſtiſch-dinariſch.

151 a

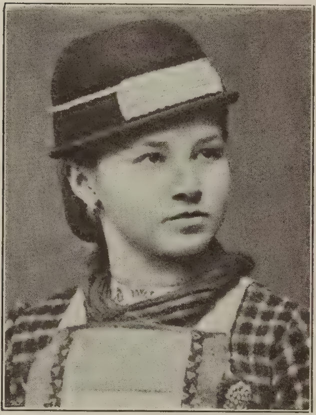


151



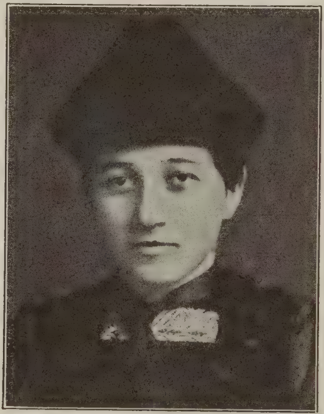
151 a. b. Feſſelberg b. Bruneck (öſtr. Alpen). Oſtiſch-dinariſch. 15jährig.
(Aufn.: Frl. Huber; Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

152



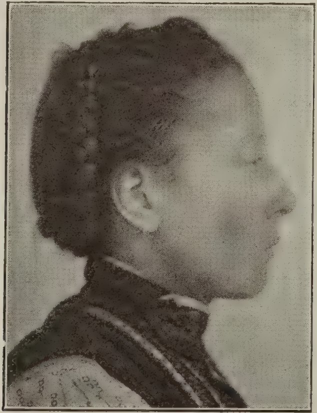
152. Öſtr. Alpen. Vorwiegend oſtiſch (mit dinariſchem Einſchlag?) (Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

153

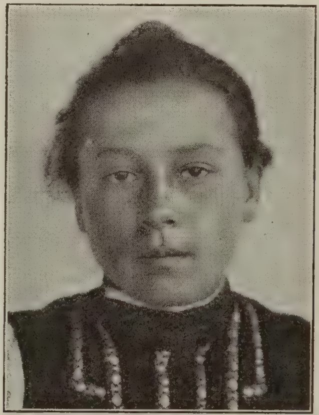


153. Vorarlberg. Oſtiſch-dinariſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

154 a

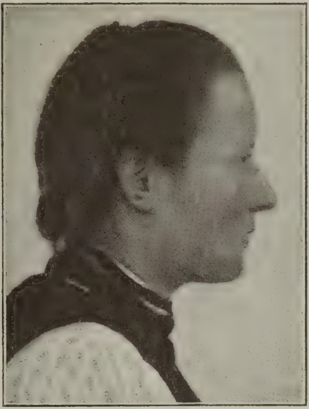


154 b



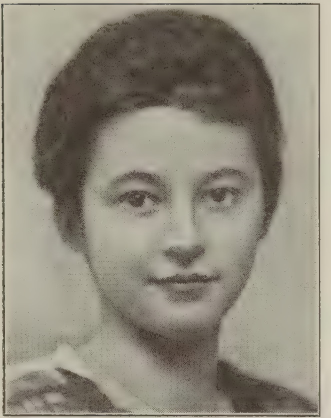
154 a, b. Antholz-Obertal (öſtr. Alpen). Oſtiſch-dinariſch. 17jährig.
(Aufn.: Frl. Huber; Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

155



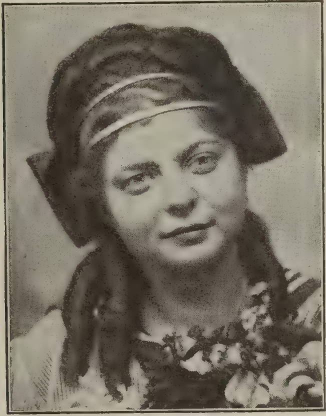
155. Antholz-Obertal (öſtr. Alpen). Oſtiſch-dinariſch. 18jährig. (Aufn.: Frl. Huber; Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

156



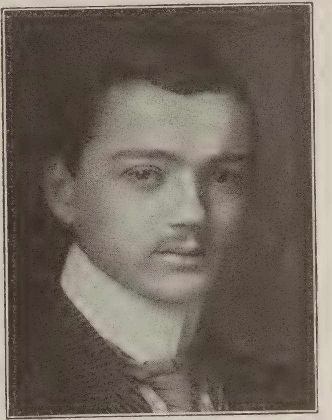
156. Sachſen. Nordiſch-oſtiſch (oder nordiſch mit mongoliſchem Einſchlag?). Rückgebildeter Epikanthus?

157



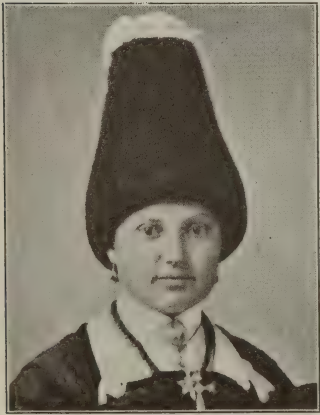
157. Sachſen. Oſtiſch-nordiſch.

158



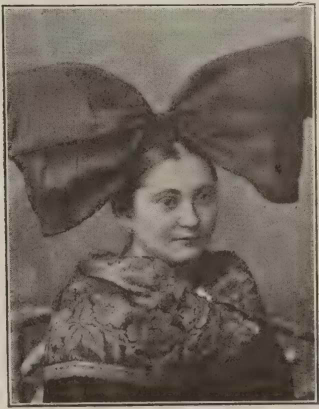
158. Dresden. Oſtiſch — mit mongoliſchem und nordiſchem Einſchlag? (Aufn.: C. Ruf.) (Aus Baur-Fiſcher-Lenz Grundriß I.)

159



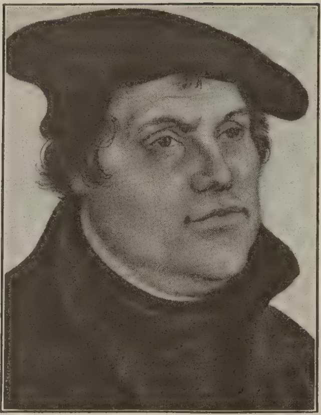
159. Öſterr. Alpen. Oſtiſch-dinariſch. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

160

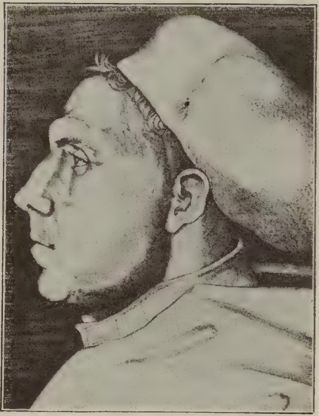


160. Öſterr. Alpen. Vorwiegend oſtiſch. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

161 a

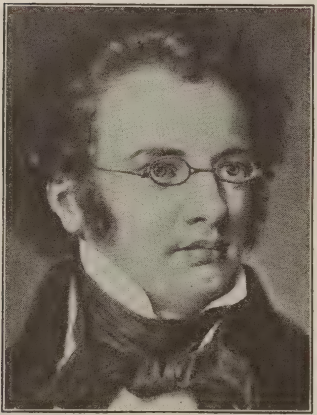


161



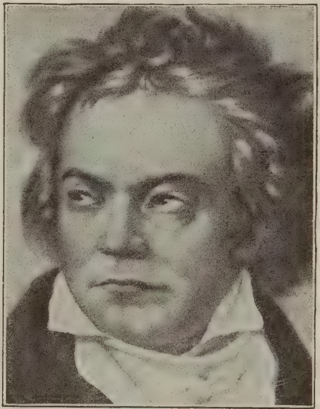
161 a, b. Eisleben. Martin Luther. Nordiſch-oſtiſch. (Gemälde und Stich: Lukas Kranach.)

162



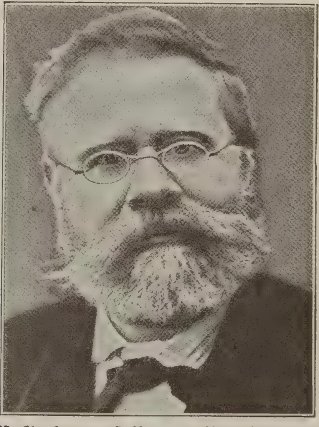
162. Lichtental b. Wien. F. Schubert. Oſtiſch-nordiſch.

163



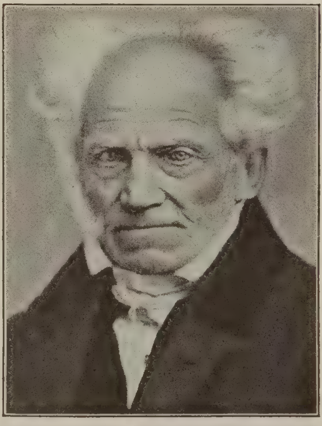
163. Bonn. A: blau. Beethoven. Vorwiegend oſtiſch.

164



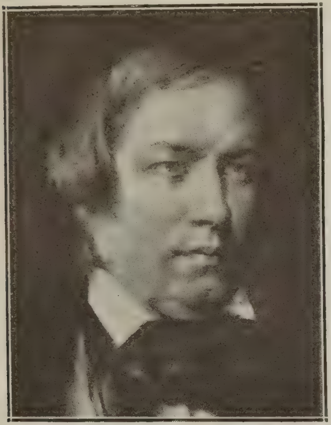
164. Mecklenburg. F. Reuter. Vorwiegend oſtiſch. (Aus dem ‚Corpus Imaginum‘ der Photogr. Ges., Charlottenburg.)

165



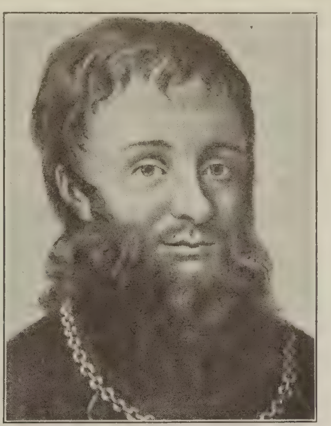
165. Danzig. Schopenhauer. Nordiſch-oſtiſch. (A. d. ‚Corpus Imaginum‘ d. Photogr. Ges., Charlottenbg.

166



166. Zwickau. R. Schumann. Oſtiſch-nordiſch.

167



167. St. Leonhard (Paſſeiertal). Andreas Hofer. Dinariſch-nordiſch-oſtiſch.

nordiſchen Raſſe, oft ſogar ſehr dünn. Das Haar iſt im Durchſchnitt wahrſcheinlich runder, jedenfalls dicker. Dem Geſpinſt nach iſt es hart oder ſtraff, wenn auch nicht ſo ſtraff wie etwa bei den Mongolen. Es legt ſich nicht ſo leicht der Kopfform an, läßt ſich nicht ſo anliegend zum Scheitel legen und glattlegen. Seine Farbe iſt braun oder ſchwarz. Ob das hin und wieder zu beobachtende eigenartig blauſchwarze Haar auch noch der Oſtraſſe zugewieſen werden darf, ſcheint mir fraglich. Ich ver-

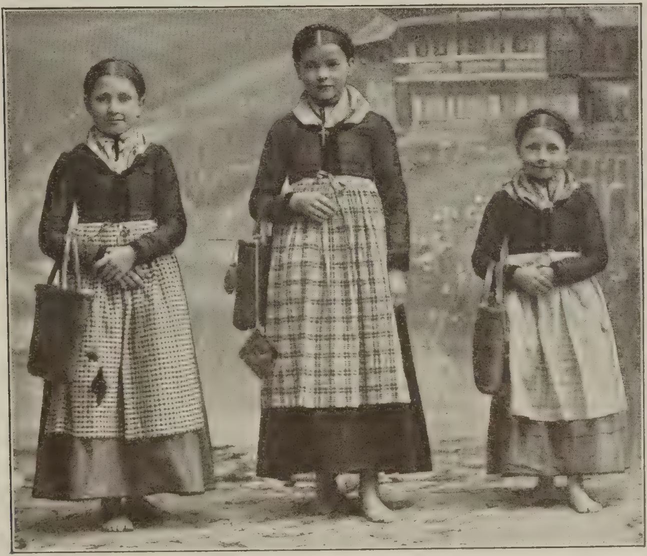


Abb. 168. Renchtal (Baden). Vorwiegend oſtiſch. (Aufn.: Busam, Oberkirch.)

mute, daß blauſchwarzes Haar auf einen Einſchlag mongoliſcher (innerasiatiſcher) Raſſe hinweiſt. Durch ſein Geſpinſt iſt das Haar der oſtiſchen Raſſe trotz der gleichen dunklen Farbe von dem Haar der Weſtraſſe genau zu ſcheiden. Über ſeine Fettung liegen keine Unterſuchungen vor. Es ſcheint dem Alter gegenüber beſtändiger zu ſein; ich habe wenigſtens bei oſtiſchen Leuten auch im hohen Alter öfters dichtes Haar gefunden.

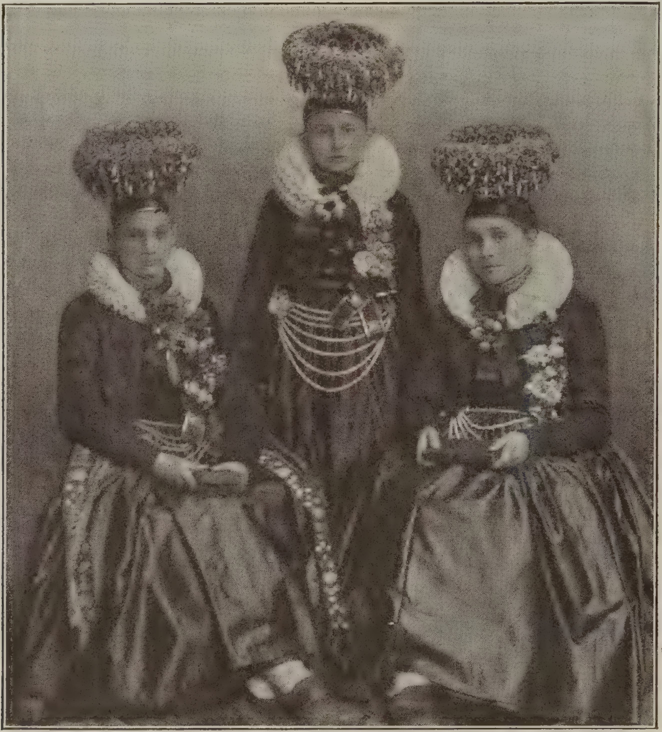


Abb. 169. Kinzigtal (Baden). Oſtiſch-nordiſch (am meiſten oſtiſch die Sitzende rechts).

Die Augenfarbe: Die Bindehaut iſt gelblich getönt, die Regenbogenhaut iſt braun. Doch iſt das Braun in vielen Fällen kälter als das Braun weſtiſcher Augen; das Sammtige, Warme weſtiſcher Augen fehlt meiſtens. Ob ſich dieſer Zug als durchgehender Raſſenzug aufſtellen läßt, iſt aber fraglich. Der Augenausdruck der Oſtraſſe iſt durch die flachere, vielfach unklare Einbettung, ſowie durch die engere und niedrigere Lidöffnung trotz gleicher Augenfarbe von dem der Weſtraſſe ſehr verſchieden. Dort iſt er heiter; hier eher mürriſch; dort iſt er munter beobachtend, hier eher abgeſchloſſen dumpf und ſelbſt bei klügerem Ausdruck nie eigentlich friſch.

8. Die körperlichen Merkmale der dinariſchen Raſſe.

Die Geſtalt: Die dinariſche Raſſe iſt hochgewachſen, ſo hochgewachſen, daß ihr Gebiet auf der Karte der Verteilung der Körperhöhe in Europa mit dem nordraſſiſchen Gebiet Schottlands zuſammen die höchſten Zahlen zeigt. Das Mittel der Körperhöhe mag beim Mann etwa 1,74 m ſein. Es iſt ſehr bezeichnend, daß das Gebiet verhältnismäßig reinſter dinariſcher Raſſe das einzige europäiſche Gebiet iſt, in dem die Blonden bei Meſſung größerer Zahlen von Menſchen nicht zugleich durchſchnittlich die Größten ſind. Die im dinariſchen Reingebiet etwa noch vorkommenden Blonden ſind ja wohl nur in den allerſeltenſten Fällen noch rein nordraſſiſch, allermeiſt ſind es Miſchlinge nordiſch-oſtiſcher Art; wohl meiſt mittelgroße, blonde Kurzköpfe. Die Verhältniſſe des dinariſchen Körperwuchſes ähneln denen der Nordraſſe; der Hals ſcheint kürzer oder dicker zu ſein. Die Spannweite der Arme iſt vielleicht geringer, was aber wahrſcheinlich nicht auf eine ſchmälere Bruſt, ſondern auf kürzere Arme zurückführt. Ich habe auf Abbildungen albaniſcher Krieger hin und wieder auffällig kurzarmige Menſchen beobachtet. Die Körperfülle mag der der nordiſchen Raſſe gleichſtehen. Beide Raſſen ſind hoch und ſchlank gewachſen. — Ich habe bei dinariſchen und vorwiegend dinariſchen Menſchen einen beſonders flachen, dabei auffallend ſchmalen und langen Daumen-

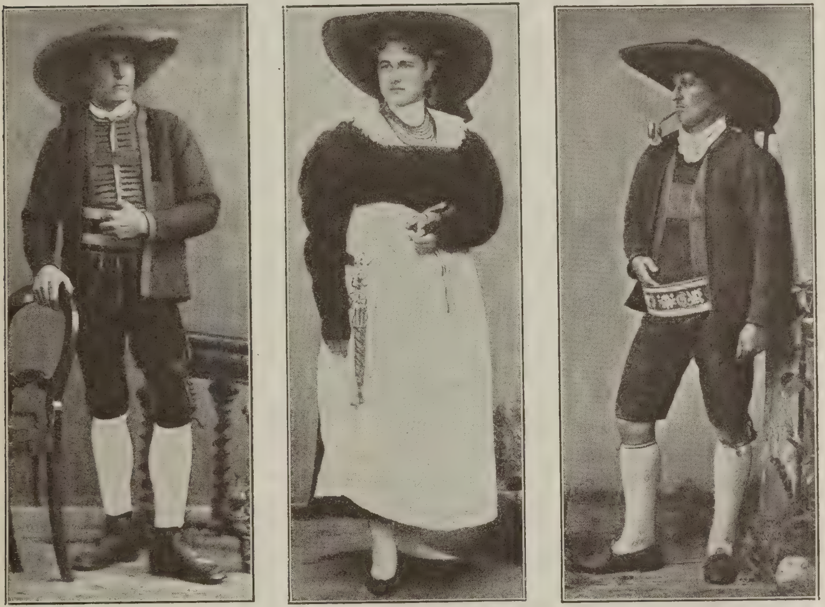


Abb. 170, 171, 172. Tirol. Dinariſch oder vorwiegend dinariſch.
(Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

nagel ſo häufig beobachtet, daß ich dieſen Zug als ein Merkmal der dinariſchen Raſſe anſehen muß.

Der Schädel: Die dinariſche Raſſe iſt kurzköpfig und ſchmalgeſichtig. Die Längenbreitenzahl des Schädels beträgt im Mittel etwa 84—86; die Längenbreitenzahl des Geſichts etwa 92—95. Dieſe Zuſammenſtellung eines kurzen Kopfes mit einem ſchmalen Geſicht läßt jeden dinariſchen Schädel ſogleich als ſolchen erkennen. Die Schädelgeſtalt der dinariſchen Raſſe bedingt es, daß der an dinariſche Kopfform nicht gewohnte Betrachter immer wieder den dinariſchen Kopf als „Hochkopf“ bezeichnet. Die Kurzköpfigkeit der oſtiſchen und der dinariſchen Raſſe ſind alſo ſehr leicht voneinander zu unterſcheiden. Die Längenbreitenzahlen (Indices) der Schädel der beiden Raſſen ſtehen ſich nahe, aber dieſe Zahlen ſagen ja über die Formverhältniſſe eines Schädels verhältnismäßig wenig aus. Würde man mehr auf die Form des Schädels achten und die Bezeichnungen beſſer der jeweiligen Form anpaſſen, ſo müßte man den dinariſchen Kopf als „Kurzkopf“, den oſtiſchen als „Breitkopf“ oder „Rundkopf“ bezeichnen. Im Falle der dinariſchen Raſſe iſt die hohe Längenbreitenzahl des Kopfes durch deſſen Kürze bedingt: der Hinterkopf wölbt ſich gar nicht über den Nacken hinaus, ſo daß er hinten wie abgehackt ausſieht. Im Falle der oſtiſchen Raſſe hingegen iſt die hohe Längenbreitenzahl des Kopfes dadurch bedingt, daß der Kopf faſt kugelig gebildet iſt, ſomit nicht eigentlich kurz genannt werden kann, ſondern breit oder rund genannt werden müßte. Die oſtiſche Raſſe hat den breitgeſichtigen Rundkopf, die dinariſche den ſchmalgeſichtigen Kurzkopf, der als „Hochkopf“ wirkt. (Die Wiſſenſchaft wird darnach ſtreben müſſen, ihre Schädelformbezeichnungen nicht nur nach den gefundenen Verhältniszahlen, ſondern auch zugleich nach den Formverhältniſſen der Schädel zu wählen)[1].

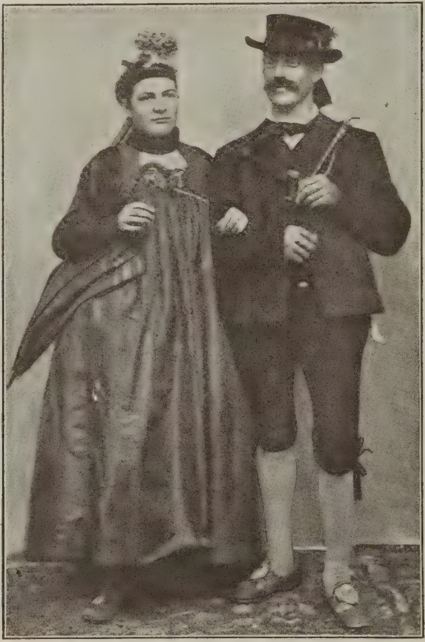


Abb. 173. Vorarlberg.
Mann dinariſch, Frau dinariſch-oſtiſch.
(Aufn.: Gnädinger, Feldkirch.)

---

[1] Vorſchläge zu feineren Unterſcheidungen der Bezeichnung werden daher immer wieder gemacht werden; neuerdings hat Szombathy ſolche erbracht in ſeinem ſehr beachtenswerten Aufſatz „Über relative Schädelmaße und ihre Anwendung“. (Mitteilungen der Anthropologiſchen Geſellſchaft, Wien, 3. Folge Bd. 18.)

Ein etwa gefundenes dinariſches Knochengerüſt wäre trotz ſeines hohen Wuchſes durch ſeine Schädelform von einem nordiſchen gleich zu unterſcheiden. Ein etwa gefundener dinariſcher Schädel wäre durch ſeine Schmalgeſichtigkeit, durch ſein ſteil abfallendes Hinterhaupt, durch den Bau des Naſenbeins von einem oſtiſchen Schädel gleich zu unterſcheiden, wenn

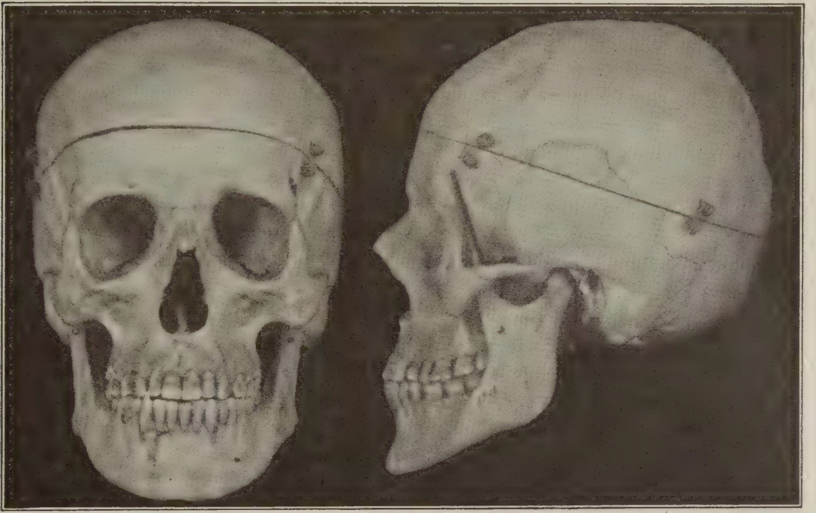


Abb. 174. **Dinariſcher Schädel.** Sch: 84,02; G: 100,81. Aus der Schädelſammlung des Naturhiſtoriſchen Muſeums Wien. (Aufn.: stud. phil. Wastl.)

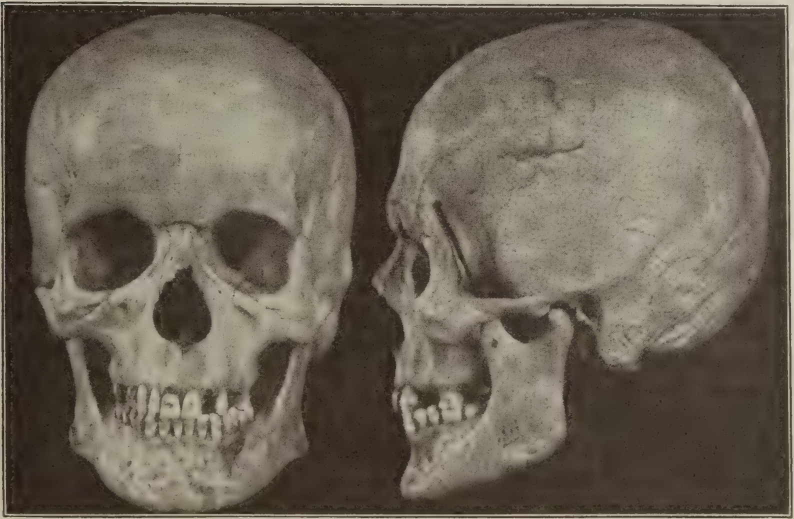


Abb. 175. **Dinariſcher Schädel.** Sch: 86,93; G: 90,51. Aus der Schädelſammlung des Naturhiſtoriſchen Muſeums Wien. (Aufn.: stud. phil. Wastl.)

auch die Meſſung eine ebenſo hohe Längenbreitenzahl des Schädels ergäbe, wie ſie für die oſtiſche Raſſe kennzeichnend iſt.

Die Schmalgeſichtigkeit des dinariſchen Schädels ſetzt ſich bei dieſem nicht (wie beim nordiſchen und weſtiſchen Schädel) in eine ſchmale Stirn fort. Die dinariſche Stirn iſt verhältnismäßig etwas breiter als die nordiſche. Überhaupt iſt der Schädelteil über den Augen im Vergleich zum nordiſchen Schädel breiter gebildet. Über der Augen- und Ohrenhöhe erweitert ſich der dinariſche Schädel etwas, während ſich bei der nordiſchen und weſtiſchen Raſſe die Schmalgeſichtigkeit in die ſchmale Stirn und das ſchmalgebaute Schädeldach hinein fortſetzt.

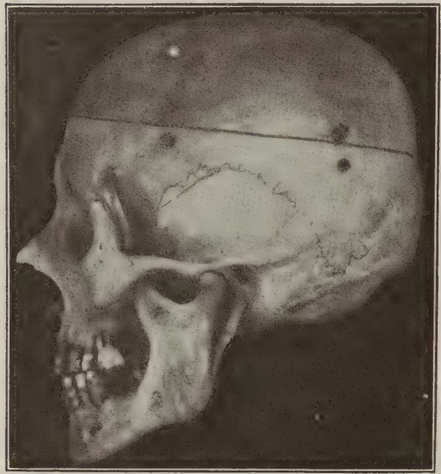


Abb. 176. **Dinariſcher Schädel** mit beſonders ſtarker dinariſcher Naſe und beſonders ſteilem Hinterhaupt. Sch: 84,21; G: 100,81. Aus der Schädelſammlung des Naturhiſtoriſchen Muſeums Wien.
(Aufn.: stud. phil. Wastl.)

In der Seitenanſicht ſieht der dinariſche Kopf „hoch“ aus. Dieſer Zug iſt bedingt durch das lange Geſicht einerſeits, durch den kurzen Kopf andererſeits. Der Kopf ſieht oft aus, als ob er von einer Senkrechten, die in der Verlängerung des Nackens aufſteigt, nach vorn hinausgebaut wäre. Das Hinterhaupt fällt ſteil vom Scheitel zum Nacken ab. Das dinariſche Hinterhauptsbein iſt alſo flach, der dinariſche Schädel flachhinterhäuptig oder ſteilhinterhäuptig. Man hat die Schädel mit hoher Längerbreitenzahl, die man im Alpengebiet vorfand, in zwei Arten eingeteilt: In die flachhinterhäuptigen (planoccipitalen) und die gebogen-hinterhäuptigen (curvoccipitalen); ſo Toldt in ſeiner Arbeit, „Zur Somatologie der Tiroler“ [1]). Das erſtere ſind die dinariſchen Kurzſchädel, das letztere die oſtiſchen Rundſchädel. — Teilt man den dinariſchen Schädel in ſeiner Seitenanſicht durch eine Senkrechte, die durch die Mitte des Gehörgangs läuft, in einen Abſchnitt vor den Ohren und einen Abſchnitt hinter den Ohren (vgl. S. 45 u. S. 86), ſo zeigt ſich eine beſondere Kürze des Abſchnitts hinter den Ohren, die beim dinariſchen Schädel wohl noch betonter iſt als beim oſtiſchen. Das Hinterhauptsbein zeigt am Schädel einen ziemlich ſtarken Hinterhauptshöcker (vgl. S. 45), den man am Kopf des Lebenden durchtaſten kann und der ſich bei der dinariſchen Raſſe, wie ich an Schädeln feſtſtellen konnte, anſcheinend öfters zu einem kleinen abſtehenden Zäpfchen auszubilden ſcheint [2]).

---

[1]) Mitteilungen d. Anthropologiſchen Geſellſchaft, Wien, Bd. 24, Sitzungsberichte.

[2]) Nach meiner Erfahrung werden gelegentlich ſog. Turmſchädel, alſo

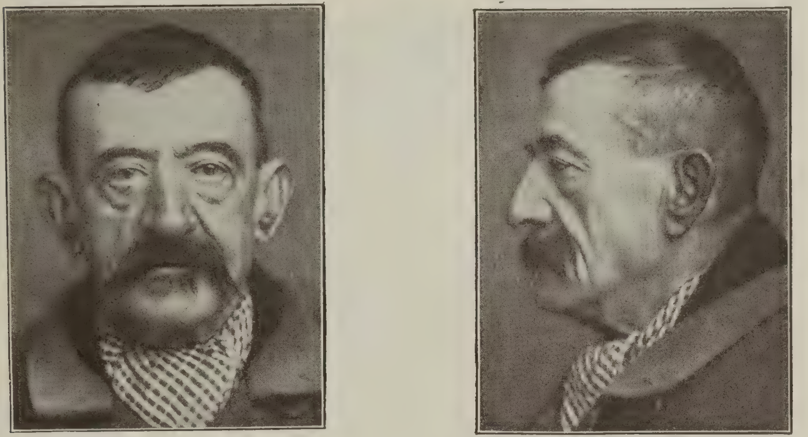


Abb. 177 a, b. Wien; vorwiegend dinariſch; K: 85,50; G: 91,04 (bei Zahnverluſt), 75 jährig; A: braun mit trübblauem äußerem Ring.

Der Geſichtsſchnitt, den die Seitenanſicht zeigt, unterſcheidet ſich klar vom Geſichtsſchnitt der andern Raſſen. Die Stirn iſt nicht zurückgewölbt wie bei der oſtiſchen Raſſe, ſondern mehr flächig zurückgeneigt wie bei der nordiſchen, meiſt jedoch nicht ſo weit zurückgeneigt wie bei dieſer, ſondern mehr aufgerichtet, weswegen ſie oft eigentümlich hoch wirkt. Sie iſt übrigens in vielen Fällen wirklich verhältnismäßig höher als bei den anderen Raſſen (vgl. Abb. 192, 205). Die Überaugenwülſte ſind mäßig ausgebildet, ſcheinbar ſelten ſo ſtark, wie dies öfters bei der nordiſchen Raſſe der Fall iſt. Die dinariſchen Überaugenwülſte zeigen aber ihrer Lage und Form nach zwar weniger augenfällige, aber doch merkliche Verſchiedenheiten von denen der nordiſchen Raſſe. Bei der nordiſchen Raſſe zeigen ſich die Überaugenwülſte als wellig verlaufende Vorſprünge, die über den Augenbrauen ſitzen. Bei der dinariſchen Raſſe ſpringen die Überaugenwülſte mit einer mehr einwärts gebogenen Linie vor, ſodaß die höchſte Erhebung der Wülſte oft gratartig ausſieht, und ſehr oft ſitzen die Wülſte ſo tief auf dem Stirnbein auf, daß die Augenbrauen auf dem Grat der Wülſte oder nur wenig tiefer verlaufen. Da zudem die Behaarung der Augenbrauen meiſt dicht und ſtark iſt, ſo entſteht bei vielen dinariſchen Geſichtern ein beſonders kennzeichnender Ausdruck.

Das Auge liegt nach hinten eingebettet. Die Naſe ſpringt mit hoher Naſenwurzel und ſtarkem Bogen in ihrem Knochenteil kräftig nach vorn

---

Schädelformen, die man als krankhaft bezeichnen kann, mit dinariſchen Schädeln verwechſelt, da ſie manchmal Ähnlichkeiten der Form zeigen. Bei „Turmſchädeln" handelt es ſich um Schädelumbildungen durch zu frühen Verſchluß (Obliteration, Synoſtoſe) der Naht zwiſchen Stirnbein und Scheitelbeinen, wonach dann das wachſende Gehirn, ſich weitere Ausdehnung verſchaffend, andere Schädelnähte ſich erſt deſto ſpäter ſchließen läßt. (Hierüber ſiehe Molliſon „Allgemeine Anthropologie" im Band „Anthropologie" [Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V].)

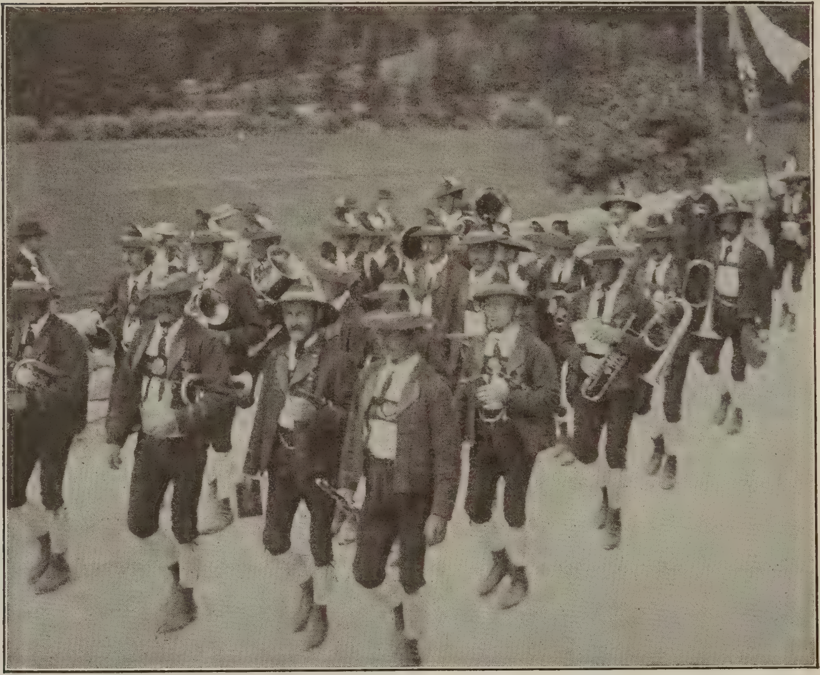
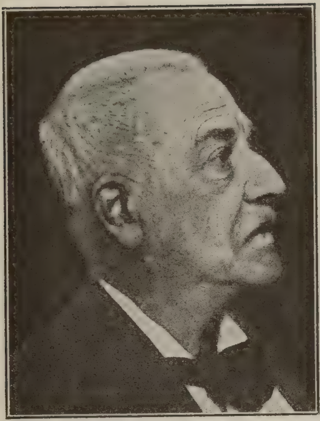


Abb. 178. Tirol. Dinariſch und vorwiegend dinariſch. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

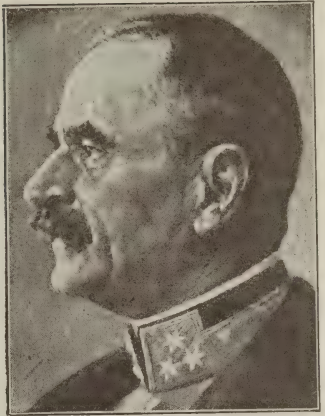
und biegt ſich vom Knorpelteil an mehr nach unten, oft geradezu mit einem ſcharfen Winkel (vgl. Abb. 184). Kennzeichnend für die ſtarke dinariſche Naſe — ſie iſt, zugleich mit der Naſe der vorderaſiatiſchen Raſſe, die ſtärkſte Naſe, die überhaupt unter den Raſſen der Erde vorkommt — iſt, daß man in der Seitenanſicht die Naſenſcheidewand (das septum) ſieht oder doch, daß man viel mehr von der Naſenſcheidewand ſieht als bei den anderen europäiſchen Raſſen. Dieſe reicht etwas tiefer hinab als die Naſenflügel und zieht ſich von der Naſenſpitze zur Oberlippe hin weniger in einer faſt geraden Linie wie bei den anderen Raſſen als in einem nach unten gebogenen Verlauf. Der Mund iſt derb gezeichnet, die Lippen nicht etwa wulſtig, aber doch dicker und breiter als bei den anderen europäiſchen Raſſen. Der Unterkiefer mit dem Kinn zeigt, daß das Schmalgeſicht der dinariſchen Raſſe vor allem auch dadurch bedingt iſt, daß der Unterkiefer in ſeiner vorderen Höhenerſtreckung vom unterſten Punkt des Kinns bis zur Mitte der unteren Zahnreihe (von gnathion bis infradentale) beſonders hoch gebaut iſt. Dieſer Zug des derb gebauten hohen Kinnſtücks des Unterkiefers unterſcheidet das Schmalgeſicht der dinariſchen Raſſe vom Schmalgeſicht der nordiſchen Raſſe ebenſoſehr, wie die ſteilere Stirn und die Naſenform der dinariſchen Raſſe ſich von Stirn- und Naſenform der nordiſchen Raſſe unterſcheiden. Der

179



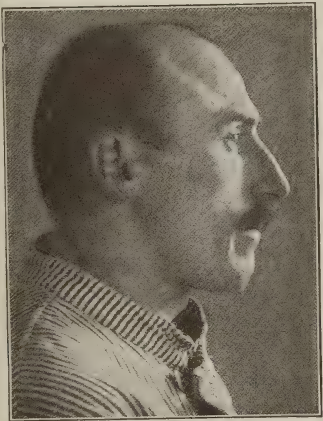
179. Baſel. J. Burckhardt, Kulturhiſtoriker. Dinariſch.

180



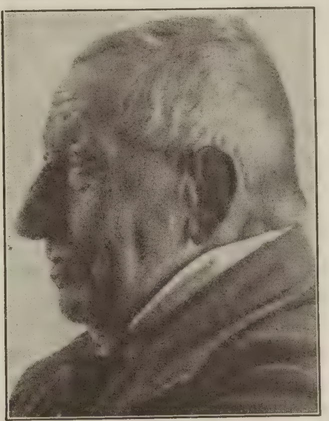
180. Öſterr.-ung. Heerführer. Dinariſch.

181



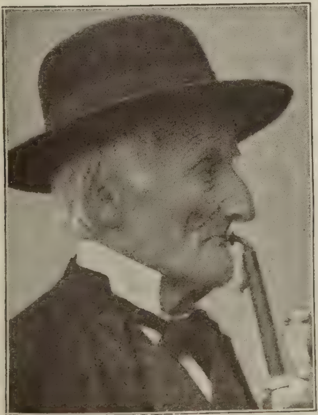
181. Freudenſtadt (wttbg. Schwarzw.).
Dinariſch. Stirnhöcker gut ſichtbar.
(Aufn.: Mattern, Freibg.)

182



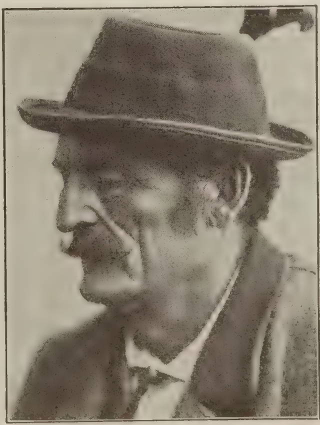
182. Kinzigtal (Baden). Dinariſch.
(Aufn.: Ruf, Freibg.)

183



183. Amt Offenburg (Baden). Dinariſch
oder vorwiegend dinariſch. (Aufn : Ruf, Freibg.)

184

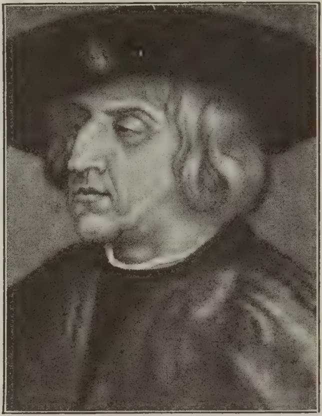


184. Ritten (öſt. Alpen). Dinariſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

185

185. Standbild zweier Habsburger in der Hofkirche zu Innsbruck, denen der Künſtler dinariſche Züge verliehen hat.

186



186. Kaiſer Maximilian I. 1459—1519. (Gemälde von Dürer). Nordiſch-dinariſch. (A: blau.)

dinariſchen Raſſe eigen iſt ferner eine Bildung des Unterkiefers und der Weichteile von Unterlippe und Kinn, die oft den Eindruck macht, als ob durch die unteren Schneidezähne die Unterlippe ſchief nach außen vorgeſchoben würde. Durch den Knochenbau des Unterkiefers ſcheint dieſer Zug weniger bedingt zu ſein (?), vielmehr ſcheinen die Weichteile der Unterlippe dicker zu ſein als bei den andern europäiſchen Raſſen. Bei der dinariſchen Raſſe entſteht auch nicht über dem Kinn und unter der Unterlippe jene gerundete Einbuchtung, die bei der nordiſchen Raſſe oft ſo ausgeprägt iſt, vielmehr zieht ſich die Linie des Geſichtsſchnitts bei der dinariſchen Raſſe in faſt geradem Verlauf bis zu dem innerſten Punkt, von dem aus dann das Kinn wieder vorſpringt. Oft neigen Mund und Kinn bei dinariſchen Menſchen zu der Form, die im Geſchlecht der Habsburger erblich iſt. Der „habsburgiſche Unterkiefer“ und die „habsburgiſche Unterlippe“ ſcheinen mir wenigſtens zum Teil durch dinariſches Blut bedingt zu ſein (Abb. 185, 186, 232). Der dinariſche Unterkiefer trägt durch ſeinen Bau dazu bei, dem ganzen Geſicht einen derben Ausdruck zu geben. Öfters erſcheint der Unterkiefer wie vorgeſchoben und verleiht dann dem Geſicht faſt etwas Rohes. Die untere Umrißlinie des Unterkiefers, die durch die Weichteile der Wange hindurch erkenntlich iſt, zeigt einen anderen Verlauf, als z. B. bei der nordiſchen Raſſe. Bei dieſer führt die (durch den ſog. aufſteigenden Aſt des Unterkiefers gebildete) Linie des Unterkiefers erſt ziemlich ſteil vom Ohr her nach abwärts, bildet dann (beim Auftreffen des Unterkieferaſtes auf den ſogen. Unterkieferkörper) einen mehr oder minder betonten Winkel (den ſog. Unterkieferwinkel) und zieht in weiterem, ziemlich geradem Verlauf nach vorn zum Kinn. Bei der dinariſchen Raſſe führt die Linie des aufſteigenden Aſtes des Unterkiefers vom Ohr aus nicht ſo ſteil hinab, ſondern gleich mehr nach vorwärts, ſodaß der Unterkieferwinkel weniger betont iſt, vielmehr oft gerade der Eindruck entſteht, als nähme der Unterkiefer von der Ohrgegend bis zum Kinn einen faſt geraden, nur wenig gebogenen Verlauf. Die abwärts

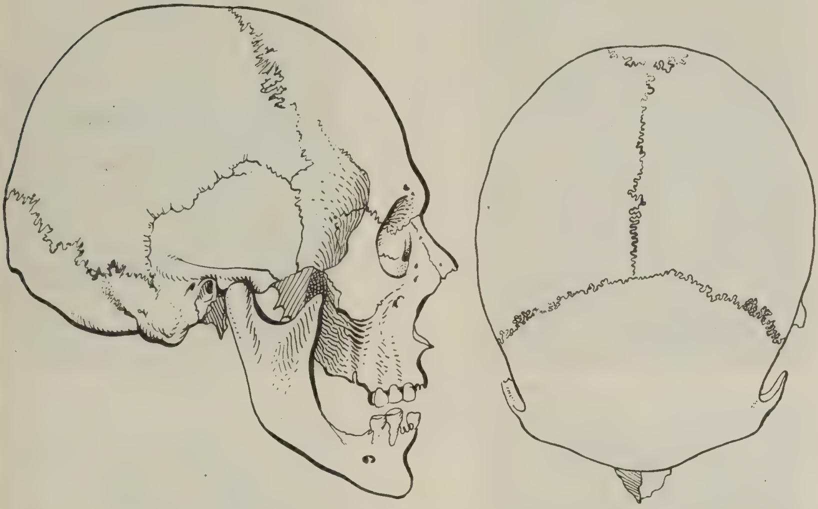


Abb. 187. Schädel aus einem alten Grab in Grenchen (Schweiz), im Muſeum zu Solothurn befindlich. (Nach His-Rütimeyer, Cranica helvetica.) *Vorwiegend dinariſch mit nordiſchem Einſchlag*, zeigt die ſtarke dinariſche Naſe und den bei der dinariſchen Raſſe anſcheinend auch in jugendlicherem Alter häufigeren geſtreckteren Verlauf des Unterkiefers mit wenig betontem, ſtumpfem Unterkieferwinkel.

führende hintere Linie des Unterkieferaſtes iſt minder ſteil als bei der nordiſchen Raſſe, die vorwärtsführende vordere Linie anſcheinend ſteiler nach vorn abwärts geneigt als bei dieſer; der Unterkieferwinkel, in dem ſich beide Linien treffen, daher bei der dinariſchen Raſſe ſtumpfer. Gerade dieſer geſtrecktere Verlauf des unteren Unterkieferumriſſes[1] bedingt den derben Ausdruck des dinariſchen Geſichts (Abb. 181 u. 187). Es ſcheint häufig vorzukommen, daß ſich der Unterkieferkörper etwa in der Mitte zwiſchen dem Unterkieferwinkel und dem vorderſten Punkt des Kinns noch einmal beſonders nach unten ſenkt, wodurch dann ein beſonders hohes Kinn entſteht[2].

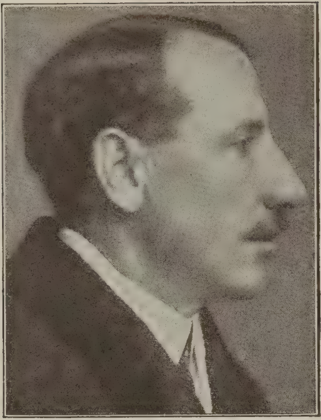
Die Vorderanſicht vermittelt ebenfalls den Eindruck der Derbheit. Zunächſt fällt wieder die Länge des Geſichts auf — man würde vielleicht das nordiſche Geſicht eher „ſchmal", das dinariſche eher „lang" nennen. Die flächige, gegenüber der Nordraſſe verhältnismäßig etwas breitere und weniger nach hinten geneigte Stirn, die oft eigentümlich

---

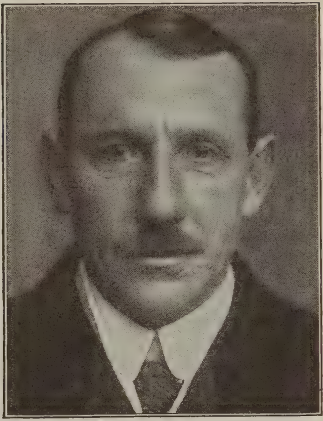
[1] Eine ſolche Streckung des Unterkiefers kommt als *Alterserſcheinung* bei allen Raſſen vor; bei der dinariſchen ſcheint ſie *Raſſenerſcheinung* zu ſein.

[2] Als arteigene Kopfbedeckung der dinariſchen Raſſe könnte man den öſterreichiſchen Tſchako bezeichnen. Bei öſterreichiſchen Bahnbeamten iſt mir oft aufgefallen, wie in Seitenanſicht die Linie des ſteilen dinariſchen Hinterhaupts ſich fortſetzt in den aufſteigenden Tſchako, wie dann über den Augen durch den abſtehenden Schild des Tſchakos die herausſpringende dinariſche Naſe gleichſam künſtleriſch vorbereitet wird. Den Tſchakoköpfen ſtehen auch nicht-einheimiſche Kopfbedeckungen nicht.

188 a

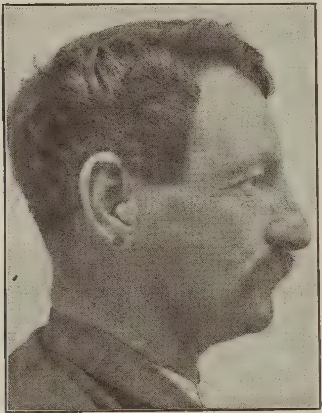


18

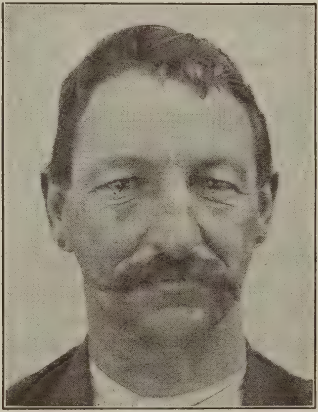


188 a, b. Linz (Oberöſterr.) Vorwiegend dinariſch mit nordiſchem Einſchlag.

189 a

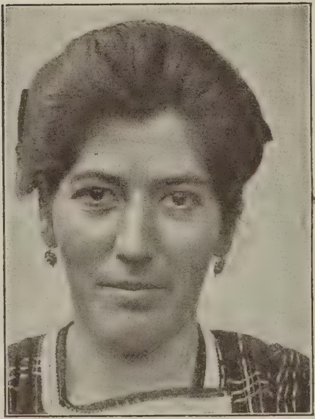


189

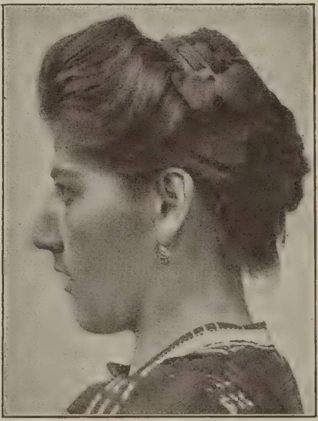


189 a, b. Oberpinzgau (öſt. Alpen). Vorwiegend dinariſch mit nordiſchem Einſchlag. (A: grau.)
(Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

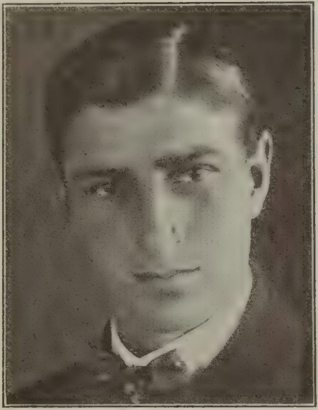
190 a



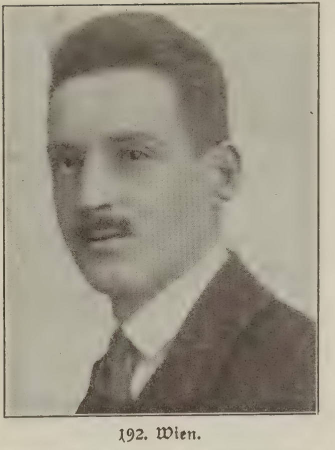
19



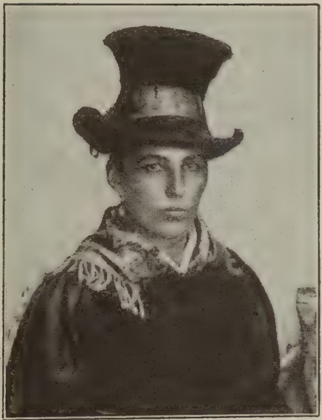
190 a, b. St. Johann (Tirol). Vorwiegend dinariſch. Ehefrau des obigen.
(Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

191 

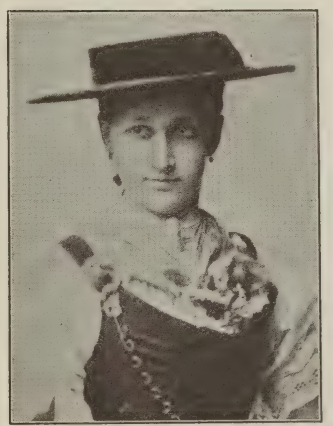
191. Tirol.

 192

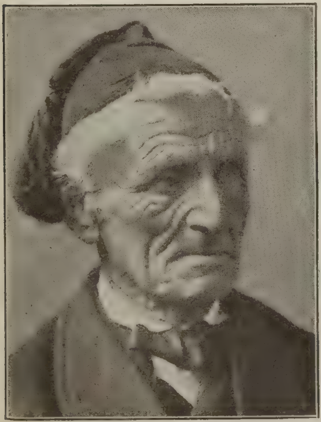
192. Wien.

93 

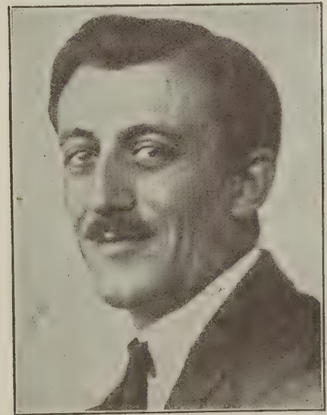
193. Tirol. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

 194

194. Tirol. (Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

195 

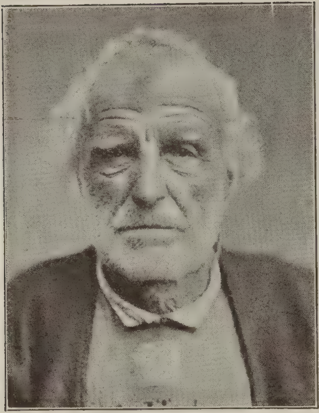
195. Mellau (Tirol).
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

 196

196. Wien.

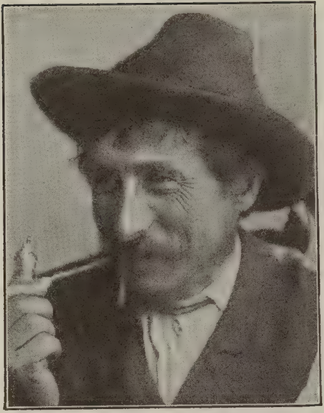
Dinariſch oder vorwiegend dinariſch.

197



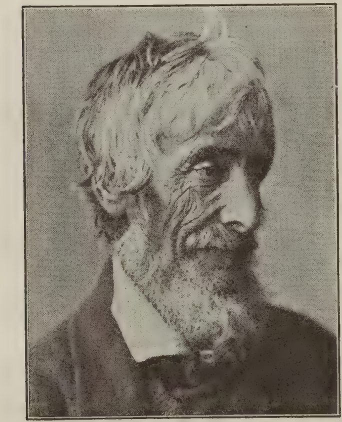
197. Sarntal (öſtr. Alpen).

198



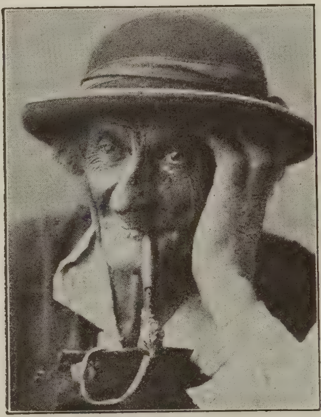
198. Eggental (öſtr. Alpen).

199



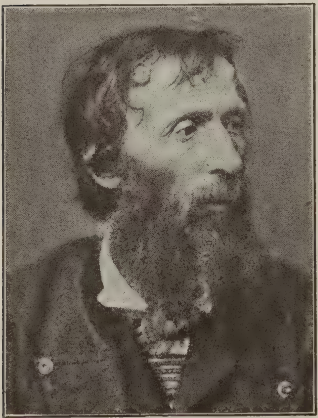
199. Mölltal (öſtr. Alpen).

20



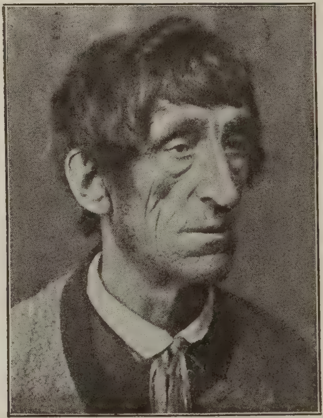
200. Bozen.

201



201. Eſeltal (öſtr. Alpen).

20

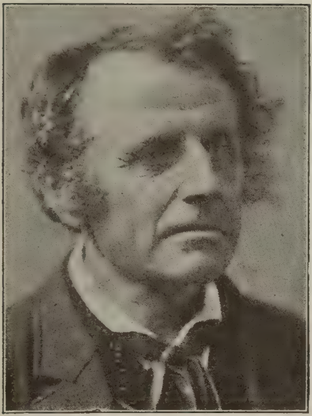


202. Eſeltal (öſtr. Alpen).

(Aufnahmen der Sammlung Hofrat Toldt, Wien.)

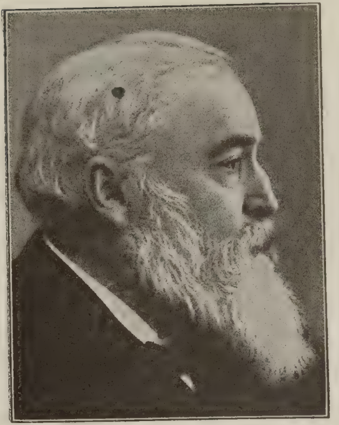
Dinariſch und vorwiegend dinariſch.

203



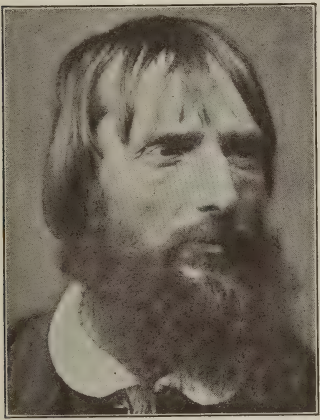
203. Mellau (Tirol). Dinariſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

204



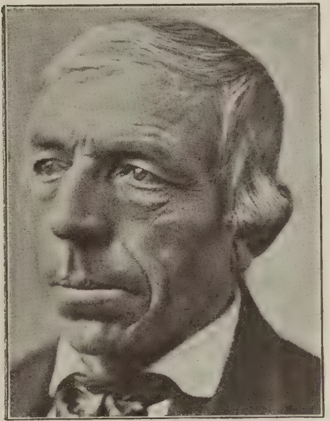
204. Südl. Schwarzwald.
Dinariſch-nordiſch-oſtiſch.

205



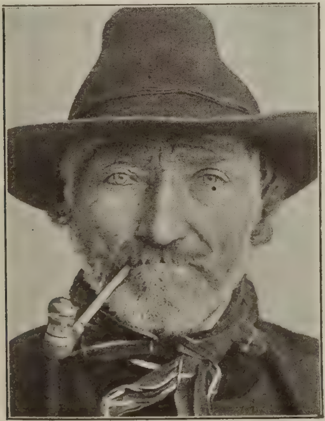
205. Umgebung von Linz (Oberöſterr.) Dinariſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

206



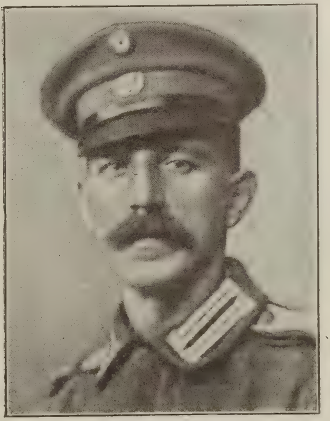
206. Umgebung von Bozen. Dinariſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

207



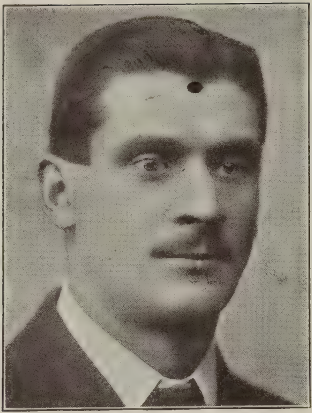
207. Umgebung von Meran. Dinariſch-nordiſch.
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

208



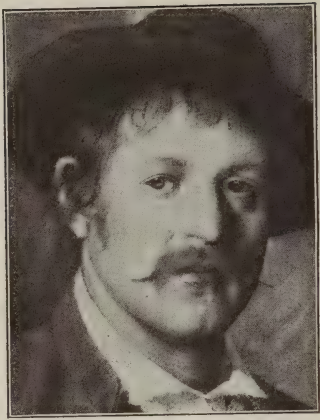
208. Wien. Dinariſch-nordiſch.

209



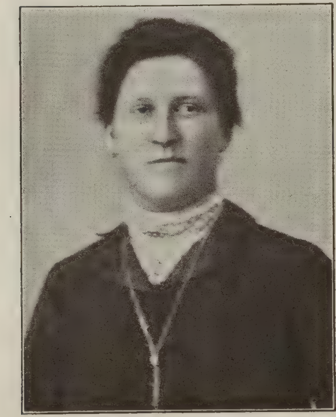
209. Wien. Vorwiegend dinariſch.

210



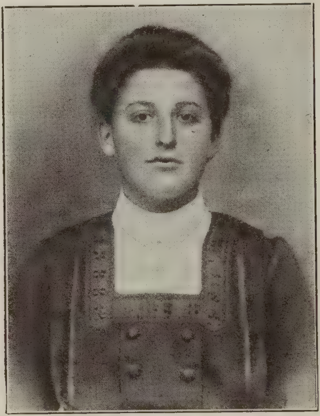
210. Tirol. Dinariſch mit nordiſchem Einſchlag. (Nach einem Gemälde von Defregger.)

211



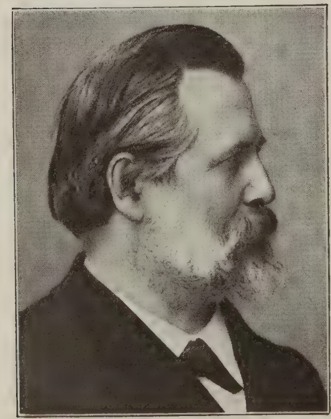
211. Tirol. Dinariſch.

212



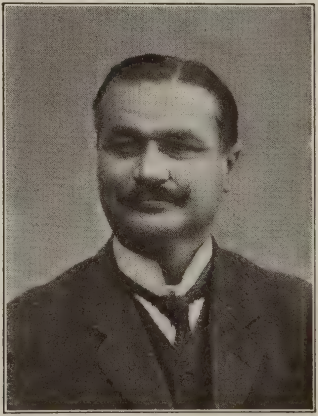
212. Tirol. Dinariſch.

213



213. Böhtlingk. Dinariſch=nordiſch.

214

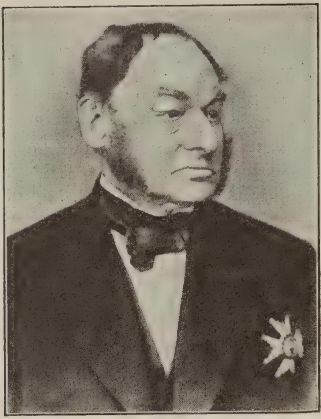


214. Säckingen a. Rh. Dinariſch=oſtiſch. (Aufn.: Gersbach, Säckingen.)

hoch iſt, weiſt bezeichnende Merkmale auf. Für die dinariſche Raſſe iſt nämlich ein Fortbeſtehen der Stirnhöcker über das Kindesalter hinaus kennzeichnend. Beim kindlichen Schädel aller Raſſen machen ſich auf der Stirn zwei Höcker bemerkbar, die etwa gleich weit von der ſenkrechten Mittelſchnittebene entfernt in der oberen Stirnhälfte etwa über der Augenmitte oder etwas mehr nach innen zu liegen. Die Stirnhöcker ſchwinden bei den anderen europäiſchen Raſſen meiſt mit dem Kindesalter, bleiben jedoch bei der dinariſchen Raſſe ziemlich deutlich erhalten und ſind bei ſeitlichem Auftreffen des Lichts ſogleich erſichtlich. Eine weitere Eigentümlichkeit, die ich an dinariſchen Schädeln und Köpfen öfters beobachtet habe, iſt eine kleine Erhebung, die ſenkrecht in der Stirnmitte herabzieht und beim Lebenden nur noch durchzutaſten iſt. Beim Kind iſt ja das Stirnbein noch in zwei Hälften geteilt, ſodaß eine Knochennaht durch die Stirnmitte herabführt. Dieſe Naht ſchließt ſich meiſt im 1. oder 2. Lebensjahr und verwächſt dann ſpurlos; in einzelnen Fällen (in Europa bis zu 12%) bleibt ſie beſtehen und kennzeichnet dann die „Kreuzſchädel" genannten Schädel, welche die Wiſſenſchaft metopiſch nennt (Abb. 97). Bei der dinariſchen Raſſe ſcheint die bezeichnete Naht ſehr oft unter Verdickung zu verwachſen, ſodaß dieſe Nahtverdickung am Schädel gut erkennbar und beim Lebenden meiſt zu ertaſten iſt. Auch in nordiſch-dinariſcher Miſchung ſcheint dieſe Nahtverdickung ebenſo wie das Fortbeſtehen der Stirnhöcker immer wieder aufzutreten. (Ich fand beides z. B. auch bei dem Wiener Abb. 32).

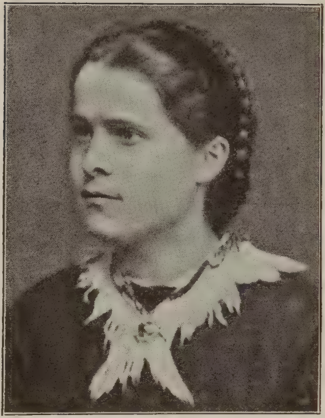
Die Augenbrauen zeigen einen wenig gebogenen Verlauf. Die Augen wirken „groß" d. h. ſie haben eine weite und hohe Lidſpalte und unterſcheiden ſich dadurch auf den erſten Blick von den „kleinen" Augen der Oſtraſſe. Die Jochbeine (Backenknochen) fallen gar nicht auf, ebenſowenig die Jochbogen. Die Jochbeine ſind mit ihren Wangenflächen wie bei der nordiſchen und weſtiſchen Raſſe nach abwärts gerichtet, auch die Jochbogen tragen durch ihren wenig ausgebogenen Verlauf zur Schmalheit des Geſichtes bei. Die Naſe tritt mit hoher Naſenwurzel ziemlich ſchmal hervor, wird aber vom Knorpelteil ab nach unten zu fleiſchiger und trägt ſo wieder zu dem derben Ausdruck des Geſichts bei. Sie endet oft ziemlich dick. In ihrer Länge (Höhe) mag ſie die nordiſche Naſe eher übertreffen. Wenn die Naſe eines vorwiegend dinariſchen Menſchen auch im unteren Teil ſchmal verbleibt, darf wohl meiſt an nordiſche Beimiſchung gedacht werden. Eine Eigentümlichkeit der dinariſchen Raſſe ſcheint mir das ziemlich häufige Auftreten unebenmäßiger (aſymmetriſcher), ſchiefer Naſen (Abb. 200, 220). Die Lippen zeigen ſich auch in der Vorderanſicht ziemlich dick; ſie ſind, wenn auch nicht wulſtig, ſo doch in ihrem roten Schleimhautteil breit; breit vor allem im Gegenſatz zu den oft ſehr ſchmalen Lippen der Nordraſſe. Der Kinnteil des Unterkiefers zeigt auch in der Vorderanſicht ſeine eigentümliche Höhe (Abb. 196, 211). Das Kinn iſt dabei ziemlich breit und rund gebaut; es wirkt, wie auch in der Seitenanſicht, oft auffallend „ſchwer" und im Verhältnis zum Kinn der Nordraſſe unfein, derb, ja in einigen Fällen roh. Die untere Geſichtshälfte erhält ihren ſchweren, derben Ausdruck aber auch dadurch, daß der Unter-

215



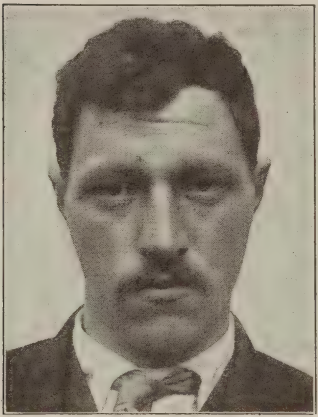
215. Wetzlar. Vorwiegend dinariſch.
(Aufn.: Kupferstichkab. Dresden.)

216

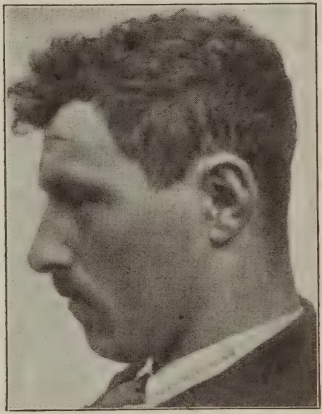


216. St. Vigil, Hellberg. Dinariſch-oſtiſch-nordiſch (?)
(Aufn.: Samml. Hofrat Toldt, Wien.)

217 a

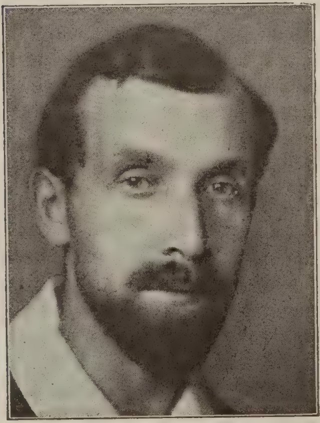


217 b



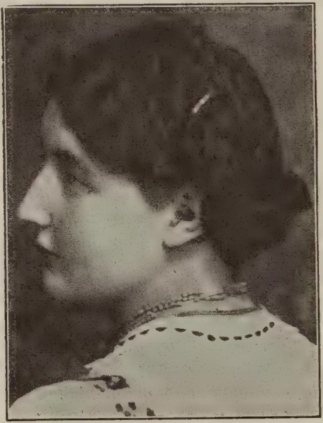
217 a, b. Salzburger Alpen. Dinariſch-oſtiſch? (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Institut, Wien.)

218



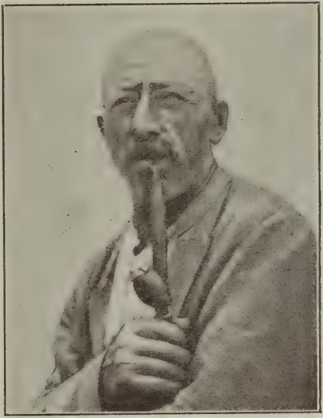
218. Freiburg i. Br. Dinariſch-nordiſch.

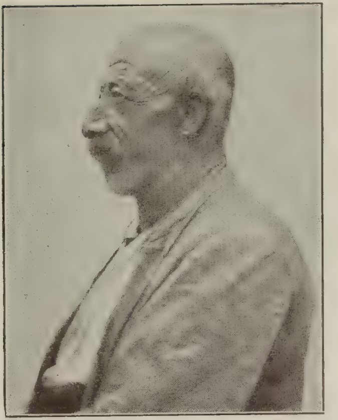
219



219. Wien. Vorwiegend dinariſch.

220 a

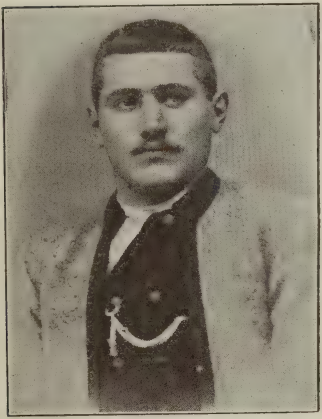




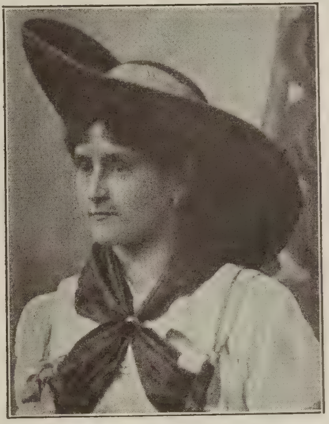
220 b

220 a, b. Hinterſtein (Allgäu). Dinariſch.

221



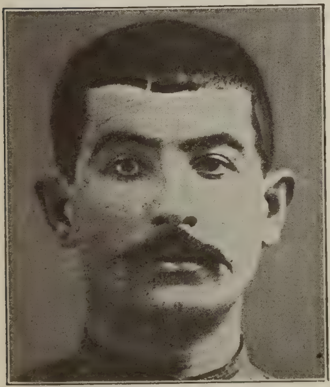
221. Tirol. Dinariſch-oſtiſch.

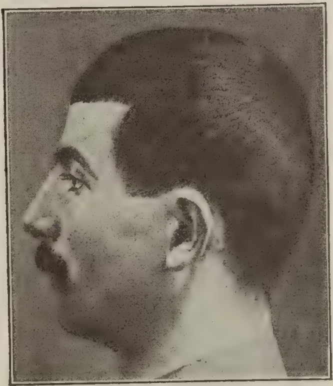


222

222. Tirol. Dinariſch-weſtiſch (?)
(Aufn.: Gratl, Innsbruck.)

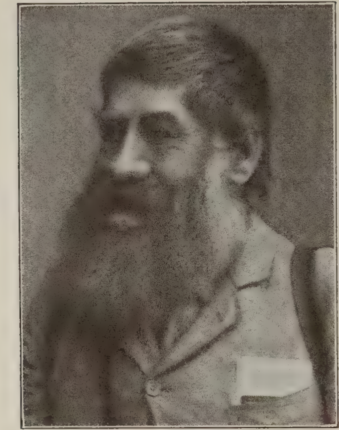
223 a



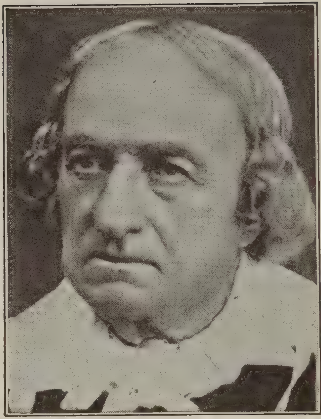


223 b

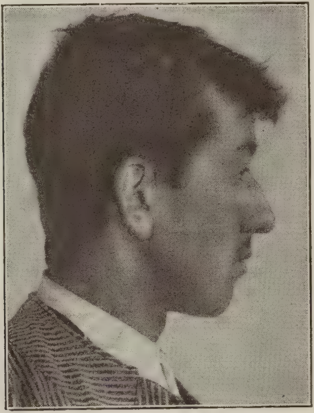
223 a, b. Südweſtfrankreich (Landes). Dinariſch-oſtiſch. (Nach Ripley, The Races of Europa.)

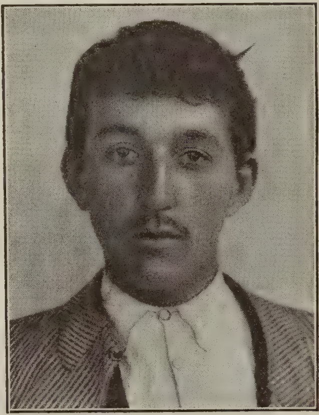
224


224. Hotzenwald (Südbaden). Vorwiegend dinariſch mit oſtiſchem Einſchlag. (Aufn.: Gersbach, Säckingen).

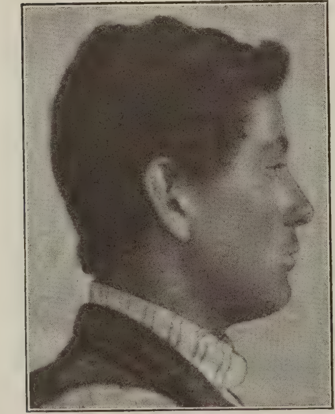
225


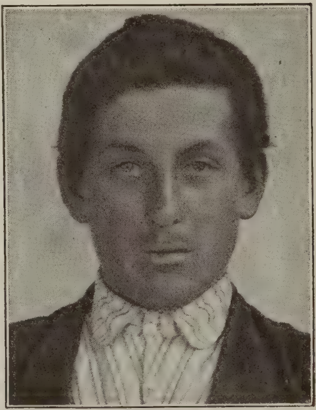
225. Hotzenwald (ſüdl. Baden). Dinariſch. (Aufn.: Gersbach, Säckingen).

226 a


226 b


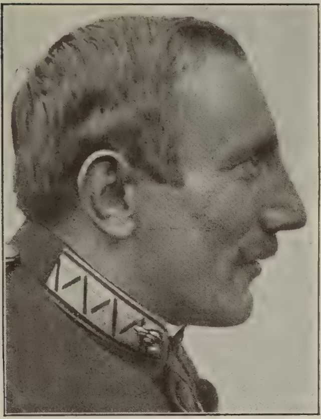
226 a, b. Antholz-Mittertal. Vorwiegend dinariſch mit weſtiſchem (?) Einſchlag. (Aufn.: Frl Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

227 a


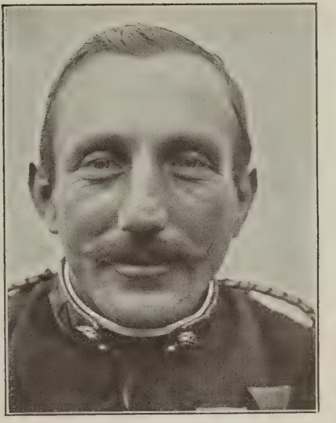
227 b


227 a, b. Antholz-Mittertal. Bruder des obigen. Dinariſch-nordiſch. A: blau. (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Inst., Wien.)

228 a

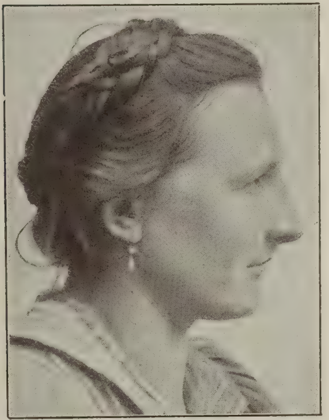


228 b

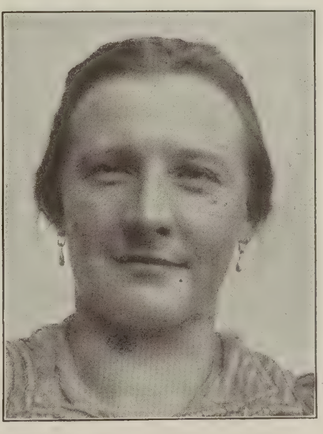


228 a, b. Öſterreichiſche Alpen. Dinariſch-nordiſch.

229 a

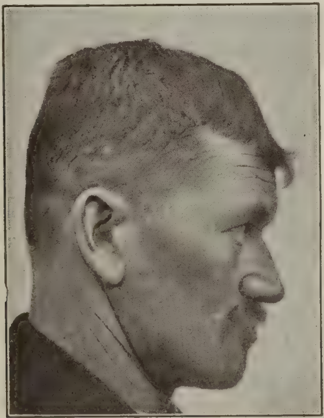


229 b

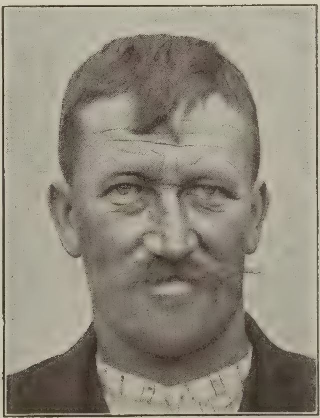


229 a, b. Salzburger Alpen. Dinariſch-nordiſch. (Aufn.: Frl. Huber; Antbr. Institut, Wien.)

230 a

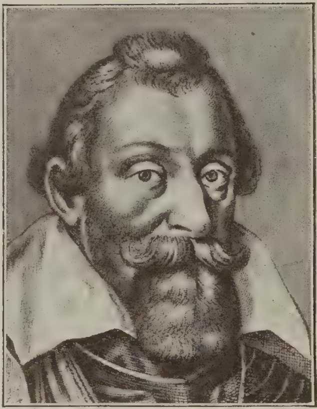


230 b



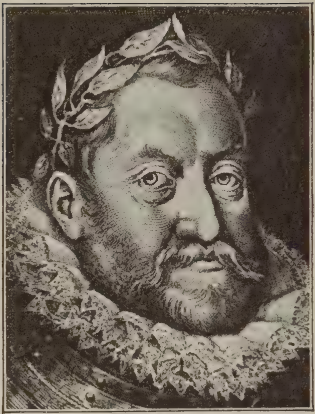
230 a, b. Salzburger Alpen. Dinariſch-nordiſch-(oſtiſch). (Aufn.: Frl. Huber; Anthropol. Institut, Wien.)

231



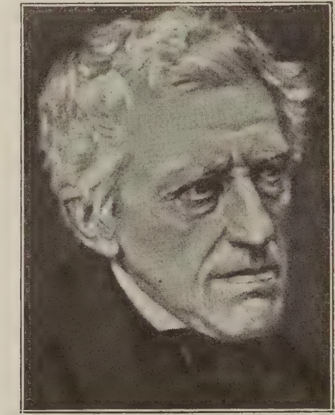
231. Kurfürſt Maximilian I. von Bayern. 1573—1651.
Dinariſch=nordiſch.

232



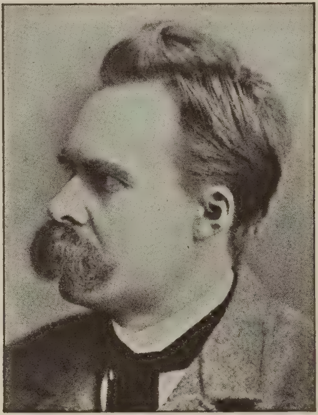
232. Kaiſer Rudolf II. 1552 – 1612.
Dinariſch=nordiſch=oſtiſch.

233



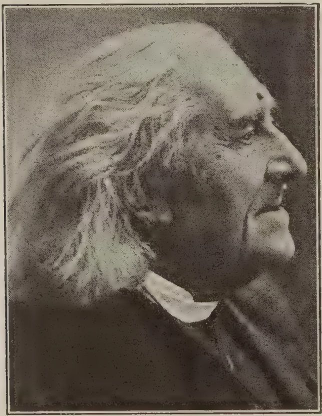
233. Wien. Grillparzer, nordiſch=dinariſch.

234



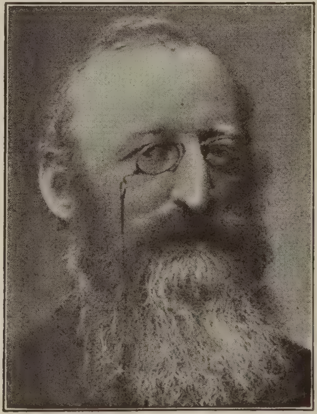
234. Röcken b. Lützen (Prov. Sachſen).
Nietzſche. Nordiſch=dinariſch.
(Steil abfallendes Hinterhaupt) A: blau, H: blond.

235

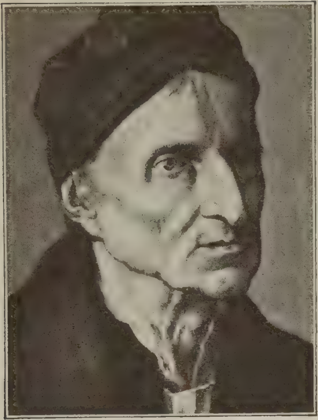


235. Ödenburg (Burgenland). Liszt. Nordiſch=dinariſch.

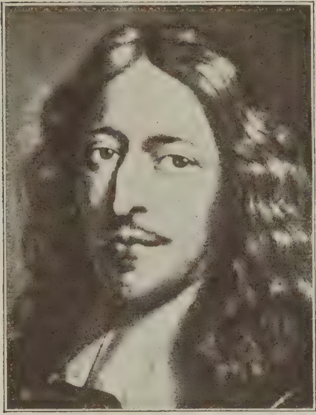
236



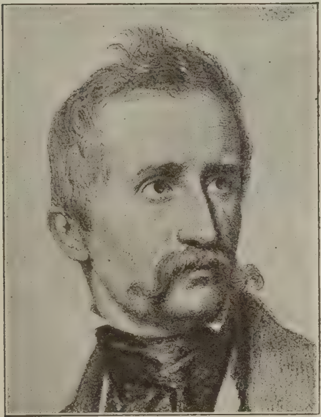
236. Wien. Anzengruber. Dinariſch=nordiſch.

237


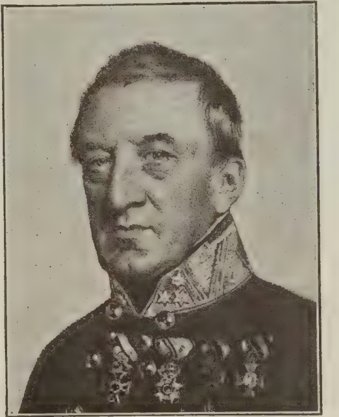
237. Nürnberg. Michael Wohlgemuth, Maler. Vorwiegend dinariſch. (Gemälde: Dürer.)

238


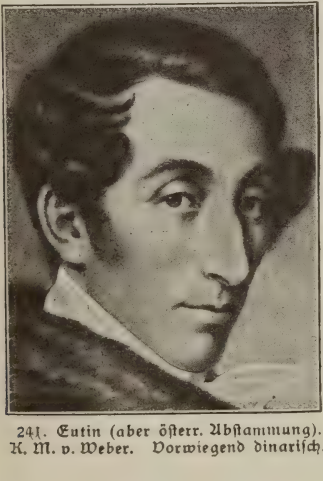
238. Holland. Johann von Wit, Staatsmann. Dinariſch-nordiſch. (Stich: Blooteling.)

239


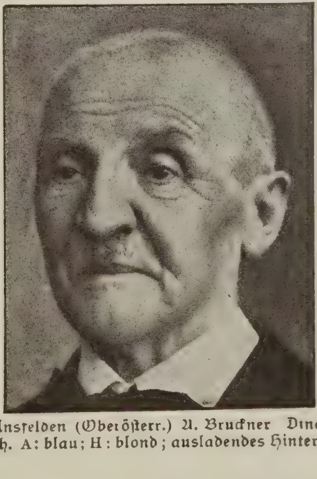
239. Oberbayern. F. Hanfſtaengl, Kupferſtecher. Dinariſch-nordiſch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.)

240


240. Öſterreich. Freiherr von Auguſtin. Dinariſch-nordiſch. (Steindruck: Kriehuber.)

241


241. Eutin (aber öſterr. Abſtammung). K. M. v. Weber. Vorwiegend dinariſch.

242


242. Ansfelden (Oberöſterr.) A. Bruckner Dinariſch-nordiſch. A: blau; H: blond; ausladendes Hinterhaupt.

kiefer überhaupt verhältnismäßig breiter gebaut iſt, wenigſtens breiter als bei der nordiſchen oder weſtiſchen Raſſe.

Die Weichteile des Geſichts machen den Eindruck, als ob die dinariſche Haut etwas dicker wäre, als z. B. die der Nordraſſe. Die Naſe und die Lippen ſind, wie erwähnt fleiſchiger. Die Weichteile der unteren Geſichtshälfte wirken überhaupt fleiſchiger als bei den anderen europäiſchen Raſſen. Im weiblichen Geſchlecht iſt die Derbheit und Fleiſchigkeit der einzelnen Geſichtsteile gemindert. Beim männlichen Geſchlecht iſt die ſog. Naſenlippenfalte meiſtens tief eingeſchnitten, d. h. jene Falte, die von den Naſenflügeln gegen die Mundwinkel zieht (Abb. 184, 195). Im Alter macht ſich bei vielen dinariſchen Menſchen jene Schlaffheit und gleichzeitige Schwellung der Gewebe unter den Augen bemerkbar, die man als „Säcke unter den Augen" bezeichnet (Abb. 177) und die ſich bei Trinkern auch innerhalb anderer Raſſen zeigt.

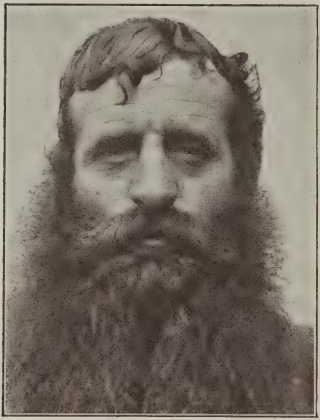


Abb. 243. Rauris.
Vorwiegend dinariſch.

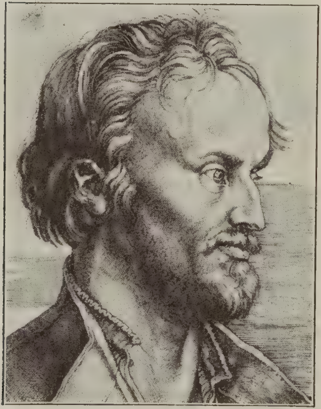


Abb. 244. Bretten (Baden).
Melanchthon. Dinariſch-nordiſch.

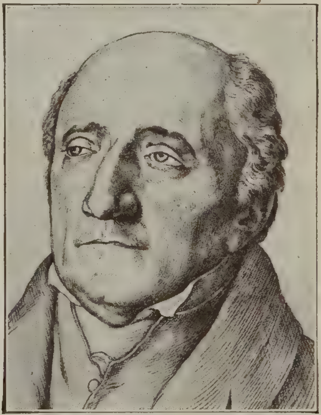


Abb. 245. Aus rheiniſchem Adel:
Freiherr vom Stein.
Nordiſch-dinariſch. A: braun.

Eine nicht ſelten auftretende Eigentümlichkeit innerhalb der dinariſchen Raſſe iſt ferner das faltenloſe Oberlid. Bei den anderen europäiſchen Raſſen zieht ſich längs über das Oberlid eine leichte Falte. Dieſe fehlt nicht ſelten bei den dinariſchen Geſichtern. Dazu kommt in manchen Fällen eine gewiſſe Fettloſigkeit des Gewebes über dem Oberlid (Abb. 218, 241), ſodaß der Augapfel ſich unter dem Oberlid deutlicher abhebt. Durch beide

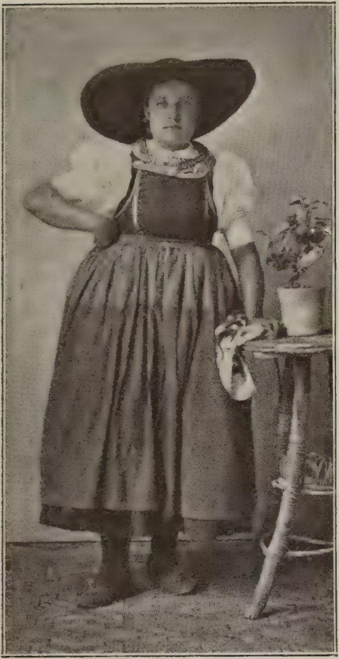


Abb. 246. Tirol. Dinariſch-nordiſch.

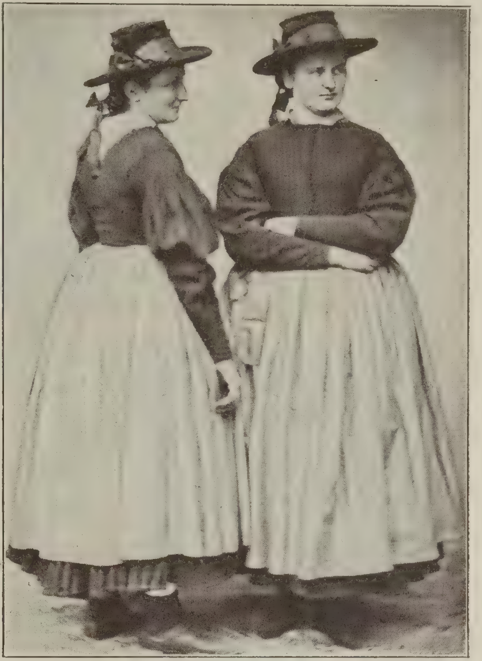


Abb. 247. Tirol. Dinariſch-nordiſch.

Züge entſteht dann der Eindruck eines eigentümlich glatten und auch etwas zu tief hereinhängenden Oberlids (Abb. 183, 186). — Das Ohr iſt, wenigſtens beim Mann und im Verhältnis zum Ohr anderer Raſſen, groß, oft auffallend groß, und immer ziemlich fleiſchig. Seine Knorpelbildung ſcheint gewiſſe kennzeichnende Eigentümlichkeiten aufzuweiſen.

Die Haut iſt bräunlich und wirkt hin und wieder, auch ohne, daß etwa Sonnenbräunung vorläge, ſchon ſehr „ſüdeuropäiſch“. Die Haut um die Augenlider habe ich — öfter jedoch beim weiblichen Geſchlecht — mehrfach merklich dunkler gefunden.

Das Haar: Die Körperbehaarung der dinariſchen Raſſe ſcheint im Verhältnis zu den anderen europäiſchen Raſſen ſehr ſtark zu ſein. Das Kopfhaar iſt ſchwarzbraun oder ſchwarz, dem Geſpinſt nach meiſt lockig, ſeltener ſchlicht. Der Bartwuchs iſt ſtark, oft auffallend ſtark. Die obere Barthaargrenze verläuft an der Wange meiſt ziemlich hoch oben. Backenbart und Schnurrbart ſind gleich ſtark. Der Bart umſäumt die Lippen völlig und läßt keine freien Stellen. Der Schnurrbart iſt bei ungehemmtem Wachstum meiſt wie ein dichter Wulſt gebildet, er iſt buſchig und ſeine einzelnen Haare werden ziemlich lang. Die Augenbrauen ſind dicht und fallen oft durch ihren breiten Verlauf auf; ihre ſchwarze Farbe läßt ſie um ſo mehr wirken. Die Frauen neigen zu leichter dunkler Behaarung der Oberlippe.

Die Augenfarbe: Das dinariſche Auge iſt dunkelbraun. Öfters erſcheint ſein Braun ſo dunkel, daß man von ſchwarzen Augen reden möchte. Augenausdruck und Geſichtsausdruck, ſowie der Ausdruck des ganzen Körpers, geben oft das Bild einer gewiſſen trotzigen, rauhen Kraft und einer gewiſſen Selbſtbewußtheit.

Wenn man noch die Stimme unter den körperlichen Merkmalen aufzählen will, ſo iſt zu bemerken, daß ſich nach meiner Beobachtung in der dinariſchen Raſſe beim männlichen Geſchlecht verhältnismäßig häufig Menſchen mit ſehr tiefer Stimmlage finden. Dies fällt in vorwiegend dinariſch beſiedelten Gebieten auf, während man bei nordiſchen und vorwiegend nordiſchen Männern häufig verhältnismäßig hohe Stimmlagen beobachten kann.

Häufig ſcheint eine Kreuzungserſcheinung zu ſein, bei der ſich eine vorwiegend dinariſche Kopfform mit den hellen nordiſchen Farben verbindet. Dieſe Verbindungen zeigen z. B. Dürer, Melanchthon, Schiller, Grillparzer, Chopin, Liſzt, Anzengruber, Nietzſche, ein bekannter ſchleſiſcher Dichter unſerer Tage, vielleicht auch Dante, Lenau und Verdi. Goethes Geſichtszüge ſcheinen nordiſch-dinariſch zu ſein, ſeine Geſtalt oſtiſch.

Oſtiſch-dinariſche oder mongoliſch-dinariſche Geſichter, die von dinariſcher Seite die herausſpringende Naſe erhalten haben, erinnern hin und wieder an Züge der nordamerikaniſchen Indianer.

Die dinariſche Raſſe iſt als eine Zweigraſſe zur ſog. vorderaſiatiſchen Raſſe aufzufaſſen, oder mindeſtens als eine der vorderaſiatiſchen ſehr naheſtehende Raſſe[1]). Sie war im hettitiſchen Volk ſtark vertreten und iſt heute im armeniſchen Volk ſehr ſtark vertreten. Manche Betrachter, ſo z. B. Weninger in ſeiner wichtigen Abhandlung „Die phyſiſch-anthropologiſchen Merkmale der vorderaſiatiſchen Raſſe und ihre geographiſche Verbreitung"[2]) nehmen gar keine Trennung vor, ſondern denken ſich eine einheitliche Raſſe, die im Kaukaſus ebenſo gleichgeſtaltet ſei wie in Serbien und in gewiſſen öſterreichiſchen Alpentälern. Andere Betrachter, ſo z. B. Fiſcher[3]), trennen die beiden Menſchenarten, ſehen aber in der dinariſchen und der vorderaſiatiſchen (armenoiden) Raſſe doch „Schweſterraſſen", die nur ihren ineinander übergehenden Wohngebieten nach gegenſeitig „einſtweilen nicht abzugrenzen" (Fiſcher) ſeien. Letzterer Auffaſſung ſchließt ſich dieſes Buch an.

Voneinander zu ſcheiden ſind die beiden Menſchenarten durch die Körperhöhe: Die dinariſchen Menſchen ſind hochgewachſen, die vorderaſiatiſchen (armenoiden) kurzgewachſen. Da es ſich alſo bei aller übrigen Übereinſtimmung dennoch um zwei verſchiedene Merkmalvereinigungen handelt (vgl. S. 19), ſo kann man beide Menſchenarten als „Raſſen" bezeichnen und unterſcheiden. Weil ſie ſich aber — mindeſtens für die heutige Forſchung — nur in bezug auf ein Merkmal unterſcheiden, wird man beide Menſchenarten immer in eine umfaſſendere Einheit einzuordnen trachten. Für eine ſolche Einheit wäre aber dann ein brauchbarer Name vorzuſchlagen[1]; dann ließe ſich leichter von einem dinariſchen (weſtlichen) und einem vorderaſiatiſchen (öſtlichen) Zweig der betreffenden Raſſe ſprechen.

---

[1]) Die vorderaſiatiſche Raſſe wird auch als „armenoide", „alarodiſche", „kappadokiſche", „protoarmeniſche" und „hettitiſche Raſſe" bezeichnet.

[2]) Mitteilungen der Geogr. Geſellſchaft in Wien, 1920, Bd. 63, Heft 1/2.

[3]) In Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

Wenn aber auch die Zuſammengehörigkeit der dinariſchen und der vorderaſiatiſchen Raſſe als „Schweſterraſſen“ unverkennbar iſt, ſo ſcheint mir doch, daß der dinariſche (weſtliche) Zweig ſich von dem vorderaſiatiſchen (öſtlichen) Zweig noch in mehr als einem Zug unterſcheiden laſſe.

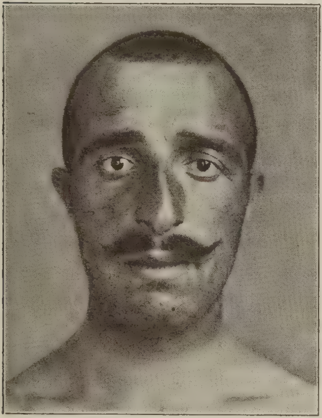


Abb. 248. Imeretiner aus Kutais. (Aufn.: Anthrop. Inst., Wien. Aus Rudolf Pöch, Wien, II. Bericht.)

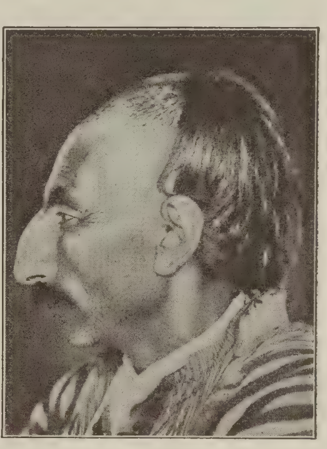


Abb. 249. Armenier. (Aufn.: Prof. v. Luschan, Berlin.)

Der vorderaſiatiſche (öſtliche) Zweig iſt gegenüber dem dinariſchen (weſtlichen) nicht nur kleiner (mittelgroß, dabei unterſetzt); er ſcheint mir auch gewiſſe Eigenheiten des Schädelbaues zu zeigen. Das Schädeldach ſcheint mir zu einer gewiſſen Wölbung zu neigen derart, daß der Scheitel deutlich die höchſte Erhebung bildet und daß das Schädeldach zur Stirn hin deutlich abfällt. Bei dinariſchen Menſchen habe ich dieſen Zug ſelten beobachtet. Das Geſicht der vorderaſiatiſchen Menſchen ſcheint eher etwas breiter (niedriger) zu ſein als das dinariſche; die Augen ſcheinen ein wenig mehr nach vorn zu liegen. Sehr häufig, geradezu kennzeichnend für die vorderaſiatiſche Menſchenart ſcheint der Zug zu ſein, daß der Geſichtsſchnitt (Seitenanſicht) in der unteren Geſichtshälfte ein gewiſſes Zurücktreten des Kinns anzeigt. Oft möchte man den Punkt, in dem die Naſenſcheidewand auf die Oberlippe auftritt, und den vorderſten Punkt des Kinns durch eine ſchief nach hinten geneigte Gerade verbinden. Die Oberlippe ſteht weiter nach vorn als die Unterlippe, die Unterlippe weiter nach vorn als das Kinn und zwar jeweils in ſo beträchtlichem Grad, daß beſonders bei dieſer ſtark vortretenden Naſe der Eindruck eines zurückfliehenden Untergeſichtes entſteht. In ſeltenen Fällen habe ich dieſe Geſichtsbildung auch bei dinariſchen Menſchen geſehen; aber für die dinariſchen Menſchen war eher das ſtarke, derbe und hohe Kinn kennzeichnend. Das vorderaſiatiſche Kinn iſt demnach anſcheinend verhältnismäßig kürzer und niedriger. Auch fehlt bei den vorderaſiatiſchen Menſchen anſcheinend die für die dinariſchen bezeichnende Weichteilbildung der Lippen (vgl. S. 108). Iſt der dinariſche Geſichtsausdruck mehr als derb zu bezeichnen, ſo der vorderaſiatiſche mehr als ſchlau.

---

[1] wofür ſich, falls die Urheimat dieſer Raſſe, wie wahrſcheinlich, im Kaukaſusgebiet liegt, der Name „Kaukaſiſche Raſſe“ bieten könnte.

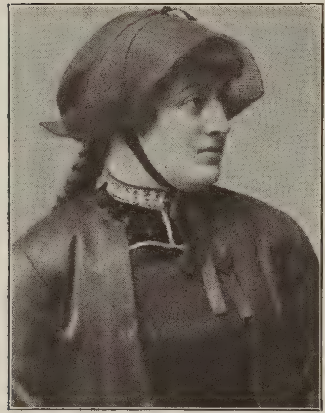


Abb. 250. Badiſcher Schwarzwald. Vorwiegend vorderaſiatiſch (armenoid) (durch jüdiſches Blut) oder vorwiegend dinariſch? (Aufn.: Röbcke, Freibg.)

Die vorderaſiatiſche Naſe ſcheint eher noch ſtärker zu ſein als die dinariſche. Oft liegen bei vorderaſiatiſchen Geſichtern die Naſe und die Stirn in einer Flucht. Dieſer Zug iſt bei dinariſchen Geſichtern ſelten; bei ihnen iſt auch das Zuſammenwachſen der Augenbrauen über der Naſenwurzel ſelten, das für die vorderaſiatiſchen Geſichter kennzeichnend iſt. Die vorderaſiatiſche Raſſe ſcheint im weiblichen Geſchlecht ſehr zu Doppelkinnbildung zu neigen, im männlichen Geſchlecht zu beſonders ſtarker Körperbehaarung und beſonders ſtarkem Bartwuchs.

Bei eingehender Betrachtung, zu der heute noch alle Grundlagen fehlen, würden ſich vielleicht noch einige andere Unterſchiede ergeben; nie aber werden dieſe ſo zahlreich und gewichtig ſein, um die ſich aus der Anſchauung ſogleich ergebende Zuſammengehörigkeit der beiden Menſchenarten zweifelhaft erſcheinen laſſen. Es handelt ſich zweifellos um „Schweſterraſſen“: verſchieden-gerichtete Ausleſe muß eine urſprünglich einheitliche Raſſe in zwei Zweige geſchieden haben, die man der Kürze wegen und ohne gegen die Beſtimmung des Begriffs „Raſſe“ zu fehlen, auch einfach als zwei Raſſen bezeichnen darf.

Das Verbreitungsgebiet der vorderaſiatiſchen Raſſe gibt Weninger in ſeiner oben angeführten Abhandlung an. Ihr gehört hauptſächlich der Kaukaſus; im armeniſchen Volk ſcheint ſie am ſtärkſten vertreten zu ſein. Von dieſen Gebieten her reicht die Raſſe in gewiſſer Beimiſchung wohl bis nach Inneraſien und Indien, nach Südrußland „am Nordufer des Schwarzen Meeres dem Gebirge entlang bis hinüber zur Krim“ (Weninger), von dort aus bis auf die Balkanhalbinſel und die Gebiete nördlich davon, wo dann in dieſem ſüdeuropäiſchen Miſchgebiet aus allen europäiſchen und mehreren aſiatiſchen Raſſen ſchwer zu entſcheiden ſein wird, wie die Grenze der dinariſchen Raſſe gegen die vorderaſiatiſche (armenoide) verläuft, zumal die Türkenkriege den Bevölkerungen Südoſteuropas anſcheinend ziemlich viel vorderaſiatiſches Blut bis an die Grenze des deutſchen Sprachgebietes und vielleicht noch weiter weſtlich mitgeteilt haben.

Vorderaſiatiſches Blut findet ſich in Beimiſchung aber auch in Syrien, auf den Ägäiſchen Inſeln, vor allem auf Kreta, dann auf Sizilien, in Nordafrika, beſonders in Tunis und Algier und von Syrien aus reicht ein ſtärkerer Einſchlag vorderaſiatiſchen Blutes der Küſte des Roten Meeres entlang bis nach Südarabien, wo ſogar nochmals ein Gebiet des Vorwiegens vorderaſiatiſcher Raſſe angenommen werden muß. Von dort aus hat dann das nördliche Oſtafrika ſeinen vorderaſiatiſchen Einſchlag erhalten. Die farbigen franzöſiſchen Truppen im beſetzten Gebiet des Rheinlandes ſtammen zum großen Teil aus nordweſtafrikaniſchen Gebieten, die neben dem Einſchlag weſtiſchen und negeriſchen Bluts einen ſtärkeren Einſchlag vorderaſiatiſchen Blutes zeigen, der beim Anblick dieſer Truppen ſofort auffällt.

Vorderaſiatiſches Blut haben aber vor allem auch die Juden aufgenommen, wie der Anhangsabſchnitt zeigen ſoll. Daher kommt es, daß Europäer die Menſchen der vorderaſiatiſchen Raſſe meiſt für Juden halten und daß auch gelegentlich dinariſche Geſichter für jüdiſch angeſehen werden (vgl. Abb. 250. Auch die Abb. 191, 196, 215, 218, 241 wurden von einem Betrachter zunächſt für Bilder jüdiſcher Menſchen gehalten).

9. Einige ſonſtige Körpermerkmale.

Die Aufzählung der Raſſenmerkmale der vier europäiſchen Raſſen, ſoweit ſie ſich nach heutiger Forſchung geben laſſen, iſt damit beendet. Ob die Merkmale, ſelbſt die hier zumeiſt betrachteten, der gewöhnlichen Beobachtung zugänglichen Merkmale, alle aufgezählt ſind, läßt ſich bezweifeln. Sicherlich würde eine bis ins Kleinſte gehende, genaueſte Forſchung noch manche grundlegenden Unterſchiede entdecken.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß auch der Bau der Muskeln raſſiſch verſchieden iſt, ja ſchließlich ſelbſt der Bau der einzelnen Teile des Leibesinnern. Mir ſcheint z. B., daß bei den oſtiſchen Menſchen die Muskelanlage des Mittelgeſichts anders gebildet iſt als bei den anderen europäiſchen Raſſen. Die betreffenden Muskeln, der Jochbeinmuskel, der viereckige Oberlippenmuskel und der Eckzahnmuskel, (M. zygomaticus, m. quadratus labii superioris, m. caninus) ſcheinen mir breiter und ſo angelegt zu ſein, daß ſie die Geſichtszüge ſtärker beeinfluſſen, daß ſie z. B. beim Lachen oder beim Verzerren oder Breitziehen des Mundes ſtärker an den Naſenflügeln ziehen oder ſich breiter am Jochbein und an der Naſenwurzel hinaufſchieben. Die Naſenform der anderen Raſſen wird vom Muskelzug der umliegenden Muskeln viel weniger beeinflußt. Bei der dinariſchen Raſſe vermute ich eine eigentümliche Anlage des Lippenmuskels (m. orbicularis oris) und des ſog. viereckigen Unterlippenmuskels (m. quadratus labii inferioris), da die Bewegungen der Unterlippe bei dieſer Raſſe mir oft als verſchieden von denen der anderen Raſſen aufgefallen ſind. In der Erforſchung ſolcher Einzelheiten iſt noch alles zu tun.

Im Zuſammenhang mit dieſen noch aufzuſuchenden Verſchiedenheiten muß auch aufmerkſam gemacht werden auf Einzelerſcheinungen der Körperbildung, die zwar beobachtet, aber bis jetzt keiner beſtimmten Raſſe zugeordnet worden ſind. Hierher gehört die als „Mißbildung“ des Augenlids beſchriebene, bisweilen auch „krankhaft“ genannte Erſcheinung des ſog. Epikanthus. Sie iſt beſonders bei der Münchner Jugend beobachtet worden und iſt dadurch gekennzeichnet, daß ſie ſich mit den Jahren rückbildet und beim Erwachſenen meiſt verliert. Martin[1]) ſchildert den Epikanthus, dieſe Überfaltung des inneren Augenwinkels, als eine „die medialen Partien des oberen und unteren Augenlids verbindende Hautfalte“ und Fiſcher[2]) als einen „häutigen Zuſammenhang von Ober- und Unterlid, ſodaß der innere Augenwinkel durch eine bogige Falte überbrückt wird“. In ſtärkſten Graden verliert ſich die Falte nach oben hin erſt im äußeren Teil des Oberlids, in ſchwächeren Graden reicht ſie ſchief nach oben zu etwa bis über die Augenmitte. Über dem, durch Überfaltung verdeckten inneren Augenwinkel iſt die Falte jedenfalls ſo beträchtlich, daß der Wimpernrand des Oberlids unter ihr verſchwindet und ſelbſt die Wimpernhaare oft bis an ihre Spitzen von der Falte überdeckt werden, welche dann auch die im inneren Augenwinkel liegende Tränenwarze (caruncula) verdeckt. Nicht in allen Fällen verliert ſich dieſe Lidfaltung mit den Jahren gänzlich, ſie kann an einem oder an beiden Augen erhalten bleiben. Hin und wieder trifft man kleine Falten oder Stellen ſtraff geſpannter Haut zwiſchen Naſenwurzel und Augenwinkel, wahrſcheinlich Andeutungen oder rückgebildete Reſte einer ſolchen Lidbildung.

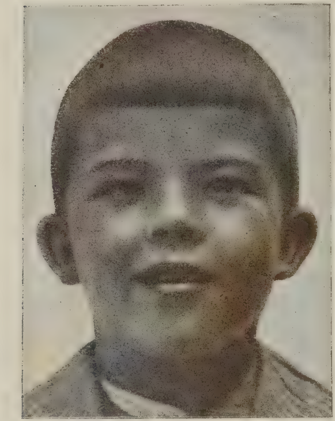


Abb. 251. Münchner Knabe mit Epikanthus. (Nach Martin, Lehrb. d. Anthropol.)

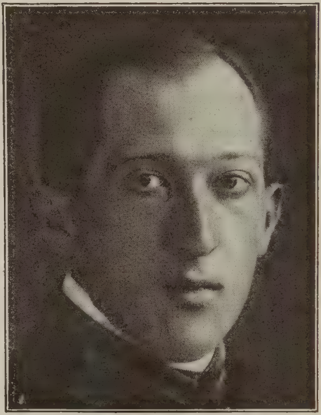


Abb. 252. Epikanthus.

---

[1]) Lehrbuch der Anthropologie, 1914.

[2]) Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

Es handelt ſich, ſo ſcheint mir, um eine der Mongolenfalte verwandte Erſcheinung. Das mongoliſche Auge fällt ja durch ſeine eigenartige Oberlidbildung auf. Das mongoliſche Oberlid iſt vom inneren Augenwinkel her ſo gefaltet, daß der Rand des Oberlids erſt dann zum Vorſchein kommt, wenn ſich das Auge ſchließt oder wenn man die über den Wimpernrand hinausliegende Falte mit dem Finger zurückſtreicht. Ließe ſich der Epikanthus nicht als eine Umbildung der Mongolenfalte (des epicanthus tarsalis) begreifen? Man hat jedenfalls die beiden Erſcheinungen immer ſchon in eine Beziehung gebracht1). Dem Raſſenbild nach würde es am wenigſten verwundern, wenn ſich Lidfaltungen bei der Oſtraſſe am häufigſten oder bei ihr allein fänden. Unterſuchungen hierüber liegen nicht vor. Wenn es richtig iſt, daß ſich dieſe Überfaltung des inneren Augenwinkels in Rußland häufiger findet, ſo ſpricht dies wohl für die Möglichkeit einer Zuteilung dieſer Lidbildung zur Oſtraſſe — womit nicht geſagt iſt, daß die Lidfaltung als einzelnes Merkmal nicht auch bei Miſchlingen vorkommen könne, bei denen die Hinweiſe auf oſtiſches Blut ſonſt geringer ſind. Jedenfalls habe ich die Überfaltung bei nordiſchen Kindern noch nie beobachtet und bis jetzt nur bei oſtiſchen oder vorwiegend oſtiſchen Kindern und bei Menſchen, die eine mongoliſche (inneraſiatiſche) Blutbeimiſchung haben konnten. Drews1) hat bei Beobachtungen von Lidfaltungen an bayeriſchen Kindern zugleich „faſt ſtets eine breite, eingedrückte Naſenwurzel" feſtgeſtellt. Künftige Forſchung wird die raſſiſche Zuteilung der Überfaltung entſcheiden müſſen.

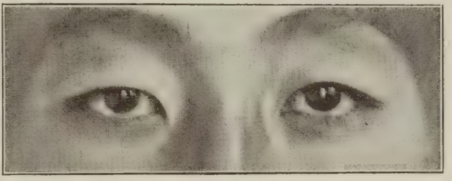


Abb. 253. Lidſpalte der mongoliſchen (inneraſiatiſchen) Raſſe, die Mongolenfalte zeigend. (Dungane aus Semirjeſchtſchensk; Aufn.: Anthr. Inst., Wien, aus der S. 130 Fußnote 1 angeführten Arbeit.)

Eine andere Art der Faltung des Oberlids, die im Gegenſatz zum Epikanthus meiſt erſt als Alterserſcheinung auftritt, darf mit dem Epikanthus nicht verwechſelt werden. Sie entſteht aus einer gewiſſen Schlaffheit des Gewebes, die ſich im Gegenſatz zum Epikanthus zuerſt über dem äußeren Augenwinkel anzeigt und ſchließlich eine Falte bildet, die von oben über der Augenmitte nach außen und unten zum äußeren Augenwinkel zieht oder auch ſo tief nach unten reicht, daß der äußere Augenwinkel verdeckt wird (Abb. 77, 48, 96). Schließlich kann ſich durch weitere Senkung die Falte über das ganze Oberlid nach innen zu ausdehnen und dann eine Form bilden, die der des Epikanthus nahekommt. Man ſieht dieſe Faltung oft bei vorwiegend nordiſchen Geſichtern und meiſt als Alterserſcheinung, (weshalb ſie manchmal als epicanthus acquisitus bezeichnet wird). Auch des älteren Bismarcks Oberlid z. B. iſt durch ſie gekennzeichnet; Bilder ſeiner jüngeren Jahre zeigen dieſe Fal-

---

1) Drews, Über das Mongolenauge als proviſoriſche Bildung bei deutſchen Kindern und über den Epikanthus. Archiv f. Anthrop. Bd. 18, 1889.

tung oder beſſer: Gewebeſenkung noch nicht. Während alſo der Epikanthus vom inneren Augenwinkel nach außen oben zieht, ſo dieſe Gewebeſenkung vom äußeren Augenwinkel nach innen oben[1]

Im Zuſammenhang mit der Erſcheinung des Epikanthus muß auch eine andere, auf mongoliſche (inneraſiatiſche) Blutbeziehungen hindeutende Erſcheinung erwähnt werden. Im eigentlich mongoliſchen Gebiet, in China, aber auch in Japan und ſchließlich auch bei den Indianern Amerikas und den Eskimos hat man beobachtet, daß Kinder oft mit einem meiſt dunkelblauen, bisweilen auch ſchieferfarbigen oder bläulichen Fleck in der Kreuz-Steißgegend zur Welt kommen, einem Fleck, der während der erſten 5—10 Lebensjahre langſam ſchwindet. Es handelt ſich, entwicklungsgeſchichtlich betrachtet, wahrſcheinlich um den „Reſt einer bei vielen Affenarten vorkommenden Koriumzeichnung“[2]. Man nannte den bläulichen Fleck *Mongolenfleck*, entdeckte aber ſchließlich, daß der Fleck auch in Europa vorkomme, zwar in geringer Häufigkeit (Bulgarien 0,6%), vielleicht aber bis heute nur zu wenig beobachtet. In bezug auf ſeine raſſiſche Zuteilung ſteht nur ſoviel feſt, daß er bei hellhäutigen Kindern äußerſt ſelten iſt und ſich meiſt bei ſolchen Kindern, bzw. in ſolchen Gegenden häufiger findet, wo ein ſtärkerer Einſchlag mongoliſchen Blutes angenommen werden kann (z. B. Ungarn, Mähren, Bulgarien). Man würde alſo dieſes Merkmal raſſenkundlich am eheſten in Beziehung zur Oſtraſſe und zu einem mongoliſchen Einſchlag bringen. Mehr als Vermutungen laſſen ſich aber auch hier einſtweilen nicht ausſprechen, (und möglich wäre ja auch, daß ſich der ſog. Mongolenfleck überhaupt bei Raſſen mit dunklem Haar und dunkler Hautfarbe vorfindet, alſo vielleicht auch bei Negern). Sache der Ärzte und Geburtshelferinnen wird es ſein, Beobachtungen zu ſammeln.

Ein gewiſſer *Einſchlag mongoliſchen Blutes* iſt in Deutſchland, vor allem im Oſten des deutſchen Sprachgebiets, ſicherlich vorhanden. Man begegnet immer wieder einmal Menſchen, die nach ihren körperlichen Eigenſchaften etwa zwiſchen der europäiſchen Oſtraſſe und den Mongolen ſtehen. Bei Schilderung der Körpermerkmale oſtiſcher Raſſe muß ja ſchon aufgefallen ſein, daß dieſe in vieler Hinſicht dem Körperbild aſiatiſcher Menſchenarten naheſteht, das ſie mindeſtens den eigentlichen Mongolen näherſteht als den anderen europäiſchen Raſſen. Man hat ſogar gelegentlich überhaupt keinen bedeutenderen Unterſchied zwiſchen eigentlichen Mongolen und der Oſtraſſe machen wollen; daher auch die Bezeichnungen „mongoloid“ und „turaniſch“, die man der Oſtraſſe gegeben hat. Der 18. Abſchnitt wird dartun, daß die Oſtraſſe als eine Umzüchtung eines Teils der mongoliſchen (inneraſiatiſchen) Raſſe aufgefaßt werden kann. Neben den oſtiſchen Menſchen zeigen ſich aber in Europa gelegentlich auch

---

[1] Eingehender werden die „Merkmale der Augenlider“ betrachtet in Pöchs „II. Bericht über die von der Wiener Anthropol. Geſellſch. in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien“ (Mitt. der Wiener Anthropol. Geſellſch. Bd. 46, 1916).

[2] Toldt jun., Über die flächenhafte Verbreitung der Pigmente in der Haut bei Menſchen und Affen. Mitt. der Anthr. Geſellſch. in Wien, 51. Bd. 1921.

Menſchen, bei denen man eigentlich mongoliſche (innerasiatiſche) Beimiſchung annehmen möchte. Ja, eine gewiſſe europäiſch-mongoliſche Miſchung tritt verhältnismäßig doch noch ſo häufig auf, daß man faſt vermuten könnte, es handle ſich um einen Menſchenſchlag, der als eine Raſſe körperlich zwiſchen Oſtraſſe und eigentlich Mongolen einzuſtellen wäre. Alles aber ſpricht dafür, daß es ſich bei dieſem Menſchenſchlag um eine verhältnismäßig häufig auftretende Kreuzung europäiſchen Blutes mit innerasiatiſch-mongoliſchem handelt, nicht alſo um eine vererbliche raſſenhafte Merkmalvereinigung.

Schiff[1]) hat zwei Schläge innerhalb der breitgeſichtig-kurzköpfigen Menſchenarten Böhmens beſchrieben: gegen Oſten werden Köpfe häufiger, die minder kurz ſind und breitere Naſen zeigen bei niedrigerem Obergeſicht; gegen Weſten werden häufiger die kürzeren Köpfe mit ſchmälerer Naſe und höherem Obergeſicht (die Menſchenart alſo, die oben als europäiſche Oſtraſſe beſchrieben worden iſt).

Solche im Vergleich zur Oſtraſſe minder kurzen Köpfe mit breiterer Naſe und niedrigerem Obergeſicht finden ſich aber auch in Deutſchland, in Oſtdeutſchland mehr, in Weſt- und Süddeutſchland weniger, aber auch in anderen mittel- und weſteuropäiſchen Ländern. Dieſe Kreuzungserſcheinung ſcheint häufiger zu werden, je öſtlicher ein Gebiet Europas liegt. Das verſtärkt die Wahrſcheinlichkeit, daß es ſich um Miſchlinge mit mongoliſchem (innerasiatiſchem) Blut handelt.

In der Beimiſchung zum Blut anderer europäiſcher Raſſen wird oft ſchwer oder gar nicht zu entſcheiden ſein, ob oſtiſcher Einſchlag vorliegt oder eigentlich mongoliſcher. Die erwähnte Kreuzungserſcheinung europäiſchen Blutes mit mongoliſchem iſt aber verhältnismäßig ſo häufig, daß man ungefähr ihre Merkmale angeben kann. Sie ſtellt ſich im Vergleich zur Oſtraſſe etwa ſo dar:

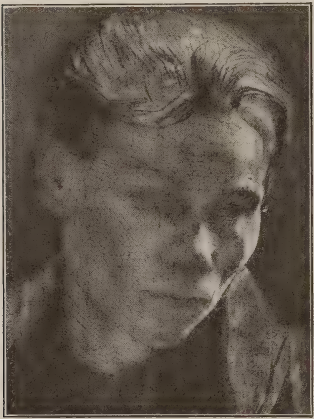
Der Körperbau iſt etwas ſchlanker und leichter, die Schultern vor allem ſind ſchmäler und beim weiblichen Geſchlecht dieſes Miſchlingsſchlags meiſt auffällig abfliehend. Die Gliedmaßen ſind oft etwas feiner, oft erſcheint der ganze Körperbau kindlicher. Der Kopf erſcheint nie ſo quadratiſch, wie es meiſt bei der Oſtraſſe der Fall iſt, die Stirn nicht ſo ſteil und nicht ſo breit, das Untergeſicht im ganzen etwas ſchmäler, da vor allem der Unterkiefer etwas ſchmäler zu ſein ſcheint. Die Backenknochen, die Jochbeine, treten aber um ſo ſtärker hervor und bewirken ſo eine deutliche größte Breite des Geſichts. Die Jochbogen liegen anſcheinend etwas höher und verringern nach vorn zu ihren Abſtand von einander nicht ſo ſehr wie die Jochbogen der europäiſchen Oſtraſſe, ſo daß ſich die Jochbogenbreite (vgl. S. 37) nicht ſo deutlich beim Meſſen abhebt. Die Jochbeine ſind mehr als bei der Oſtraſſe nach vorn geſtellt und vielleicht auch mehr nach unten außen. Das Schädeldach iſt höher gewölbt, der Scheitel bildet oft deutlich die höchſte Stelle des Kopfes. Die Augen liegen ſehr flach eingebettet, quellen aber oft verhältnismäßig ſtark hervor. Der untere Augenhöhlenrand liegt weiter nach vorn, was zuſammen mit der

---

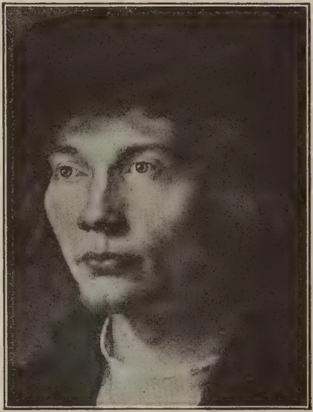
[1]) Beiträge zur Kraniologie der Czechen. Archiv für Anthropologie N. F. XI, 1921.

Jochbeinbildung der Geſichtsgegend neben und unterhalb der Augen eine eigentümlich flache Breite gibt (Abb. 255, 259). Die Naſe iſt fleiſchiger und breiter. Die Bartbildung beim Mann iſt ſehr ſchwach, der Backenbart nahezu fehlend, der Schnurrbart ſehr dünn. Es beſteht eine gewiſſe Neigung zu vorſtehenden Kiefern.

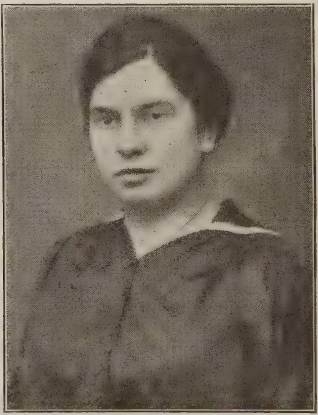
Es verſteht ſich, daß dieſe Schilderung den betr. Menſchenſchlag nur ungenau von der Oſtraſſe abhebt; es handelt ſich eben um eine häufig auftretende Kreuzungserſcheinung, *nicht* um eine raſſenhafte Bildung[1].



254. Mongoliſcher Einſchlag. (Nach Handzeichng. von Käthe Kollwitz im Kupferſtichkabinett Dresden mit gütiger Erlaubnis der Künſtlerin.)



255. Brüſſel. Bernh. von Orley. (Gemälde von Dürer.) Nordiſch mit mongoliſchem Einſchlag.



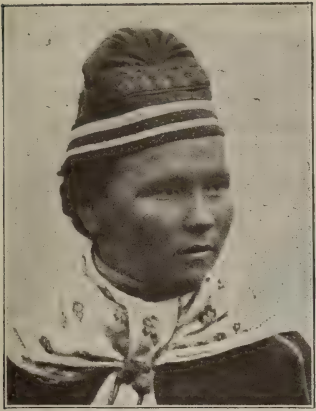
256. Sachſen. Mongoliſcher Einſchlag.

257. Sachſen. Mongoliſcher Einſchlag.

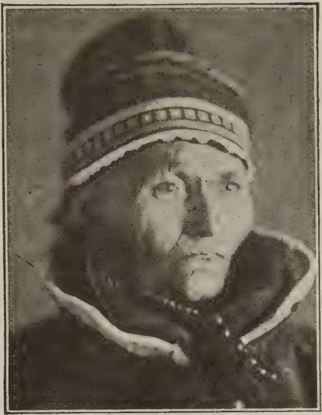
---

[1] Dieſer etwa zwiſchen Oſtraſſe und eigentlichen Mongolen ſtehende Menſchenſchlag iſt z. B. von der Künſtlerin Käthe Kollwitz ſehr häufig dargeſtellt worden. Die Zeichnungen dieſer Künſtlerin, die neben dieſem mongolenblütigen Schlag öfters auch oſtiſche Menſchen darſtellen, könnten jedoch zu der *falſchen* Annahme führen, die niederen Volksſchichten Deutſchlands ſeien teils oſtiſch, teils oſtiſch-mongoliſch, teils faſt mongoliſch.

258



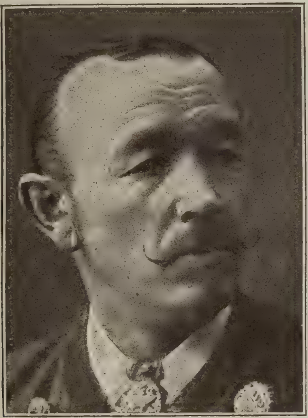
258. Lappin aus Nordſchweden. Mongoliſch-nordiſch.
(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg.)



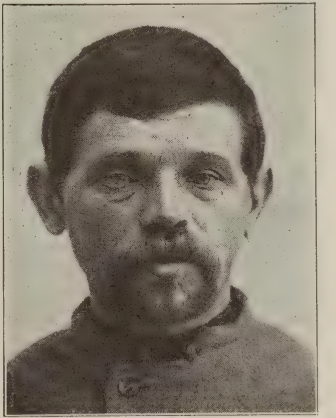
259

259. Lappe aus Nordſchweden. Nordiſch-mongoliſch.
(Aufn.: Sammlung Prof. Lundborg.)

260



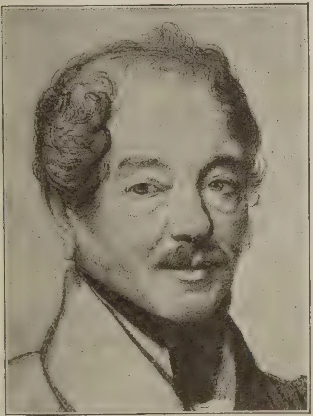
260. Ruhpolding (Bayern). Stärkerer mongoliſcher Einſchlag, vermutlich mongoliſch-dinariſch.



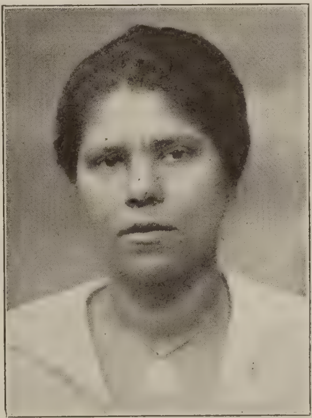
261

261. Schleſien. Vermutlich mit mongoliſchem Einſchlag.
(Leicht kretiniſtiſch?)

262



262. Rußland. Fürſt Kamarowsky.
Nordiſch mit mongoliſchem Einſchlag.



263

263. Sachſen.
Mongoliſcher Einſchlag.

Es gibt eine „Konſtitutionsanomalie, deren Urſachen dunkel ſind“ (Lenz), die nicht mit raſſenhaften Erſcheinungen eines mongoliſchen (innerasiatiſchen) Bluteinſchlags verwechſelt werden darf. Das iſt der ſog. Mongolismus, auch mongoloide Idiotie genannt. „Es handelt ſich um hochgradig geiſtesſchwache Kinder, welche in ihrer körperlichen Erſcheinung gewiſſermaßen eine Karikatur des Mongolentypus darſtellen.

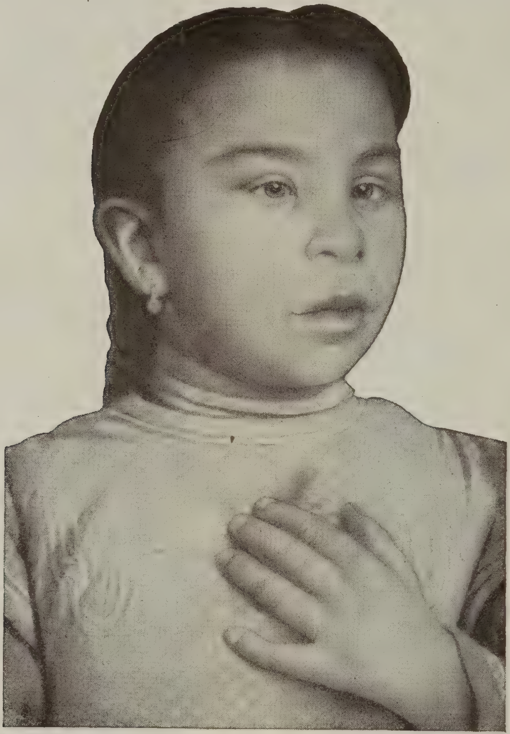


Abb. 264. Mongolismus (mit Epikanthus). (Nach Weygandt.)

Man gewinnt den Eindruck, daß der krankhafte Mongolismus meiſt nicht klar von dem mongoliden Typus, der ja in Europa weit verbreitet vorkommt, unterſchieden worden iſt. Wenn dieſer mit einer aus irgendwelchen Gründen entſtandenen Idiotie zuſammentraf, ſo war man oft wohl mit dem Namen „Mongolismus“ bei der Hand. Der erſte Beſchreiber des Zuſtandes, Langdon Down, nahm einen Zuſammenhang beider Erſcheinungen an“ ¹).

Daß mongoliſches (innerasiatiſches) Blut nach Europa, dieſer Halbinſel Aſiens, eingeſickert iſt, verſteht man gleich, wenn man auf einer

---

¹) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene, Bd. 1, 1923.

Erdkarte das weite Gebiet aſiatiſcher Menſchenarten betrachtet und im Gegenſatz dazu das kleine Gebiet europäiſcher Menſchenarten. Der 18. Abſchnitt ſoll dartun, daß die Oſtraſſe aus Aſien abzuleiten iſt. So wie ſie in vorgeſchichtlicher Zeit nach Weſten vorgedrungen iſt, ſo ſcheint immer wieder inneraſiatiſches Blut nach Mittel- und Weſteuropa einzuſickern[1].

Mongoliſches (inneraſiatiſches) Blut iſt aber nicht das einzige europafremde Blut, das nach Europa eingeſickert iſt. In der Raſſenmiſchung des Judentums findet ſich viel europafremdes Blut. Das Judentum muß aber im Anhangsabſchnitt als ein geſondertes Volkstum für ſich behandelt werden. Doch auch abgeſehen von jüdiſchen Beimiſchungen, die den europäiſchen Völkern europafremdes Blut vermittelt haben, laſſen ſich in der Bevölkerung Deutſchlands Körpermerkmale finden, die nicht zum Raſſenbild irgendeiner der vier europäiſchen Raſſen gehören.

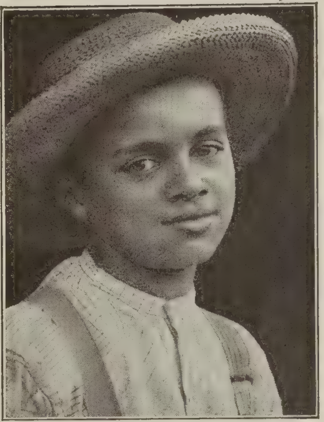


Abb. 265. Knabe aus Baden. Negrider Einſchlag. (Krausbaar.)
(Aufn.: Busam, Oberkirch.)

So finden ſich nicht ſehr ſelten in der Bevölkerung gekräuſelte Haare. Woher ſind dieſe abzuleiten? In vielen Fällen wird es ſich beim Auftreten gekräuſelten Haares um Erſcheinungen handeln, welche die Erblichkeitslehre als Idiovariationen (oder Mutationen) bezeichnet, um Erſcheinungen, die darauf beruhen, daß aus bisher unbekannten Urſachen bei einzelnen Menſchen ein neues Merkmal entſteht. Die fortwährenden Kreuzungen innerhalb einer Bevölkerung machen die Erforſchung ſolcher Erſcheinungen faſt unmöglich. In manchen Fällen handelt es ſich beim Auftreten gekräuſelten oder gar krauſen Haares aber ſicherlich um Einſchläge negeriſchen Blutes, gelegentlich vielleicht auch um Bluteinſchläge, die von dem Blut vorgeſchichtlicher europäiſcher Raſſen herzuleiten ſind, das ſicherlich durch vorgeſchichtliche Kreuzungen bis auf uns gekommen iſt.

Negeriſches Blut findet ſich ja in Beimiſchung in den Mittelmeerländern Europas ſeit früher Zeit (Neger im römiſchen Heer, Negerſklaven) nicht ſelten; von dort mag es durch deutſch-ſüdeuropäiſche Verbindungen hin und wieder nach Deutſchland gekommen ſein. In Hafenſtädten — in denen Italiens beſonders ſeit den Kreuzzügen — und Großſtädten kommen Verbindungen mit europafremden Menſchen vor. Im 18. Jahrhundert hat man hin und wieder Neger unter die Spielleute europäiſcher Truppenteile eingeſtellt, und auch für Deutſchland iſt ein Fall bezeugt, wo ein ſolcher Neger eine Deutſche heiratete und zahlreiche Nachkommen hinterließ. Auch als Diener waren eine Zeit lang Neger Mode und mögen Kreuzungen verurſacht haben. Ich habe in Deutſchland in einigen Fällen Menſchen beobachtet, bei denen ich negeriſches Blut vermutete.

---

[1] Der Bolſchewismus, der inneraſiatiſche Menſchen in großer Zahl in ſein Heer einſtellt, bedeutet ein weiteres Hereinführen aſiatiſchen Blutes nach Europa und ſetzt ſomit raſſiſch die hunniſchen und mongoliſchen Vorſtöße Aſiens gegen Europa fort.

Sie hatten meiſtens eine bräunliche Haut, die im Geſicht fleckige Stellen von beſonders dunkler Färbung zeigte. Die Haut ſah dann ſchmutzig gelbbraun aus und zugleich wirkte ſie auffällig trocken und zur Faltenbildung geneigt. Solche negrid ausſehenden Menſchen, die ich übrigens unter dem weiblichen Geſchlecht häufiger beobachtet habe, waren immer ſehr hochbeinig, geradezu ſtelzbeinig, die Arme waren ſehr hager, die Köpfe auffällig klein mit wenig krausſchwarzem Haar, die Bruſtkörbe waren ſehr ſchmal und ſchienen im wagrechten Querſchnitt weniger langrund als rund gebaut zu ſein. An einem Mann, der negride Merkmale beſaß, dazu aber blaue Augen, beobachtete ich ſehr ſtarke Überaugenwülſte, ein Merkmal alſo, das nicht negrid genannt werden kann. Eigentümlich war, ſoweit ich es feſtſtellen konnte, bei all dieſen Menſchen die Bildung der Finger: dieſe waren ſehr lang und hatten Gelenke, die ſich bei der Schlankheit beſonders kuglig abhoben, doch aber in ganz anderer Weiſe als dies bei ſehr ſchlanken nordiſchen Händen vorkommt.

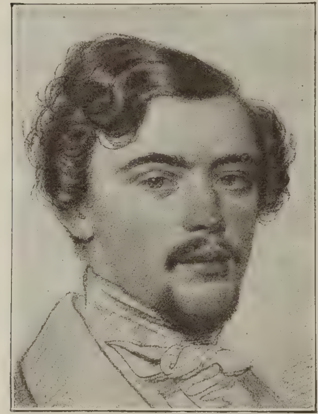


Abb. 266. Holland.
van Haanen (Maler.) Nordiſch mit malayiſchem Einſchlag.
(Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.)

Wahrſcheinlich iſt aber in den anderen europäiſchen Ländern ein gewiſſer Einſchlag europafremden Blutes häufiger als in Deutſchland (vor 1918) zu finden. Beſonders ſtark ſcheint dieſer Einſchlag heute in Frankreich zu ſein, das Truppenteile aus allen Erdteilen während des Weltkriegs auf ſein Gebiet übergeführt hat. Holland zeigt in ſeinen größeren Städten unverkennbar den malayiſchen Einſchlag, der aus ſeinen Kolonien ſtammt. (Die Anſicht, nur noch wenige ſtädtiſche Familien Hollands ſeien von dieſem Einſchlag ganz frei, möchte ich als Übertreibung anſehen.)

Hier wäre auch die „Schwarze Schmach“ zu nennen, die Notzuchtfälle, die heute im beſetzten Gebiet des deutſchen Weſtens von afrikaniſchen Soldaten Frankreichs ausgeübt werden, die „Schwarze Schmach“, die von den Franzoſen als eine Verſeuchung des deutſchen Blutes mit Geſchlechtskrankheiten und mit dem Blut der dunklen Raſſenmiſchungen Afrikas und Aſiens gerne geſehen wird — aber dieſe Dinge kann heute ein deutſches Buch nicht wiſſenſchaftlich betrachten. Die Wirkungen der „Schwarzen Schmach“ werden zudem verſtärkt durch eine im beſetzten Gebiet nicht fehlende deutſche Raſſenſchande. Eine Aufgabe der deutſchen Staatsleitung wäre es, den überfallenen Frauen gegenüber nicht nur das Recht, ſondern die Pflicht zur Beſeitigung ſolcher Schwangerſchaften auszuſprechen.

Im übrigen ſei in dieſem Zuſammenhang auf das Buch von Diſtler hingewieſen „Das deutſche Leid am Rhein. Eine Anklage gegen die Schandherrſchaft des franzöſiſchen Militarismus“. (1921.) Diſtler urteilt: „Tatſache iſt, daß die Geburtenzahl der Miſchlinge ſtändig zunimmt.“

Als europafremd könnte man in einem gewiſſen Sinne auch die Oſtraſſe bezeichnen; ſie gehört zweifellos in einen Zuſammenhang mit den mongoliſchen Menſchenarten Innerasiens. Da ſie aber eine gewiſſe Umzüchtung unter der Einwirkung europäiſcher Verhältniſſe erfahren zu haben ſcheint, die im 18. Abſchnitt behandelt werden ſoll, da ſie zudem ſeit der Jungſteinzeit neben den anderen europäiſchen Raſſen in Europa auftritt, wird ſie in dieſem Buch immer zu den „vier europäiſchen Raſſen“ gezählt. Als europäiſche Raſſe wird ja auch die dinariſche Raſſe immer angeführt, obwohl auch bei ihr die Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit einer vorgeſchichtlichen Einwanderung aus Vorderaſien beſteht.

10. Wachstum, Altern, Krankheiten, Bewegungseigenheiten.

Das Heranwachſen, die Zeit der Reife und ſchließlich die Zeit des Körperzerfalls, bieten bei den einzelnen Raſſen Verſchiedenheiten. Es iſt ſchon erwähnt worden, daß die nordiſche Raſſe ſpät reif wird, infolgedeſſen länger im Wachstum beharrt und länger jugendlich ausſieht. Eine gewiſſe Frühreife ſcheint außer der weſtiſchen auch der oſtiſchen Raſſe eigen zu ſein. Ammon[1]) hat die 19- bis 20jährigen oſtiſchen Menſchen in Baden in der Körperbehaarung entwickelter und vorgeſchrittener gefunden als die nordiſchen. Der nordiſche Menſch bleibt viel länger kindlich und in ſeinen Geſichtszügen auch als Jüngling öfter geradezu mädchenhaft weich und blühend. Auch das nordiſche Weib wird ſpät reif und bleibt am längſten jugendlich. Es kann zwiſchen dem 30. und 40. Lebensjahr in Körperhaltung und Geſichtszügen noch immer jugendliche Friſche aufweiſen. Selbſt nordiſche Greiſinnen haben oft noch eine überraſchende Friſche der Haut und eine gewiſſe Jugendlichkeit des Augenausdrucks. Die anderen Raſſen verblühen raſcher, und beſonders das Weib der anderen Raſſen zerfällt oft ſchon nach dem 30. Lebensjahr ſo, daß man einen etwaigen früheren Reiz kaum glauben möchte. Der Alterszerfall des Geſichts iſt beſonders bei der Oſtraſſe auffällig, wo es zu Bildungen größter Häßlichkeit kommt (Abb. 134). Das oſtiſche Geſicht iſt dem Zerfall in die Häßlichkeit deshalb ſo ausgeſetzt, weil ſeine Fetteinlagerungen bei Erſchlaffung der Gewebe eine Faltung und Runzelbildung und Schwammigkeit verurſachen, die alle Form zerſtören. Das oſtiſche Geſicht iſt ohnehin durch ſeine ſtumpfe, breite, flache Bildung zur Unklarheit gebildet; ſo mag die Alterserſcheinung der oſtiſchen Züge oft geradezu mehr durch Falten und hängende Fetteinlagerungen bedingt ſein als durch einen eigentlichen Geſichtsſchnitt. Für das weibliche Geſchlecht der Oſtraſſe iſt bezeichnend: in jüngeren Jahren die „Trulle“, das ungelenke, anmutsloſe, ſchwerfällig gehende, durch Fettbildung entſtellte Weib; im Alter die „Vettel“, das durch den Schwund des Fetts hautig und faltig entſtellte Zerfallsbild. Der beſtimmtere Geſichtsſchnitt und der ſchlankere, feinere Körperbau der Nord- und der Weſtraſſe und ebenſo der Körperbau und Geſichtsſchnitt der dinariſchen Raſſe machen ſolche Erſcheinungen in dieſen Raſſen unmöglich. Auch ſtarke Runzeln können dort den Geſichtsſchnitt nicht verwiſchen.

---

[1]) Zur Anthropologie der Badener. 1899.

Der Nordraſſe eigen, oder wenigſtens bei ihr beſonders auffallend, iſt jene Stufe des Jugendwachstums, die man beim männlichen Geſchlecht als Flegeljahre bezeichnet: In dieſem Alter zeigt ſich gleichſam eine Störung der Körpermaße und -verhältniſſe. Es iſt die Zeit, in der nordiſche Mädchen ſo überaus hochbeinig ſcheinen, dabei dünn und faſt zerbrechlich ſchlankbeinig, in der die nordiſchen Jünglinge ſo ungelenk und ungefüg zuſammengeſetzt ſcheinen mit verhältnismäßig zu langen und dünnen Beinen und verhältnismäßig zu ſchmaler Bruſt. Das ganze Wachstum ſcheint uneinheitlich geworden zu ſein, äußert ſich aber dabei ſo ſtark, daß die Kleidung fortwährend zu kurz wird und vor allem die Arme zu lang aus den Ärmeln herausragen. Der Hals iſt zu dünn, die Bewegungen unausgeglichen und oft ſehr ungeſchlacht. Meiſtens wird erſt zwiſchen dem 20. und 30. Lebensjahr die Bruſt ſo breit und die Schenkel ſo voll, daß ſie dem hohen Wuchs entſprechen [1]).

Über die Beziehung einzelner Krankheiten zu den verſchiedenen Raſſen ſind innerhalb Europas noch kaum Forſchungen vorhanden. Aus anderen Erdteilen liegen Unterſuchungen vor, die beſtätigen, daß zwiſchen Raſſe und Krankheit enge Beziehungen walten. Die Lehre von dieſen Beziehungen nennt man gewöhnlich Raſſenpathologie. Eine Krankheit, die den Menſchen der einen Raſſe ſehr gefährlich wird, greift Menſchen einer anderen Raſſe, die im gleichen Gebiet wohnen, viel geringer an. Beſtimmte Krankheiten, die innerhalb einer Raſſe häufig ſind, kommen trotz gleicher Umwelt innerhalb einer anderen kaum vor. Jene Raſſe neigt zu der, dieſe zu einer anderen Krankheit [2]). All dieſe Dinge laſſen ſich auf grundlegende Unterſchiede auch der inneren leiblichen Anlage ſchließen: ſei es, daß die einzelnen Raſſen wirklich ſichtliche Verſchiedenheiten des Leibesinnern aufweiſen, ſei es, daß ihre Körper in der Bereitung des

---

[1]) Ein Beobachter hat mir mitgeteilt, daß vorwiegend nordiſche Schüler beim Geräteturnen ſich meiſt ungeſchickter anzuſtellen ſcheinen, da ihre Wuchsverhältniſſe in dieſem Alter dem Geräteturnen nicht ſo angepaßt ſeien wie die Wuchsverhältniſſe vorwiegend oſtiſcher Schüler. Der nordiſche Menſch ſei erſt als Erwachſener bei breiterer Bruſt und damit beſſer verteilten Schwerpunktsverhältniſſen zum Geräteturnen geſchaffen. (Man wird ſagen können, jeder Raſſe iſt eine beſondere Bewegungsweiſe eigen, die ſich in verſchiedenen Altersſtufen verſchieden äußert.)

[2]) Das darf man ſich jedoch nicht ſo vorſtellen, als ob jeder Raſſe gewiſſe Krankheitsanlagen „angeboren“ ſeien; vielmehr ſo, daß auf dem Wege der Vererbung ſich innerhalb der einen Raſſe dieſe, innerhalb der andern Raſſe jene Krankheitsanlage, bzw. Anlage der Widerſtandsfähigkeit, mehr ausgebreitet haben.

Blutes und der Stoffe innerer Abſonderung (Sekretion), alſo z. B. auch der bakterientötenden Stoffe, ſich ganz verſchieden verhalten. Die Tatſachen jedenfalls beſtehen; ihre Deutung gehört zum größten Teil noch künftiger Forſchung an.

Zur Verdeutlichung der Beziehungen zwiſchen Raſſe und Krankheit mögen hier einige Angaben folgen, die Ripley[1]) mitteilt, Tatſachen, die an ſich von neuerer Forſchung da und dort berichtigt werden mögen, die deshalb auf die hier betrachteten Zuſammenhänge nur als Beiſpiele ſolcher Beziehungen hinweiſen ſollen: Die oſtaſiatiſchen Völker ſcheinen von Schwindſucht ziemlich frei zu ſein; daher wohl auch die Fähigkeit der Chineſen, in Sibirien ebenſo zu gedeihen, wie in tropiſchen Gebieten, in denen ſich ſelbſt negride Völker kaum halten können. „Daß ihre Unempfänglichkeit in hohem Grad ihrer Raſſe zuzuſchreiben iſt und nicht Umwelteinflüſſen, ſcheint durch die Wirkung von Völkermiſchungen erwieſen. Die Japaner haben offenbar durch ihr malayiſches Blut eine Empfänglichkeit erhalten, der ſelbſt ihr mongoliſches Blut nicht entgegenwirken kann.“ Chineſen zeigen ſich auch für Syphilis ziemlich unempfänglich; wenn ſie angeſteckt werden, ſo verläuft die Krankheit bald gutartig. „Für die Japaner hingegen iſt die Syphilis eine ſchwere Erkrankung: ihre malayiſche Blutbeimiſchung äußert ſich ſo. Überall folgt die Syphilis dem malayiſchen Blut ſelbſt bis in die Kreuzungen mit anderen Raſſen.“ — „In Madagaskar, wo $^5/_6$ einer gewiſſen Bevölkerung angeſteckt waren, erklärt Hirſch, daß die madagaſſiſchen, negriden Bewohner davon ganz frei ſeien, während die Hovas, eine Kreuzung mit malayiſchem Blut, die Syphilis in ſchwerſter Form aufwieſen.“ „Die Polyneſier ſind für Scharlach unempfänglich, und Japaner ſollen damit nicht einmal geimpft werden können.“

Forſchungen über europäiſche Verhältniſſe liegen zwar vor, ſind aber inſofern wertlos, als ſie Völker ſtatt Raſſen betrachten und daher wenig oder gar keine Schlüſſe zulaſſen. Nur die Krankheitsverhältniſſe der Juden ſind in Europa etwas beſſer erforſcht; ſie werden an ihrer Stelle im Anhangsabſchnitt erwähnt. Raſſiſche Beobachtungen führt Beddoe[2]) an.

Danach zeigen in England im Stadtleben Kinder mit dunklen Farben eine größere Lebensfähigkeit als helle Kinder. Beddoe ſchließt daraus, daß ſich bei dem Anwachſen der Städte die Zahlenverteilung der Raſſen ſchnell zu Ungunſten der Nordraſſe ändern werde. Die Blonden und Hellhäutigen führt das Stadtleben dem Raſſentod entgegen. In Amerika hat man bei Blonden mehr Schwindſucht beobachtet, in England bei Dunklen mehr Krebs. Das würde nach Beddoe das Verhältnis wieder zugunſten der Dunklen ändern: die Schwindſüchtigen ſterben oft, ehe ſie Kinder gezeugt haben, die Krebsleidenden hingegen ſind meiſt ſchon ältere Leute. Die nordiſche Raſſe ſcheint der Malaria viel weniger zu widerſtehen als die dunklen europäiſchen Raſſen. Die geringe Tropenfähigkeit der Nordraſſe iſt ſchon erwähnt worden, ebenſo ihre ſtärkere Beteiligung an Zahnkrankheiten (vgl. S. 87 und S. 55), ebenſo die verhältnismäßig größere Häufigkeit von Gebärſchwierigkeiten innerhalb der Oſtraſſe[1]).

---

[1]) The Races of Europe. 1910.

[2]) The Races of Britain. 1885.

Ripley führt die Tatſache an, daß eine Epidemie des Trachoms (der ſogenannten ägyptiſchen Körnerkrankheit), die im belgiſchen Heer entſtanden war, das oſtraſſiſche walloniſche Gebiet überſprungen, im oſtraſſiſchen Mittelfrankreich nur Fremde befallen und ſchließlich auch (das in der Hauptſache dinariſch-oſtiſche) Südbayern übergangen habe. Selbſt, wo in oſtraſſiſchen Gebieten heimiſche Menſchen angeſteckt worden ſeien, habe ſich die Krankheit harmlos gezeigt. Liegt hier eine ausgeſprochene Unempfänglichkeit der Oſtraſſe gegen Trachom vor? Und iſt die Oſtraſſe andrerſeits für Schwindſucht (Tuberkuloſe) empfänglicher? Wenn man nämlich die Tuberkuloſeſterblichkeit der verſchiedenen Länder Europas vergleicht, ſo zeigt ſich, daß die Länder mit ſtärkerem oſtiſchem oder mongoliſchem (inneraſiatiſchem) Einſchlag im allgemeinen auch eine höhere Tuberkuloſeſterblichkeit zeigen als die Länder vorwiegend nordiſcher und weſtiſcher Raſſe. Polen, Rumänien, die Balkanländer, Rußland, Finnland und Öſterreich zeigen eine hohe Tuberkuloſeſterblichkeit, eine viel geringere dagegen England, Dänemark, Island, Holland, Norddeutſchland, Spanien, Süditalien. Die Gicht iſt in den Küſtenländern der Nord- und Oſtſee, alſo im Gebiet des ſtärkſten Vorwiegens nordiſcher Raſſe beſonders häufig. Ob es ſich aber hier nicht um eine Umwelterſcheinung, in dieſem Fall um die Meereslage, handelt? In den Gebieten der Oſtraſſe könnte man faſt überall ein verſtärktes Auftreten von Kropf und von damit verbundenem Kretinismus feſtſtellen. Das Auftreten von Kropf und Kretinismus iſt bis in neuere Zeit häufig mit dem beſonderen Trinkwaſſer einzelner Gebirgsgegenden zuſammengebracht worden: der Gehalt des betr. Trinkwaſſers an Kalk, Magneſia, an Schwefel- und Kupferverbindungen ſollte Kropf hervorbringen. Heute iſt man ſolchen Behauptungen gegenüber ſehr mißtrauiſch[2]). Auffällig iſt nun, daß Krankheitserſcheinungen der beſchriebenen Art beſonders häufig vorkommen in vorwiegend oſtiſchen oder doch mehr oder minder ſtark oſtiſch untermiſchten Gebieten, nämlich „in Wallis, Graubünden, Uri, Savoyen, in den Pyrenäen, in der Auvergne, in Salzburg, Böhmen, Kärnten, Steiermark, Tirol und in geringerer Ausdehnung in Franken, Thüringen ſowie Teilen Belgiens, Württembergs, Badens uſw.“[2]). Handelt es ſich um eine Krankheitsanlage, die ſich innerhalb der oſtiſchen Raſſe beſonders ſtark ausgebreitet hat? Für eine Raſſenanlage und durchaus gegen Umwelteinflüſſe ſprechen auch die Unterſuchungen Finkbeiners[3]) über den Kretinismus auf ſchweizeriſchem Gebiet. Gerade in den vorwiegend oſtiſchen Gebieten der Alpen iſt Kropf in Verbindung mit

---

[1]) Nach der mir übermittelten Beobachtung eines Arztes ſollen blonde, helläugige Kinder an der Halsbräune (Krupp, Croup) verhältnismäßig viel häufiger ſterben als dunkelhaarige und dunkeläugige Kinder.

[2]) Vgl. Gärtner, Hygiene des Waſſers. 1915, S. 30.

[3]) Finkbeiner, Neandertalmerkmale bei Kretinen (Zeitſchrift für Kinderheilkunde, 1912) und Kretinismus im Nollengebiet (Korreſpondenzblatt für Schweizer Ärzte, 1918).

Kretinismus beſonders verbreitet. Im Kanton Wallis kommt nach Francé[1]) auf je 25 Einwohner einer, der kretiniſtiſch entartet iſt. Im Tal von Aoſta, dem Hauptverbreitungsgebiet des Kretinismus, zählt man 2000 Kretinen. „Überall in der Schweiz ſtößt man auf kleine, armſelige Leutchen mit krummbeinigem Gang, ſpärlichem Haar- und Bartwuchs, ledergelbem runzeligen Geſicht, gebeugtem Rücken und übertrieben greiſenhaften Ausſehen — verſprengte Überreſte einer faſt ausgeſtorbenen zwerghaften Urbevölkerung". Finkbeiner wollte bei Kretinen Neandertalmerkmale feſtſtellen, alſo Merkmale einer vorgeſchichtlichen Raſſe der mittleren Diluvialzeit, von der ſich ſomit einzelne Erbanlagen bis heute erhalten haben ſollten. Finkbeiner trennt die Erſcheinungen des Kropfes von denen des Kretinismus und führt nicht, wie andere Forſcher, Kropf und Kretinismus auf eine gemeinſame Erbanlage zurück. — Eine verhältnismäßig ſo wirkſame Erhaltung von Neandertalermerkmalen bis auf den heutigen Tag möchte ich aber nicht vermuten; ich vermute vielmehr, daß es ſich bei Kropf- und Kretinismusfällen um Krankheitsanlagen handelt, die ſich beſonders innerhalb der Oſtraſſe bzw. der vorwiegend oſtiſchen Gebiete, verbreitet haben. Bei Kretinismus leichterer Art iſt ja eine überdurchſchnittliche Nachkommenzahl der Erkrankten wahrſcheinlich.

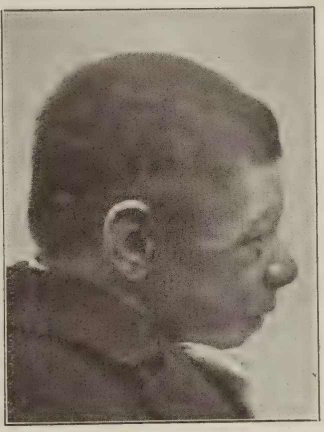


Abb. 267. Öſterr. Alpen. Kretinismus.
(Aufn.: Anthropol. Inst., Wien.)

In der Verteilung der Geiſteskrankheiten ließe ſich wohl feſtſtellen, daß der Nordraſſe die Schwermut (Melancholie) zukommt[2]). All dieſe Verhältniſſe ſind noch viel zu wenig unterſucht; mir ſcheint aber, daß ſelbſt in dem ſtark gemiſchten Europa eine genaue Unterſuchung überraſchende Ergebniſſe zutage fördern müßte. Sicherlich ſind wie im Körperbau, ſo auch in der Körpertätigkeit grundlegende Raſſenunterſchiede vorhanden. Beddoe führt z. B. die Anſicht an, die Nordraſſe habe dünneres

---

[1]) Francé, Die Alpen. 1913.

[2]) Leider hat Kretſchmer ſein Buch „Körperbau und Charakter" (1921) ohne einen Hinblick auf die raſſenkundliche Forſchung geſchrieben, ſonſt hätte er, wie ich vermute, manche Beziehungen zwiſchen Raſſe und Seelenleben, Raſſe und Geiſteskrankheiten uſw. finden können. Man möchte die „kyklothyme" Veranlagung Kretſchmers auf Seite der oſtiſchen Raſſe, ſeine „ſchizothyme" Veranlagung auf Seite der nordiſchen Raſſe ſuchen, ſeine „hypomaniſch-kyklothyme" Veranlagung am eheſten auf Seite der dinariſchen Raſſe. Die dieſen Veranlagungen entſprechenden Körperbildungen weiſen auch für die „Schizothymen" deutlich auf die nordiſche, für die Kyklothymen deutlich auf die oſtiſche Raſſe. Somit wären auf ſeiten der nordiſchen Raſſe verhältnismäßig häufiger Krankheitsbilder der ſchizophrenen Pſychoſe, auf ſeiten der oſtiſchen Raſſe Krankheitsbilder der zirkulären Pſychoſe zu vermuten.

Blut und dünnere Milch. Auch der Bericht des Tacitus, die Germanen ertrügen Froſt und Hunger beſſer als Hitze und Durſt, ließe ſich hier anführen. — All dieſe Vermutungen weiſen auf die Möglichkeit raſſiſcher Verſchiedenheiten hin, die durch eine Raſſenphyſiologie noch zu erforſchen wären.

Man wird ſchließlich das Blut der einzelnen Menſchenarten unmittelbar auf ſeine Unterſchiede hin zu erforſchen trachten müſſen. Daß hierbei äußerſt aufſchlußreiche Ergebniſſe möglich ſind, darauf ſcheinen ſchon die wenigen Verſuche zu deuten, die bisher angeſtellt worden ſind und über die Bruck berichtet in einem Aufſatz: „Die biologiſche Differenzierung von Affenarten und menſchlichen Raſſen durch ſpezifiſche Blutreaktion“[1]. Die Verſuche, die Bruck mit dem Blut holländiſcher, javaniſcher, malayiſcher und chineſiſcher Menſchen angeſtellt hat, zeigen, „daß es mit Hilfe eines gegen Vertreter der weißen Raſſe gerichteten Immunſerums möglich iſt, dieſe von Angehörigen der mongoliſchen und malayiſchen Raſſe biologiſch zu unterſcheiden und gleichzeitig ... auf die Verwandtſchaft der einzelnen Raſſen untereinander zu ſchließen.“ Bruck glaubt ſogar, durch ſolche Verſuche ſchließlich erweiſen zu können, welche Raſſen „biologiſch höher ſtehen“. So könnte ſchließlich eine Art biologiſche Abſtufung der Menſchenarten erreicht werden. Auf jeden Fall aber iſt es wahrſcheinlich, daß Blutunterſuchungen der Raſſenkunde ganz neue Einſichten vermitteln würden[2], und es iſt ſehr wünſchenswert, daß das Unterſuchungsverfahren der ſog. biologiſchen Eiweißdifferenzierung[3] noch viel mehr in den Dienſt der Erforſchung der Menſchenraſſen geſtellt werde[4].

Aber nicht nur die Blutunterſuchung wäre ein neues Forſchungsgebiet der Raſſenkunde. Erforſcht müßten werden weiteſte Kreiſe des menſchlichen Lebens: Welche Raſſe iſt fruchtbarer? Welche Unterſchiede der Sterblichkeit und des Sterbealters ſind vorhanden? Welche Abhängigkeit von der Umwelt, von Höhenlage, Feuchtigkeit, Luftdruck? Welche Unterſchiede der Neigung zu Erkrankungen, der Neigung zu Alkohol, zu Ausſchweifung, zu leichten oder ſchweren Geburten uſw. uſw.? — Dieſen Unterſuchungen müßten ſich andere anſchließen über die Zahl der unehelichen Geburten, über Landſtreicherei, Verbrechen, über volkstümliche Anſchauungen, über Krankheiten, Sittlichkeit und Unſittlichkeit, wobei immer Gebiete verhältnismäßig reiner Raſſe, d. h. Gebiete ſtärkſten Vorwiegens jeweils einer beſtimmten Raſſe, und Menſchen vergleichbarer geſellſchaftlicher Lage zu vergleichen wären. Solche Forſchungen ſtehen noch aus; ſie müßten ein deutliches Bild von den Erbanlagen der verſchiedenen Raſſen geben, ein Bild, das auch beitragen würde zu einer vergleichenden Seelenkunde der einzelnen Raſſen, zu der in den nächſten Abſchnitten ein Beitrag verſucht werden ſoll.

---

[1] Berliner kliniſche Wochenſchrift, 1907, Nr. 20.

[2] Vgl. neuerdings: Chemiſches Zentralblatt (Nr. 12, 1922), Bericht über „Raſſenbiologiſche Unterſuchungen mittels Iſohämagglutinen“.

[3] Vgl. hierüber Molliſon, Technik und Methoden der phyſiſchen Anthropologie im Band „Anthropologie“, Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

[4] In ſolchen Zuſammenhängen könnte auch erwähnt werden, daß die Menſchenraſſen auch Verſchiedenheiten zu zeigen ſcheinen in bezug auf die bei ihnen vorkommenden Paraſiten (Flöhe, Läuſe). Durch Ausleſeverhältniſſe („Anpaſſung“ der Paraſiten an einzelne Raſſen) ſcheinen ſich innerhalb einer Paraſitenart getrennte Gruppen ergeben zu haben. Zeigen ſich Raſſenunterſchiede des Menſchen darin, daß z. B. Flöhe an dieſen Menſchen „gehen“, an jenen nicht? (Vgl. Schwalbe, Über die Bedeutung der äußeren Paraſiten für die Phylogenie der Säugetiere und der Menſchen [Ztſchr. f. Morph. u. Anthr., Bd. 17, 1915] und Fahrenholz, Läuſe verſchiedener Menſchenraſſen [ebenda]).

Noch bliebe eine Aufgabe der Raſſenbeſchreibung übrig: nämlich die Bewegungseigenheiten der einzelnen Raſſen für die Darſtellung zu gewinnen. Hier ſei dazu der Verſuch gemacht:

Der Gang der *nordiſchen Raſſe* iſt ruhig, jedoch nicht eigentlich ſchwer, beim nordiſchen Weib hin und wieder auffallend anmutig. Es fällt auf — und beſonders beim unbelaſtet gehenden nordiſchen Weib — daß oft eine Senkung des Kopfes, ein Niederblicken, gleichſam erſt durch eine vorbereitende Welle durch den ganzen Oberkörper, in gewiſſem Sinn durch den ganzen Körper, angezeigt wird: der Körper äußert ſich als Ganzes und man möchte ſagen, die Bewegung, jede Bewegung, gehe erſt als ein Fluß zuvor oder gleichzeitig durch den ganzen Körper hindurch. In ſeiner freieſten, klarſten Ausgeſtaltung erhalten die Bewegungen des nordiſchen Körpers einen Ausdruck ruhig-beſtimmten Herrſchens. Dieſe Eigenheit darf aber nicht als ſtändiſch-bedingt gedacht werden: ich habe dieſen Ausdruck oft bei nordraſſiſchen Fuhrleuten geſehen. Leicht wird das Gehen der nordiſchen Raſſe zum Schreiten. Von Hagen heißt es im Nibelungenlied:

„die bein im wâren lanc,
eislîch ſîn geſihene, er hête hêrlîchen ganc.“

Das iſt der nordiſche Gang: „herrlich“ hatte damals die Bedeutung des Herrentümlichen, Herrſchertümlichen.

An den Armbewegungen der nordiſchen Raſſe fällt die Freiheit des Ausdrucks auf, die ſich ſelbſt in jeder Handbewegung zeigen kann. Jeder Teil des Arms, jeder Muskel, jeder Finger, bewahrt einen geſonderten Eigenwert, indes die Bewegung doch in freier Wechſelbedingtheit mit dem ganzen Körper verläuft. Ebenſo kann eine Armbewegung bei nordiſchen Menſchen in einem feſten, klaren Ausdruckszuſammenhang mit dem ganzen Körper erſcheinen. Auch die Bewegungseigenheiten, die von Schickſal und Umwelt geſchaffen ſind, verwiſchen bei nordiſchen Menſchen die raſſiſche Bewegungsanlage nicht ganz. Unter den griechiſchen Bildwerken zeigen vor allem die der Frühzeit, z. B. das des Harmodios und Ariſtogeiton, die nordiſche Bewegungsanlage in reiner Ausgeſtaltung — verglichen mit der germaniſchen Sonderart nordiſchen Ausdrucks, hin und wieder (und vor allem ſpäterer Zeit) in vielleicht etwas zu gefälliger, zu leichter Ausgeſtaltung. Die germaniſche Sonderart des nordiſchen Bewegungsausdrucks iſt zwar immer ruhig, aber vielleicht härter, willenskräftiger, kühner. Betrachtet wird hierbei immer nur der Bewegungsausdruck des völlig erwachſenen Körpers.

Eine beſondere Bewegungsfreudigkeit iſt der Nordraſſe nicht eigen. Sie empfindet allzuviel Körperbewegungen als unvornehm. Den nordiſchen Engländer wird man geradezu bewegungsſcheu nennen können. Ein anderes iſt die nordiſche Freude an planmäßiger Körperbewegung, an Leibesübungen; Leibesübungen ſind eine nordiſche Erſcheinung; darüber mehr im 11. Abſchnitt. — Bei Eiſenbahn- oder Straßenbahnfahrten kann man beobachten, daß Frauen vorwiegend nordiſcher Raſſe beim Sitzen die Knie geſchloſſen halten, Frauen vorwiegend oſtiſcher Raſſe hingegen ſitzen oft breit mit auseinandergeſtellten Knien. Beim Stehen zeigen Frauen vorwiegend oſtiſcher Raſſe meiſtens eine breite Stellung mit gleichbelaſteten auseinandergeſtellten Füßen, Frauen vorwiegend nordiſcher Raſſe ſtehen mit geſchloſſenen Füßen und belaſten meiſtens ein Bein mehr als das andere (Standbein, Spielbein), wobei ſich öfters wieder jener anmutige Fluß der Körperhaltung zeigt.

Ganz anders iſt die weſtiſche Raſſe. Sie iſt die eigentlich bewegungsfreudige, ja bewegungsſelige Raſſe. Der Weſtraſſe iſt es eigen, Gemütsbewegungen im Körper- und Geſichtsausdruck und oft ohne Zuhilfenahme des Wortes bis zur Vollendung auszudrücken; eine gewiſſe ſchauſpieleriſche Fähigkeit iſt ihr angeboren, eine Fähigkeit, mit dem ganzen Körper und bis in jede Bewegungseinzelheit hinein eine Ausdruckseinheit zu bilden. Wo der ſeeliſche Ausdruck bei der Nordraſſe oft nur in den Augen, in einer Kopfwendung, in einer kargen Armbewegung das Wort unterſtützt, da neigt der Körper- und Geſichtsausdruck bei der Weſtraſſe dazu, gleich wichtig mit dem ſprachlichen Ausdruck ſich geltend zu machen. Der Gang der Weſtraſſe iſt wiegend, beſſer: leicht ſchwankend. Bei jedem Tritt ſchwingt der Oberkörper in der Schulterebene einmal mit der rechten, einmal mit der linken Schulter ein wenig nach außen, ſodaß der Schritt etwas Heiteres, Leichtes, Biegſames bekommt. Beim weiblichen Geſchlecht iſt das Biegen der Hüften beſonders betont (vgl. S. 73). Der turneriſche und ſoldatiſche Schritt der Franzoſen, der pas gymnastique ſcheint mir einen weſtiſch-nordiſchen Ausgleich darzuſtellen; ſicher iſt wenig Oſtiſches an ihm. Man müßte annehmen, gewiſſe Eigenſchaften weſtiſcher Art hätten ſich bei der franzöſiſchen Bevölkerung in viel weiterem Umfang durchgeſetzt, als man nach der heute doch verhältnismäßig geringen (?) Beimiſchung weſtiſcher Raſſe vermuten würde. Daß der ſoldatiſche Schritt des Franzoſen im Weſentlichen weſtiſch iſt, zeigt ſich auf deutſchen Bühnen faſt in jeder Carmen-Aufführung: die Darſteller, die im erſten Aufzug als Wachablöſung aufmarſchieren ſollen, wiſſen nicht mit dem weſtraſſiſchen Marſchtritt dieſer echt weſtiſchen Bizetſchen Weiſe auszukommen und wirken faſt immer ausnehmend lächerlich. Das macht, der dem Deutſchen vertraute Marſchtritt iſt weſentlich nordiſch und Angleichungen des Schritts ſind nahezu unmöglich. Das von Bizet nach einem ſpaniſchen Volkslied gebildete Soldatenlied aus Carmen „He holla, halt werda!“ kann man, wenn man es richtig empfindet, gar nicht mit einem anderen als dem weſtraſſiſchen

Schritt begleiten, ebenſo auch die Marseillaise. Der nordiſche Schritt iſt dieſen Liedern gänzlich weſensfremd; daher auch in Deutſchland der immer zu beobachtende Eindruck des Gezwungenen, wenn einmal die Weiſe der Marseillaise als Marſchweiſe gebraucht wird. Die weſtiſchen Bewegungen ſcheinen die aller anderen Raſſen an Flüſſigkeit und Ausdrucksfähigkeit weit zu übertreffen. Sicherlich iſt die Ausbildung der Bewegungen bis zur Zierlichkeit nur der Weſtraſſe eigen. Einen reizvollen Ausgleich nordiſcher und weſtiſcher Bewegungsart habe ich oft bei franzöſiſchen Schauſpielern beobachtet: die äußerſte Bewegungsſicherheit, Flüſſigkeit und Ausdrucksfähigkeit verband ſich bei ihnen mit nordiſcher Entſchiedenheit und Kraft. Eigenartig berühren die Menſchen in Lionardos Abendmahl: vorwiegend nordiſche Männer ſind von dem nordiſchen Lionardo dargeſtellt; aber ſie haben die Ausdrucksfähigkeit der Weſtraſſe an ſich genommen, die nordiſche Zurückhaltung der Bewegungen fehlt. So hat ſich hier ein Ausgleich ereignet, ein Ausgleich übrigens, der für das Raſſentum der höheren Stände Italiens zur Wiederbelebungszeit bezeichnend ſcheint.

Nicht leicht iſt es, die oſtiſche Bewegungsart zu erfaſſen. Da die oſtiſche Raſſe einen ihr allein eigenen und ganz ihr zugehörigen Ausdruck bis zu einem gewiſſen Grad verloren zu haben ſcheint, da ſich viele oſtiſche Erſcheinungen als ein Angleich, ein Anpaſſen an die Eigentümlichkeiten der anderen europäiſchen Raſſen erklären laſſen, iſt es ſchwierig, das Eigentlich-Oſtiſche aufzufinden. In Deutſchland iſt das nordiſche Raſſenbild auch in den Bewegungen vorbildlich, ſelbſt in den Gebieten vorwiegend oſtiſcher Raſſe. Schon erwähnt iſt worden, daß die ſtraffe turneriſche Haltung „Bruſt heraus, Bauch hinein“ dem geſtrafften nordiſchen Körper entſpricht und daß dieſe Körperhaltung dem oſtiſchen Menſchen nicht artgemäß und darum vielfach zuwider iſt. Die Vorbildlichkeit dieſer geſtrafften Haltung im ganzen deutſchen Gebiet muß demnach als ein Aufzwingen des nordiſchen Raſſenbildes gelten. Tatſächlich kann eine ſolche Haltung auch dem gedrungenen oſtiſchen Körper, der dazu noch zur Wohlbeleibtheit neigt, nicht artgemäß ſein. Ebenſo ſcheint der oſtiſche Menſch ſich dem deutſchen turneriſchen Schritt eher anzupaſſen, als daß er ihm arteigen wäre. Mir ſcheint geradezu, als ob der oſtiſchen Raſſe eine gewiſſe Neigung zum Kniegang artgemäß wäre, mindeſtens aber eine Gangart, die einerſeits viel ſchwerer als die weſtiſche, andererſeits minder fördernd und entſchieden als die nordiſche Gangart iſt. Der oſtiſche Gang kann vielleicht am beſten als der eigentliche Spießbürgersgang bezeichnet werden, als der Gang einer gewiſſen ſchweren Beharrlichkeit, die gleichweit entfernt iſt von weſtiſcher Leichtigkeit wie von nordiſchem Ausſchreiten. Die Armbewegungen der oſtiſchen Raſſe ſind nicht ſo flüſſig wie die weſtiſchen, nicht ſo klar wie die nordiſchen Armbewegungen. Sie haften mehr am Körper. Zumal wenn der Kopf, wie dies bei der Oſtraſſe oft der Fall iſt, „zwiſchen den Schultern ſteckt“, wirkt der Arm mehr als ein unſelbſtändiges, minder ausgeſtaltetes Glied von geringerer Ausdrucksfähigkeit. Die Arm- und Handbewegungen ſcheinen einerſeits ohne rechten Zuſammenhang mit dem Ausdruck des mehr beharrenden Körperganzen, andererſeits aber unfreier, minder gegliedert. Die Bewegung wird ſo oft mehr zur mürriſchen Andeutung eines Körperausdrucks. Dies gilt gleichſam bis in die Fingerſpitzen hinein und ſcheint aus der ſtumpferen Handumrißlinie ſprechen zu wollen. Die Kopfbewegungen ſind ſchwerer, ſtumpfer, ſie ſind mindeſtens unluſtiger als die weſtiſchen Kopfbewegungen, unfreier als die nordiſchen. Das bedingt ſchon der Ausdruck des breiteren, kürzeren Schädels und der kürzere Hals.

Über die Bewegungen der dinariſchen Raſſe kann ich, da mir für eigene Beobachtung bisher zu wenig Zeit vergönnt war, nur wenig ſagen. Sie unterſcheiden ſich weſentlich von denen der Oſtraſſe, wie von denen der Weſtraſſe. Ihnen iſt eigen eine gewiſſe feſte Beſtimmtheit, die manchmal an die Bewegungsart der Nordraſſe erinnert. Der Gang der dinariſchen Raſſe ſcheint ausgreifend zu ſein und oft geradezu kriegeriſch, die Armbewegungen entſchloſſen und kraftvoll; doch ſcheint eine Neigung zu vielen Bewegungen nicht dinariſch zu ſein, eher eine Neigung zur Bewegungskargheit. Viele im ſtädtiſchen Leben ſich bewegende dinariſche oder vorwiegend dinariſche Menſchen gehen mit einer eigentümlich ſteifen Rückenhaltung.

11. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der nordiſchen Raſſe.

Solche Ausführungen leiten über zu einer Betrachtung des ſeeliſchen Verhaltens der vier betrachteten Raſſen. Wären die Menſchenraſſen ungleich nur in bezug auf ihre leiblichen Erbanlagen, ſo käme ja der Betrachtung raſſiſcher Erſcheinungen eine viel geringere Bedeutung zu. Die ſeeliſche Erbungleichheit der Menſchenraſſen bedingt erſt die augenfälligen Verſchiedenheiten in Taten und Werken, im „Dichten und Trachten" der einzelnen Menſchen und der einzelnen Völker. — Schon bei Schilderung der Körperlichkeit, noch mehr aber bei Schilderung der Bewegungseigenheiten, haben ſich Wendungen ergeben, die einen gewiſſen Hinweis auf ſeeliſche Eigentümlichkeiten enthalten konnten. Ich habe derlei Wendungen, wenn ſie ſich einſtellten, abſichtlich nicht vermieden, um nie den Ausblick auf die Ganzheit des Raſſenbildes zu verlieren.

Es iſt begreiflicherweiſe nicht leicht, die kennzeichnenden ſeeliſchen Eigenſchaften einer Raſſe anzugeben, wenn man ſich nicht bei allgemeinſten Ausdrücken aufhalten und gleich in den Weſenskern eindringen will. Immer gilt es bei ſolchen Unterſuchungen, ſich einen gewiſſen Mittelſchlag (am beſten den Bauern) jeder Raſſe vor Augen zu halten und ſich nicht dazu verlocken zu laſſen, etwa gleich vom „Geiſt" einer beſtimmten Raſſe zu reden. Eine Darſtellung des ſeeliſchen Verhaltens europäiſcher und einzelner außereuropäiſcher Raſſen findet ſich in der „Sozialanthropologie" von Ploetz[1]). Ploetz gewinnt einen Standpunkt für ſeine Betrachtungen, indem er die Beteiligung der einzelnen Raſſen an den „geſellſchaftlichen Bildungen" und indem er die einzelnen Raſſen „nach Zahl, Inhalt und Charakter ihrer Tauſchhandlungen" darſtellt. Leider hat Ploetz in ſeiner Betrachtung die beiden kurzköpfigen Raſſen Europas und die vorderaſiatiſche Raſſe zu einer „alpinen“ zuſammengeſtellt, wodurch er ſich den Ausblick verdeckt auf das ſeeliſche Verhalten der oſtiſchen (alpinen) und der dinariſchen, wie auch der vorderaſiatiſchen (armenoiden) Raſſe. Seine Darſtellung iſt aber die erſte, die einen beſtimmt begrenzten Standpunkt der Vergleichung gewonnen hat.

---

[1]) Im Band „Anthropologie" der „Kultur der Gegenwart" Teil III, Abt. V, 1923.

Die im folgenden gegebene Darſtellung iſt demgegenüber mehr eine Zuſammenſtellung bisheriger Beobachtungen ſeeliſchen Verhaltens der europäiſchen Raſſen, welche Einzelbeobachtungen dann zum Entwerfen einzelner Bilder ſeeliſchen Verhaltens dienen ſollen.

Wertvolle Hinweiſe auf Raſſeneigentümlichkeiten gibt Beddoe in ſeinem Buch über die Raſſen der britiſchen Inſeln. Er beſchreibt darin Menſchen aus verhältnismäßig rein nordiſchem Gebiet wie auch Menſchen aus Gebieten vorwiegend oſtiſcher und weſtiſcher Raſſe. Am deutlichſten ſcheinen Beddoe[1] die nordiſchen Eigenſchaften in England beim Bewohner der Grafſchaft York, beim Yorkshireman, ausgedrückt zu ſein. Dieſem nordiſchen Menſchenſchlag ſchreibt Beddoe Scharfſinn, Wahrhaftigkeit, Ausdauer, Willenskraft und Fleiß zu, geſundes Urteil, Redlichkeit (spirit of fair play), Liebe zur Behaglichkeit (comfort), zur Ordnung und Reinlichkeit, Neigung zu ſchwerem Eſſen, Unzugänglichkeit gegenüber Marktſchreierei (bluff independence), die ſich bis zu abweiſendſter, ſelbſtiſcher Ruppigkeit (selfish rudeness) ſteigern mag, ferner Sinn für Tonkunſt, einen Verſtand, der dem Körper gleich, im allgemeinen ſehr ſtark und tüchtig iſt, beſonders geeignet für gewerbliche und kaufmänniſche Beſtrebungen, aber auch ebenſogut zur Wiſſenſchaft; ein gewiſſer Mangel an Einbildungskraft iſt erkennbar. Oft ſcheint eine raſche Auffaſſungsgabe im Widerſpruch zu ſtehen mit der „germaniſchen Neigung, allen Dingen geradeswegs und beharrlich auf den Grund zu gehen“. — Ripley ſpricht bei Betrachtung der nordiſchen Raſſe von Schweigſamkeit, Zurückhaltung und Schwerfälligkeit des nordiſchen Menſchen, von ſeinem knorrigen, aber handfeſten (lumbering, but substantial) Weſen.

Maclean[2] ſchildert die nordiſche Art wie folgt: „Überlegend und kühl; zweifelt gern und iſt ſchwer zu überzeugen. Sehr genauer Beobachter, durch Erregung oder Vorurteil nicht beeinflußt. Entwickeltes Ortsgedächtnis, das dem begabteren Teil der Raſſe eine Eignung für Geometrie, Sternkunde und Schiffahrt gibt. Gerecht in ihren Entſcheidungen; nicht weil ſie gewiſſenhafter ſind als Menſchen anderer Raſſen, ſondern weil ſie tatſächlich die Wahrheit lieben und es verachten, durch Erregung oder Gefühl beeinflußt zu werden. Stark in der Anhänglichkeit, aber nicht ſo ſehr wie die Kelten, und, obgleich weniger erregbar, nicht ſo bereit, zu bereuen oder zu vergeben. Die eigene Freiheit über alles liebend und für ſie die größten Schwierigkeiten und Gefahren auf ſich nehmend. Oft ziemlich rauh, aber faſt immer von achtungsvoller Umgangsart. Ziemlich beſtimmt in ihrer Meinung, aber ſehr weitherzig gegenüber der Meinung der anderen. Das Große und Erhabene liebend, aber ziemlich dazu geneigt, das Wunderſame und Geheimnisvolle lächerlich zu finden; mit einer angeborenen Gabe des Frohmuts, der ſie auch in Gefahr und Leid faſt nie verläßt. Außerordentliche Feſtigkeit und Selbſtvertrauen, die weder durch Qual noch durch den Tod zu erſchüttern ſind.“

---

[1] The Races of Britain. 1885.

[2] Anthropological Review IV. 1866.

Dieſe angelſächſiſchen Beobachtungen ſtimmen überein mit dem, was die Geſchichte vom Weſen nordiſcher Völker berichtet und mit den Eigenſchaften, die überall, wo Gebiete vorwiegend nordiſcher Raſſe ſind, an der Bevölkerung beobachtet werden und die man immer wieder am eindringlichſten dargeſtellt findet in den Menſchenſchilderungen der Isländergechichten (Sagas), die in den Überſetzungen der „Sammlung Thule“ vorliegen.

All die einzelnen ſeeliſchen Eigenſchaften nordiſcher Menſchen ſcheinen ſich mir gleichſam anzuordnen um Kerneigenſchaften des nordiſchen Weſens: Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft. Mit der bezeichnenden Eigenſchaft der Urteilsfähigkeit hängt zuſammen der Gerechtigkeitsſinn, der Hang zu Sondertum und Zerſplitterung, die Neigung zu unbeſtechlicher Sachlichkeit und die Unzugänglichkeit gegenüber Redensarten und gegenüber dem Geiſt des Maſſentums, ferner die Neigung, den Erſcheinungen mit Zweifel zu begegnen. Mit der Urteilsfähigkeit hängt zuſammen der ruhige, oft unerbittlich und hart erſcheinende Wirklichkeitsſinn, mit ihr hängt zuſammen die Neigung zu Mißtrauen gegenüber Fremden, ſowie die unerſchütterliche offenherzige Treue zu dem, der ins Vertrauen aufgenommen wurde. Selbſt die geringe Verſöhnlichkeit hängt zuſammen mit nordiſcher Urteilsfähigkeit: der bei klarem Urteil als Gegner erkannte bleibt ja im Weſen der gleiche.

Der nordiſche Menſch iſt der eigentlich Freie inſofern, als er ſich ſelber ſachlich gegenüberzuſtehen vermag. Der Gerechtigkeitsſinn beſtimmt ihn zuerſt. Er iſt der Freie auch inſofern, als er eine Abneigung gegen jegliche Beeinfluſſung hat. Er neigt zum Einzeltum im täglichen Leben, zum Sondertum des Stammes im ſtaatlichen Leben. Sein Einzeltum, das ihn urteilsfähig erhält, macht ihn ſchweigſam, oft abweiſend und oft geradezu hart und ſchonungslos¹). Er ſucht ſeine Ehre darin, daß er vor ſich ſelbſt beſtehe; eigen iſt ihm ein hohes Maß an Verantwortung und ein ſtarkes Gewiſſen. Wenn er beſonders tüchtig iſt, neigt er dazu, die Tüchtigkeit in herriſcher Weiſe auch von ſeiner Umwelt zu fordern. Leicht erfaßt er bei ſeiner Anlage den Begriff der Pflicht, leicht wird er dann aber wie gegen ſich ſo auch gegen andere rückſichtslos hart. Das Einzeltum des nordiſchen Weſens — ſchlagwörtlich würde es wohl Individualismus genannt werden — bringt es mit ſich, daß der Sinn für den Familienzuſammenhalt oft verringert iſt: auch ſeinen nächſten Angehörigen gegenüber urteilt der nordiſche Menſch, wo die Menſchen der anderen Raſſen unbeſehen und oft geſchäftig den ſelbſtiſchen Zuſammenhang der Familie

---

¹) Mehr in den Grenzfällen, die ſchon ſeeliſcher Erkrankung oder Entartung nahe liegen, wird man bei nordiſchen Menſchen häufiger als bei den Menſchen der anderen europäiſchen Raſſen eine gewiſſe Rückſichtsloſigkeit, ja eine gewiſſe kalte Roheit in Empfinden und Handeln finden. Unter der nordiſchen Raſſe findet ſich anſcheinend häufiger Menſchen mit jener Verödung des ſeeliſchen Lebens, die Kretſchmer (Körperbau und Charakter. 1921) unter die Schizothymen (zur Schizophrenie neigenden Menſchen) zählt. Vgl. hierüber S. 141, Fußnote 3.

oder kleinerer Gruppen bewahren. Iſt ſo der Sinn für Familie beim nordiſchen Menſchen oft geringer, ſo iſt der Sinn für größere Gruppen: für Gemeinde, Dorf und Stadt, Landſchaft und Stamm bei ihm ſtärker als bei den anderen Raſſen Europas mit Ausnahme der dinariſchen. Der Stamm ſteht dem nordiſchen Menſchen durchſchnittlich näher, iſt ihm vertrauter als der Staat, dieſe äußerſte Begrenzung des Gruppenlebens. In ihrer höchſten Entfaltung allerdings iſt es gerade die Nordraſſe und nur ſie, welche die großen Staatsmänner hervorbringt und hervorgebracht hat (vgl. auch Abb. 45, 46, einzelne Abb. im 19. Abſchnitt). In ſolchen Männern erreicht dann die unbeſtechliche Sachlichkeit, der Wirklichkeitsſinn, der Gerechtigkeitsſinn, der Mut und die Urteilskraft, ſelbſt auch die geringere Einbildungskraft der Raſſe und die vielen nordiſchen Staatsmännern eigene Veranlagung zu kaltem Berechnen eine höchſte Ausprägung.

Leidenſchaftlich kann man die nordiſche Raſſe nicht nennen, wenigſtens nicht in dem üblichen Sinn oder etwa im Sinn beſonders ausgeſprochener Geſchlechtlichkeit. Es ſcheint, daß ſich die Geſchlechtlichkeit bei der Nordraſſe ſogar entſchieden zurückhaltender und wähleriſcher zeigt als bei den dunklen europäiſchen Raſſen. „In der Geſchlechtsliebe war der Germane ſo kühl wie nicht bald ein zweites Volk“, ſo urteilt ein genauer Kenner des nordraſſiſchen alten Germanentums, Andreas Heusler 1). Was Hamlet von Horazio ausſagt, daß ſein „Blut und Urteil ſich ſo gut vermiſcht“, dieſe gewiſſe Ausgeglichenheit der Weſensanlagen ſcheint echt nordraſſiſch zu ſein. „Dat Beſinnen is dat Beſte an Minſchen“ ſagt ein oldenburgiſches Sprichwort. Man wird innerhalb vorwiegend nordiſcher Bevölkerungen eher etwas ſchwerfällige als etwa zu leidenſchaftliche Menſchen antreffen und eher kalte Rechner als unruhige Stürmer. Leidenſchaftlich wird der nordiſche Menſch meiſt nur an einer ſachlichen Aufgabe. Er mag dann in der Stetigkeit, mit der er einer Sache bis auf den Grund geht und es um der Sache willen tut, er mag dann in dieſer Eigenſchaft, die man ſachliche Leidenſchaft nennen könnte, unvergleichlich ſein. Der Gerechtigkeitsſinn läßt ihm eine andere als ſachliche Haltung nicht leicht zu. Man hat den Gerechtigkeitsſinn geradezu das Hauptkennzeichen des nordiſchen Menſchen genannt: „Er iſt lieber ungerecht gegen ſich ſelbſt, als daß er den Schein der Ungerechtigkeit gegen andere auf ſich zieht“ 2). In den höchſten Ausprägungen zeigt ſich dieſe ſachliche Leidenſchaft immer wieder in der nordiſchen Kunſt. Die Kunſt Bachs mag als höchſtes Beiſpiel jener gleichſam ſachlichen Leidenſchaft gelten. Die Leidenſchaft des ſchöpferiſchen Wirkens erſcheint nirgends unfaßlicher, mächtiger und unvergleichlicher; aber niemand würde man weniger im üblichen Sinne leidenſchaftlich nennen als Bach. — Indeſſen die Vergleichung muß auf durchſchnittlicher Höhe bleiben und der Ausblick auf die nordiſche Kunſt ſei nur ein Hinweis auf höchſte Ausprägungen nordiſchen Geſtaltens. Die Sachlichkeit des nordiſchen Menſchen mag auch

---

1) Die altgermaniſche Religion, in „Die Kultur der Gegenwart“, Teil I Abt. III, 1).

2) Hauſer, Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland, 1916.

zutage treten in der beobachteten Tatſache, die mir mitgeteilt worden iſt, daß ſich zur Pferdezucht und Pferdepflege eigentlich nur Menſchen nordiſcher Raſſe eignen. Die Leidenſchaftsloſigkeit, welche die beſondere Urteilsruhe bedingt, und zu der oft überraſchenden Urteilsklarheit führt, dieſe abwägende, nicht leicht zu ſtörende Ruhe, die vor allem der nordiſche Bauer zeigt und die ſich ſchon im ruhig-feſten Schritt der Raſſe anzeigt, ſie mag gefördert ſein durch die beſchriebene geringere Stärke und Erregbarkeit der Einbildungskraft. Am echten, d. h. nordraſſiſchen Abkömmling der Alemannen im ſüdweſtdeutſchen Gebiet wie am Weſtfalen, Niederſachſen und Pommern, iſt mir dieſe gewiſſe Kargheit der Einbildungskraft aufgefallen: im nordiſchen Geiſt wechſeln die Bilder langſam und ruhig, die Farben ſind milder, einander mehr angeglichen; das Gemüt zwar iſt tiefer, aber minder erregbar und vor allem ſtärker verſchloſſen. Dieſem Mangel an Einbildungskraft entſpricht auch das für die nordiſche Raſſe bezeichnende geringere Einfühlungsvermögen. Seltener iſt der nordiſche Menſch verſucht, aus ſeiner einzeltümlichen Abgeſchloſſenheit heraus ſich in andersgeartete Menſchen und andere Zuſtände einzufühlen, ja eine geſteigerte Einfühlungsgabe, die er etwa bei Anderen findet, macht ihn leicht mißtrauiſch. Ein altengliſches Gedicht ſchildert die Verſchloſſenheit geradezu als ein Merkmal des Edlen: „Ich weiß es wahrhaft: das iſt im Edeling altedles Geſetz, daß ſein Herz er halte gefeſſelt, ſeine Bruſt verwahre, er denke, wie er wolle.“

Der nordiſche Menſch ſucht ſich ſein Urteil durch ruhigeres Betrachten, langſames, ſachliches Eingehen, ja ſelbſt durch Mißtrauen und Kälte zu bewahren, und eher wird dem Verſtand Ausdruck und Wort verliehen als dem Gemüt, oft vielleicht gerade aus dem Bewußtſein eines tiefer erfüllbaren, weiter erſchloſſenen Gemüts (Der alte Hofſchulze in Immermanns „Oberhof“, dieſer echt nordiſche Bauer, zeigt ſolche Züge beſonders deutlich). Die Härte des nordiſchen Menſchen kann oft eine Gemütsbewegung verbergen. Die geringere Einbildungskraft, die geringere Einfühlungsgabe und die geringere Erregbarkeit darf aber nicht etwa gleichgeſetzt werden mit geringerer künſtleriſcher Begabung oder mit einem genügſameren Verſtand. Im Gegenteil: die ruhigere inbildliche Tätigkeit des nordiſchen Geiſtes bedingt die höchſten Ausprägungen ſeines geiſtigen Lebens. Leicht kommt der nordiſche Menſch zu einem ſchauenden Verhalten ſeines Geiſtes. „Zum Schauen beſtellt“ (Goethe) ſcheint vor allem der nordiſche Menſch zu ſein. Die Menſchen anderer Raſſen, ſelbſt die geiſtigeren *blicken* umher; die geiſtigeren Menſchen der Nordraſſe *ſchauen*. Gerade auch im Vermeiden beſonderer, einzelner Kennzeichnung des Blickens darf man wohl in der griechiſchen Bildkunſt den nordiſchen Geiſt in griechiſcher Sondergeſtaltung erblicken. Das ſchauende Verhalten der Nordraſſe ſchafft ihre beſondere wiſſenſchaftliche Begabung.

In manchen Fällen — meiſt aber wohl durch oſtiſche Beimiſchung — entartet nun die Sachlichkeit der Raſſe bis zur Geſinnungsloſigkeit. Das Beſtreben zur Gerechtigkeit, zur „Objektivität“ wird dann zu widerlicher Ausländerei und ſogar zur Verachtung deſſen, was nicht „weit her“ iſt, alſo des Eigenen. Spuren und Folgen allzu leichten Aufgebens eigenen

Gutes gegen fremdes, ſogar eigenen beſſeren Gutes gegen minderwertiges fremdes, laſſen ſich ſchon früh in der Geſchichte der nordraſſiſchen Völker aufweiſen. Dieſe Entartung der Sachlichkeit zur Selbſtentwertung, die wahrſcheinlich eine Folge der Zumiſchung oſtiſchen Blutes iſt, ſcheint vor allem ein Fehler des nordraſſiſch-bedingten deutſchen Volkes zu ſein.

In einer gewaltigen Steigerung zeigt ſich der Gerechtigkeitsſinn der Nordraſſe z. B. im Bilde des Kleiſtſchen Michael Kohlhaas. Hier handelt, nachdem ſein ruhiges Urteil entſchieden hat, ein nordiſcher Mann wohl in eigener Sache, aber mit einer ſolchen Sachlichkeit, wie ſie nur innerhalb der Nordraſſe möglich iſt, gleichſam mit einer unbeteiligten Klarheit und aus unbeſtechlichem Rechtsgefühl. In gleicher Lage würde der weſtiſche Menſch ſchäumend, raſend ſeine Rache ſuchen, der oſtiſche Menſch würde ſich irgendwie in einer gewöhnlichen Weiſe rächen. — Immer wieder leiten alle Züge auf die ruhigfeſte Urteilsfähigkeit und auf die „Stäte“, die Wolfram von Eſchenbach vom Edlen verlangt. Zwar raſch auffaſſend, aber langſam und gründlich urteilend, kommt der nordiſche Menſch zu langſam reifender Erkenntnis und Erfahrung; immer aber mühte er ſich um Erkenntnis und folgt eher einem Hang zum Widerſpruch und Beiſeiteſtehen, als daß er einer Maſſenbewegung folgte. Selbſt ſeinem eigenen Gefühl gegenüber bleibt er ruhig. Sein ihn kennzeichnender Freiheitsdrang iſt weniger im Sinne des politiſchen Schlagworts zu verſtehen, als im Sinne jedes geſicherten Bezirks klaren Eigentums und abſtändigen Einzeltums (my house my castle). Freiſein heißt ihm: nach ſeinem Einzelurteil leben zu können. Sein Einzelurteil iſt aber nicht Einzellaune, ſondern klare Entſcheidung. Der Entſcheidung folgen dann ſein Wagemut, ſeine Ausdauer, ſein Fleiß, ſein Selbſtvertrauen und in höchſter Ausprägung ſeine geſchichteſchaffende Kühnheit und Schöpferkraft.

Eigenartig verbindet ſich — bei einzelnen nordiſchen Menſchen — mit der auf die Tätigkeit gerichteten Urteilskraft ein gewiſſer Leichtſinn, eine oft große Sorgloſigkeit gegen ſich ſelbſt: der Wagemut wird dann Tollkühnheit, der Leichtſinn Verſchwendung, die Sorgloſigkeit lebt in den Tag hinein und kümmert ſich wenig um Zeit, Geſchäft, Handel und Wandel. Es ſcheint, daß Spielſucht und Wetten der Nordraſſe von alters eigen geweſen ſeien, und ein gewiſſer Übermut (Über-mut) ſcheint auch immer wieder den Untergang einzelner nordiſcher Menſchen oder nordiſcher Scharen verurſacht zu haben [1]). Der bezeichnende nordiſche Leichtſinn, eine gewiſſe Tollkühnheit Einzelner, tritt immer wieder in der Geſchichte nordraſſiſch-bedingter Völker auf und der Sinn für Wettbewerb hat ihre Leiſtungen immer wieder hoch geſteigert. Es ſcheint auch, als ob der nordiſche Menſch nach Zeiten des tatkräftigen Handelns oder des tiefen Denkens Zwiſchenzeiten ungebändigten Leichtſinns und frohgelaunter Faulheit brauche. Solche Züge aber heben ſich, wie betont, mehr bei Einzelnen ab von der für die Raſſe im allgemeinen geltenden beſonderen Vordenklichkeit. „Der nordiſche Menſch iſt von allen am wenigſten dem Augenblick hingegeben; er übertrifft alle Raſſen an Willensſtetigkeit und ſorgender Vorausſicht. Infolge der vordenklichen Sinnesart werden die ſinnlichen Antriebe weiter geſteckten Zielen untergeordnet“ [1]). So iſt der nordiſche Menſch vor allem anderen der Menſch weitangelegter kühner Entwürfe und tatkräftiger Unternehmungen. In vielen ſeiner Unternehmungen und geiſtigen Schöpfungen iſt ihm eine gewiſſe Überſchwänglichkeit eigen, die ſonſt keiner Raſſe eignet, die ſich aber im alltäglichen Gebaren und in Worten oft gar nicht äußert und nur aus Taten und Werken zu erkennen iſt.

---

[1]) Dafür ſcheint mir bezeichnend, wie Byrhtnoth, der angelſächſiſche Führer (in dem altengliſchen Gedicht „Byrhtnoths Tod“) den ſeine Schar angreifenden Dänen, die in ungünſtiger Lage vom Strand aus kämpfen müſſen, „in ſeinem Übermut“ (for his overmode) Raum gibt, ſodaß die Dänen auf beſſerem Gelände kämpfen können. Die Folge iſt der Fall Byrhtnoths und ſeiner Schar.

Unterſucht man die Begabungsverhältniſſe der einzelnen Raſſen nach der Häufigkeit des Auftretens ſchöpferiſcher Menſchen, ſo iſt die Nordraſſe darin unvergleichlich reich. Das haben die Unterſuchungen der ſog. Anthropologiſchen Geſchichtsſchreibung dargetan, und dieſe raſſenkundliche Geſchichtsſchreibung fördert immer neue Zeugniſſe zutag. Seit den Vermutungen und Forſchungen, welche die Begründer dieſer Geſchichtsſchreibung ausgeſprochen und ausgeführt haben, ſind ununterbrochen neue Tatſachen gefördert worden, die das beſtätigen, was der franzöſiſche Raſſenforſcher de Lapouge ſchon im Jahre 1888 in bezug auf die nordiſche Raſſe geſchrieben hat: „Faſt alle großen Männer haben ihr angehört, ſelbſt wenn ſie Teile raſſiſch ganz anders gearteter Völker zu ſein ſcheinen, und ich wäre nicht erſtaunt, wenn das Licht, welches gewiſſe andere Raſſen verbreitet haben, der Anweſenheit eines blonden, langköpfigen Einſchlags in ihrer trägen Maſſe zuzuſchreiben wäre, welcher durch die Dunkelheit der Zeiten verborgen geblieben iſt. Die blonde, langköpfige Raſſe ſcheint in der Tat dazu beigetragen zu haben, die leitenden Klaſſen zu liefern in Ägypten, beſonders in Chaldäa und in Aſſyrien. Die Sache iſt faſt gewiß in Perſien und Indien und möglich ſogar für das alte China. Ihre Rolle iſt jedenfalls ſicher in der griechiſch-römiſchen Ziviliſation, und in unſerer Zeit richtet ſich die Bedeutung der Völker faſt genau nach der Menge blonder Langköpfe, welche zur Bildung ihrer führenden Schichten beitragen. Zu dieſer Raſſe haben die galliſchen und fränkiſchen Menſchen gehört, welche Frankreich und ſeinen Glanz gegründet haben; es ſind die gleichen Menſchen, die in Deutſchland den Maſſen Leben verleihen und durch ihre Bewegung fortreißen.“

Allein dieſe Unterſuchung, die nur die höchſten Erhebungen betrachtet, kann noch nicht maßgebend ſein für eine Beurteilung des Durchſchnitts der nordiſchen Raſſe. Obwohl ſie daraufhin deuten mag, daß die Möglichkeit ſolcher beſonderen Schöpferkraft einen beſonders tüchtigen Durchſchnitt verlangt, beweiſt ſie zunächſt nur ein häufigeres — allerdings unvergleichlich häufigeres — Auftreten hervorragender Menſchen innerhalb der nordiſchen Raſſe und eine beſondere Eroberungsluſt und -kraft nordiſcher Stämme.

Man hat deshalb die Unterſuchung innerhalb einer gewiſſen alltäglichen Umwelt geführt, hat die Verhältniſſe: Beruf und Kopfform, Beruf und Körperhöhe uſw. unterſucht. Solche Unterſuchungen ſind in Deutſchland, in England, in der Schweiz, in Frankreich und in Amerika angeſtellt worden. Wo man die Körperhöhe unterſucht hat, hat ſich herausgeſtellt, daß die höheren Stände größer ſind als die niederen. Die ſchweizeriſche Nachforſchung zeigt beſonders genau, daß größere Körperhöhe und höhere geſellſchaftliche Schicht im allgemeinen eng zuſammenhängen. Auf Grund von Meſſungen an mehreren tauſend Leichen kam der Anatom und Anthropologe Pfitzner in Straßburg zu dem Ergebnis: „Die höhere Intelligenz ſchlechthin dokumentiert ſich in der durchſchnittlich höheren Statur und in einer über dieſe Zunahme hinausgehenden Größenzunahme des Hinterteils des Kopfes.“ Auf Umwelteinflüſſe laſſen ſich, wie ſpäter ausgeführt wird, ſolche Erſcheinungen nicht oder nicht allein zurückführen. — Wo man die ſtändiſche Schichtung eines Volks im Verhältnis zu Schädelform betrachtet hat, hat ſich die ſtärkere Langſchädligkeit der höheren Stände ergeben. Es findet demnach nicht nur eine Raſſenverteilung in der Wagrechten ſtatt, nicht nur die in einem ſpäteren Abſchnitt zu unterſuchende Verteilung über das deutſche Sprachgebiet und über Europa, ſondern auch eine Raſſenverteilung in der Senkrechten: die Verteilung innerhalb der Ständeſchichten der Völker. Es gibt wohl wenig ganz raſſenreine Völker, es gibt vor allem in Europa wohl kein Volk, das nicht das Ergebnis einer Raſſenmiſchung wäre. Vielleicht iſt ſogar auf der ganzen Erde jede höhere Geſittung durch Übereinanderſchichtung zweier Raſſen, einer unterworfenen einheimiſchen und einer herrſchenden eingewanderten, entſtanden, und jeder Verfall, jeder „Untergang“ eines Volkes und einer Geſittung (Kultur) iſt vielleicht bedingt durch das Ausſterben der ſchöpferiſchen Schicht dieſes Volkes. So viel zeigt jedenfalls der gegenwärtige Stand Europas, daß es keine raſſiſch einheitlichen abendländiſchen Völker gibt und daß innerhalb jedes abendländiſchen Volkes und ebenſo innerhalb Nordamerikas die niederſten Stände durchſchnittlich das wenigſte, die oberſten durchſchnittlich das meiſte nordiſche Blut haben. Die Betrachtungen des 19. Abſchnitts werden dieſe Tatſache geſchichtlich ableiten.

---

[1]) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

Aber die Beobachtungen des Bevölkerungsſtroms, beſonders die Ammons in ſeinem aufſchlußreichen Werk „Die natürliche Ausleſe beim Menſchen“ (1893) haben noch ein anderes ergeben: daß nämlich fortgeſetzt eine Abwanderung vorwiegend nordiſcher Menſchen vom Dorf in die Stadt vor ſich geht, damit zugleich ein Aufſteigen ſolcher Menſchen in höhere Geſellſchaftsſchichten und damit wiederum ein ſtetiges Abnehmen der Geburtlichkeit, vielleicht auch ein Zunehmen der Sterblichkeit dieſer nordiſcheren Volksteile — der langſame Raſſentod der nordiſchen Raſſe durch die Stadt, vor allem die Großſtadt mit ihren Begleiterſcheinungen, dem aufreibenden Daſeinskampf, den ſpäten Ehen, der Beſchränkung der Kinderzahl, den Geſchlechtskrankheiten, den ungeſunden Wohnverhältniſſen. Dieſes ſtetige Aufſteigen in höhere Stände iſt nun erklärt worden durch die höhere Begabung der nordiſchen Raſſe, ihren größeren Wagemut, ihren ſtärkeren Drang nach Bildung, nach Wanderung, ja ſelbſt nach Herrſchen, Lehren und Anführen. Ammon hat dieſe Verhältniſſe in Baden näher unterſucht und gefunden, daß die geiſtig führenden Schichten einen ſtärkeren Einſchlag nordiſchen Blutes zeigen als der Bevölkerungsdurchſchnitt. Der Herrſchergeiſt der nordiſchen Raſſe[1]) macht die Menſchen dieſer Raſſe auch zu militäriſchen Führern geeignet, wozu ſich die minder nordiſchen Menſchen und Volksteile nicht zu eignen ſcheinen (vgl. auch Abb. 44, 47, 48, 50, 57, 58, 80, 91, 96 u. einzelne Abb. des 19. Abſchn.). Man hat in Rußland den Verſuch gemacht, militäriſche Führer aus den an nordiſchem Blut armen Volksſchichten heranzubilden. „Aber" — ſo berichtet das Berliner Tageblatt (Nr. 13, 8. Jan. 1922) vom Sowjetkongreß, der im Dezember 1921 getagt hatte — „hier teilte Trotzki eine ſehr merkwürdige Beobachtung mit. In die Kriegsſchulen kommen ausſchließlich Bauern- und Arbeiterkinder, aber eine Schwierigkeit ihrer Erziehung für Befehlſtellen bildet die Tatſache, daß ‚ſie nicht das Herrenbewußtſein mitbringen, das alle Kinder aus „Bourgeoisfamilien" mehr oder weniger von Natur haben', und es iſt ſchwer, dieſes Herrenbewußtſein zu entwickeln." Es wird ſchwer ſein, den Herrſchergeiſt (domineering spirit) zu „entwickeln", da er eben durch nordiſches Blut bedingt iſt, das immer wieder „den Maſſen Leben verleiht" (de Lapouge, S. 152)[2]). Daher mag in dieſem Zuſammenhang die treffliche Schilderung des nordiſchen Weſens ſtehen, die de Lapouge[3]) gegeben hat, eine Schilderung, die ſich von der obengegebenen, notwendig allgemeineren, durch eine größere Beſtimmtheit weſentlich unterſcheidet, die allerdings eigentlich nur für eine gewiſſe gehobenere Mittelſchicht, faſt möchte man ſagen: für eine gewiſſe untere Oberſchicht der nordiſchen Raſſe kennzeichnend iſt:

„Der Langkopf hat große Bedürfniſſe und iſt unaufhörlich tätig, dieſe zu befriedigen. Er verſteht ſich beſſer darauf, Reichtümer zu erwerben, als zu bewahren; er häuft ſie an und verliert ſie mit Leichtigkeit. Unternehmungsmutig veranlagt, wagt er alles und ſeine Kühnheit ſichert ihm unvergleichliche Erfolge. Er kämpft um zu kämpfen, aber nie ohne den Hintergedanken eines Vorteils. Jedes Land gehört ihm und die ganze Erde iſt ſein Vaterland. Seine Klugheit kann ſich hoch ſteigern und wechſelt je nach dem Einzelnen von ſchwerer Gründlichkeit bis zum Schöpfergeiſt. Es gibt nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen wagt, und wollen und ausführen folgen ſich unmittelbar. Er iſt logiſch, wann es ihm paßt und findet ſich nie mit leeren Worten ab. Der Fortſchritt iſt ſein ſtärkſtes Bedürfnis. Von Religion iſt er Proteſtant; im Staatsleben verlangt er nur, daß der Staat ſeine Tätigkeit achte und ſucht mehr ſich ſelbſt emporzubringen als andere hinabzudrücken. Er erkennt ſchon von weitem ſeinen Vorteil und ebenſo den ſeines Volkes und ſeiner Raſſe, welche er kühn für die höchſten Beſtimmungen vorbereitet. Er glaubt binnen kurzem der unbeſtrittene Herr der Erde zu ſein und ſeine unbegrenzte Kühnheit, ſeine mächtige Faſſungskraft, das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit ſeiner Raſſe, geben ihm die größte Anwartſchaft auf Erfolg."

---

[1]) Ripley: the domineering spirit of the teuton.

[2]) So wird man auch bei allen Beunruhigungen des innerſtaatlichen Lebens der Völker mit ſtärkerem nordiſchem Einſchlag als „die Maſſen durch ihre Bewegung fortreißend" (S. 152) Menſchen vorwiegend nordiſcher Raſſe finden können. Man kann vielleicht ſagen, daß das innerſtaatliche Leben eines nordiſchbedingten Volkes dann am meiſten einem Umſturz ausgeſetzt iſt, wenn ſich in den unterſten Schichten dieſes Volkes verhältnismäßig viel Menſchen vorwiegend nordiſcher Raſſe befinden, alſo Menſchen, die nach umfaſſenderer, anführender, jedenfalls ihrer Tatkraft angemeſſenerer Betätigung verlangen. Im allgemeinen aber erzeugen die niederen Stände „noch nicht einmal die genügende Anzahl bedeutender Menſchen für den eigenen Bedarf" (Niceforo, Anthropologie der nichtbeſitzenden Klaſſen. 1910).

[3]) In der Revue d'Anthropologie. 1887.

Dieſe Beſchreibung will ſelbſtverſtändlich nicht beſagen, daß die Grenze des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes einer Raſſengrenze genau entſpreche[1]); auch nicht, daß es keine nordraſſiſchen Katholiken gebe — de Lapouge wäre ja mit einer ſolchen Behauptung durch die Raſſenverteilung ſeines eigenen Landes leicht zu widerlegen geweſen. Indeſſen ſoviel behauptet de Lapouge in dieſer Schilderung doch, daß der nordiſche Menſch einen Drang zu geiſtiger Freiheit und zu eigener Beurteilung aller Fragen habe, der ihn dann leicht zum Proteſtanten mache. Auch der „Fortſchritt", den der nordiſche Menſch ſuche, darf nicht im Sinne des politiſchen Schlagworts gedeutet werden, mehr in dem Sinne, daß der Menſch nordiſcher Raſſe immer den Drang ſpüre, am weiteſten vorzudringen, am weiteſten über den gegenwärtigen Stand ſeiner Umwelt hinauszudringen. In Zeiten, wo der politiſche Fortſchritt das Bekenntnis weniger Vorandringender iſt, wird er fortſchrittlich ſein im Sinne des Schlagworts; in Zeiten, wo der politiſche „Fortſchritt" das Bekenntnis breiter Schichten iſt, wird der nordiſche Menſch ſchon wieder das Andersgerichtete bekennen; immer wird er der Einzelne ſein — das iſt das Weſentliche. Aus de Lapouges Schilderungen geht aber unzweifelhaft hervor, daß er der nordiſchen Raſſe einen beſonders tüchtigen Verſtand zuſchreibt, eine beſondere Kühnheit, einen beſonderen Freiheitsdrang und einen Drang, ſich als Einzelner abzuheben und hervorzutun. Die Freiheit, die zugleich die Gleichſtellung aller bedeutet, kann nicht zum Bekenntnis des nordiſchen Menſchen werden. Beim oſtiſchen Menſchen ſtellt Ammon eine „Neigung zur demokratiſchen Gleichheitslehre" feſt. De Lapouges Schilderung irrt nur in einem Punkt, hier aber gründlich, nämlich in der Behauptung eines nordiſchen Raſſenbewußtſeins und Raſſenzuſammenhalts. Von einem Raſſenbewußtſein kann man in Europa nur bei den Juden reden. Sehr genau kennzeichnet aber de Lapouge die in dem beobachteten Bevölkerungsſtrom hinaufſtrebenden Volksteile. Man kann ſagen, ſchon in gewiſſem, gar nicht großem Abſtand über dem Raſſendurchſchnitt der Nordraſſe folgt dieſe obere Mittelſchicht, die de Lapouge beſchreibt, in der ſich die bezeichnenden nordiſchen Eigenſchaften: Kühnheit, heldiſches Weſen, Weitblick, Erfindungsgabe, ſchon ſo kräftig entfaltet haben, daß der Eindruck einer beſonders tüchtigen und begabten Raſſe entſteht. Schon Linné hat in ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Schilderung des homo europaeus, des nordiſchen Menſchen, die bezeichnenden Worte gebraucht: argutus, inventor, d. h. ſcharfſinnig, erfinderiſch. Dieſe Eigenſchaften des beſonderen Wagemuts und der beſonderen Begabung der Nordraſſe treiben den Bevölkerungsſtrom an, der immer wieder die vom Lande abwandernden, unruhigeren, nordiſcheren Bauernſöhne dem ſtädtiſchen tüchtigen Mittelſtand zuführt. Aus dieſem Mittelſtand erheben ſich dann der tüchtigſte Teil des Beamtentums, das Unternehmertum und Gelehrtentum, wodurch dann ſehr bald jene geiſtig und geſellſchaftlich höchſte Schicht erreicht iſt, die ſo oft, man möchte ſagen: faſt immer zugleich das Ausſterben eines tüchtigſten Geſchlechtes bedingt. Dies gilt für alle Länder, deren Bevölkerung einen merklichen Einſchlag nordiſchen Blutes beſitzt; auch wo etwa Abkömmlinge oder Auswanderer verſchiedener Völker in einem Lande zuſammenleben, finden ſich in den oberen Ständen regelmäßig die Angehörigen ſolcher Völker, die einen ſtärkeren Einſchlag nordiſchen Blutes beſitzen.

---

[1]) Wenn auch eine gewiſſe Beziehung der Raſſen- (oder beſſer: Raſſenmiſchungs-) grenzen in Europa zu den Glaubensbekenntniſſen bei Vergleichung entſprechender Karten ſogleich auffällt.

Es iſt den Raſſenforſchern eine bekannte Tatſache, daß in den Hutläden die billigſten Hüte nicht mit höherer Hutnummer, alſo nicht für größere Köpfe zu haben ſind, daß umgekehrt die teuerſten Hüte nicht mit kleinen Hutnummern zu haben ſind. Pfitzner hat dieſe Beziehungen näher betrachtet. Dieſe Tatſache weiſt deutlich auf eine Raſſenſchichtung hin. Eine Dame, die ſehr langſchädlig iſt, hat mir berichtet, daß ſie immer verhältnismäßig teure Hüte kaufen müſſe, da es billige Hüte für lange Schädelformen nicht gebe und daß ſie ihr paſſende Hüte in Hamburg eher finde als in einer mitteldeutſchen Stadt. Was ſich ſchon in der Hutform zeigt, dieſer ſtärkere Einſchlag nordiſchen Blutes in den höheren Ständen der europäiſchen Völker, das ſcheint auch die Betrachtung der Beziehungen zwiſchen Jochbogenbreite (vgl. S. 37) und ſtändiſcher Schichtung der europäiſchen Völker zu ergeben, denn Niceforo[1] hat in den oberen Ständen eine geringere Jochbogenbreite gefunden — was auf verſtärkten oſtiſchen und mongoliſchen Einſchlag in den niederen Ständen, auf verſtärkten dinariſchen und nordiſchen Einſchlag in den höheren Ständen hinweiſt (wobei ein dinariſcher Einſchlag jedoch nur für die ſtärker dinariſch-untermiſchten Gebiete in Betracht kommt). Auf nordiſches Blut weiſt auch eine Unterſuchung Niceforos, die ergab, daß innerhalb einer aus Arbeitern und Studenten gebildeten Gruppe von Gleichaltrigen die Arbeiter kurzköpfiger waren. Die Unterſuchung einer Gruppe reicher und armer Knaben ergab eine größere Kurzköpfigkeit der armen.

All ſolche allgemeineren Beobachtungen bedürfen aber noch mancher Einzelnachforſchung. Noch immer könnte ja vielleicht das Aufſteigen der Nordraſſe etwas anderes anzeigen als ein Aufſteigen der Begabteren. Die vortreffliche Arbeit von C. Röſe „Beiträge zur europäiſchen Raſſenkunde“[2] gibt die Ergebniſſe von Begabungsprüfungen wieder, die hauptſächlich in Dresden vorgenommen worden ſind. Hier hat ſich die Beobachtung der Zunahme nordiſchen Blutes mit dem höheren Stand wieder deutlich ergeben, darüber hinaus aber noch wichtigere Einzeleinſichten: innerhalb der einzelnen Berufe waren die Stellen, welche die geſcheidteren Leute brauchen, von Menſchen höheren Wuchſes und längeren Schädels beſetzt. Unteroffiziere waren nordiſcher als die Mannſchaft, Stabsoffiziere nordiſcher als die anderen Offiziere, die Hochſchullehrer einer gewiſſen Stadt langſchädliger als die Offiziere des dortigen Regiments uſw. Die Angeſtellten der Straßenbahn ſtellen eine gewiſſe Ausleſe verſtändigerer Leute dar, zugleich aber auch eine Ausleſe von Menſchen mit nordiſcheren Merkmalen. Die Fahrer der Straßenbahn ſind minder nordiſch als die Schaffner, die wiederum eine gewiſſe Ausleſe der geiſtig regſameren darſtellen. Die Arbeiter eines Betriebs, der beſonders verſtändige Leute fordert, hatten viel längere Schädel als der Durchſchnitt der Bevölkerung. Die Aufſichtsbeamten der Straßenbahn waren nordiſcher als die Angeſtellten. Das entſpricht dem Ergebnis de Lapouges, der in Rennes die Studenten durchſchnittlich minder kurzköpfig fand als die übrige Bevölkerung, ebenſo dem Ergebnis Muffangs, der in einer bretoniſchen Stadt die Schüler einer höheren Lehranſtalt minder kurzköpfig fand als die Volksſchüler, letztere wieder minder kurzköpfig als das Landvolk der Umgebung. Seine Unterſuchungen führten Röſe zu dem Ergebnis, das er in folgenden Sätzen mitteilt, dem aber die geſellſchaftlichen Zuſtände und Gehaltsverhältniſſe der Zeit um 1910 zugrande liegen:

---

[1] Niceforo, Anthropologie der nicht-beſitzenden Klaſſen. 1910.

[2] Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie, Bd. 2 und 3, 1910.

„Je höher und beſſer beſoldet die Stellung iſt, um ſo größer und länger ſind die Köpfe, um ſo bedeutender die Körpergröße.“

„Geiſtig hervorragende Menſchen zeichnen ſich im allgemeinen auch durch eine höhere Körperlänge aus, die das Durchſchnittsmaß der geſamten Bevölkerung überſteigt; ſie haben außerdem eine etwas längere Kopfform und eine bedeutendere Kopfgröße als die gleichgroße Durchſchnittsbevölkerung.“

„Der nordiſche Raſſenbeſtandteil des deutſchen Volkes iſt der Hauptträger ſeiner geiſtigen Kraft.“

„Die oberen Bevölkerungsſchichten haben mehr nordiſches Blut in ihren Adern als der Durchſchnitt der geſamten deutſchen Bevölkerung.“

Dieſe Verhältniſſe zeigt ja ſchon der äußere oberflächliche Eindruck: „Kein unbefangener Beobachter zweifelt daran, daß man eine Reihe von Angehörigen der oberen Stände auch bei gleicher Tracht von einer ſolchen der unteren auf einen Blick im Typus unterſcheiden kann. Auch hier handelt es ſich freilich nur um Durchſchnittsunterſchiede. Es gibt Leute in hohen Stellen mit „proletariſchem“ Typus und Handarbeiter mit „ariſtokratiſchem“ Typus. Wenn man aus 1000 Angehörigen der „oberen Zehntauſend“ die 10 gewöhnlichſten Typen und aus 1000 Gelegenheitsarbeitern die 10 vornehmſten Typen herausſuchen würde, ſo würde ein uneingeweihter Beurteiler die beiden Reihen ſicher falſch einordnen. Die Ausnahme beſtätigt alſo auch in dieſem Falle die Regel. Die Künſtler des Simpliziſſimus zeichneten auch vor dem Kriege die Angehörigen der „oberen Zehntauſend“ regelmäßig mit ausgeſprochen nordiſchem Typus, während ſie das „Proletariat“ mit Typen primitiver Raſſen bedachten; und die Leſer empfanden ohne weiteres, daß darin etwas Typiſches zum Ausdruck kam, obwohl ſie natürlich zu mehr als 90% von Raſſenunterſchieden keine Ahnung hatten“ 1). Was ſo innerhalb eines einzelnen Volkes gilt, das gilt auch für die Stellung der Völker ſelbſt und für ihre Geſchichte: Die führenden Völker der Erde ſind die Völker mit ſtärkerem nornordiſchem Einſchlag 2).

Eine Beobachtung über die Schulzeugniſſe in ihrem Verhältnis zur Raſſe ergab, daß in den höheren Schulen Dresdens die ſitzengebliebenen Schüler aller Altersklaſſen kurzköpfiger waren. In einer Schule hatten die Langſchädel am häufigſten die beſte, am ſeltenſten die ſchlechteſte Note. Solche Beobachtungen, zu denen vor allem die Lehrerſchaft beitragen ſollte, ſind aber noch nicht in dem Umfange durchgeführt worden, daß Entſcheidendes geſagt werden könnte.

Eine raſſiſche Beobachtung des Schullebens, die ſehr bezeichnend zu ſein ſcheint, iſt bei Röſe verzeichnet: „Die Langköpfe ſind durchſchnittlich am fähigſten, aber zugleich am faulſten. Sie haben die beſte Durchſchnittszenſur in der Befähigung, aber die ſchlechteſte in der wirklichen Leiſtung.“ Ich würde indeſſen nicht von eigentlicher Faulheit reden, eher von dem bezeichnenden nordiſchen Leichtſinn. Manchen nordiſchen Schüler beſchäftigen nach meiner Beobachtung in harmloſeſter Unaufmerkſamkeit eine Menge anderer Dinge, er glaubt in leichtſinniger Art auch bei halbem Hinhorchen die Sache ſchon zu begreifen, er vergißt eher die Aufgaben und vor allem: er denkt in jüngeren Jahren viel mehr an körperliche Leiſtungen und gern an kriegeriſche Spiele. Er iſt im Vergleich zum oſtiſchen Schüler viel mehr Kind und bietet öfters das Bild eines etwas widerſpenſtigen, handfeſten kleinen Wikings. So in unteren Klaſſen. In mittleren Klaſſen drückt ſich ſeine Art nicht ſo beſonders aus; deutlicher macht er Flegeljahre durch, Fleiß und Leiſtungen unterſcheiden ſich vielleicht weniger. In den oberen Klaſſen hingegen ſetzt ein deutlicher geiſtiger Vorſprung der Nordraſſe ein, der im Zeugnis höchſtens durch allzugroßen Leichtſinn unausgedrückt bleiben mag. Oft erſcheint beim nordiſchen Schüler oberer Klaſſen ein auffälliger Gegenſatz zwiſchen ſeinem jugendlichen Geſicht und ſeinem Verlangen, als junger Herr zu gelten. Auf der Hochſchule mag der Vorſprung der nordiſchen Raſſe noch deutlicher ſein, nie aber wird ein gewiſſer Leichtſinn ſchwinden, der die eigentliche Leiſtung beeinträchtigt. Röſe urteilt: „Wenn von einem großen Mann berichtet wird, daß er während ſeiner Schulzeit nur mittelmäßige oder gar ſchlechte Leiſtungen vollbracht habe, dann handelt es ſich faſt regelmäßig um einen Langkopf. Es liegt nicht im Charakter der nordiſchen Raſſe, daß ſie nach Bienenart in gleichmäßig geſchäftiger, aber gedankenloſer Tätigkeit Honig ſammelt; der nordiſche Langkopf arbeitet lieber ſtoßweiſe, indem er gern Zeiten äußerſter Kraftanſtrengung mit Zeiten verminderter Tätigkeit oder

---

1) Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

2) Der 19. Abſchnitt ſoll zeigen: unter den Völkern indogermaniſcher Sprache ſcheint bei ungehemmter Entfaltungsmöglichkeit jeweils das Volk mit ſtärkſtem nordiſchem Einſchlag eine überragende Stellung errungen zu haben: ſo wird ſich der Rückzug der perſiſchen Macht vor den Griechen, ſo das Schwinden der griechiſchen und perſiſchen Macht vor der makedoniſchen erklären laſſen, ſo ferner das Schwinden der keltiſchen und römiſchen Macht vor der germaniſchen und ſchließlich auch das Schwinden der öſterreichiſchen Macht vor der preußiſchen.

völliger Faulheit abwechſeln läßt. Wird ein Germane[1]) durch äußere Not oder durch den inneren Drang ſeiner Ideenwelt gezwungen, andauernd zu arbeiten, ohne ſich hin und wieder auf die Bärenhaut legen zu können, dann reibt er ſich eben leicht auf. Vor allen Dingen iſt die nordiſche Raſſe diejenige, die am ſpäteſten ihre geiſtige Entwicklung abſchließt. Die Angehörigen der nordiſchen Raſſe ſind ſpät reifende Früchte, die in der Regel erſt im Mannesalter ihre großen Vorzüge zur Geltung bringen." Shakeſpeare ſchildert eine nordiſche Jugend bis zum Eintritt in das Mannesalter ſehr kennzeichnend in „Heinrich IV." (1. und 2. Teil) und „Heinrich V.". Prinz Heinz wird zum König Heinrich, und Shakeſpeare ſchildert ſein Werden mit beſonderer Vorliebe, da er (wie die Shakeſpeareforſchung erwieſen hat) im König Heinrich ſein Inbild eines Helden geben wollte.

Hat ſich ſchon in der Jugend eine gewiſſe beſſere Begabung angekündigt, ſo tritt die Begabung der Nordraſſe im Mannesalter und da, wo es ſich um wirklich bedeutende oder einzigartige Leiſtungen handelt, klar zutag. Schärfer noch als die ſpäter zu nennenden Unterſuchungen über die Raſſenzugehörigkeit hervorragender Menſchen, die ſo deutlich die Unvergleichlichkeit der Nordraſſe in der Hervorbringung überragender Menſchen ergeben, deutlicher noch oder mindeſtens unmittelbarer, ſprechen zwei franzöſiſche Nachforſchungen, eine über die heimatliche Herkunft der bedeutenden Schriftſteller Frankreichs, angeſtellt von Odin (La génèse des grands hommes. 1895) und eine andere über die Heimat der Preisträger der Gemäldeausſtellungen des Pariſer „Salon".

Beide Unterſuchungen — die Karten dazu gibt Ripley — ſind deshalb ſo überaus wichtig, weil ſie unternommen worden ſind ohne irgendeine Beziehung zur Raſſenkunde, in völliger Unkenntnis einer Verwertbarkeit ihrer Ergebniſſe für raſſenkundliche Feſtſtellungen. Die Ergebniſſe beider Unterſuchungen als Karten gezeichnet, ergeben nun eine ganz auffällige Übereinſtimmung mit den raſſenkundlichen Karten: die Gebiete vorwiegend oſtiſcher Raſſe ſind in der Hervorbringung bedeutender Menſchen unfruchtbar; die Heimatsorte der großen Schriftſteller und ausgezeichneten Maler Frankreichs liegen in dem Gebiet der größten Körperhöhe, der längſten Schädel und der hellſten Farben, mit anderen Worten: in den Gebieten der nordiſchen Raſſe oder, geſchichtlich ausgedrückt, in den Gebieten der ehemals gotiſchen, fränkiſchen, normanniſchen, burgundiſchen, überhaupt germaniſchen Eroberungen und Siedlungen. Odin hat fernerhin feſtgeſtellt, daß von den etwa 1000 hervorragenden Männern Frankreichs, deren Herkunft er unterſuchte, 78,5% aus den Schichten des Adels, des Beamtenſtandes und der freien Berufe mit Hochſchulbildung entſtammt ſind — alſo gerade aus den an nordiſchem Blut verhältnismäßig reichſten Schichten, die an Kopfzahl zuſammen jedoch nur einen kleinen Teil des Volksganzen ausmachen. Von ſolchen Beobachtungen ausgehend, iſt Woltmann zu den Forſchungen gekommen, die er in ſeinen beiden Büchern „Die Germanen und die Renaiſſance in Italien (1905)" und „Die

---

[1]) d. h. ein Menſch nordiſcher Raſſe.

Germanen in Frankreich (1907)“ niedergelegt hat 1). — Die Beobachtung der Einwanderungsverhältniſſe hat die nordamerikaniſchen Staaten zu einer Unterſcheidung zwiſchen erwünſchter und unerwünſchter Einwanderung geführt. Unerwünſcht iſt die Einwanderung aus Südoſteuropa, erwünſcht die Einwanderung aus Nordweſteuropa. „Es iſt klar, daß die Menſchentypen aus Nordweſteuropa unſere beſten Bürger bilden und deshalb erhalten werden müſſen. Sie ſind das Beſte, was Europa züchtet“ 2). Nordweſteuropa iſt aber gerade der Heimatbezirk nordiſcher Raſſe.

Man hat die Beobachtungen über die höhere Begabung der nordiſchen Raſſe weiterführen wollen, die höhere Begabung aus körperlichen Anlagen erklären wollen. Solche Verſuche ſind einſtweilen ohne Ergebniſſe faßbarer Art geblieben. Die behauptete Beziehung zwiſchen Farbſtoffarmut und Gehirnentwicklung (vgl. S. 55), die Vermutung, daß die zur Dunklung der Haut nötigen Stoffe gleichſam dem Gehirn abgezogen werden, iſt ſchon erwähnt worden. Vermutungen über eine Beziehung der Langform des Schädels zur geiſtigen Entwicklung ſind ebenfalls fragwürdig. Aber all dieſe Erwägungen erzielen ſolange kein Ergebnis, als nicht entſchieden iſt, welche körperlichen Dinge: Eigenſchaften des Gehirns, Kopfform uſw. zur Ausbildung geiſtiger Fähigkeiten eigentlich das Wichtigſte ſind. Sicher iſt einſtweilen nur dies, daß das Gehirn raſſiſche Unterſchiede aufweiſt; möglich wäre ja vielleicht auch, daß Lang- und Kurzköpfe auf verſchiedengeſtaltete Gehirne hinweiſen, oder daß ein Langkopf dieſen, ein Kurzkopf jenen Gehirnteil beſſer ausbildet, ein Papua-Langkopf mehr dieſen, ein Neger-Langkopf mehr jenen, ein nordiſcher oder weſtiſcher Langkopf wieder einen anderen mehr ausbildet. Die raſſenkundlichen Forſchungen über europäiſche Verhältniſſe ſind aber noch zu dürftig.

Zur völligen Kennzeichnung der nordiſchen Raſſe bedarf es aber noch der Erwähnung einer Beſonderheit, die nur ihr zukommt, einer Beſonderheit, die immer wieder den Schilderer verleiten möchte, einen zu hohen Durchſchnitt zum Vergleich zu ſtellen: das iſt im Menſchlichen die Möglichkeitsweite nordiſchen Weſens, im Geiſtigen die Spannweite nordiſchen Geiſtes, der „das Höchſt und Tiefſte greifen“ (Goethe) möchte. Die Entfaltungsmöglichkeiten der anderen europäiſchen Raſſen ſind viel geringer, am geringſten wohl die der Weſtraſſe (?). Schon eine Beimiſchung nordiſchen Blutes kann die beſondere, äußerſte Entfaltung einer menſchlichen Anlage bedingen. Die Entfaltungsweite der nordiſchen Raſſe iſt größer ſowohl im Schöpferiſchen und Heldiſchen, wie auch im Verbrecheriſchen und Verruchten. —

Die einzelnen Raſſen verhalten ſich auch *den Straftaten* nach verſchieden: So haben in Nordamerika die Neger eine bedeutend höhere Beſtrafungsziffer als die „weiße“ Bevölkerung. Unter den Einwande-

---

1) Die Woltmannſchen Unterſuchungen hat dann Hauſer fortgeſetzt mit ſeinen Büchern „Genie und Raſſe“ (1917), „Genie und Raſſe. 2. Italien“ (1922), „Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland“ (1921) und „Die Germanen in Europa“ (1916).

2) Woodruff, Climate and Eugenics, angeführt nach v. Hoffmann, Die Raſſenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1913.

rern aus den ſüdlichen und öſtlichen Ländern Europas hat man eine erheblich größere Häufigkeit von Verbrechern feſtgeſtellt als unter denen aus den nordweſtlichen Ländern Europas. Schon Lombroſo hat darauf hingewieſen, daß in Europa Mord und Totſchlag bei den Völkern germaniſcher Sprache am ſeltenſten, bei den Völkern romaniſcher Sprache am häufigſten vorkommt, und daß in Italien dieſe Verbrechen in den Landesteilen überwiegend weſtiſcher (mediterraner) Raſſe, alſo im Süden und auf den Inſeln, bedeutend häufiger ſind als in den anderen Landesteilen, die ein Vorwiegen der oſtiſchen (alpinen) Raſſe mit dinariſchem und nordiſchem Einſchlag zeigen.

In Deutſchland iſt die Häufigkeit von Verbrechen in den nordweſtlichen Gebieten, die eine vorwiegend nordiſche Bevölkerung haben, bedeutend geringer als in den öſtlichen und ſüdlichen Teilen, die Einſchläge oſtiſcher, dinariſcher und mongoliſcher (innerasiatiſcher) Raſſe zeigen. Eine Aufſtellung über die beſonderen Verbrechen der vorwiegend nordiſchen Teile Frankreichs gegenüber den vorwiegend oſtiſchen Teilen taugt inſofern weniger, als ſie einen Unterſchied ergibt, der ſich im Unterſchied des vorwiegend oſtiſchen Oberitaliens gegenüber dem weſtiſchen Unteritalien wiederholt. So ergibt ſich die Vermutung, daß es ſich nicht um einen Raſſenunterſchied, ſondern um den Unterſchied ſtädtiſcher und ländlicher Verhältniſſe handle. In Nordfrankreich und Norditalien wiegen vor: Brandſtiftung, Diebſtahl, Unterſchlagung, Einbruch; in Südfrankreich und Süditalien Tätlichkeiten, Raub, Mord. Ebenſo haben Norditalien und Nordfrankreich mehr Eheſcheidungen und Selbſtmorde als Südfrankreich und Süditalien. Der franzöſiſche Forſcher Bertillon urteilt, Worte und auch Schläge beendigten im Süden die Streitigkeiten ſchnell; im Norden regle ſie der Richter. Die Bewohner des Südens, unbeſtändiger und wankelmütiger, ſeien doch nach einem leidenſchaftlichen Ausbruch bald wieder beruhigt. Mann und Weib könnten ſtreiten, aber die Entfremdung ſei beendet, bevor die Gerichte eingriffen. Anders verhalte ſich der nordiſche Bauer der Normandie oder der Champagne; er ſei kalt und zurückhaltend und trage ſeine Beſchwerden lange mit ſich herum. Bertillon ſchließt, daß die Nordraſſe beſonders dazu neige, ehelichen Zwiſt durch gerichtliche Entſcheidung auszutragen.

Für den Selbſtmord ſcheint zu gelten, daß er in Europa eine eigentlich nordraſſiſche Erſcheinung iſt. Ripley führt das Urteil Morſellis an[1]: „Je reiner die nordiſche Raſſe, deſto größer der Hang zum Selbſtmord.“ Die Selbſtmordkarte Frankreichs ſtimmt mit der Karte der Verteilung der Nordraſſe überein. Auch die Selbſtmordkarte Englands zeigt, wenn auch minder deutlich, die Beziehung von Nordraſſe und Selbſtmord. Ähnliches bietet die Selbſtmordkarte Deutſchlands. Sieht man von den dichteſt bevölkerten und großgewerblichen Gebieten, wie z. B. Sachſen, ab, vergleicht man die ländlichen Gebiete miteinander, ſo zeigt ſich deutlich die ſtärkere Selbſtmordzahl der nordraſſiſcheren Gebiete.

Beobachtungen über die Häufigkeit der Straftaten in einzelnen Gebieten haben ergeben, daß innerhalb jedes europäiſchen Volkes von Nord nach Süden die Verbrechen gegen das Eigentum abnehmen, die Verbrechen gegen die Perſon zunehmen. Soll man dieſe Beobachtung damit in Übereinſtimmung bringen, daß innerhalb der europäiſchen Völker die Nordraſſe von Norden nach Süden zu abnimmt und ſo der Nordraſſe eine größere Neigung zu Eigentumsvergehen zuſchreiben? Giltiges wird ſich hierüber, bevor genaue Unterſuchungen gemacht worden ſind, nicht ſagen laſſen. Röſe vertritt auf Grund ſchwediſcher Beobachtungen die Anſicht, die Eigentumsvergehen nähmen zu, je dunkler eine Bevölkerung werde, und Ploetz[1]) weiſt auf die geringere Beſtrafungsziffer in Betrugs- und Diebſtahlsfällen hin, welche ſich für Skandinavien ergeben hat und möchte der nordiſchen Raſſe „eine größere Achtung vor der Perſönlichkeit und dem Beſitz des Nächſten“ zuſchreiben. Die Verbrechenskunde (Kriminaliſtik) wird all dieſe Dinge erſt eingehender unterſuchen müſſen. Sie, wie überhaupt die meiſten Wiſſenſchaften, iſt bis heute auf raſſenkundliche Tatſachen noch kaum aufmerkſam geworden. Die völkerkundlichen Unterſuchungen der Verbrechenskunde betrachten bis heute immer die „Germanen“, die „Romanen“ und die „Slawen“ und ſind daher wenig zu verwerten für eine Betrachtung der Raſſen im Sinne dieſes Buches.

---

[1] Suicide, International Scientific Series, New York 1882.

Die verbrechenskundliche Betrachtung kann zwar in den Zuſammenhang der erwähnten größeren Entfaltungsweite nordiſcher Art hineingeſtellt werden, ſchöpft aber die Beſonderheit dieſes Merkmals keineswegs aus. Was auffällt iſt dies: daß Tugend wie Verbrechen, Heiligkeit, beſchauende Stille, zarteſtes Weſen, gütigſte Herzlichkeit — innerhalb der ganzen Nordraſſe, nicht etwa bei einem einzelnen nordiſchen Menſchen — ebenſo möglich ſind wie rückſichtsloſeſter Tatendrang, kälteſte Berechnung, höhniſche Verachtung und unerbittliche Härte. Der Kampf im Gewiſſen der Menſchen nordiſcher Raſſe kann der ſtärkſte werden. Die ſeeliſchen Spannungen können die äußerſten, die Vereinigung ausgeprägter Eigenſchaften und damit die Weſensfülle kann bei Menſchen der Nordraſſe am reichſten ſein. Die Geſtalten des Weiſen, des Feldherrn, des Künſtlers, des Bauern, des Arbeiters, des Staatsmannes, des Prieſters, des Entſagenden wie des Fordernden, des Sinnenden wie des Handelnden, des Guten wie des Böſen, erfahren einzig innerhalb der Nordraſſe dieſe Schärfe der Ausgeſtaltung, die es ſo überaus ſchwierig macht, einen mittleren Durchſchnitt nordiſchen Weſens und nordiſcher Fähigkeiten faßlich zu beſchreiben. Bezeichnend für das ſeeliſche Weſen nordiſcher Menſchen iſt vielfach ein gewiſſes Übermaß, ein Überſchwang der Kräfte und des Geiſtes, eine Raſtloſigkeit des Denkens und Handelns, die den nordiſchen Menſchen von Tat zu Tat, von einer gedanklichen Eroberung zur anderen treiben. Ihn drängt es am meiſten dazu, im Wettbewerb der Kräfte die eigene Kraft zu meſſen. Man hat ſich (in einer gegenüber nordiſchem Weſen allzu blutleeren romantiſchen Weiſe) ſo ausgedrückt: „Dem Dunklen gilt die Gegenwart alles, der Blonde träumt immer von der Zukunft. Das Wort Sehnſucht hat nur für ihn Bedeutung“[1]. Wohl nie trifft man innerhalb der anderen europäiſchen Raſſen die leidenſchaftliche, reine und unſelbſtiſche Hingabe an geiſtige Güter, welche ſo oft das ganze Leben nordiſcher Männer beſtimmt. „Zum Sehen geboren, zum Schauen beſtellt“ (Goethe) ſcheint vor allem der nordiſche Menſch zu ſein.

---

[1]) Ploetz, Sozialanthropologie im Band „Anthropologie“ (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

Wie es im Körperlichen erſchienen iſt, ſo auch im Seeliſchen. Nur innerhalb der Nordraſſe ſind männliches und weibliches Weſen zwei ſo deutlich ausgeprägte Geſtaltungen. Der nordiſche Mann, das nordiſche Weib — die ſeeliſche Spannung dieſer Zwiegeſtaltung iſt viel weiter als bei anderen Raſſen, und wiederum auch im Weſen des nordiſchen Weibes ſelbſt iſt eine Entfaltungsweite möglich, für die Krimhild ſinnbildlich iſt: eine Entfaltung von anmutig milder Mädchenart bis zur harten Unerbittlichkeit und Unverſöhnlichkeit des nordiſchen Weibes, das den Mord ihres Mannes rächt um ihres Mannes und ihrer eigenen Ehre willen.

So müßte bei Schilderung der ſeeliſchen Eigenſchaften nordiſcher Raſſe ein weiter Kreis von Möglichkeiten umſchritten werden[2]. Eine bei einzelnen nordiſchen Menſchen oft gefährliche Fülle der ſeeliſchen Anlagen fällt immer wieder auf.

Auf welchen beſonderen Gebieten die Begabung der Nordraſſe liegt, mag nicht leicht feſtzuſtellen ſein. Oben ſind nach engliſchen Zeugniſſen Tonkunſt, Geometrie, Schiffahrt, Kaufmannſchaft und Wiſſenſchaft angeführt worden. Mir ſcheint die Nordraſſe zunächſt begabt zu ſein zu Taten der Unternehmung, der Eroberung, des Krieges, der Staatskunſt und Staatenbildung, dann zum philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Denken und zum künſtleriſchen Wirken. Die beſondere dichteriſche Begabung fällt auf. Auf eine beſondere Begabung für Tonkunſt weiſt das keltiſche und germaniſche Altertum hin. Doch ſcheinen der nordiſchen Raſſe auf dem Gebiet künſtleriſchen Schaffens die Dichtkunſt und die bildenden (unter ihnen insbeſondere die zeichneriſchen) Künſte gleichſam als erſte, die Tonkunſt erſt als zweite Gabe verliehen zu ſein, indeſſen die Tonkunſt auf dem Gebiet künſtleriſchen Schaffens der dinariſchen Raſſe in erſter Reihe verliehen zu ſein ſcheint. Die germaniſchen Klangwerkzeuge verraten aber eine verhältnismäßig reiche Entfaltung früheſter Tonkunſt. Nordiſch-germaniſch (noch mehr jedoch dinariſch) ſcheint die Sangesfreude zu ſein: die germaniſchen Legionen des römiſchen Heeres fielen den ſüdlichen Völkern und den italieniſchen Legionen wegen ihrer Freude an Marſchliedern auf. Die vielen einheimiſchen Bezeichnungen für einzelne Liedarten, für Arten der Liedbegleitung, die vielen einheimiſchen Namen für Klangwerkzeuge, die Auffindung „zahlreicher und erſtaunlich vollkommener Muſikinſtrumente“, vor allem der herrlichen Luren, — all dies deutet auf eine frühe und beſondere Entfaltung des Sinnes für Geſang und Tonkunſt hin[3]. Die ſtarke Entfaltung der deutſchen Tonkunſt in ſpäterer Zeit ſcheint ſowohl durch nordiſches wie durch dinariſches Blut bewirkt zu ſein, ja vielleicht durch dinariſch-nordiſche Blutmiſchungen, die (nicht als eine vererbliche Kreuzungserſcheinung, ſondern nur bei einzelnen Menſchen) eine beſondere tonkünſtleriſche Schöpferkraft bewirkt hat. Aber auch England war bis etwa zu Shakeſpeares Zeit und noch ſpäter reich an Tonkünſtlern und an Sinn für die Tonkunſt, ehe es in neuerer Zeit — durch die Abnahme des nordiſchen Blutes? — zum „Land ohne Muſik“ (O. H. Schmitz) geworden iſt.

---

[1] Hauſer, Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland. 1921.

[2] Über die Möglichkeit, die „ſchizothyme“ Veranlagung, die Kretſchmer beſchreibt, verhältnismäßig am häufigſten innerhalb der nordiſchen Raſſe zu finden, ſiehe Fußnote 3, S. 141, und Fußnote 1, S. 148.

[3] Vgl. die Abſchnitte „Geſang“, „Muſik“ uſw. in Hoops, Reallexikon der germaniſchen Altertumskunde.

Endlich ſei noch eine Eigenſchaft erwähnt, die in der leiblichen Erſcheinung des nordiſchen Menſchen als erſte Andeutung ſeines Weſens auffällt: die körperliche Reinlichkeit. Beddoe hat dieſen Zug in ſeiner oben angeführten Schilderung erwähnt, und er iſt in der Tat ſehr bezeichnend. Man kann ihn ſchon ausgedrückt finden in der Tatſache, daß die Erfindung der Seife wie der Haarbürſte germaniſch iſt. Das ſpätlateiniſche Wort ſelbſt für Seife, welches dann in die romaniſchen Sprachen übergeführt worden iſt, ſelbſt dieſes Wort iſt mit der Sache von den Römern übernommen worden. Die körperliche Reinlichkeit iſt wirklich ein Kennzeichen nordiſcher Raſſe. Bei oſtiſchen Menſchen und zwar bei oſtiſchen Menſchen aller Stände habe ich ſehr oft eine Unreinlichkeit wahrgenommen, die bei nordiſchen Menſchen des jeweils entſprechenden Standes oder der entſprechenden Beſchäftigungsart nicht vorkam. Innerhalb aller Stände und Beſchäftigungen fällt in Deutſchland der nordiſche oder vorwiegend nordiſche Menſch immer durch ſeine verhältnismäßig größere Reinlichkeit auf, der oſtiſche Menſch immer durch ſeine größere Unreinlichkeit. Ich habe bei Beobachtungen in Volksküchen nie Ausnahmen von dieſem raſſiſchen Geſetz gefunden. Der Zuſtand franzöſiſcher Bahnhöfe z. B., auch der Bahnhöfe der franzöſiſchen Hauptſtadt und ebenſo das Ausſehen der Bahnbeamten ſagt raſſiſch manches aus. Die Unreinlichkeit vieler Franzoſen — auch unter ihnen heben ſich nach meiner Beobachtung die nordraſſiſchen ab — dieſe franzöſiſche Unreinlichkeit, die dem beſonders reinlichen Engländer wohl noch mehr auffällt als manchen Deutſchen, dieſe Unreinlichkeit, unter der jetzt vor allem die Wehrpflichtigen aus dem deutſchen Elſaß leiden, iſt ein Hinweis auf das Vorherrſchen oſtiſchen Weſens in breiteſten Schichten Frankreichs. Die Berichte über die Leibesübungen und Körperpflege, vor allem über das ausgebildete Badeweſen der alten Deutſchen, zeigen den raſſiſchen Zug der Reinlichkeit ſchon in der frühen deutſchen Geſchichte. Es ſcheint, daß man leider zugeben muß, es ſei auch in Deutſchland in dieſem Zug wie in anderen nicht zur völligen Herrſchaft des nordiſchen Raſſenbildes gekommen. Ob dinariſche und weſtiſche Menſchen den Trieb zur Reinlichkeit ſo wie die Nordraſſe beſitzen, weiß ich nicht; ich möchte es nach meinen Beobachtungen in gewiſſem Grad auch für die dinariſche Raſſe behaupten; zum Raſſenbild der Oſtraſſe ſcheint aber nach allen Beobachtungen die Reinlichkeit nicht zu gehören.

Echt nordraſſiſch ſcheint endlich die Freude an Leibesübungen zu ſein. Schon die altgermaniſchen Sprachen beſaßen eine Reihe von einheimiſchen Ausdrücken für allerlei Spiele, für Springen, Ringkämpfe, Schwimmen und ſonſtige Leibesübungen. Die Freude am tüchtigen Körper zeigt ſich in der Geſchichte aller nordraſſiſchen (indogermaniſchen) Völker, und Ammon hat beobachtet, daß ſich in Turn- und ſonſtigen Sportvereinen immer eine gewiſſe nordiſchere Bevölkerungsausleſe findet. Man findet nordiſchere Menſchen in allen Freiluftberufen, nach meiner Beobachtung auffällig viele unter den Fuhrleuten, aber auch unter Gärtnern und Förſtern. Auch in den mehr oder weniger in freier Luft auszuübenden Berufen der Kraftwagenführer und Schutzleute, ſowie in der Reichswehr und Sicherheitspolizei und im Schiffahrtsweſen (auch im binnenländiſchen) ſcheinen ſich, ſoweit ich beobachten konnte, Menſchen zu finden, die nordiſcher als der Bevölkerungsdurchſchnitt ſind, mindeſtens finden ſich in ſolchen Berufen auffällig wenig oſtiſche oder ſtark vorwiegend oſtiſche Menſchen.

12. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der (meiſt mediterrane Raſſe genannten) weſtiſchen Raſſe.

Da die weſtiſche (mediterrane) Raſſe im Blut des deutſchen Volkskörpers zwar ſicherlich vertreten iſt, aber doch im Geſamtdurchſchnitt nur mit etwa 2%, und da ſie wahrſcheinlich mehr in Zumiſchung vorkommt als durch reinraſſig weſtiſche Menſchen vertreten; da alſo vor allem geſchloſſene Siedlungsgebiete weſtiſcher Raſſe in Deutſchland nirgends vorkommen, läßt ſich eine Beſchreibung der ſeeliſchen Eigenſchaften dieſer Raſſe nur nach dem Bilde geben, das die Weſtraſſe innerhalb anderer Länder bietet. Gerade aber, weil es ſich in Deutſchland um einen Bevölkerungsgegenſatz zu nordiſcher, dinariſcher und oſtiſcher Art handeln würde und in deutſchen Miſchlingen ſolche Gegenſätzlichkeit dann wirklich innerhalb desſelben Menſchen auftreten muß, erſcheint es geboten, zuerſt wieder engliſche Zeugniſſe zu betrachten — in Südengland und vor allem in Südweſtirland finden ſich ja weſtraſſiſche Gebiete. Sollten nun dieſe weſtiſchen Eigenſchaften in England doch noch irgendwo nordraſſiſch beeinflußt ſein, umgebildet ſein unter der Vorherrſchaft des nordiſchen Raſſenbildes der herrſchenden angelſächſiſchen Volksſchicht, ſo würden ſich ja Einzelheiten ergeben, die auch in Deutſchland möglich ſind, und die Weſensſchilderung nach engliſchen Zeugniſſen wäre umſo wertvoller.

Den engliſchen, alſo im allgemeinen wohl vorwiegend nordraſſiſchen, Forſchern fällt bei der Weſtraſſe auf: das leidenſchaftliche Sprechen, eine Beredſamkeit oder mindeſtens eine Bereitſchaft und Fertigkeit zu reden, Munterkeit und Beweglichkeit des Geiſtes; die Gefühle finden raſch ihren Ausdruck und äußern ſich durch Beredſamkeit, ja Geſchwätzigkeit; der Verſtand faßt ſchnell auf, taugt aber weniger zu klarem Urteil. „Ein lebhafter Geiſt, beeinträchtigt durch den Mangel an Stetigkeit und Geduld.“ (Matthew Arnold). Der weſtiſche Menſch iſt ebenſo ſchnell in gehobener Stimmung wie in niedergeſchlagener; oft folgt einem ſeeliſchen Aufruhr unmittelbar ein Zuſammenbruch. Leicht kommt er in Schwierigkeiten durch ſein Ungeſtüm: leicht aber entſchlüpft er auch den Schwierigkeiten wieder durch Gewandtheit und Flinkheit. Immer folgt ſein Urteil mehr ſeinem Gefühl als ſeinem Verſtand. „Immer iſt er bereit, aufzubegehren gegen den

Zwang der Tatſachen" (Henri Martin), immer beherrſcht ihn ſein leicht erregter Sinn.

Es iſt alſo diejenige Veranlagung, die wir in Deutſchland am eheſten den Spaniern, den Franzoſen der Mittelmeerküſte und den Süditalienern zuſchreiben — mit Recht, denn dort ſind die Hauptſitze der Weſtraſſe. Als Weſenskern der weſtiſchen Veranlagung ergeben ſich: Leidenſchaftlichkeit und geiſtige Beweglichkeit. Alle Kräfte des Geiſtes ſind viel mehr nach außen gerichtet als beim ebenſo ſtark nach innen lebenden nordiſchen Menſchen. Daher dieſe ſtärkere äußere Eindrucksfähigkeit des weſtiſchen Menſchen, ſein Bedürfnis nach ſtärkeren Farben, wenigſtens nach lauterſprechenden Farben und Farbzuſammenſtellungen. Dem Gemüt des nordiſchen Menſchen entſprechen als Neigungsfarben, als Farben, die dem Gemüt wohltun und (beim Weibe deutlicher, beim Mann minder deutlich) auch für Kleidung und Schmuck oder zur Wohnungsausſtattung und bei der Wahl von Kunſtgegenſtänden bevorzugt werden — als ſolche „ſeeliſche Farben", die dann dem betr. Menſchen auch „ſtehen", entſprechen der Nordraſſe das Blau und das hellere Grün. Die ſeeliſchen Farben der weſtiſchen Raſſe ſind das Rot und das Gelb. Denkt der nordiſche Geiſt mehr in Abſchattungen innerhalb einander näherliegender Farben und in feineren Abſtufungen der Helligkeitswerte — daher ſeine Vorliebe für zeichneriſche Künſte — ſo denkt der weſtiſche Geiſt in Zuſammenſtellungen einander ſtark verſchiedener Farben; aber er beſitzt eine Gabe der Farbzuſammenſtellung, die der nordiſche Menſch nicht ſo beſitzt, um die er ſich als Künſtler in vielen Fällen erſt bemühen muß. Eine Unterſuchung der Trachten und der Volkskunſt und dann eine der Kunſt ſelbſt müßte wertvolle Aufſchlüſſe geben. Im Gebiet der Kunſt ſcheint mir Delacroix den weſtiſchen Farbengeſchmack deutlich zu zeigen, in Spanien ſcheint Zuloaga ein echt weſtiſcher Maler zu ſein. Leicht würde es nicht fallen, eine größere Anzahl weſtiſcher Maler zu nennen, denn z. B. in Frankreich ſind außer Delacroix die bedeutenderen Maler vorwiegend nordraſſiſch. Das gleiche gilt für Italien, beſonders das Italien der Wiederbelebungszeit, das gleiche mag auch für die große ſpaniſche Kunſt gelten (vgl. die angeführten Bücher Woltmanns, S. 160), wenn begreiflicherweiſe auch die Künſtler dieſer Länder öfters geringe Einſchläge weſtiſchen Blutes haben mögen. Auch in der Tonkunſt müßte eine Vergleichung der Nordraſſe und der Weſtraſſe ſich mehr ans Volkslied halten; die großen italieniſchen Meiſter ſcheinen faſt alle vorwiegend nordiſch (nordiſch-dinariſch) zu ſein. Das ſpaniſche und das ſüditalieniſche Volkslied zeigen aber den weſtiſchen Menſchen, wie er oben gezeichnet wurde: leicht, beweglich, leidenſchaftlich, heiter; zeigen ſeinen munteren wiegenden Schritt und zeigen oft jene Glut leidenſchaftlichen Ausdrucks, die den nordiſchen Menſchen bald bewundernd als das Entgegengeſetzte lockt, bald ihn befremdet und abſtößt.

Leidenſchaftlich und beweglich — dieſe Eigenſchaften bedingen es, daß die Tiefe des nordiſchen Gemüts dem weſtiſchen Menſchen fremd bleiben muß. Die Heiterkeit der Welt empfindet der weſtiſche Menſch am leichteſten, der nordiſche die Fragwürdigkeit der Welt. Das Leben als ein Schauſpiel, in dem man ſich gewandt zu bewegen hat — ſo empfindet es der weſtiſche Menſch eher. Das Leben als eine Aufgabe, an die der ganze Ernſt zu ſetzen iſt — in ſolchem Sinn erfährt es der nordiſche Menſch; darum iſt ihm der Selbſtmord eigener. Der nordiſche Menſch kann ſich als ſein eigener Richter verurteilen, der weſtiſche wird immer ſich ſelbſt ein gewandteſter Verteidiger ſein. Das Gewiſſen, der Gewiſſenskampf, ſcheint eine weſentlich nordiſche Erſcheinung zu ſein; Hamlet und Macbeth ſind dem weſtiſchen und oſtiſchen Menſchen fremd. Die Gewandtheit, die Schlauheit, ſcheinen echt weſtiſche Eigenſchaften zu ſein. Nicht wie ein Menſch ſich in ſein eigenes Urteil und Gewiſſen verſtricken kann, zieht den weſtiſchen Menſchen an; wie ein Menſch aus einer ſchwierigen Lage ſich herauszieht, wie irgendein Schlingel zuletzt über all ſeine Nachſteller, über Gläubiger, Betrogene, Gericht und Nachbarn lacht, das iſt dem weſtiſchen Menſchen das Spannendſte. Daher auf weſtiſchem Gebiet oder aus weſtiſchem Geiſt die Geſtalten der Schelme, der Picaro-Schlag der romaniſchen Erzählerkunſt, daher die Geſtalt des Meiſters Pathelin im altfranzöſiſchen Luſtſpiel, die Geſtalt des Roſſiniſchen Figaro im „Barbier von Sevilla“ — der Mozartſche Figaro iſt ſchon keine echt weſtiſche Geſtalt mehr; daher Geſtalten wie Gil Blas, wie der zum Ergetzen weſtiſche Herr Tartarin aus Taraſcon[1]). Auch in der Geſtalt des Odyſſeus künden ſich neben nordiſchen ſchon weſtiſche oder weſtiſch-vorderaſiatiſche Züge an und weiſen ſo auf eine ſpätere Entſtehung der Odyſſee als der Ilias, dieſes noch nordiſchen Heldengeſangs.

Es liegt im Weſen der Sache, daß man hier, bei der weſtiſchen Raſſe, nicht auf allgemein bekannte geſchichtliche Geſtalten als bezeichnende Vertreter der Weſtraſſe hinweiſen kann. Die Weſtraſſe bringt Menſchen hervor, die mit ihrer geiſtigen Beweglichkeit, ihrem heiteren Sinn, ihrer gewandten Gefälligkeit und Geſelligkeit, dem nordiſchen Menſchen immer wieder als die vom Geſchick beſonders freundlich Begabten erſcheinen. Eine gewiſſe heitere Güte macht dem weſtiſchen Menſchen die Geſelligkeit viel leichter als dem nordiſchen. Eine beſondere Gaſtlichkeit iſt ihm eigen, ein Sinn für Höflichkeit in Gruß und Augenausdruck, in Worten, in Körperbewegungen. Die heitere Güte des weſtiſchen Menſchen äußert ſich vor allem auch in der Herzlichkeit des Familienlebens, in einer großen (auf nordiſche Empfindung öfters übertrieben wirkenden) Kinderliebe. Doch äußert ſich die weſtiſche Güte auch gegenüber dem Bettler noch ſehr herzlich. Heiterkeit und warme Empfindung, eine am Wechſel der Erſcheinungen ſich erfreuende geiſtige Regſamkeit, eine (für das Empfinden der anderen europäiſchen Raſſen oft oberflächliche) Kindlichkeit — ſolche Eigenſchaften fallen an der weſtiſchen Raſſe zumeiſt auf. Eigentlich überragende Menſchen bringt die Raſſe aber nicht hervor. Man darf nicht etwa glauben, Roſſini, einer der Geſtalter des Figaro, ſei weſtraſſiſch geweſen, Roſſini war (nach Woltmann) hochgewachſen, blond und blauäugig. Auch Delacroix wird man nicht echt weſtraſſiſch nennen dürfen, dazu war er viel zu hochgewachſen. Bizet, der in ſeiner Tonkunſt weſtiſches Weſen ſo gut dargeſtellt hat, war übermittelgroß, blond und helläugig; bisweilen wird er auch als Jude bezeichnet. Der Weſtraſſe fehlt die überragende geiſtige Schöpferkraft. Wie ihr Körper, ſo iſt ihr Geiſt gelenk, ſchlank, leicht, klein: das Gewicht fehlt. Der Geiſt des Ringens mit der Erſcheinung fehlt, das tiefe Gemüt und Gewiſſen fehlt, die Schwermut iſt ſo ſelten wie der Selbſtmord.

---

[1]) Daudet, M. Tartarin de Tarascon.

Von einem „Fehlen“ ſollte man indeſſen nicht reden. Jeder Raſſe ſind ihre Grenzen gezogen; und will man ſchon werten und abſchätzen, ſo könnte man ſagen: iſt der Weſtraſſe im Verſtandesurteil, in der Beharrlichkeit, iſt ihr an Willenskraft und ſchaffender Kühnheit weniger gegeben, ſo wird von ihr auch gleichſam weniger verlangt; mehr und am meiſten wird aber von der Nordraſſe verlangt. Vergleiche der Begabungen beider Raſſen auf einer durchſchnittlichen Höhe laſſen ſich in Deutſchland nicht anſtellen: rein weſtiſche Menſchen ſind in Deutſchland zu wenig vertreten. In Italien ließen ſich Oſt- und Weſtraſſe, wohl auch dinariſche Raſſe und Weſtraſſe, vergleichen; doch fehlen die Beobachtungen. So bleibt nur der Vergleich aus der Hervorbringung überragender Menſchen, der, wie erwähnt, die unvergleichliche Stellung der Nordraſſe ergibt. In bezug auf die Verſtandesbegabung wird man aber ſagen können, daß die weſtiſche Raſſe hinter den anderen europäiſchen Raſſen zurückbleibt.

In Italien hat man beobachtet, daß der weſtiſche Süden mehr Geſchlechtskrankheiten aufweiſt und ſchreibt dies dem ausgebreiteteren Bordellweſen zu. Es ſcheint, daß der weſtiſchen Raſſe eine ſtärker ausgeſprochene Geſchlechtlichkeit zukommt. Hauſer[1]) ſchreibt vom weſtiſchen Menſchen: „Er wird viel früher mannbar als der Norde, beſchäftigt ſich ausſchließlicher mit ſeiner Sexualität, wendet alle Intereſſen gern ins Sexuelle, iſt aber mehr pikant als laſziv.“ Der esprit gaulois ſcheint viel Weſtraſſiſches in ſich aufgenommen zu haben und dieſer „galliſche Geiſt“ — der ſehr wenig mit dem Geiſt reinen Keltentums zu tun hat — zeigt vor allem die ausſchließliche Beſchäftigung mit dem Geſchlechtlichen. Das Geſchlechtliche wird aber von der Weſtraſſe nicht als eine Urkraft des Lebendigen genommen, nicht etwa als der Zeugungstrieb, wie ihn die alten Völker, auch der germaniſche Norden, im Geſchlechtsglied des Mannes dargeſtellt haben. So, als eine Gewalt des Lebens, mag die Nordraſſe das Geſchlechtliche erfahren. Der weſtiſche Menſch aber nimmt es als den ſpannendſten Teil im Lebensſchauſpiel, geradezu als den eigentlichen Sinn ſeines Lebensſchauſpiels. Am Geſchlechtlichen entfaltet ſich ſeine Leidenſchaft des Wortes, ſeine Farbigkeit, ſeine wechſelnden Gehäſſigkeiten. Am Geſchlechtlichen entfaltet ſich ſeine Kunſt, ſeine Dichtung und ſein Witz. All dieſe Eigenſchaften ſind im esprit gaulois enthalten und zeigen ihn als eine weſtiſche Erſcheinung innerhalb des franzöſiſchen Volkstums, während der ſtrenge, ſachliche, klare genie latin nordraſſiſches Erbe iſt. Wie der weſtiſche Menſch am Schelm bewundert, daß er ſich nicht erwiſchen läßt und die Gewiſſensfrage gänzlich vergißt, ſo vergißt er auch am Ehebruch leicht die Gewiſſensfrage. Der Ehebruch wird in der weſtraſſiſchen Vorſtellung zum beluſtigenden Schauſpiel, der betrogene Ehemann dient dem Gelächter. Die echten, d. h. nordraſſiſchen Kelten des heutigen franzöſiſchen Gebiets, hatten im König Marke der Triſtanſage noch eine erſchütternde Geſtalt erblickt, hatten ihn ſo geſehen, wie ihn ſpäter Richard Wagner wieder ſehen mußte. Der weſtiſche esprit gaulois bot den König dem Gelächter. Lanſon [1]) urteilt über die Geſtalt König Markes: „Ich fürchte ſehr, daß der Gedanke, ihn zu erniedrigen und ſich an ihm zu ergetzen, ein franzöſiſcher Gedanke iſt.“ Man wird dieſen Gedanken weſtraſſiſch nennen, wenn man ihn raſſenkundlich beurteilt.

---

[1]) Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland. 1921.

Sollte die ausgeſprochenere Geſchlechtlichkeit der Weſtraſſe, ſollte vor allem ihre verhältnismäßig geringere Verurteilung des Ehebruchs noch damit zuſammenhängen, daß dieſer Raſſe eigentlich mutterrechtliche Zuſtände arteigen waren, die mutterrechtlichen und geſchlechtlichen Zuſtände, die ſich in der keltiſchen Sage Altirlands, wie ſchon früher im etruskiſchen Volkstum und heute noch im baskiſchen Erbrecht widerſpiegeln? — Dieſe Frage gehört in den geſchichtlichen Teil und ſei hier nur einmal aufgezeigt.

Mit der Geſchlechtlichkeit der Weſtraſſe mag ihr Hang zur Grauſamkeit und Tierquälerei zuſammenhängen. Die Behandlung, welche die deutſchen Gefangenen in Frankreich erfahren haben, verrät weſtiſche Weſensanlagen im franzöſiſchen Volkstum. Auf dieſelben Anlagen weiſen auch die Bilder der franzöſiſchen Witzblätter, die während des Krieges erſchienen ſind und eine ſadiſtiſche Erfindungsgabe zeigen, deren Möglichkeit überhaupt für ein nordraſſiſches Empfinden unfaßbar iſt [2]). Mit der Geſchlechtlichkeit der Weſtraſſe mag ihre größere Faulheit zuſammenhängen. Die Tatkraft des nordiſchen Menſchen, die emſige Geſchäftigkeit des oſtiſchen Menſchen, beide ſind der Weſtraſſe fremd. Der weſtiſche Menſch möchte ſich wenig anſtrengen und mehr genießen. Hauſer ſchreibt: „In ſeiner reinſten Ausprägung iſt er faul, aber kaum je ohne großartige Geſten, von natürlicher Redebegabung.“ Man wird ihn aber nicht eigentlich faul nennen dürfen. Er arbeitet weniger als die Menſchen der anderen europäiſchen Raſſen, aber er tut das Seine und verſteht es ſehr gut, die Dinge von der angenehmen oder ſcherzhaften Seite zu ſehen. Er denkt mehr an ſich als an die Sache, er wird daher auch kein Schulfuchs, Umſtandskrämer, Haarſpalter und Rechthaber, wird nie eigentlich ſo peinlich unangenehm, unluſtig, trocken, wie nordiſche Menſchen es werden können; nie ſo mürriſch und eigenſinnig wie oſtiſche Menſchen.

Der weſtiſche Menſch iſt zur Heiterkeit geneigt. Das Reden dient ihm zur Belebung ſeines Geiſtes. An ſeinem Reden nimmt meiſt ſein ganzer Körper teil, ſo ſehr, daß vom Scheitel bis zur Zehe in Bein-, Arm-, Hand- und Fingerausdruck wie im Geſichtsausdruck das, was die Rede will, oft ganz überraſchend ſicher als Körperbewegung erſcheint. Schon in Frankreich kann man Prediger hören, beſſer: ſehen und hören, die an Beherrſchung der ſprachlichen Mittel jeden deutſchen Redner, an Gebärdenſicherheit jeden deutſchen Schauſpieler übertreffen; und predigt ein berühmter Kanzelredner, ſo iſt die Kirche überfüllt und die Spannung ſo groß wie im Schauſpiel. Angeborene Rednergabe iſt bei der nordiſchen Raſſe ſelten, bei der weſtiſchen alltäglich. So wird man auch die ausgebildete Redekunſt des griechiſchen und römiſchen Altertums erklären müſſen als eine, im Wettbewerb mit der unterworfenen vorwiegend weſtiſchen Vorbevölkerung ausgebildete Kunſtfertigkeit der von Norden eingedrungenen Griechen und Italiker.

---

[1]) Histoire de la literature française. 1909.

[2]) Vgl. Avenarius, Das Bild als Narr. 1917.

Dem weſtiſchen Menſchen iſt der Geiſt des Proteſtantismus fremd. Dem Proteſtantismus fehlen die lauten Farben, fehlt die Gebärde, fehlt das erregende Rednertum, fehlt der reiche, farbige Geſtaltenſchatz des katholiſchen Himmels. Aber auch der nordraſſiſche Katholizismus etwa Weſtfalens oder der dinariſche Katholizismus Oberbayerns und Tirols iſt etwas ganz anderes als der iriſche und süditalieniſche Katholizismus weſtiſcher Raſſe. Man würde wohl bis ins Einzelne vier Arten des Katholizismus beſchreiben können, die den vier Raſſen Europas entſprächen. Vor allem ließe ſich eine gleichſam mehr mutterrechtliche, geſchlechtlichere, heitere Glaubensform aufweiſen von der Vorzeit bis herauf in den ſüdlichen Katholizismus: die weſtraſſiſche Glaubensform.

Der Glaube des weſtiſchen Menſchen liegt nicht ſo tief im Gewiſſen eingebettet wie beim nordiſchen Menſchen. Er iſt mehr eine Angelegenheit der Sinne und der Daſeinsdankbarkeit. Der nordiſche Menſch kann, mit Gott hadernd, Erſchütterungen ſeines Glaubens erleben; der weſtiſche Menſch hat Stunden der Wut gegen Gott und Welt, in denen ſich ſeine redneriſche Gabe in allen Arten des Fluchens zeigt. Ein Ausgleich zwiſchen Glauben und Lebenswandel fällt der Weſtraſſe viel leichter als der Nordraſſe; die weſtiſche Lebendigkeit findet Ausgleiche, wo der nordiſche Menſch Bedenken findet. Vielleicht iſt das Gedächtnis des weſtiſchen Menſchen kürzer; vielleicht, daß er deshalb verſöhnlicher iſt. Wahrſcheinlich empfindet er lange nicht ſo einzeltümlich, daher iſt er gefälliger. Seine Ehre beſteht mehr darin, etwas zu gelten, als darin, etwas zu ſein. Es gilt dem weſtiſchen Menſchen nicht ſo unehrenhaft zu lügen: zur Lüge kommen weſtiſche Menſchen leicht durch die Beweglichkeit ihres Geiſtes und die Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie ihre Behauptungen durchſetzen wollen. Viel erregbarer als bei der Nordraſſe iſt die Einbildungskraft. Bei der Nordraſſe konnte ein gewiſſer Mangel an Einbildungskraft beobachtet werden, bei der Weſtraſſe iſt das Vorſtellungsleben lebhaft, wechſelnd, zugleich minder träumeriſch und ungezügelter als bei der Nordraſſe; daher das Aufbrauſen gegenüber dem nordiſchen Anſichhalten, der Gefühlsausbruch gegenüber der nordiſchen Zurückhaltung, die Leidenſchaftlichkeit — er „ſieht rot“ („il voit rouge“) — gegenüber der nordiſchen Urteilsruhe. Politiſch iſt der weſtiſche Menſch wechſelnd und für die Veränderung.

Aber der weſtiſche Menſch hat eine beſondere Ehre wie der nordiſche. Er iſt ſo eigenblütig, daß man ein Werturteil zwiſchen ihm und der Nordraſſe nicht fällen möchte. Zweifellos ſieht er ſelbſt den nordiſchen Menſchen als einen etwas langweiligen, ſchwerfälligen, in vielen Dingen etwas einfältigen, oft allzuwenig geriſſenen, im ganzen gutmütigen Artfremden an, mit dem er ſich gut zu ſtellen weiß; während der nordiſche Menſch ihn oft ein wenig mißachtet, ihn in manchen Dingen ob ſeiner beweglichen Gewandtheit beſtaunt und ſogar bewundert, ſich etwas vor ihm hütet und wenig auf ihn verläßt. Der ſeeliſche Abſtand iſt groß, dennoch kann das gegenſeitige Verhältnis herzlich ſein und dauerhaft. Kreuzungen zwiſchen beiden Raſſen können Menſchen ergeben von wohlgebildeten Zügen und gefälliger Art.

Es mag zum Schluß noch erwähnt werden, daß ſich des nordiſchen oder des vorwiegend nordiſchen Menſchen oft eine Sehnſucht nach weſtiſcher Art, nach weſtiſchem Leben bemächtigen kann. Der nordiſche Menſch allein iſt zur Romantik geneigt und ein Inhalt ſeiner Romantik war immer der Zug nach dem Süden, zur heiteren Welt der weſtiſchen Raſſe. Die Randbemerkungen Nietzſches zu Bizets „Carmen“ ſind ein beſonderes Zeugnis dieſes nordiſchen Zugs — der Einſchlag unnordiſchen (dinariſchen) Blutes in Nietzſche mag gering geweſen ſein. Wie er eine leidensvolle Sehnſucht verrät nach der Welt, die er als „verführeriſch, ſpielend, boshaft“ empfindet, nach dieſer „Gil Blas-Seligkeit“, nach der „ſüdlichen gentilezza“ — das ſind alles die ſo vielfach auftretenden Anzeichen nordiſcher Sehnſucht, auch einmal ſo leicht, beweglich, ſo unbelaſtet heiter, ſo unbeſchwert von Gewiſſen, Grübeln und Verantwortung zu ſein wie der weſtiſche Menſch. Immer wieder haben Deutſche und Engländer dieſen Zug zum Süden empfunden und dann dieſen Süden fälſchlich im Griechentum geſehen, das doch eine zeitweilige Vernichtung weſtiſcher Daſeinsart darſtellt, haben in dem und jenem Zeitalter immer wieder nach der Welt geſucht, die weſensmäßig an die Weſtraſſe gebunden iſt und weſensmäßig der Nordraſſe unerreichbar bleiben muß. Die Raſſegrenzen weiſen jeder Raſſe ein ſcharf abgetrenntes Gebiet zu, außerhalb deſſen für ſie nur Vernichtung eigenen Weſens möglich iſt, nur Geſtaltloſigkeit, Entſtaltung und eine Folge von Untergängen.

15. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der (meiſt alpine Raſſe genannten) oſtiſchen Raſſe.

Es iſt nicht leicht, die ſeeliſchen Eigenſchaften der oſtiſchen (alpinen) Raſſe zu erfaſſen, da ſie überall in Europa eine gewiſſe Umprägung durch die ihr benachbart lebenden Raſſen oder Raſſenmiſchungen erlitten zu haben ſcheint, eine Umprägung und Angleichung, die ihr eigenes Weſen oft bis zu einem gewiſſen Grad überdecken kann. Die ſeeliſchen Eigenſchaften erſcheinen ſo je nach dem Land und der andersraſſigen Umgebung abgewandelt, mindeſtens nicht ſo einheitlich, wie die weſtiſchen oder nordiſchen Weſenszüge in allen Ländern erſcheinen.

Ein ſpaniſcher Forſcher, der die Oſtraſſe, die dort in den Bergen der Nordweſtküſte ziemlich abgeſchloſſen lebt, unterſucht hat, berichtet von einer Verſchloſſenheit, die an grämliche Mürriſchkeit grenze, und dieſer

Zug der mürriſchen Verſchloſſenheit ſcheint beſonders bezeichnend zu ſein und kehrt in den Schilderungen aus anderen Ländern wieder. In der Schweiz fällt an Menſchen oſtiſcher Raſſe eine gewiſſe Unrührſamkeit und Geduld auf, in Norwegen heben ſich die Bewohner der oſtiſch untermiſchten Gebiete, in denen allerdings zugleich eine geringe weſtiſche Beimiſchung wahrſcheinlich iſt (vgl. 16. Abſchnitt), von den nordiſchen Bewohnern ab als erregbarer, geſprächiger und empfänglicher für Leitung und Führung. In allen Ländern ſcheint der oſtiſche Menſch ſeßhafter zu ſein, überall zeigt er geduldigen Fleiß und eine beſondere Anhänglichkeit an Familie und Örtlichkeit. Im allgemeinen iſt er, da ihm der Herrſchergeiſt der Nordraſſe (vgl. S. 154) fehlt, ein bequemer und zufriedener Nachbar, ein fügſamer und ruhiger Untertan. In der Politik erſcheint er in Frankreich als konſervativ: die franzöſiſchen Wahlen des Oktobers 1885, deren Karte Ripley gibt, zeigen die vorwiegend oſtiſchen Gebiete als die eigentlich konſervativen. Da es jedoch immer zugleich die ländlichen Gebiete ſind, wird man in dieſem Verhalten nicht einen rein oſtiſchen Zug ſehen dürfen. Der oſtiſche Menſch iſt jedenfalls der Menſch der Beharrlichkeit und Langſamkeit des Geiſtes. „Er ſcheint der eigentlich ſeßhafte Schlag zu ſein, ſelten wandert er aus, außer, nachdem ihm ſehr unrecht getan worden iſt; wenn er einmal angeſiedelt iſt, ſo haftet er an ſeinem Erbſitz trotz allem Mißgeſchick, ob es ihm von der Gebietslage oder von Menſchen komme. Wenn er einmal, wie das der regſamere nordiſche Menſch tut, in die Stadt zieht, ſo kehrt er im allgemeinen wieder zur Heimat zurück, um ſeine letzten Tage in der Ruhe zu verbringen“ (Ripley). Es gibt Forſcher, die annehmen, daß dieſe Rückwanderung vorwiegend oſtiſcher Menſchen die Haupturſache der für Baden feſtgeſtellten ſtärkeren Langſchädligkeit der Städte ſei, während andere die nordraſſiſche Einwanderung in die Stadt als Haupturſache dieſer Erſcheinung angeben. Für deutſche (genauer geſagt: für badiſche) Verhältniſſe — die oſtiſche Rückwanderung ſcheint mir für Frankreich bezeichnend zu ſein: das franzöſiſche Rentnersglück iſt ein vorwiegend oſtiſcher Wunſch — ſcheint mir der obenbeſchriebene vorwiegend nordraſſiſche Bevölkerungsſtrom die größere Langſchädligkeit der Städte zu verurſachen[1]).

Ein Weſensbild der Oſtraſſe aus einem Gebiet, das allerdings weſtiſchen Einſchlag wahrſcheinlich macht, entwirft Maclean in der Anthropological Review, IV (1866). Er urteilt nach dem Eindruck, den ihm die kurzköpfigen, breitgeſichtigen, kurzgewachſenen d. h. eben oſtiſchen Bewohner Weſtirlands und der äußeren Hebriden gemacht haben und nennt dieſen Menſchenſchlag den Sancho Panſa-Schlag. Er beſchreibt dieſen Schlag ſo: „Gefühlswärme; wenn gereizt, Heftigkeit, ein beträchtlicher Grad von Verſchlagenheit. Sehr nach Geld begierig, das Menſchen dieſer Raſſe zuſammenſparen, während ſie in offenſichtlicher Armut und

---

[1]) Nach meiner Vermutung ſind nur im vorwiegend nicht-nordiſchen Gebiet die Städte nordiſcher als ihre Umgebung, während ſie in vorwiegend nordiſchem Gebiet minder nordiſch ſind. Die Städte mit ihren aus verſchiedenſten Gegenden ſtammenden Bevölkerungen ſtellen in ihrem Menſchenbild vermutlich Annäherungen an den deutſchen Bevölkerungsdurchſchnitt dar.

Erbärmlichkeit weiterleben. Fleißig und geſchäftig, wenn klar vorauszuſehen iſt, daß das Ergebnis der Erwerb iſt, ſonſt unrührig und arbeitsunluſtig."

Dieſem engliſchen Urteil mag das Urteil des franzöſiſchen Raſſenforſchers de Lapouge[1]) folgen: „Der Rundkopf iſt nüchtern, arbeitſam, mindeſtens ſparſam. Er iſt beachtenswert klug (prudent) und vergewiſſert ſich in allen Dingen. Ohne daß es ihm an Mut fehlt, hat er doch keine kriegeriſchen Neigungen. Er hat Liebe zum Landbau und zur angeſtammten Scholle. Selten ganz unfähig, erreicht er noch ſeltener wirkliche Begabung. Seine Ziele ſind eng geſteckt und er arbeitet mit Geduld an ihrer Verwirklichung. Er iſt ſehr mißtrauiſch, aber leicht zu fangen mit Worten, bei denen er ſich nicht die Mühe nimmt, die ſachliche Bedeutung zu erkunden. Er iſt der Menſch des Herkommens und deſſen, was er geſunden Menſchenverſtand nennt. Der Fortſchritt ſcheint ihm unnötig; er mißtraut ihm und will bleiben wie jedermann. Er betet die Gleichmäßigkeit an. Von Religion iſt er am eheſten Katholik; im Staatsleben hat er nur eine Hoffnung: die Staatshilfe, und nur ein Beſtreben, alles Hervorragende gleich zu machen, ohne daß er das Bedürfnis empfände, ſich ſelbſt emporzubringen. Er erkennt ſehr deutlich ſeine eigenen Vorteile, wenigſtens innerhalb eines begrenzten Zeitraumes; ebenſo erkennt und fördert er den Vorteil ſeiner Familie und ſeiner Umgebung; aber die Grenzen ſeines Vaterlandes ſind oft zu weit für ſeinen Blick."

Endlich ſei das Urteil Hauſers wiedergegeben. Waren die oben angeführten Urteile — wenigſtens vom Standpunkt eines nordiſchen oder eines weſtiſchen Menſchen — ſchon ziemlich ungünſtig, ſo urteilt Hauſer[2]) noch viel abſprechender:

„Der Alpine iſt vor allem Geſchäftsmann. Er iſt als ſolcher fleißig, aber ſkrupellos („unfair"), verſchmäht keinen Trick, erniedrigt ſich, um einen Pfennig zu verdienen, das völlige Gegenteil des Mediterranen, der auch als Geſchäftsmann caballero bleiben will. Er hat kein wahrhaftes Intereſſe außerhalb ſeiner ſelbſt und ſeines Geldes, womit er nur ſich ſelbſt dienen will. Er kauft ſich wohl Bildung — anders als der indolente Mediterrane, dem kein Beſitz imponiert — aber zu keinem innerlichen Nutzen. Er entpuppt ſich immer als Parvenü. Er iſt Geſchäftsmann in allem, auch in der „Liebe". Es gibt für ihn keine Werte über die Sachwerte hinaus. Erſt durch viel nordiſches Blut verliert er ſeine tiefinnere Gemeinheit, erſt dann, wenn ſeine Haut die roſige Weiße des Norden hat."

Meine Beobachtungen innerhalb der deutſchen Bevölkerung, die immer wieder der Weſensforſchung des oſtiſchen Menſchen beſonders zugewandt waren, ſtimmen mit dem, was ſich als Weſenskern aus den mitgeteilten Urteilen erſchließen läßt, genau überein. (Mein Urteil glaube ich dabei von unbewußter blutmäßiger Beeinfluſſung frei. Auch gehöre ich ſelbſt nicht etwa einer der europäiſchen Raſſen als reinraſſig an.)

---

[1]) Revue d'Anthropologie, 1887.

[2]) Raſſe und Raſſefragen in Deutſchland. 1921.

Als Weſenskern der oſtiſchen Veranlagung ergeben ſich zwei Eigenſchaften: arbeitſam und engherzig. Das Edle, d. h. das Großzügige, Hochtrachtende, Verſchwenderiſche, das Heldentümliche, Leichtſinn und Großmut — das ſind die eigentlich unoſtiſchen Eigenſchaften. Der oſtiſche Menſch hat keinen oder nur wenig Sinn für irgendein weitherziges Tun und Fühlen, für irgendwelchen ſeeliſchen Aufſchwung, der zur Selbſtloſigkeit hinreißen würde. Er iſt der eigentliche an ſich, ſeine Familie, ſeinen Gelderwerb und ſeine Ruhe denkende Spießbürger — nicht ſo ſehr dem bürgerlichen Stand nach: der deutſche Bürgerſtand iſt ja durchflutet von jenem geſellſchaftlich aufſteigenden nordiſchen Bevölkerungsſtrom. Der oſtiſche Menſch iſt der Spießbürger dem Weſen nach, ob er nun Arbeiter, Kaufmann, Hochſchullehrer oder Miniſter ſei; die Geiſtesart iſt einer weitherzigeren Beſtrebung unfähig. Dabei gibt er in einer mittleren oder höheren Geſellſchaftsſchicht viel auf „Bildung“. Selbſt im Künſtlerſtand, der ja im allgemeinen nicht als ſparſam und vorſichtig gilt, ſelbſt als Künſtler iſt der oſtiſche Menſch kleinlich, gibt bedachtſam Geld aus, überlegt ſeinen Erwerb, und weiß ſich vor Darlehenſuchenden zu ſchützen; ſelbſt als Künſtler iſt er meiſt nicht mehr als der Arbeitſame und vielleicht nur inſofern ungewöhnlich, als er im Umgang mit Menſchen, die nicht ſeinem engeren Kreis angehören, beſonders mürriſch iſt.

Die oſtiſche Sparſamkeit, Kleinlichkeit, Selbſtiſchkeit und Arbeitſamkeit, der geſchäftige Familienzuſammenhalt der Oſtraſſe, ihr Sinn für das Fortkommen in jeder Lage, ihre Vorſicht, Beharrlichkeit, ihr fürs Gewöhnliche ſo geeigneter Verſtand, ihr Mangel an Ehrſinn — all dieſe Züge bedingen es, daß der oſtiſche Menſch im bürgerlichen Leben beſſer gedeiht als die Menſchen anderer Raſſen. Nie iſt jener Überſchwang in ihm, der für manche nordiſche Menſchen ſo bezeichnend iſt (vgl. S. 162). Darum verſteht er ſich ſo viel beſſer auf das alltäglich-gewöhnliche Leben. Selten iſt er gehindert durch Zwieſpälte der Weltanſchauung, durch Zeiten der Niedergeſchlagenheit, nie iſt er leichtſinnig und waghalſig wie der nordiſche Menſch; nie heiter in den Tag hineinlebend wie der weſtiſche Menſch. Seine Arbeit iſt gleichmäßig, von mittlerem Wert und nie außergewöhnlich. „Rein wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, denen ſich die Langköpfe, von Wißbegier getrieben, mit dem ganzen Ungeſtüm ihres Weſens hingeben, liegen den Rundköpfen ferner; der praktiſche Nutzen neuer Erfindungen entgeht ihnen aber nicht und ſie bringen oft die allzu uneigennützigen Langköpfe in wirtſchaftliche Abhängigkeit“ [1]).

Mit ſeiner Familie bildet der oſtiſche Menſch eine geſchloſſene, geſchäftige, ſelbſtiſche Gruppe. Da ihm das Einzeltum des nordiſchen Menſchen fremd iſt, hängt er mit ſeiner Familie und mit gleichgearteten Menſchen eng und dauernd zuſammen. Ein Familienſtreit oſtiſcher Menſchen wird nie ſo unheilbar wie der grimme Streit nordiſcher Menſchen, nie ſo hitzig wie ein Streit weſtiſcher Menſchen. Der oſtiſche Streit verläuft meiſt in Beſchimpfungen, der gemeinſame Familienzweck endet ihn aber ziemlich bald. Iſt ſo das Familiengefühl nirgends ſtärker als innerhalb der Oſtraſſe, ſo fehlt andererſeits der Sinn für größere Lebensgebilde. Schon das Dorf betrachtet der oſtiſche Menſch meiſtens nicht mehr; der Bezirk oder gar der Staat gehören ſelten zu ſeiner Begriffswelt. Er fühlt keinen Drang, ein Ganzes, einen weiten Zuſammenhang zu bedenken, zu beſtimmen und zu führen. Ganz fehlt ihm der Herrſchergeiſt (domineering spirit); der innerhalb der Nordraſſe möglich und nicht ſelten iſt. Ihm eignet in bäuerlichen Verhältniſſen eine gewiſſe Schollenliebe. Die Vaterlandsliebe aber iſt bei der Oſtraſſe geringer als bei den anderen europäiſchen Raſſen oder auch fehlend. Es iſt darum nicht eigentlich richtig, den oſtiſchen Menſchen konſervativ zu nennen, konſervativ im Sinne des deutſchen Parteilebens; denn zum Bild des deutſchen Konſervativen gehören ja ein gewiſſer Drang zu herrſchen und eine gewiſſe beſondere Neigung zu Staatsangelegenheiten. Richtiger iſt es zu ſagen: der oſtiſche Menſch wird in jedem Staat jeweils am eheſten der Partei angehören, deren Grundanſichten im Lauf der Jahre ſich am breiteſten durchgeſetzt haben und am gewöhnlichſten ſind. Vielleicht werden jeweils die äußerſten Parteien die wenigſten oſtiſchen Wähler haben. Man könnte vielleicht — mit der Allgemeinheit, die ſolchen Ausführungen immer anhaften wird — ſagen, der Geiſt der Oſtraſſe werde ſich gegenwärtig am wohlſten fühlen innerhalb der liberalen und innerhalb der ſozialiſtiſchen Gedankenwelt, die in den 60 er bis 90 er Jahren des letzten Jahrhunderts entſtanden iſt. Allein eine ſolche Einreihung oſtiſcher Weſensart iſt deshalb nicht wohl zuläſſig und kann geradezu falſch werden, weil die Oſtraſſe immer die eigentlich geleitete Raſſe iſt [1]) im Gegenſatz vor allem zur einzeltümlichen (independent), nach eigenem Urteil trachtenden Nordraſſe. Die Oſtraſſe iſt durch Staatsmänner zwar ſchwer zu bewegen, denn ſie möchte beharren. Aber das Geleitetwerden entſpricht ſchließlich doch ihrem Sinn, und einmal bewegt, kann ſie einen ſtarken Druck hervorbringen. Die oſtiſchen Menſchen neigen zur Maſſenbildung und zur Vermittelmäßigung, ihnen entſpricht eine Gleichheit, die vom Ungewöhnlichen nicht mehr geſtört wird. „Ihre Neigung zur demokratiſchen Gleichheitslehre iſt darin begründet, daß ſie ſelbſt in keiner Weiſe über die mittlere Höhe hervorragen und gegen Größe, die ſie nicht faſſen können, Abneigung, wo nicht Haß empfinden“ [2]). Der Gedanke der „Gleichheit aller Menſchen“ ſcheint vor allem den breitgeſichtig-kurzköpfigen Menſchenarten Aſiens arteigen zu ſein; und der 18. Abſchnitt ſoll dartun, daß die europäiſche Oſtraſſe von den mongoliſchen Menſchenarten Aſiens abzuleiten iſt. Aber auch zur Erkämpfung allgemeiner Gleichheit bedarf die Oſtraſſe der Führer, die dann aber meiſtens oder immer einer anderen Raſſe angehören. Man wird die franzöſiſche Revolution als eine oſtiſch-weſtiſche Maſſenerſcheinung faſſen müſſen; aber die Führer waren vorwiegend nordiſche Männer. Man muß den Bolſchewismus als eine oſtiſche Bewegung auffaſſen; aber die Führer ſind vorwiegend Juden. Die Oſtraſſe ſelbſt taugt zur Führerſchaft nicht, ſie muß geführt werden. Da ihr die Schöpferkraft fehlt, glaubt ſie durch Maſſenbildung zu gedeihen. Bei allen als oſtraſſiſch erkannten Bewegungen wird man nach andersblütigen Führern ſuchen müſſen.

---

[1]) Ammon, Die natürliche Ausleſe beim Menſchen. 1893.

---

[1]) Ripley: „susceptible to leadership“.

[2]) Ammon, Die natürliche Ausleſe beim Menſchen. 1893.

Im allgemeinen iſt die Oſtraſſe jedoch nicht zu Streit und Kampf, ſondern zur Ruhe des Erwerbslebens geneigt. Der oſtiſche Menſch iſt im allgemeinen friedlich und vermeidet den Zwiſt, weil Zwiſt dem Geldverdienen ſchadet. Er wird niemals ſo hartnäckig und grundſätzlich wie nordiſche Menſchen; er ſucht weniger die Unterſcheidungen als die Gleichheiten: er iſt vermittleriſch und verſöhnlicher als der nordiſche Menſch, den er als einen unbehaglichen Menſchen betrachtet, für einen „Verbohrten“ oder einen „Draufgänger“ oder einen „Idealiſten“ hält. Dem nordiſchen Menſchen gegenüber kommt ſich der oſtiſche Menſch oft als der eigentliche „Praktiſche“ vor. Er handelt zweckentſprechend, bedacht und vorſichtig ſchon in einem Alter, wo der nordiſche Menſch noch alle Jugendtorheiten begeht und mit ſeinem Leichtſinn noch täglich Schaden nimmt.

Das Triebleben des oſtiſchen Menſchen iſt zugleich dumpfer und zäher. Er ſcheint geſchlechtlich triebhafter zu ſein; vor allem aber ſind ihm alle „romantiſchen“ Liebesempfindungen fremd; er begehrt gleichſam ſachlicher, darum vielleicht hemmungsloſer. Nie wird er zum Träumer wie der nordiſche Menſch, nie berauſcht er ſich an ſeinen Empfindungen, wie der weſtiſche Menſch. Im Geſchlechtlichen wirkt das Wort „Liebe“ beim weſtiſchen Menſchen leidenſchaftlich, beim nordiſchen Menſchen oft ſehnſüchtig tief und oft wie der Ausdruck einer Weltanſchauung, beim oſtiſchen Menſchen wirkt es nicht ſelten gemein. Geld und Liebe ſind Begriffsgebiete, die bei den anderen Raſſen getrennter ſind, bei der oſtiſchen Raſſe berühren ſie ſich. Als die ſeeliſchen Farben der Oſtraſſe wird man veiel (violett) und braun nennen können.

Eigentümlich iſt dem oſtiſchen Menſchen eine gewiſſe Gehäſſigkeit, oft geradezu ein gehäſſiger Neid, der meiſtens wohl im Unbewußten bleibt, gegenüber der Nordraſſe und wohl auch der dinariſchen Raſſe — ob er der Weſtraſſe gegenüber ebenſo vorhanden iſt, müßten italieniſche Forſcher erkunden. Ein guter Beobachter nannte mir gegenüber einmal die oſtiſche Gehäſſigkeit und das oſtiſche Mißtrauen den „Patriotismus der ſchiefen Schulter“. Er bezeichnete damit die Neigung oſtiſcher Raſſe, ſich allem Fremden, Klareren und Neuen gegenüber mißtrauiſch und mit ſchiefhochgezogener Schulter abzuwenden. Da eigentliche Vaterlandsliebe bei oſtiſchen Menſchen ſelten in ſtärkerem Maß auftritt, iſt der obenbezeichnete „Patriotismus“ vielleicht eine ſehr bezeichnende Arteigenſchaft und entſpricht dem oſtiſchen Zuſammengehörigkeitsgefühl kleinerer Gruppen. Die oſtiſche Neigung zur Gehäſſigkeit zeigt ſich in der immer wieder auffallenden Mürriſchkeit (moroseness) im Umgang mit andersraſſigen Menſchen, ſie zeigt ſich in dem auffälligen Mißtrauen (suspicion), in der Verſchlagenheit (cunning), die man an der Oſtraſſe in allen Ländern beobachtet hat. Mit einem ſchwäbiſchen Ausdruck würde man den oſtiſchen Menſchen leicht als „verdruckt“ bezeichnen, d. h. unoffen, widerborſtig, hinterhältig, muffig. Jene Vorſtellung des „Quadratſchädels“ („tête carrée“) des „Dickkopfs“, des „Dickniſchels“ (ſächſiſch), des Menſchen mit dem „Brett vor der Stirn“, mag heute noch ſo vielverwendbar ſein, urſprünglich muß dieſe Vorſtellung dem oſtiſchen Ausſehen und oſtiſchem Weſen entnommen ſein. Das gleiche mag gelten für den ſüddeutſchen Ausdruck „Dubel“. Der Bildgehalt all dieſer Ausdrücke weiſt auf oſtiſche Raſſenzüge. Dumme oder unangenehme Menſchen der nordiſchen Raſſe ſehen mit ihren Langſchädeln und Schmalgeſichtern mehr aus wie „Schafsköpfe“, „Schafsnaſen“ oder „Schöpſe“. Die oſtiſchen Ausdrücke weiſen auf das Beharrend-ſtumpfe, die nordiſchen auf das Unbeſeelt-lange der jeweiligen Geſichtsform geiſtloſer Menſchen.

Auch als Kind iſt der oſtiſche Menſch nie ſo jugendlich kindlich wie der nordiſche, nie ſo harmlos allen Zwecken fern. Auch bleibt er nie ſo lange jugendlich wie der nordiſche Menſch. Früh ſchon wirkt er erfahren, früher kennt er beſtimmte Zwecke ſeines Handelns[1]). Er iſt ſchon als Schüler fleißiger, beobachtet das Weſen des Lehrers beſſer und richtet ſich danach; er iſt immer ein rechter Mittelkopf, nie ſo begabt wie ein nordiſcher Schüler ſein kann, nie ſo faul. Häufig aber hat er wirklich auch geiſtig „ein Brett vor der Stirn“; ſelbſt aber in dieſem Fall erſcheint er nie ſo begabungslos, wie dies in ſelteneren Fällen bei nordiſchen Schülern möglich iſt: der für die Schule, wenigſtens für die Mittelſchule, untaugliche oſtiſche Schüler mag ſich ſpäter im Erwerbsleben durchaus tauglich zeigen. Bei oſtiſchen Mädchen mag es ähnlich ſein. Ich habe bei oſtiſchen Frauen beobachtet, wie ſie allerhand Nebenerwerb durch dieſe und jene Geſchäfte und Arbeiten finden und ſo dem Verdienſt ihres Mannes ziemlich bedeutende Summen zulegen. Die Frauen der anderen europäiſchen Raſſen vermögen das nicht in dieſem Maß; ihnen fehlt der bezeichnende oſtiſche Zug, Tag für Tag ſelbſt in der ſeelenloſeſten Betriebſamkeit fortzuleben. Ehen, in denen Mann und Frau oſtiſch ſind, gedeihen durch das Zuſammenhalten gleicher Gewöhnlichkeit, erleiden ſelten Störungen und meiſt nur in der Form gegenſeitiger Beſchimpfungen. Ehen, in denen nur die Frau oſtiſch iſt, ſind für den andersraſſigen Mann oft eine Qual, der Mann wird immer ſchweigender und entſagender oder gleichgiltig. Ehen, in denen nur der Mann oſtiſch iſt, machen die andersraſſige Frau ſelbſt gewöhnlicher oder machen ſie zur Dulderin. Hingegen kommt es in rein nordiſchen Ehen oft zu einem gewiſſen auf das Selbſtloſe, auf geiſtige Güter, gerichteten Streben; innerhalb nordiſcher Ehen ſind ſcharfe Auseinanderſetzungen möglich.

Im ganzen iſt alſo das Weſensbild der Oſtraſſe (nach den etwa in Deutſchland und Mitteleuropa feſtſtellbaren Anſchauungen) nicht günſtig oder anziehend. Da die dinariſche Raſſe günſtig veranlagt iſt, muß man ſagen: das Bild der Oſtraſſe iſt innerhalb der europäiſchen Raſſen das eigentlich ungünſtige.

Iſt aber ſo das ſeeliſche Bild der Oſtraſſe nach verbreiteteren Anſchauungen nicht anziehend, ſo darf nicht überſehen werden, daß die Vergleichswerte, die zur Betrachtung des oſtiſchen Weſens dienen, meiſtens der weſtiſchen und vor allem der nordiſchen Begriffs- und Empfindungswelt entnommen ſind. Gäbe es ſo etwas wie eine ſelbſtändige oſtiſche Geſittung — daß es das nicht gibt, iſt an ſich ſchon wieder vielſagend — gäbe es eine beſondere, eigenblütige oſtiſche Geſittung, ſo würden innerhalb ihrer Grenzen die ſeeliſchen Eigenſchaften wohl ganz anders erſcheinen. Dann wäre die Geſchäftigkeit, der oſtiſche Fleiß, die Sparſamkeit eine beſondere Ehre; das Fehlen des geiſtigen und körperlichen Wagemuts hieße Bedachtſamkeit, das Fehlen des Leichtſinns Verſtändigkeit, und ſelbſt für die körperliche Unreinlichkeit oder mindeſtens geringere Reinlichkeit der Oſtraſſe ließe ſich vielleicht eine Deutung aus dem Weſen einer ſelbſtändigen oſtiſchen Geſittung erbringen. So aber muß der ſpaniſche Forſcher Mürriſchkeit feſtſtellen, weil er von dem lebendigen Treiben der Weſtraſſe herkommt; der engliſche Forſcher Mißtrauen und Verſchlagenheit, weil er von den aufrechten nordiſchen Angelſachſen herkommt. Immer iſt die Umwelt zu bedenken, die den Urteilenden beſtimmt hat. Am wenigſten wäre man etwaiger „ungerechter“ Beurteilung der oſtiſchen ſeeliſchen Eigenſchaften ausgeſetzt, wenn man die europäiſche Oſtraſſe mit den ihr nächſtverwandten mongoliſchen (innerasiatiſchen) Menſchenarten vergliche. Aber auch bei ſolchem Vergleich, beſonders bei Betrachtung der von den oſtaſiatiſchen Völkern geſchaffenen Geſittungen, würden ſich bei der europäiſchen Oſtraſſe wohl ungünſtige Züge zeigen.

---

[1]) Solche oſtiſchen Züge ſtellt Gottfried Keller ſehr ergetzlich dar in den beiden Zwillingen Iſidor und Julian in ſeinem Roman „Martin Salander“, von denen er auch gleich zu Beginn die „runden Köpfe“ ſchildert.

Verbrechenskundlich läßt ſich etwa feſtſtellen, daß in den deutſchen Gebieten vorwiegend oſtiſcher Raſſe häufiger ſind Betrug (?), Nötigung, Bedrohung und Blutſchande. Auf die ſeeliſche Eigenart der Oſtraſſe mag auch eine Beobachtung hinweiſen, die ich in vorwiegend oſtiſch beſiedelten Städten häufig gemacht habe, nämlich die, daß die Menſchen dieſer Städte im Straßenverkehr, im Ausweichen und Beiſeitetreten, beſonders ſchwerfällig ſind. Die geringere körperliche Reinlichkeit der oſtiſchen Raſſe iſt erwähnt worden (S. 164).

14. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der dinariſchen Raſſe.

Ein weſentlich anderes ſeeliſches Bild bieten die dinariſchen Menſchen. Den Beobachtern im öſterreichiſchen Heer iſt im Weltkrieg ihre Verläßlichkeit, Tapferkeit, ihr Stolz und ihr Ehrſinn aufgefallen, ob ſie auf deutſcher, ob auf feindlicher Seite gekämpft hatten. Die deutſchen Bauern Kärntens, der Steiermark, Tirols und Südbayerns, die körperlich dem ſog. Defreggerſchlag angehören, dieſe großen, kurzköpfigen, ſchmalgeſichtigen, hakennaſigen und kräftigen Geſtalten, die dort neben vorwiegend oſtiſchen Menſchen wohnen, unterſcheiden ſich faſt in allem von der Oſtraſſe. Ein beſonderer Sinn für Ehre zeichnet ſie aus und überall eine ſtark vaterländiſche, beſſer: heimatliebende Geſinnung. „Die Kärntner waren die einzigen Deutſchen, die nach dem allgemeinen Zuſammenbruch heldenmütig zu den Waffen griffen, um ihre Heimat gegen einen mächtigen einbrechenden Feind zu verteidigen“ [1]). Die Heimatliebe und der Heimatſtolz iſt der dinariſchen Raſſe innerhalb all der Volkstümer eigen, in denen ſie vorkommt. Die dinariſchen Bauern Tirols muß man ſich als die Hauptkämpfer des Tiroler Freiheitskampfes gegen Napoleon denken, und als dinariſche Menſchen ſind auch ſolche Geſtalten auf Denkmälern des öſterreichiſchen Alpengebiets immer wieder dargeſtellt. (Speckbacher ſcheint echt dinariſch geweſen zu ſein.) Es iſt kein Zweifel, daß das dinariſche Blut jenes beſondere bäuerliche Selbſtbewußtſein der bayeriſchen und öſterreichiſchen Alpengebiete bedingt, es iſt wohl möglich, daß das beſondere bayeriſche Selbſtbewußtſein dinariſch oder nordiſch-dinariſch bedingt iſt; oſtiſch kann es nicht ſein. Auf die ſtarke Beimiſchung dinariſchen Blutes ließe ſich auch der Abſtand des Norddeutſchen vom Bayern zurückführen. Das oſtiſche Blut, das ja mit nordiſchem ſo vielfach durchkreuzt iſt, wäre viel eher zur Überleitung der vorkommenden norddeutſch-bayeriſchen und norddeutſch-öſterreichiſchen Gegenſätze geſchaffen, da es kein eigenes Selbſtbewußtſein ſchafft. Nordiſch und dinariſch ſind aber zwei reine und eigenblütige Geſtaltungen, die beide ſein und gelten wollen; ja dem dinariſchen Menſchen eignet vielfach ein beſonderer Stolz auf ſeine Eigenart und eine beſondere Pflege der ihm überlieferten Gebräuche und Dinge. Die ſchöpferiſche Eigenart, mit der vor allem in den öſterreichiſchen Alpenländern jede „Talſchaft" ihr Eigenweſen in Sprache, Bauart, Geräten und Sitten pflegt, hebt ſich auffällig ab von der faſt unſchöpferiſchen Dumpfheit vorwiegend oſtiſch beſiedelter Gebiete. Der dinariſchen Raſſe ſcheint kriegeriſche Neigung und Tüchtigkeit eigen zu ſein wie der nordiſchen, eine gewiſſe händleriſche und kaufmänniſche Begabung fällt den Beobachtern auf. Sie ſcheint zu leichterer Erregbarkeit zu neigen, zu ſchnellerem Aufbrauſen, ja zum Jähzorn und zu beſonderer Raufluſt. Doch hebt ſich dieſe Neigung zu gelegentlichem Jähzorn ab von der Grundlage einer für die dinariſche Raſſe im allgemeinen geltenden Gutmütigkeit. In kennzeichnender Weiſe vereinigen ſich beim dinariſchen Menſchen eine gewiſſe Derbheit, ja Roheit, mit Gefühlſeligkeit (Sentimentalität). So ſcheint die dinariſche Raſſe gegenüber der nordiſchen ſeeliſch einfacher, minder reichhaltig und an Möglichkeiten der Entfaltung beſchränkter zu ſein, insbeſondere iſt ſie minder vordenklich und eignet ſich daher weniger zu weiter ausgreifenden Unternehmungen. Ihr ſcheint einerſeits die in der Nordraſſe mögliche ſeeliſche Feinheit und andererſeits auch die in der Nordraſſe mögliche Kühnheit des Gedankens und der großangelegten Tat verſagt zu ſein. Die dinariſche Seele kommt gegenüber der nordiſchen gleichſam mit weniger Einzelempfindungen, weniger Abſtufungen der Empfindung aus. In etwas ungeſchlachter Weiſe lagern gewiſſermaßen die Empfindungen beim dinariſchen Menſchen nebeneinander. Die Raſſe ſtellt am meiſten einen tüchtigen, derben und zur Heiterkeit geneigten Menſchenſchlag, der eine ausgeſprochene Gabe des Witzes und der gröberen Schlagfertigkeit beſitzt. Die Geſelligkeit der dinariſchen Raſſe iſt derb und geräuſchvoll. Der Geiſt ſcheint karger, die Seßhaftigkeit größer, der geiſtige Ausblick enger zu ſein als bei der Nordraſſe, der Wille aber ebenſo tüchtig, die Redlichkeit ebenſo entwickelt und gleichgroß der Sinn für heldentümliches Weſen. Als Weſenskern möchte man *rauhe Kraft und Geradheit* nennen.

---

[1]) Politiſch-Anthropologiſche Monatsſchrift, XVI, S. 469.

Eine Begabung für Schauſpielkunſt ſcheint innerhalb der dinariſchen

Raſſe vorhanden zu ſein. Als beſonders ausgeſprochene Begabung eignet der dinariſchen Raſſe aber eine Begabung für Tonkunſt, und es iſt ſicherlich kein Zufall, daß Tonkünſtler verhältnismäßig häufig dinariſche Züge rein oder beigemiſcht zeigen (ſo Paganini, ſo Tartini, ſo Berlioz, ſo Mozart, Haydn, Weber, Liſzt, Wagner, Chopin, Cornelius, Bruckner, Verdi, Cherubini). Es iſt auch bezeichnend, daß das Volkslied in Deutſchland beſonders lebendig iſt in den vorwiegend dinariſchen Gebieten.

Da Einzelunterſuchungen über das Weſen der dinariſchen Raſſe nicht vorliegen, läßt ſich ein ausgeführtes Bild nicht geben. Zu eigenen Beobachtungen hatte ich noch zu wenig Gelegenheit. Die „ſeeliſchen Farben“ der dinariſchen Raſſe ſcheinen mir ein dunkles Grün und ein Braunrot zu ſein.

In der geiſtigen Begabung möchte ich die dinariſche Raſſe unter den europäiſchen Raſſen an zweite Stelle ſetzen. Die ſchöpferiſchen Menſchen aller europäiſchen Völker zeigen ſich durchſchnittlich als vorwiegend nordiſch (vgl. S. 159/160). Wenn ſich aber ſtärkere Einſchläge nicht-nordiſchen Blutes bei ſolchen Menſchen zeigen, ſo ſcheint es ſich häufiger um Einſchläge dinariſcher Raſſe als um Einſchläge oſtiſcher oder weſtiſcher Raſſe zu handeln. Aufſchlußreich iſt hierfür die Betrachtung der Zeichnungen des Dresdener Zeichners Vogel v. Vogelſtein (1786 bis 1868), welche ſich im Dresdener Kupferſtichkabinett befinden. Dieſer Zeichner hat in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts in mehreren Ländern Europas die hervorragenden Männer gezeichnet. Aus ſeinen Zeichnungen läßt ſich das ſtarke Vorwiegen nordiſchen Blutes bei ſolchen Männern erkennen, ferner aber dies, daß bei ſtärkeren Einſchlägen nicht-nordiſchen Blutes ſich am häufigſten dinariſches Blut zeigt[1]. In der Verſtandesbegabung möchte ich die Reihenfolge: nordiſch, dinariſch, oſtiſch, weſtiſch annehmen.

Beobachtungen an den Hochſchülern der Wiener Univerſität in Wandelgängen und Hörſälen laſſen mich vermuten, daß die dinariſche Raſſe ſich nicht ſo ſehr zu wiſſenſchaftlicher Betätigung angezogen fühlt wie die nordiſche. Die öſterreichiſchen Studenten ſchienen mir nordiſcher zu ſein als der Durchſchnitt ihrer Heimat, und dinariſche Züge fanden ſich unter ihnen ſelten in Reinheit[2].

Die ſeeliſchen Eigenſchaften der ſogen. vorderaſiatiſchen (armenoiden) Raſſe, dieſer Schweſterraſſe der dinariſchen (vgl. S. 124), ſcheinen ſich von denen der dinariſchen Raſſe ziemlich ſtark zu unterſcheiden. Mindeſtens ſcheint der ſeeliſche Unterſchied größer zu ſein als der körperliche. „Die Völker von vorwiegend armenoider Raſſe wie Armenier, Griechen, Juden zeichnen ſich durch eine beſondere Geſchäftstüchtigkeit im Handel und Verkehr aus, wozu ihnen neben einem hohen Grad von Klugheit vor allem die Fähigkeit, ſich in die Seele anderer Menſchen einzufühlen, zugute kommt“ [1]). Die vorderaſiatiſche Raſſe ſcheint ebenfalls für Tonkunſt beſonders begabt zu ſein. Ein Hang zur Grauſamkeit, ja zu berechnender Grauſamkeit, ſcheint ihr eigen zu ſein. Er zeigt ſich immer wieder in der Geſchichte der Völker Vorderaſiens.

---

[1] Minder deutlich habe ich die gleichen Verhältniſſe beobachten können in den Bildwerken von David d'Angers, der ebenfalls die hervorragenden Menſchen ſeiner Zeit aufgeſucht hat.

[2] Man könnte, worauf ich aufmerkſam gemacht wurde, die ſog. vier Temperamente (deren Einteilung von Hippokrates ſtammt) ungefähr auf die vier europäiſchen Raſſen verteilen und die nordiſche Raſſe „melancholiſch“, die weſtiſche „ſanguiniſch“, die oſtiſche „phlegmatiſch“ und die dinariſche „choleriſch“ nennen.

15. Die Verteilung der Raſſen über das Gebiet deutſcher Sprache.

Eine genaue Karte der Raſſenverteilung innerhalb des deutſchen Volkstums läßt ſich heute noch nicht geben. Man beneidet die Italiener und Franzoſen, wenn man die ausgezeichneten Karten der Körperhöhe, der Schädelform und der Haar-, Haut- und Augenfarben betrachtet, welche ſo genau die Raſſenſchichten dieſer beiden Länder zeigen. Man beneidet die Engländer ſelbſt um ein älteres Werk wie das von Beddoe „The Races of Britain“ (1885), das oft bis ins Einzelne die Beſiedlungsgeſchichte Englands klärt.

Für Deutſchland und das deutſche Volkstum laſſen ſich genaue Karten heute noch nicht entwerfen; für Mittel- und Norddeutſchland beſonders fehlen alle ſicheren Grundlagen. Für ganz Deutſchland, Öſterreich, die Schweiz und Belgien liegen die Karten über die Verteilung der „Blonden“ und der „Braunen“ vor. Sie ſind für Deutſchland und Öſterreich nach der ſogen. Virchowſchen Schulkinderunterſuchung (1874 bis 77) entworfen, die in Deutſchland Virchow ſelbſt, in Öſterreich Schimmer durchgeführt haben, ihnen folgend dann Kollmann in der Schweiz und Vanderkindere in Belgien. Die Unterſuchung wurde ſo an 10 Millionen Kindern durchgeführt. Als „Blonde“ nahm Virchow nur Kinder mit heller Haut, blauen Augen und blondem Haar auf — grauäugige blieben ausgeſchloſſen, da Virchow graue Augen für eine Kreuzungserſcheinung hielt. Von dieſen „Blonden“ ſtellte die Unterſuchung in Deutſchland 31,8% feſt, in Öſterreich 19,79%, in der Schweiz 11,1%. Als „Braune“ wurden Kinder aufgenommen mit dunklerer Haut, braunen Augen und braunem oder ſchwarzem Haar. Von „Braunen“ fand man in Deutſchland 14,05%, in Öſterreich 23,17%, in der Schweiz 25,7%, in Belgien 27,5%. Die Aufnahme hat alſo Schädelbau, Körperhöhe uſw. unberückſichtigt gelaſſen. Sie hat dadurch einerſeits auch Kinder mit nichtnordiſcher Beimiſchung unter die „Blonden“ aufgenommen, andererſeits aber auch ſicherlich viel nordiſche und vorwiegend nordiſche Kinder, die graue Augen hatten, nicht berückſichtigt. Auch inſofern, als dieſe Schulkinderunterſuchung ſich ja nicht an Erwachſene hielt, bei denen ein Nachdunkeln der Haare nicht mehr möglich iſt, entſpricht ſie nicht genau einer Zählung von Menſchen mit nordiſchen Körpereigenſchaften, wiewohl bei der Zuſammenfaſſung der drei gewählten Merkmale das Nachdunkeln nicht mehr häufig zu ſein ſcheint. Indeſſen, mag auch im Einzelnen eine ſolche Unterſuchung kein ſcharfes Bild der Raſſenkarte geben, im Ganzen iſt doch wegen der geſetzmäßigen Wechſelſeitigkeit der Erſcheinungen heller Haut, blonden Haars und heller Augen mit den Erſcheinungen hohen Wuchſes und langer Schädel die Virchowſche Unterſuchung für die Verbreitung nordiſchen Blutes in Mitteleuropa von höchſtem Wert und muß als eine Grundlage zur Raſſenkarte Deutſchlands gelten — als eine der Grundlagen, der die zukünftige Forſchung noch eine Reihe von Erhebungen über Schädel- und Geſichtsform und Körperhöhe folgen laſſen muß.

---

[1] Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

Zwar könnte ſich noch die Frage erheben, ob denn die Verhältniſſe, welche dieſe Schulkinderunterſuchung feſtgeſtellt hat, ſich in der Zwiſchenzeit von faſt 50 Jahren nicht verſchoben haben. Dem iſt entgegenzuſetzen, daß ſich die großen Züge der raſſenhaften Beſiedelung des deutſchen Sprachgebiets ſogar aus der Völkerwanderungszeit herleiten laſſen. Seit der Schulkinderunterſuchung ſind Veränderungen wohl nur inſofern eingetreten, als das nordiſche Blut im ganzen Gebiet der deutſchen Sprache abgenommen hat. Daher legt auch dieſes Buch wenig Wert auf die durch die Schulkinderunterſuchung ermittelten Prozentzahlen der „Blonden“ und „Braunen“ für ein einzelnes Gebiet. Die verhältnismäßige Stellung der Gebiete gegeneinander, ihre verhältnismäßig größere oder geringere Helligkeit, d. h. Durchdringung mit nordiſchem Blut, zeigt ſicherlich heute im großen und ganzen die gleiche Abſtufung wie vor 50 Jahren.

Für Süddeutſchland und für Öſterreich ſind die Verhältniſſe beſſer unterſucht als für Nord- und Mitteldeutſchland. Hier liegen außer der Schulkinderunterſuchung andere Unterſuchungen vor. Einzelne ſüddeutſche Gebiete ſind ſehr genau durchforſcht worden. Vor allem muß hier das Werk Ammons „Zur Anthropologie der Badener“ (1899) erwähnt werden, welches die wertvollſten Aufſchlüſſe über dieſes raſſiſch äußerſt beachtenswerte Gebiet gibt. Ihm ſchließen ſich an: für das Elſaß die Arbeiten Pfitzners, für Württemberg die Arbeiten von Hölders, für Bayern die Rankes, für Niederöſterreich die Weisbachs, für Tirol die Arbeiten Frizzis, Tappeiners, Toldts und anderer. Die raſſiſchen Verhältniſſe Süddeutſchlands laſſen ſich alſo genauer ſchildern als die Mittel- und Norddeutſchlands.

Im folgenden ſoll nun verſucht werden, die Raſſenkarte des deutſchen Sprachgebiets zu beſchreiben. Zum deutſchen Sprachgebiet zählen auch die beiden Gebiete niederfränkiſcher Mundart, Flandern und Holland, und das Gebiet mittelfränkiſcher Mundart, Luxemburg. Hin und wieder müſſen begreiflicherweiſe die Züge der Raſſenkarte aus nichtdeutſchem Gebiet hergeleitet oder in nichtdeutſches Gebiet hinein weiterverfolgt werden: immer iſt die Klärung der Raſſenverteilung innerhalb des deutſchen Volkstums das Ziel.

Vor der eingehenderen Schilderung[1]) mögen hier zu vorläufiger Überſicht die Angaben Beddoes im Journal of the Anthropological Inſtitute, XXXV, 1905, folgen. Beddoe beſchreibt ſeine farbige Karte Mitteleuropas über die Verteilung der Haut-Haar- und Augenfarbe mit ihrem abgeſtuften Gefäll heller nordraſſiſcher Farben gegen Süden und Weſten, wie folgt:

---

[1]) Eine kürzere Überſicht über die Raſſenkarte des deutſchen Sprachgebiets habe ich in „Deutſchlands Erneuerung“ Heft 5, 1922, veröffentlicht.

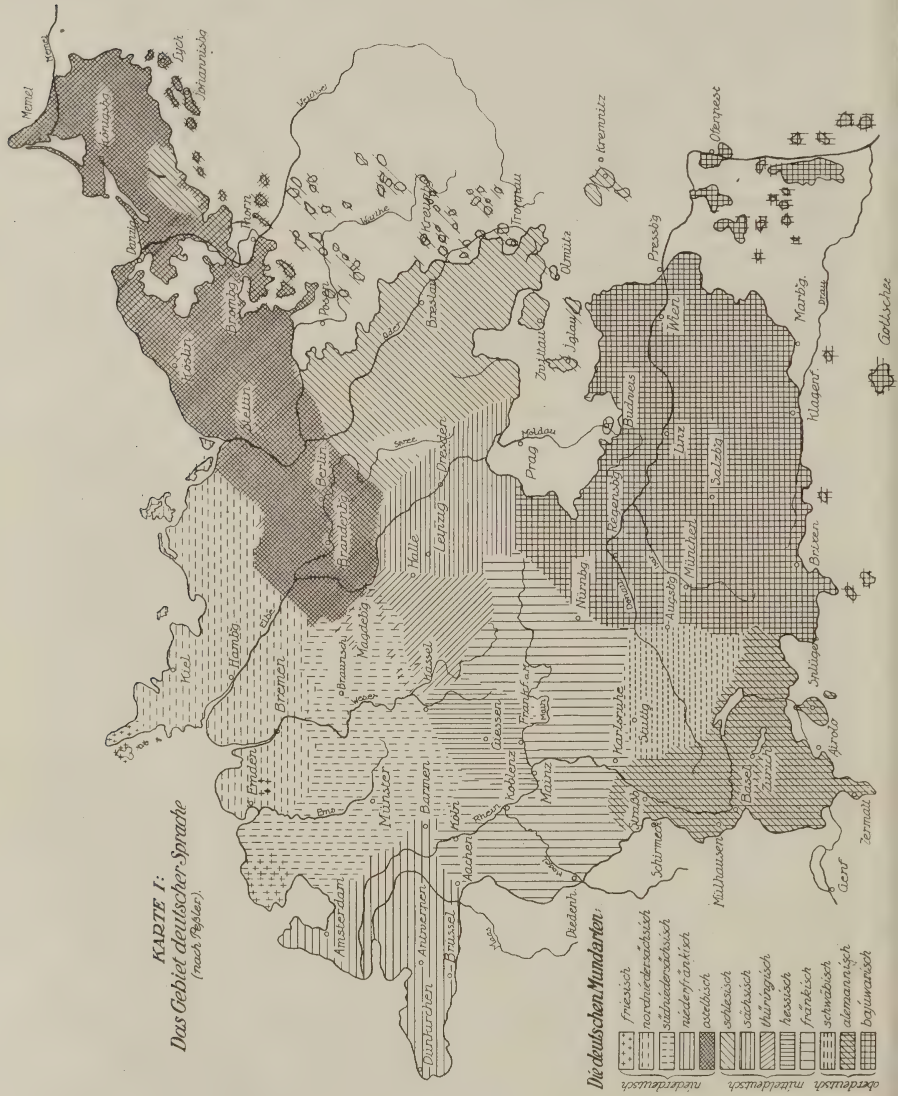
„Zu der Karte von Mitteleuropa habe ich eine Abſtufung von neun Farben benutzt, angeordnet von einem Hellrot, zugehörig den faſt durchweg blonden Niederſachſen, Frieſen und Dänen in Schleswig-Holſtein, Hannover und Oldenburg und den Bewohnern eines Teiles von Pommern über Rot und Gelbrot in Preußen, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg und Weſtfalen zum Gelb des Rheinlands, Heſſens, Thüringens, Sachſens und Schleſiens, zum Grün Frankens und Württembergs und von Teilen Flanderns, dann zum Blau von Flandern, Baden, Steiermark und Niederöſterreich, zum Veiel und Braun des Elſaſſes, der Ardennen, Bayerns, Böhmens, Galiziens, der Bukowina, Kärntens und Deutſch-Tirols bis endlich zum Schwarz, zugehörig dem ganzen Welſchtirol, faſt ganz Dalmatien und Iſtrien und großen Teilen Böhmens und der galiziſchen Karpathen.“

Man ſieht alſo, die Karte dient *nicht* dazu, *die* Gebiete kenntlich zu machen, in denen die oſtiſche, dinariſche oder weſtiſche Raſſe vorwiegt; ſie kann nur dazu dienen, die größere oder geringere Durchdringung Mitteleuropas mit nordiſchem Blut anzuzeigen. Das Auftreten der „Blonden“ iſt bedingt durch nordiſches Blut, das Auftreten der „Braunen“ kann ebenſowohl durch oſtiſches wie durch dinariſches, wie ſchließlich auch durch weſtiſches Blut bedingt ſein — von einem ſtärkeren weſtiſchen Einſchlag kann man allerdings in Deutſchland nirgends reden. Die Karte über die Verteilung der Farben iſt alſo gleichſam nur einſeitig zu verwerten, nur nach der Seite der nordiſchen Raſſe hin. Je heller die Karte, deſto ſtärker der nordiſche Einſchlag, je dunkler deſto ſchwächer (Karte II, S. 185 und Karte III, S. 187).

So zeigt die Karte auf den erſten Blick ein Gefälle der nordiſchen Raſſenzüge, des Gehalts an nordiſcher Raſſe, vom Nordweſten Deutſchlands aus gegen Süden und Oſten, ein Gefälle, das allerdings nicht gleichmäßig iſt: beſondere Siedelzüge der Nordraſſe ſind deutlich ſichtbar. Zur Klarheit des Kartenbildes wird es dienen, erſt die *Gebiete verhältnismäßig reinſter Raſſe*, ſowohl verhältnismäßig reinſter Nordraſſe wie verhältnismäßig reinſter Oſtraſſe anzugeben. Die Gebiete ſtärkeren dinariſchen Einſchlags müſſen bei der Schwierigkeit der Frage ſpäter für ſich betrachtet werden. — Dabei liegt all den folgenden Angaben die genannte Karte Beddoes mit ihren neun (für das deutſche Gebiet acht) Abſtufungen zugrunde[1]. Zu beachten iſt aber, daß auch in ihren reinſten Gebieten die oſtiſche und die dinariſche Raſſe nirgends ſo verhältnismäßig rein vorkommen wie die Nordraſſe in ihren reinſten Gebieten.

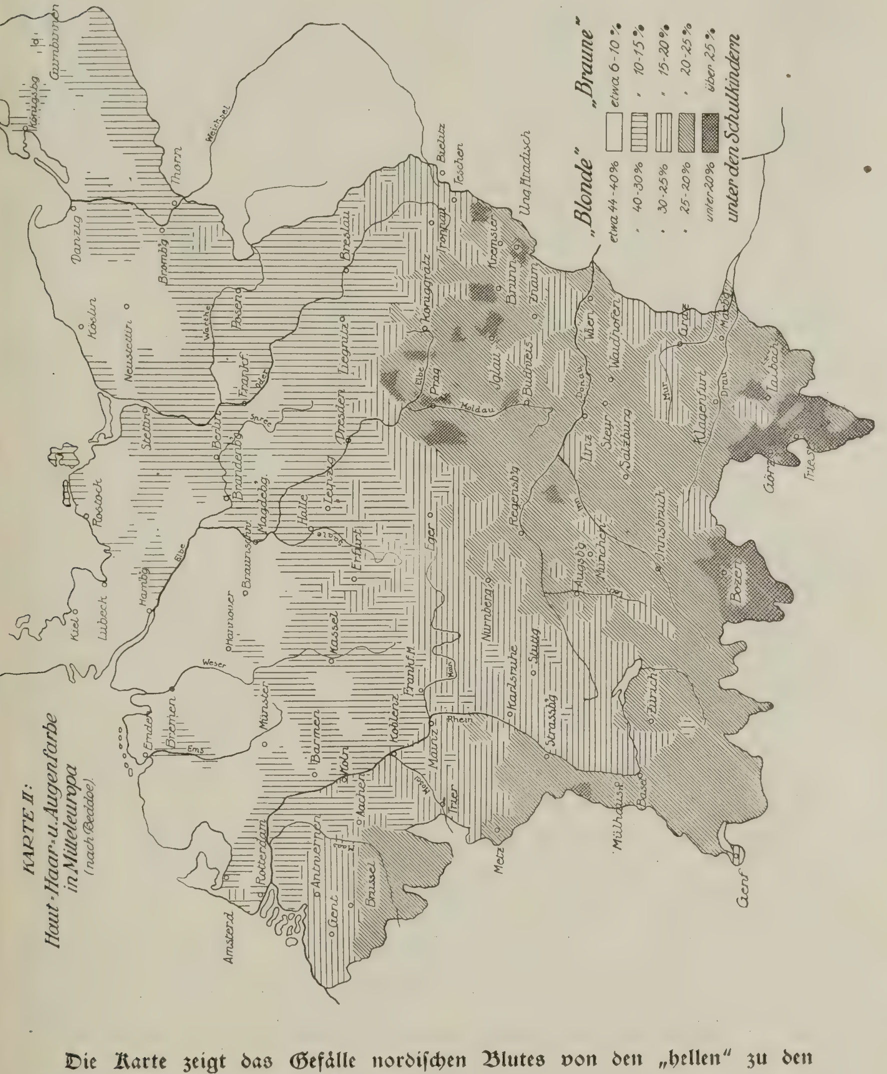
---

[1] welche ein beſſeres, deutlicheres Bild gibt als die nach Virchows Ergebniſſen gezeichnete Rankeſche „Karte der Braunen“ (Karte III, S. 187) mit ihren fünf Abſtufungen, auch ein beſſeres Bild als die nach Beddoe entworfene, aber ebenfalls nur fünfſtufige Karte II, S. 185.


Die deutschen Mundarten:
niederdeutsch
friesisch
nordniedersächsisch
südniedersächsisch
niederfränkisch
ostelbisch
mitteldeutsch
schlesisch
sächsisch
thüringisch
hessisch
fränkisch
oberdeutsch
schwäbisch
alemannisch
bajuwarisch
Memel
Königsbg
Lyck
Johannisbg
Danzig
Thorn
Brombg
Köslin
Stettin
Berlin
Brandenbg
Posen
Warthe
Weichsel
Oder
Kreuzbg
Breslau
Troppau
Olmütz
Kremnitz
Iglau
Znaim
Moldau
Prag
Budweis
Pressbg
Wien
Linz
Salzbg
Marbg
Drau
Klagenf.
Gottschee
Brixen
Splügen
Airolo
Zermatt
Genf
Spree
Dresden
Leipzig
Halle
Magdebg
Braunschw
Kassel
Kiel
Hambg
Elbe
Bremen
Weser
Emden
Ems
Münster
Barmen
Köln
Rhein
Aachen
Amsterdam
Antwerpen
Brüssel
Dünkirchen
Maas
Diedenh.
Mosel
Koblenz
Mainz
Giessen
Frankf. a.M.
Main
Nürnbg
Regensbg
Donau
Augsbg
München
Karlsruhe
Stuttg
Strassbg
Schirmeck
Mülhausen
Basel
Zürich

KARTE I: Das Gebiet deutscher Sprache (nach Peßler).

Streng ſprachwiſſenſchaftlich betrachtet, iſt das Frieſiſche keine deutſche Mundart, ſondern eine eigene (zwiſchen Niederdeutſch und Engliſch ſtehende) Sprache.


„Blonde“
„Braune“
etwa 44-40% / etwa 6-10%
40-30% / 10-15%
30-25% / 15-20%
25-20% / 20-25%
unter 20% / über 25%
unter den Schulkindern
Königsbg
Gumbinnen
Weichsel
Thorn
Danzig
Brombg
Köslin
Neustettin
Warthe
Posen
Breslau
Bielitz
Teschen
Troppau
Kremsier
Brünn
Znaim
Ung. Hradisch
Königgrätz
Liegnitz
Frankf.
Oder
Stettin
Berlin
Spree
Dresden
Elbe
Prag
Moldau
Iglau
Budweis
Donau
Wien
Waidhofen
Graz
Mur
Marbg
Drau
Laibach
Klagenfurt
Görz
Triest
Rostock
Kiel
Lübeck
Hambg
Brandenbg
Magdebg
Leipzig
Halle
Saale
Erfurt
Eger
Regensbg
Linz
Steyr
Salzburg
Inn
Innsbruck
Bozen
Augsbg
München
Braunschw
Hannover
Weser
Bremen
Emden
Ems
Münster
Kassel
Nürnberg
Main
Frankf. M.
Stuttg
Karlsruhe
Strassbg
Rhein
Mainz
Koblenz
Mosel
Trier
Metz
Barmen
Köln
Aachen
Mülhaus
Basel
Zürich
Genf
Amsterd
Rotterdam
Antwerpen
Brüssel
Gent

KARTE II:
Haut-Haar- u. Augenfarbe in Mitteleuropa
(nach Beddoe)

Die Karte zeigt das Gefälle nordiſchen Blutes von den „hellen“ zu den „dunklen“ Gebieten (vgl. S. 188).

Beſonders dunkler als ihre Umgebung ſind die Städte: Aachen, Antwerpen, Berlin, Breslau, Danzig, Erfurt, Köln, Liegnitz, Marburg a. Drau, Poſen, Salzburg.

Beſonders heller als ihre Umgebung ſind: Bozen, Brünn, Görz Iglau, Kremſier, Metz, Waidhofen (vgl. hierzu meine Vermutung Fußnote S. 172).

Als Gebiete verhältnismäßig reinſter Nordraſſe müſſen gelten: Schleswig-Holſtein, Oldenburg, ein Teil von Pommern, Braunſchweig, Hannover. Als Gebiete verhältnismäßig reinſter Oſtraſſe müſſen gelten: der walloniſche Teil Belgiens, Luxemburg, in Elſaß-Lothringen, falls dort nicht doch zuviel dinariſche Raſſe beigemiſcht iſt, vor allem der Wasgenwald (Vogeſen) und die von ihm auslaufenden Höhenzüge, ein geringer Teil des ſchwäbiſchen und große Teile des fränkiſchen Juras, der Schwarzwald mit ſeinen höheren nördlichen und mittleren Teilen, die Schweiz, mit ſpäter anzugebenden Ausnahmegebieten. — Sehr dunkel iſt die ſüdliche Hälfte Bayerns mit ſpäter zu bezeichnenden, bedeutenderen Ausnahmegebieten, Böhmen mit Ausnahme ſeiner nördlichen und öſtlichen Grenzgebiete. Im ſüdlichen und mittleren Bayern iſt aber eine ſtarke dinariſche Beimiſchung, da und dort ſogar ein Vorwiegen dinariſcher Raſſe ſicher, in Böhmen eine ſchwächere dinariſche Beimiſchung wahrſcheinlich. Öſterreich, vor allem die öſterreichiſchen Alpen, ſtellen bis auf ſpäter anzugebende Ausnahmegebiete, den deutſchen Bezirk vorwiegend dinariſcher Raſſe dar; jedoch ſcheint die dinariſche Raſſe auf deutſchem Boden nirgends ſo vorwiegend aufzutreten wie in den obenbezeichneten Gebieten die nordiſche bzw. die oſtiſche Raſſe.

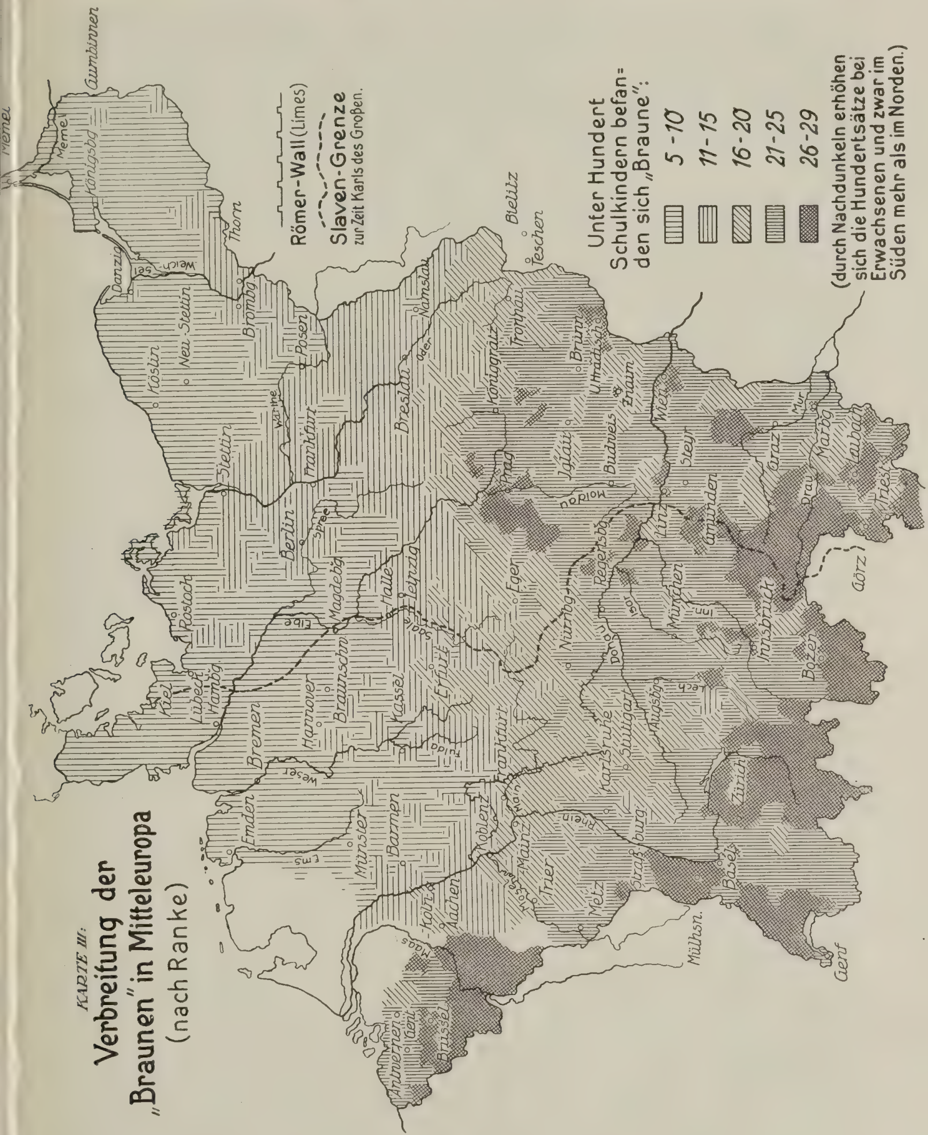
Zwiſchen den angedeuteten Gebieten verhältnismäßig reinſten Raſſentums, im Norden der nordiſchen, im Weſten, Süden und Südoſten der oſtiſchen bzw. der dinariſchen Raſſe, liegt nun ein nordiſch-oſtiſches, bzw. nordiſch-oſtiſch-dinariſches Miſchgebiet. Das Gefälle nordiſcher Raſſe iſt aber, wie ſchon vermerkt wurde, nicht gleichmäßig; in Mittel- und Süddeutſchland fallen ſtarke Sonderheiten der Beſiedlung auf, eigenartige Vorſtöße nordiſcher Raſſe mitten in die dunkleren Gebiete hinein. Eine allmähliche, abgeſtufte Abnahme des nordiſchen Einſchlags findet nur ſtatt bis zu einer ſtark auffallenden weſt-öſtlichen Querlinie, die etwa von Bingen am Rhein nach Görlitz und dann zum Oberlauf der Oder hinführt und nur einmal durch das gebirgige Gebiet des Thüringer Waldes unterbrochen wird[1]). Dort im Thüringer Wald verlaufen die letzten nördlichen Ausläufer einer gewiſſen ſtärkeren oſtraſſiſchen Beimiſchung in das verhältnismäßig reinnordiſche Gebiet hinein. Wollte man eine ganz im verhältnismäßig rein nordiſchen Gebiet verlaufende Linie angeben, ſo führte dieſe etwa von Koblenz über Kaſſel, Frankfurt a. O. und Bromberg nach Nordoſten.

Dieſe Angaben: im Nordweſten das vorwiegend nordiſche Gebiet, gegen Weſten, Süden und Südoſten das vorwiegend oſtiſche bzw. oſtiſch-dinariſche Gebiet und endlich dieſe weſtöſtliche Linie Bingen a. Rh.-Görlitz — dieſe Angaben darf man zum Verſtändnis der folgenden Einzeltatſachen nicht aus dem Auge laſſen.

Schon aus der obigen Beſchreibung kann die Vermutung hervorgehen, die Oſtraſſe wie die dinariſche Raſſe ſeien eigentlich Gebirgsraſſen;

---

[1]) Dieſe Linie könnte man als die anthropologiſche „Mainlinie“ bezeichnen, falls nicht eben doch ſtarke Vorſtöße nordiſcher Raſſe vom Maingebiet ſüdwärts reichen würden und falls nicht eben das nordiſche Blut das allen deutſchen Stämmen gemeinſame Blut wäre. Dieſe „Mainlinie“ erwähnt Virchow, Archiv f. Anthropol. Bd. 16, 1887, läßt ſie aber mit der Flußlinie nahe zuſammenfallen.



KARTE III: Verbreitung der „Braunen" in Mitteleuropa (nach Ranke)

Römer-Wall (Limes)
Slaven-Grenze zur Zeit Karls des Großen.
Unter Hundert Schulkindern befanden sich „Braune":
5-10
11-15
16-20
21-25
26-29
(durch Nachdunkeln erhöhen sich die Hundertsätze bei Erwachsenen und zwar im Süden mehr als im Norden.)
Memel
Gumbinnen
Königsbg
Thorn
Danzig
Weichsel
Köslin
Neu Stettin
Brombg
Posen
Stettin
Warthe
Frankfurt
Breslau
Oder
Namslau
Bielitz
Teschen
Troppau
Königgrätz
Brünn
U. Hradisch
Znaim
Wien
Jglau
Budweis
Prag
Moldau
Berlin
Spree
Rostock
Lübeck
Kiel
Hambg
Elbe
Magdebg
Halle
Leipzig
Saale
Eger
Nürnbg
Regensbg
Linz
Steyr
Gmunden
Graz
Mur
Marbg
Laibach
Drau
Triest
Görz
Innsbruck
Inn
München
Isar
Donau
Lech
Augsbg
Bozen
Bremen
Hannover
Braunschw
Kassel
Erfurt
Fulda
Weser
Emden
Ems
Münster
Barmen
Frankfurt
Main
Koblenz
Mainz
Trier
Mosel
Karlsruhe
Stuttgart
Rhein
Straßburg
Metz
Basel
Zürich
Mülhsn.
Genf
Köln
Aachen
Maas
Brüssel
Gent
Antwerpen

Die **Slawen-Grenze** (limes sorabicus) mag noch heute etwa die Grenze angeben, bis zu der von Oſten her ein geringerer Einſchlag mongoliſcher (innerаſiatiſcher) Raſſe merklicher iſt als in den weſtlicheren Gebieten Mitteleuropas und in Weſteuropa.

Der **Römerwall** (der wie die Slawengrenze eine Grenze der Volkstümer und **nicht** der Raſſen war) wurde in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. von den Germanen durchbrochen, nachdem er ſeit Ende des erſten Jahrhunderts dem Grenzſchutz der Römer gegen die Germanen gedient hatte.

die Querlinie von Bingen am Rhein über Görlitz zum Oberlauf der Oder iſt ja zugleich die Querlinie, an der, mit Ausnahme des Thüringer Waldes, die Gebirgserhebungen Oberdeutſchlands enden. Die Störungen der ſtetigen Abnahme nordiſcher Züge gegen Süden ſind auch tatſächlich hervorgerufen durch beſonders tief einſchneidende nordiſche Siedlungsſtröme, die — das mag ſchon hier geſagt ſein — in der Hauptſache den ſüdlich gerichteten Wander- und Eroberungszügen der nordraſſiſchen germaniſchen Stämme der Völkerwanderungszeit entſprechen.

Als Ausgangspunkt einer Beſchreibung der einzelnen Züge des Kartenbildes diene wieder Nordweſtdeutſchland. Bei dieſer Beſchreibung wähle ich, wie ſchon gelegentlich oben, zur Kennzeichnung der Abſtufungen in der Beimiſchung nordiſcher Raſſe die Ausdrücke „hell“ und „dunkel“. Ein helleres Gebiet bedeutet dann ein ſtärker nordraſſiſches Gebiet, ein dunkleres Gebiet kann ein ſtärker oſtraſſiſches oder ſtärker dinariſches Gebiet bedeuten.

Schleswig-Holſtein hat eine Bevölkerung, die noch reiner nordiſch iſt als die Dänemarks. Quer über die jütiſche Landſpitze des Skager Raks zieht ein Gebiet mit oſtiſcher Beimiſchung; deutlich oſtiſch untermiſcht ſind die däniſchen Inſeln. Schleswig-Holſtein, ſowie das bezeichnete nordweſtdeutſche Gebiet, ſtehen mit ihrem Gehalt nordiſcher Raſſe nur größeren Gebieten Schwedens und einigen Gebieten Norwegens nach. Das deutſche *Gebiet verhältnismäßig reinſter Nordraſſe* erſtreckt ſich weſtlich bis in die Niederlande hinein über die Landſchaften Groningen und Friesland. Die oſt- und weſtfrieſiſchen Inſeln ſind nordiſch; unter den Halligfrieſen ſollen ſich allerdings deutliche Beimiſchungen einer vollrundköpfigen Bevölkerung finden, d. h. einer Bevölkerung, bei der die Schädelbreite der Schädellänge gleich iſt (Lbrz. d. Schädels = 100). Nach Oſten erſtreckt ſich das Gebiet verhältnismäßig reinſter Raſſe bis etwa zu einer Linie Lübeck-Halberſtadt; der Harz iſt ſchon eine etwas dunklere Stelle. Eine Ausbiegung erfährt dieſe Linie, da wo Hannover weiter nach Oſten reicht, der Nordgrenze der Altmark entlang zur Elbe hin und weiter ſüdlich in die Mitte der Altmark hinein. Gegen Süden endet das Gebiet verhältnismäßig reinſter Raſſe ziemlich deutlich an den erſten gebirgigen Erhebungen, alſo etwa an einer Linie Halberſtadt-Hannover. Man könnte dieſe Linie bis zum Unterlauf der Weſer weiterziehen, wenn nicht der Weſer entlang ein Keil eines etwas dunkleren Gebiets nördlich bis Bremen reichte. Das Moorgebiet der mittleren Ems bis gegen die oldenburgiſche Grenze iſt im Verhältnis zu ſeiner Umgebung ſogar auffällig dunkel. Auch die Moorgebiete weſtlich Hamburg und kleinere Moorgebiete in der Gegend des mittleren Laufs des Kaiſer-Wilhelm-Kanals ſind dunkler, ebenſo die Landſchaft Stade. Den Gebieten verhältnismäßig reinſter Raſſe muß ein großer Teil des öſtlichen Pommerns zugezählt werden, ein breites Gebiet, das von der Oſtſee her etwa zwiſchen Kolberg und Stolp ſüdlich noch ein Stück über die weſtpreußiſche Grenze hinauszieht. Zu den Gebieten verhältnismäßig reinſter Raſſe gehört auch die weitere Umgebung der Stadt Münſter in Weſtfalen, ebenſo die engere Umgebung Magdeburgs.

Die gewählte Bezeichnung „verhältnismäßig reinſte Raſſe“ und ebenſo die im folgenden gebrauchte Bezeichnung „verhältnismäßig reine Raſſe“ darf nicht mißverſtanden werden. *Das Wort „verhältnismäßig“ ſoll ſchon darauf hinweiſen, daß die Vergleichung immer nur die Verhältniſſe des Gebietes deutſcher Sprache ins Auge faßt.* Es muß ferner bedacht werden, daß auch in denjenigen deutſchen Gebieten, die verhältnismäßig am nordiſchſten beſiedelt ſind, immer noch auch ſtärkere Einſchläge dunkler Raſſen, vor allem der Oſtraſſe, zu erkennen ſind. Aus Gebieten, die hier „verhältnismäßig rein" genannt werden, ſtammen z. B. Rembrandt, Beethoven und Reuter, die doch in ihrer Geſichtsbildung einen ſehr ſtarken oſtiſchen Einſchlag zeigen oder, wie Beethoven, von der nordiſchen Raſſe anſcheinend nur noch die blauen Augen zeigen (Abb. 163 und 164)[1].

Überall alſo an ſolche „Gebiete verhältnismäßig reinſter Raſſe" ſchließen ſich ſolche an, die man immer noch ſehr wohl als „*Gebiete verhältnismäßig reiner Nordraſſe*" bezeichnen kann, wenn man abſtufende Ausdrücke ſucht, die man aber mindeſtens als Gebiet ſtark überwiegender Nordraſſe bezeichnen muß. Hierher gehört wohl das mittlere Holland — Angaben hierüber ſind zu ſpärlich —, hierher gehört Weſtfalen bis auf ſeinen ſüdlichſten Teil, ferner die Gebiete am Mittellauf der Weſer, die Gebiete am Lauf der Elbe von Magdeburg bis zur hannöverſchen Grenze, dazu Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, und das weſtliche Pommern mit Ausnahme von Rügen und der Gegend von Stralſund, mit Ausnahme ferner eines größeren rechtselbiſchen Gebiets im weiteren Umkreis von Lauenburg. Auch über Wismar und Schwerin erſtreckt ſich von der Küſte her ein dunkleres Gebiet; weiter gegen Oſten folgen ebenfalls dunklere Gebiete. „Verhältnismäßig reinraſſig" im eben angedeuteten Sinne iſt erſt wieder Pommern mit Ausnahme der Gegend von Kammin und einer breiten Landſtrecke links und rechts der Oder. Die Stadt Danzig iſt dunkler als ihre Umgebung. — Weſtpreußen iſt im eben bezeichneten Sinne verhältnismäßig reinraſſig bis auf die Gebiete links und rechts der Weichſel, die ſich vom Unterlauf der Weichſel beſonders nach Weſten weithin etwa bis Konitz erſtrecken. Oſtpreußen iſt ebenſo verhältnismäßig reinraſſig bis auf ſeine ſüdlichſten Gebiete, bis etwa zu einer Linie, die über Oſterode, Biſchofsburg, Angerburg, Lyck zur Grenze führt, einer Linie alſo, die etwa der deutſchen Sprachgrenze gegen die Maſuren entſpricht. Dunkler iſt die Umgebung von Gumbinnen, die Gegend der Pregelmündung, die Gegend um Tilſit und die um Memel. — Im Kreiſe Gumbinnen iſt eine gewiſſe dinariſche Beimiſchung zu finden, das dinariſche Blut, das die etwa 15000 ausgewanderten Salzburger i. J. 1731 aus ihrem vorwiegend dinariſchen Gebiet dorthin mitgebracht haben (Abb. S. 269).

Die erwähnten dunkleren Gebiete im reinraſſigen Gebiet entſprechen etwa denen, die ſich jetzt weiter ſüdlich anſchließen, d. h. Gebieten, in denen man noch immer von einem *ſtarken Vorherrſchen nordiſcher Raſſenzüge* reden kann. Dieſe ſind: der ſüdliche Teil des mittleren Hollands mit Ausnahme deutlich oſtraſſiſch untermiſchter Gebiete der Landſchaft Nordholland um Zaandam und der Landſchaft Utrecht. Ferner: das gebirgige Weſtfalen, ein rechtsrheiniſches Gebiet bis Koblenz hinauf und von hier aus gegen Oſten ein breiter Gürtel, deſſen Südgrenze etwa durch die Linie Koblenz-Leipzig-Poſen angedeutet ſei, deſſen Nordgrenze ſich bis an die oben bezeichneten Gebiete verhältnismäßig reinſter und verhältnismäßig reiner Raſſe hinſchiebt, wobei der breite Vorſtoß dieſes Gebiets links und rechts der Oder bis zur Oſtſee hin ſehr auffällig iſt. Berlin, in dieſem Gebiet gelegen, iſt dunkler als ſeine Umgebung. In dieſem breiten Landgürtel zerſtreut ſind *einzelne Gebiete verhältnismäßig reiner Raſſe*: eines ſüdlich Elberfeld-Barmen, eines am Oberlauf der Sieg um Siegen herum, eines, dem Gebiet Waldecks entſprechend, andere um Luckenwalde-Jüterbog, eines am linken Ufer der Oder, das ſich etwa von Kroſſen bis Frankfurt a. O. und von da zum Spreelauf hinüberzieht.

---

[1] Man wird zwar bei ſolchen vorwiegend oſtiſch ausſehenden Menſchen nordweſtdeutſcher Herkunft öfters ein nordiſcheres Erbbild annehmen dürfen: Die Eltern Rembrandts z. B. ſahen *beide* ziemlich viel nordiſcher aus als er.

Es folgt ein weiteres Gebiet, das wieder etwas dunkler iſt: das ſüdliche Holland, das linksrheiniſche Rheinland bis Koblenz hinauf mit Ausnahme des Gebiets um Aachen und des Eifelgebiets, dann jener angedeutete breite Streifen, der nördlich durch die Linie Koblenz-Leipzig-Poſen, ſüdlich durch die Linie Bingen a. Rh.-Görlitz-Oberlauf der Oder, bezeichnet iſt. Die Städte des Rheinlandes ſind (nach Beddoe) dunkler als ihre Umgebung. Ich vermute im Rheinland eine geringe dinariſche Untermiſchung. — In den beſchriebenen Streifen hinein ſchiebt ſich der vor allem im Oſten dunklere Thüringer Wald, der etwa den helleren Teilen Württembergs zu vergleichen wäre; in dieſen Streifen ſchiebt ſich das dunklere Vogtland hinein. Hellere Gebiete liegen aber ebenfalls in dieſem Streifen: ein größeres zwiſchen den dunkleren Gebieten des Vogelbergs und der Rhön — die Rhön iſt auffällig dunkler. Kleinere hellere Gebiete liegen vor dem Süd- und Nordhang des Thüringer Waldes, in deſſen Gebiet die Höhenbewohner höher gewachſen ſein ſollen als die Talbewohner. Erfurt iſt erheblich dunkler als ſeine Umgebung. Ein dunklerer Streifen zieht ſich auch von Mittweida nach Altenburg. Ein helleres Gebiet indeſſen liegt nördlich Breslau beiderſeits der Oder, eines ſüdlich Breslau etwas weſtlich von Strehlen, eines weſtlich Breslau an der Grenze gegen Poſen um Namslau. Breslau iſt — etwa auch durch das dort ſtark vertretene Judentum? — erheblich dunkler als ſeine Umgebung, ebenſo Liegnitz und vielleicht auch andere ſchleſiſche Städte. Die ſächſiſchen Städte hingegen unterſcheiden ſich nicht weſentlich vom ſächſiſchen Land.

Damit iſt die Schilderung der ziemlich gleichgeſchichteten Weſt-Oſtſtreifen beendet. Es beginnt das mittel- und ſüddeutſche Gebiet, das ganz anders beſchrieben werden muß. Noch einmal folgen Landſtrecken vorwiegend nordiſcher Raſſenzüge, ſie ſind aber tief hineingetrieben in die Gebiete vielleicht eben ſchon leicht vorwiegend oſtiſcher Raſſe bzw. oſtiſch-dinariſcher Miſchung. Die weſtöſtliche Abſtufung läßt ſich noch wohl erkennen im nördlichen Belgien, dem das Gebiet um Aachen entſpricht. Die Eifel ſchließt ſich an, die linksrheiniſchen Gebiete um Mainz, das Maintal mit dem Speſſart, der Fränkiſchen Platte und breiten Strecken links und rechts des Mains bis zum vorwiegend oſtraſſiſchen Ausläufer des Fränkiſchen Juras, der Fränkiſchen Schweiz. Gleichgeordnet in der Abſtufung läßt ſich weiter verfolgen ein Gebiet an der Eger entlang — das Erzgebirge ſelbſt iſt vorwiegend oſtiſch — ferner ein Gebiet längs der Gebirgshänge, die nach Schleſien in die hellere Ebene abfallen. Als auffällig ſeien im mitteldeutſchen Gebiet noch erwähnt eine beſonders helle Landſtrecke, die ſich von Koblenz und vom rechten Moſelufer her bis gegen den Hunsrück zieht, und eine Landſtrecke, die in gleicher Helligkeit vom Nahetal gegen den Hunsrück aufſteigt. Beſonders hell iſt auch der Odenwald mit Ausnahme vielleicht ſeiner höheren ſüdlichen Erhebungen. — Dieſe eben geſchilderte Stufe erfährt aber vom Maintal aus nach Süden ſo ſtarke Fortſetzungen, daß es jetzt geboten iſt, die einzelnen ſüddeutſchen Länder für ſich zu beſchreiben.

Da die Verhältniſſe in Elſaß-Lothringen, das wohl vorwiegend oſtraſſiſch iſt, im Zuſammenhang ſtehen mit den Gebirgszügen, die vom walloniſchen Gebiet her bis gegen Belfort hin zu verfolgen ſind, geht die Betrachtung am beſten noch einmal bis ins belgiſche Gebiet zurück. Die Abſtufung, das Gefälle nordiſcher Raſſe, war vom nördlichen Holland her gegen Süden raſcher erfolgt als innerhalb des Deutſchen Reiches. Man ſtellt ſich in Deutſchland das holländiſche Gebiet überhaupt meiſt viel nordraſſiſcher vor, als dies in Wirklichkeit der Fall iſt. Zu den dunklen Beimiſchungen kommt in Holland durch Miſchverbindungen, welche die Holländer in ihren Kolonien eingehen und ſeit dem 17. Jahrhundert eingegangen ſind, ein *malayiſcher Einſchlag*, der in den größeren Städten Hollands in der Bevölkerung heute ſchon ſehr deutlich erkennbar iſt (Abb. S. 136). Auffällig mit Hinſicht auf die nördliche Lage Hollands waren ſchon die oſtiſch untermiſchten Gebiete mitten in der Landſchaft Nordholland und im Weſten der Landſchaft Utrecht. Aber noch auffallender ſind die Beſiedlungsverhältniſſe der Inſeln vor der Rheinmündung. Dieſe Inſeln ſind ſeewärts vorwiegend nordiſch, landwärts vorwiegend oſtiſch beſiedelt. Stark oſtiſch beſiedelt ſind Nord- und Südbeveland. Schädel aus einem untergeſunkenen Dorf dieſer Gegend hatten die durchſchnittliche Längenbreitenzahl 87. Die Feſtlandsküſte hinter dieſen Inſeln, die Gegend um Bergen op Zoom, iſt ebenfalls ziemlich oſtiſch und ſo bis ins belgiſche Gebiet hinein. Im Norden Hollands zeigt die Inſel Terſchelling noch einmal ſtärkere oſtiſche Beimiſchung, die Inſeln der Süderſee weiſen ſie ebenfalls auf. Dieſe Beimiſchungen verlieren ſich wieder ziemlich in Flandern. Die Landſchaften Weſtflandern und Antwerpen ſind die hellſten, etwa mitteldeutſchen Gebieten entſprechend. Etwas dunkler, dem nördlichen Süddeutſchland entſprechend, ſind die anderen Landſchaften Flanderns, Oſtflandern, Limburg und die nördliche Hälfte von Südbrabant. Aber, ſobald wir dieſe flandriſchen, eine *niederfränkiſche Mundart* ſprechenden Landesteile der Ebene verlaſſen und ins ſüdliche, walloniſche Gebiet, alſo in dieſes Gebiet einer *franzöſiſchen Mundart*, eintreten, ſteigt die Längenbreitenzahl und ſinkt die Zahl der Blonden in auffälliger Weiſe. *Die Sprachgrenze iſt hier einmal Raſſengrenze*: vorwiegend oſtiſch ſind die Landſchaften Hennegau, Namur, Lüttich und die ſüdliche Hälfte von Südbrabant. Wir ſind am Gebiet der Ardennen angekommen, an das ſich die ebenfalls vorwiegend oſtiſche Eifel anſchließt, deren oſtiſche Bevölkerung bis gegen Aachen hin ſiedelt und in Aachen ſelbſt vielleicht noch verhältnismäßig ſtärker vorwiegt als in der Umgebung der Stadt. An das oſtiſche Gebiet der Ardennen ſchließt ſich das vorwiegend oſtiſche Luxemburg an. Die Bewohner der Flußtäler aber dieſes ganzen Gebiets, der Täler der Moſel und der Maas vor allem, ſcheinen nordiſcher zu ſein; ſie ſind höheren Wuchſes. Die Städte, wenigſtens Namur und Charleroi, ſind heller. Vom walloniſchen Gebiet ſtrahlen Ausläufer vorwiegend oſtiſcher Raſſe ins Rheinland aus. Der Siedlungszug vorwiegend oſtiſcher Raſſe verläuft aber von den Ardennen über Luxemburg und die Hochfläche von Lothringen ſüdöſtlich gegen den Wasgenwald, dann dem anſcheinend dinariſch untermiſchten Wasgenwald entlang und ſchließlich in das dunkle Schweizer Grenzgebiet (oſtiſch-dinariſche Miſchung?) hinein. Dabei verläuft eine Linie kürzeſter Schädel immer mehr im franzöſiſchen Sprachgebiet, etwa von den Ardennen über Metz, das heller iſt als ſeine Umgebung, nach Nanzig, Lunéville, St. Dié, Epinal, Remiremont, Belfort. Doch ſind die Nachbargebiete der bayriſchen Pfalz nur wenig nordiſcher oder nur weniger vorwiegend oſtraſſiſch bis auf die helleren Täler der Nahe und ihrer Nebenflüſſe, wie — jedoch in geringerem Maß — der Saar und ihrer Nebenflüſſe. Wenn in der bayriſchen Rheinpfalz vielleicht nur das Gebiet des ſüdlichen Hardtwaldes und die Gegend um Speyer beſonders dunkel iſt, ſo beginnt doch gleich ſüdlich der elſäſſiſch-pfälziſchen Grenze ein ſehr dunkles Gebiet, in welchem nur die Rheinebene hin und wieder hellere Züge zeigt. Beſonders dunkel iſt der ganze Wasgenwald und die Gegend um Mülhauſen. Jedoch iſt hier außer dem wohl ſtärkeren oſtiſchen ein gewiſſer dinariſcher Einſchlag möglich, ja wahrſcheinlich. Ein ſtärkerer dinariſcher neben einem ſtärkeren nordiſchen Einſchlag läßt ſich vor allem auch in der elſäſſiſchen Rheinebene vermuten. Erſt der Sundgau und die Burgundiſche Pforte erſcheinen wieder ein wenig aufgehellt. Die wenigen franzöſiſch ſprechenden Gemeinden im Elſaß, wo ſonſt überall die alemanniſche Mundart gilt, ſind etwas ſtärker kurzköpfig als die deutſchſprechenden: nach Weſten dehnt ſich ja ein vorwiegend oſtiſches Gebiet noch weit über Oſtfrankreich hin aus. Erſt die Ebene der Champagne — die Raſſengrenze folgt auch dort ziemlich genau der Gebirgsgrenze — iſt wieder nordiſcher und ſtellt den Anſchluß her zu den noch vorwiegend nordraſſiſchen Gebieten des Artois und der Pikardie in Nordweſtfrankreich.

Die badiſchen Beſiedlungsverhältniſſe verſucht Karl Heſſelbacher zu ſchildern in ſeinen „Silhouetten neuer badiſcher Dichter“[1]).

„Auf den hochgelegenen Schwarzwaldhöhen hauſt ſtellenweiſe ein kleingewachſenes Geſchlecht, aus deſſen breiten Geſichtern dunkle Augen blitzen und dem ein ſtruppiges Schwarzhaar den Schädel deckt. In merkwürdigem Gegenſatz zu den hochgewachſenen, blauäugigen und blondhaarigen Germanen ſteht dieſes Geſchlecht, die Reſte einer uralten, wohl vorkeltiſchen Raſſe: wo in einem Dorfe die beiden Stämme zuſammenwohnen, wird jetzt noch eine Ehe zwiſchen den „Schwarzen“ und „Hellen“ vermieden — nach vielen Jahrhunderten. Und dann der römiſche Einſchlag, den manche Forſcher noch in dem Geſichtſchnitt der Bevölkerung im nördlichen Schwarzwald finden wollten und der im Volksbrauch und Volksaberglauben bis heute weiterlebt. — Im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung brachen die Alemannen ins Oberrheintal und ſaßen als trutziges Herrenvolk in den Weilern und Höfen, bis ums Jahr 500 die Franken im Norden des Landes ſich feſtſetzten und die Alemannen in die Gebirgstäler des Schwarzwaldes gegen die Oos und die Hornisgrinde hinaufdrängten.“

Zu dieſer Schilderung iſt zu bemerken, daß von einem „römiſchen Einſchlag“ im Blut des heutigen badiſchen Volkstums nicht die Rede ſein kann, daß es ſich bei der Unterſcheidung alemanniſch und fränkiſch nur um mundartliche und ſittentümliche Grenzen handelt. Der Raſſe nach waren die Alemannen wie die Franken und Schwaben (Sweben) nordiſch. Ferner iſt zu ſagen: die gegen die Oos und die Hornisgrinde hinaufgedrängten Volksteile ſind ſchon beim Vordringen der Franken keine echten, d. h. nordraſſiſchen Alemannen mehr geweſen, ſie mögen eine Miſchbevölkerung geweſen ſein, etwas minder oſtraſſiſch als die heutigen dort lebenden Bewohner. Die echten Alemannen mögen in großer Zahl im Kampf gegen die vordringenden Franken geendet haben. Schließlich muß noch bemerkt werden, daß die „vorkeltiſche Raſſe“ des Schwarzwaldes die oſtiſche Raſſe iſt, daß ſie aber im Gebirge nicht nur „ſtellenweiſe“ anſäſſig iſt, ſondern die eigentliche Bevölkerung des Schwarzwalds, vor allem in ſeinen mittleren und nördlichen Teilen, darſtellt. Ihre Augen „blitzen“ aber nicht. — Durch die außerordentliche Tätigkeit Ammons ſind die badiſchen Verhältniſſe ſehr genau durchforſcht worden.

Öſtlich einer Linie Heidelberg-Pforzheim gehört Baden — mit Ausnahme des Gebirges um Heidelberg und der ſüdlicheren, höheren Teile des Neckarberglandes — jener mitteldeutſchen Stufe eben noch vorwiegender nordiſcher Raſſenzüge an. Sein übriges Gebiet, wenn man es im Geſamtdurchſchnitt betrachtet, gehört vielleicht — wenn man die Rheinebene abzieht: wahrſcheinlich — wohl im großen und ganzen einem eben ſchon vorwiegend oſtiſchen Raſſenbild an. Im einzelnen betrachtet, zeigen ſich deutliche Abſtufungen, die im allgemeinen ganz das gleiche Bild wie die Gebirgsabſtufungen bieten. Vorwiegend oſtraſſiſch iſt, wie oben vermerkt, der Schwarzwald, vor allem in ſeinen mittleren und nördlichen höheren Teilen. Die Höhen und höheren Täler um Baden-Baden, um den Kniebis und die Hornisgrinde ſind auffallend oſtraſſiſch; auffällig kurzgewachſen ſind die Bewohner des Bezirks Wolfach, der die niedrigſten Körpermaße des Deutſchen Reiches aufweiſt. Die Nachbarbezirke ſchließen ſich ihm an, auch die württembergiſchen Nachbarbezirke bis ſüdlich in die Baar hinein. Durch die Baar bricht von Württemberg her — und herzuleiten durch das Neckartal bis vom Maintal her — der Ausläufer eines nordraſſiſchen Zuſtroms, der ſich im Gebiet des Feldbergs im Schwarzwald zerſtreut, aber noch hie und da fühlbar iſt auch am Weſthang des Gebirges. Scharf abtrennend muß früher hier die veräſtelte Grenze dieſes nordraſſiſchen Stromendes verlaufen ſein. Mitten im vorwiegend oſtiſchen Gebiet treten hier gleichſam unvermittelt Menſchen mit vorwiegend nordiſchen Zügen auf. Ich habe ſelbſt im Feldberggebiet mitten in oſtraſſiſcher Umgebung ein dort heimiſches Bauernmädchen auffällig nordiſchen Ausſehens geſehen, die dort wie ausgeſetzt erſchien. Der raſſiſche Gegenſatz iſt wohl ſelten ſo deutlich wie hier am Südende des nordraſſiſchen Main-Neckarzuſtroms. Ein zweiter Ausläufer dieſes Zuſtroms dringt ins badiſche Land dem oberſten Donautal entlang und endet ebenfalls etwa im Feldberggebiet. Der Südhang des Schwarzwalds iſt wohl vorwiegend oſtraſſiſch, jedoch mit einem merklichen dinariſchen Einſchlag, vor allem im Gebiet des ſog. Hotzenwaldes, wo die dinariſche Raſſe wahrſcheinlich vorwiegt. Die breiteren, ebeneren Uferſtrecken des Rheins im Gebiet der Schaffhauſener rechtsrheiniſchen Kantonsgrenze weiſen einen ſtärkeren nordiſchen Einſchlag auf. Das ſchweizeriſche Gebiet aber unmittelbar um Schaffhauſen iſt anſcheinend ſtärker oſtraſſiſch durchmiſcht als das angrenzende badiſche. Hingegen iſt das Weſtufer des Bodenſees im weiteren Umkreis, etwa ſo weit die niedrigeren Bodenerhebungen verlaufen, wieder heller. Hierher reicht, vom hohenzollernſchen Gebiet her, den fruchtbaren Niederungen folgend, ein weiterer Ausläufer des nordiſchen Main-Neckarzuſtroms.

---

[1]) In Geiger, Baden, ſeine Kunſt und Kultur, Bd. 2. 1910.

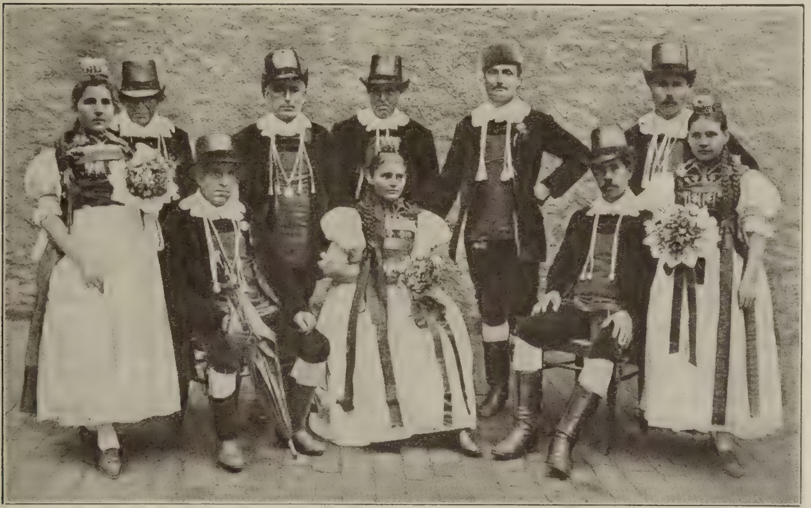


Abb. 268. Hotzenwald (Südbaden). Dinariſch-oſtiſche und oſtiſch-dinariſche Hotzenwälder (die Männer mehr dinariſch, die Mädchen mehr oſtiſch). (Aufn.: Gersbach, Säckingen a. Rh.) Vgl. auch Abb. 224, 225.

Ziemlich ausgeſprochen iſt der Gegenſatz einer dunklen gegen eine etwas aufgehellte Bevölkerung da, wo der Steilabfall des Schwarzwalds gegen Weſten an die Rheinebene reicht. Durch die ganze rechtsrheiniſche Ebene läuft ein ununterbrochenes Band hellerer Bevölkerung, deutlich gegenüber Straßburg auf einer längeren Strecke nördlich und ſüdlich von Kehl, deutlich im Bezirk Offenburg, wo die nordiſcheren Siedlungen in das Kinzigtal hineinreichen. Eine ſtarke nordiſche Zumiſchung erſcheint in der Südweſtecke Badens, im Markgräflerland im Gebiet des Wieſentals talaufwärts etwa bis Zell und rheinaufwärts bis etwa zum Einfluß der Aar und Wutach. Dieſe ganze Südweſtſtrecke iſt auch durch eine höhere Selbſtmordszahl gekennzeichnet. Ein gewiſſer, nicht eben geringer, dinariſcher Einſchlag läßt ſich vom ſüdlichen Baden her noch bis nach Mittelbaden hin verfolgen (Abb. 182, 183).

Die badiſchen Städte ſind alle heller als ihre Umgebung. Dasſelbe gilt auch für die Schweiz.

Die deutſchen Teile der Schweiz, das Gebiet der hochalemanniſchen Mundart, ein im ganzen wohl vorwiegend oſtraſſiſches, ſicherlich aber da und dort ſtark dinariſch untermiſchtes Gebiet, ſind doch immer noch durch nordiſche Beimiſchung (ſchätzungsweiſe 25—30% nordiſchen Blutes im Geſamtkörper der deutſchen Schweiz) gekennzeichnet und zwar heben ſich ziemlich ſcharfe Einzelzüge der Karte ab. In die Täler der Aar, Limmat und Reuß hinauf reichen nordiſche Kennzeichen, Nachwirkungen frühgeſchichtlicher alemanniſcher, vielleicht im einzelnen noch vorgeſchichtlicher keltiſcher Einwanderungen. Die Beimiſchung iſt ſo ſtark, daß die Hauptgebiete vorwiegend oſtiſcher Raſſe bzw. oſtiſch-dinariſcher Raſſenmiſchung nach Oſten (Thurgau, Appenzell, St. Gallen mit Ausnahme des helleren Oberrheintals, Glarus, Graubünden, Teſſin) und nach Weſten (Wallis und Waadt) abgedrängt erſcheinen. Erſt an den Gebieten höchſter Gebirgserhebungen enden die nordiſchen Wanderungen; im Berner Oberland reichen ſie ſogar ziemlich hoch hinauf. Auffällig iſt die ſtarke Blondheit und die verhältnismäßig große Körperhöhe in Unterwalden, deſſen Einwanderungsſage (vgl. Schillers Tell) in ſeltſamem Zuſammentreffen ja gerade Skandinavien als Urheimat des Stammes nennt. Die deutſche Sprachgrenze der Schweiz gegen die franzöſiſche, italieniſche und ladiniſche Sprache läuft nirgends einer Grenze der Raſſen oder der Raſſenmiſchungen entlang. Die deutſche Sprachinſel im Kanton Graubünden, die nördlich an die ladiniſche, ſüdlich an die italieniſche Sprache grenzt, das deutſche Gebiet am Hinterrhein und Splügen, liegt mitten im vorwiegend oſtiſchen Gebiet.

Die Verhältniſſe Württembergs ſind leicht zu beſchreiben. Im ganzen iſt es nordiſcher als Baden, weit nordiſcher als die Schweiz. In Baden und in der Schweiz handelt es ſich um ſichtliche Zumiſchung nordiſchen Blutes in gewiſſen Tälern und fruchtbaren Gegenden; in Württemberg handelt es ſich um einen nördlich-ſüdlichen Zuſtrom nordiſchen Blutes, der von der Maingegend abzuleiten iſt. Mit Ausnahme eines kleinen dunkleren Gebiets, das etwa die kleine Ausbiegung der bayriſchen Grenze ſüdöſtlich von Miltenberg ausfüllt, gehört das ganze Land vom Main bis öſtlich in die Hohenloher Ebene hinein und bis weſtlich an den Schwarzwald jenem mitteldeutſchen Gebiet eben noch vorwiegend nordiſcher Miſchung an. Gleich vorwiegend nordiſch ſind die Gebiete längs des ganzen Neckartales und darüber hinaus bis in jene oben beſchriebenen badiſchen Gebiete hinein. Im einzelnen ergeben ſich einige Abſtufungen: ein Gebiet beiderſeits des Neckars um Heilbronn iſt weſentlich dunkler als die Stadt Heilbronn ſelbſt. Ein größeres Gebiet beiderſeits des mittleren Kochers in der Gegend von Hall iſt auffällig heller, beſonders gegenüber dem unmittelbar ſüdlich daran anſchließenden Höhenzug, der auffällig dunkler iſt. Heller iſt auch ein kleineres Gebiet nordweſtlich von Marbach. Das Gebiet der Filder ſüdlich und ſüdöſtlich von Stuttgart ſoll (nach v. Hölder) nordiſcher ſein als ſeine Umgebung; unmittelbar öſtlich davon dem Neckarlauf entlang und hart bis an den Fuß der Rauhen Alb erſtreckt ſich wieder ein Gebiet auffälliger Helligkeit, das nördlich etwa bis Nürtingen, ſüdlich über Göppingen bis in die gebirgigen Erhebungen der Gegend um die Burg Hohenſtaufen hineinreicht.

Von dieſer Gegend aus verläuft nun ein beſonderer Nebenarm des Main-Neckarzuſtroms in faſt genau ſüdlicher Richtung; er folgt ſehr deutlich dem Tal der Fils, überſchreitet die Alb und zieht nach Ulm hinab, überſchreitet die Donau, zieht mit ſeinem Endverlauf im württembergiſchen Gebiet die Iller, im bayriſchen Gebiet die Günz hinauf und wendet ſich vom Illergebiet noch einmal gegen das Oſtufer des Bodenſees, wo er in dunklerem Gebiet endet.

Vom oberen Neckartal breitet ſich das hellere Gebiet des Main-Neckarzuſtroms aus gegen den Schwarzwald hin und weiſt um Freudenſtadt noch einmal eine beſonders helle Stelle auf. Dem Oberlauf des Neckars folgend, erreicht dann der nordiſche Zuſtrom die badiſche Grenze, erreicht in der nordweſtlichen Baar die Brigach, die Breg und zerteilt ſich ſchließlich gegen das Feldberggebiet hin. Ein zweiter Endverlauf des nordiſchen Zuſtroms war ſchon vom unteren Oberlauf des Neckars aus, wahrſcheinlich der Eyach folgend, über das Hohenzolleriſche Land etwa bei Sigmaringen an die Donau gelangt und verläuft von hier in zwei Armen ins dunklere Gebiet: der erſte, den Talſenkungen folgend, gegen das Weſtufer des Bodenſees zu; der andere, minder deutliche, nach Weſten gerichtet, ſüdweſtlich an der Baar vorbei ebenfalls auf das Feldberggebiet zu. Die Mitte der Baar verläuft alſo halbinſelförmig in ein helleres Gebiet hinein.

Es fehlt nur noch die Schilderung der vorwiegend oſtiſchen Gebiete Württembergs. Dieſe ſind zunächſt der höhere Schwarzwald, dann — aber minder dunkel als dieſer und wohl dinariſch untermiſcht — die Rauhe Alb, ausgenommen die noch helleren Albübergänge des nordiſchen Zuſtroms. Von der Rauhen Alb reichen vorwiegend oſtraſſiſche Ausläufer in die Hohenloher Ebene hinein. — Zwiſchen den vorwiegend oſtraſſiſchen und den nordiſcheren Gebieten Württembergs beſtehen begreiflicherweiſe mehr oder minder vermittelnde Übergänge. In der Südhälfte Württembergs iſt eine gewiſſe ſtärkere dinariſche Beimiſchung ſicher; darüber bei Betrachtung der öſterreichiſchen Raſſenverhältniſſe.

Bayern nimmt ebenfalls teil an der Ausſtrahlung nordiſcher Raſſe vom Maintal aus. Das ganze bayeriſche Unterfranken gehört der mitteldeutſchen Stufe eben noch vorwiegend nordiſcher Züge an, der gleichen Stufe alſo, die ſich durch Württemberg hindurch ſo weit ſüdwärts erſtreckt. Vom bayeriſchen Unterfranken aus ziehen ſich nun ebenfalls hellere Züge in ſüdöſtlicher Richtung nach Ober- und Mittelfranken hinein; die Aufhellung reicht aber ſchon in Oberfranken und Mittelfranken nur noch hin, die Grenze des eigentlich dunklen Gebiets weiter nach Süden zu drängen. Von einem immer noch deutlichen Vorwiegen nordiſchen Bluts wie in dem württembergiſchen Gebiet des Main-Neckarzuſtroms läßt ſich ſüdlich der Grenze Unterfrankens kaum mehr ſprechen. In Unterfranken liegt jedoch um Schweinfurt ein Gebiet beſonderer Helligkeit, ebenſo eines im Mainknie nördlich Bamberg; auch in Oberfranken iſt das Rednitztal noch einmal beſonders hell. Der Steigerwald und die Frankenhöhe ſcheinen aber ſchon merklich dunkler zu ſein. In Oberfranken reicht das dunklere Gebiet, dem Fränkiſchen Jura folgend, ſchließlich über den Roten Main hinüber, hellt ſich im Tal des Weißen Mains noch einmal merklich auf und ſetzt ſich dann nach Oſten dunkel in das dunkle Fichtelgebirge hinein fort, nach Norden, ein wenig aufhellend, in den Thüringer Wald hinein. Beſonders auffällig iſt die niedriggewachſene Bevölkerung um Bayreuth, in der fränkiſchen Schweiz. Bei all dieſen Gebieten iſt die Dunkelheit wahrſcheinlich mehr der oſtiſchen Raſſe zuzuſchreiben, noch kaum einer oſtiſch-dinariſchen Miſchung.

Das verhältnismäßig hellere Gebiet, das von Unterfranken her nach Süden zieht, endet überall an den Gebirgserhebungen. Das Tal der Rednitz bis Fürth hinauf, ebenſo das Tal der Rezat bis zur wahrſcheinlich dunkleren Frankenhöhe, ſcheinen nordiſche Siedlungsſtraßen geweſen zu ſein. Von dieſen Tälern aus ziehen ſich bis an die Gebirge hin hellere Gebiete. Ganz deutlich hebt ſich öſtlich und ſüdlich dieſes Fränkiſchen Terraſſenlandes der vorwiegend oſtraſſiſche Fränkiſche Jura ab. Öſtlich ſeines nördlichen Verlaufs, in der bayeriſchen Oberpfalz, ſchließen ſich noch einmal hellere Gebiete an. Vom oberen Egertal, von der Gegend um Eger her, zieht ſich ein helleres Gebiet gegen Amberg zu und endet am Jura. Heller iſt jedoch das ganze Gebiet der Oberpfalz wohl bis zu den höheren Lagen des Böhmerwaldes — die Karte läßt ſich hier nicht ſo leicht ableſen, da ſich in Böhmen von Pilſen her ein noch helleres Gebiet gegen den Böhmerwald hinaufzieht. Das verhältnismäßig hellere Gebiet der bayeriſchen Oberpfalz endet im Süden am Nordhang des Bayeriſchen Waldes. Die Grenzgebiete um den Tillenberg im Norden wie überhaupt der ganze Böhmerwald, beſonders ſüdlich des Tals der Radbuſa, ſind vorwiegend oſtraſſiſch, aber wohl mit einem ſtärkeren dinariſchen Einſchlag.

Die Nordgrenze vorwiegender Oſtraſſe in Bayern wäre demnach ſo zu beſchreiben: gegen Oſten der Böhmerwald, dann anſchließend der Bayeriſche Wald bis etwa zum Regen, von da zum Fränkiſchen Jura, den Jura entlang nach Norden und mit ihm ſich wieder nach Süden wendend zur württembergiſchen Grenze. Alle bayeriſchen Gebiete ſüdlich dieſer Linie ſind im großen und ganzen ſehr dunkel — aber ſind ſie etwa zwiſchen Donaulauf und Alpenhang vorwiegend oſtiſch oder ſind ſie oſtiſch-dinariſch beſiedelt? — Beſchrieben werden wegen der Schwierigkeit der Frage jetzt nur die Ausnahmegebiete einer gewiſſen Aufhellung und die Gebiete, die beſonders dunkel ſind. Es fällt auf, daß die Donau, ſobald ſie bei Ulm bayeriſches Gebiet betritt, mindeſtens aber unterhalb der Günzmündung, in ein dunkles Gebiet kommt und dieſes bis zur öſterreichiſchen Grenze nicht mehr verläßt; in Niederbayern tritt ſie ſogar in ſehr dunkle Gebiete ein, deren eines an ihrem rechten Ufer etwa von der Gegend bei Straubing bis zur Iſarmündung zieht und von da ſüdlich über das Iſartal bis etwa zum Rottal reicht, deren anderes an ihrem linken Ufer von etwa oberhalb der Iſarmündung bis etwa unterhalb der öſterreichiſchen Grenze in Bayern auch auf das rechte Donauufer übergreift. Weitere ſehr dunkle Gebiete ſind der Bayeriſche Wald und der Südteil des Böhmerwaldes, ferner das Gebiet des Dachauer Mooſes, das Gebiet des Erdinger Mooſes und das Iſartal um Landshut. All dieſe ſüdlich der Donau gelegenen Gebiete weiſen mit ihrer Dunkelheit aber ſowohl auf oſtiſche wie auf dinariſche Raſſe, d. h. alſo auf eine oſtiſch-dinariſche Miſchbevölkerung mit um ſo geringerem nordiſchem Einſchlag, je dunkler das betreffende Gebiet iſt.

Gebiete beſonders auffälliger Dunkelheit ſind in den bayeriſchen Alpen: eines, das vom Gebirge aus im Gebiet des Walchenſees in die Ebene hineinreicht; ein anderes, das von den Salzburger Alpen im Gebiet des Chiemſees zur Ebene hinabreicht und im mittleren Inntal in der Gegend von Waſſerburg an ein beſonderes helles Gebiet angrenzt. — Dieſe beiden, eben bezeichneten, ſehr dunklen Gebiete fallen aber dadurch auf, daß ſie mit Gebieten erhöhter Körpergröße zuſammentreffen. Hier ſind auf bayeriſchem Boden die Gegenden beſonders ſtarker dinariſcher Beimiſchung, ja einer vorwiegend dinariſchen Bevölkerung, zu ſuchen. Da dieſe Frage im Zuſammenhang mit den Raſſenverhältniſſen der öſterreichiſchen Alpen ſteht, wird ſie dort an ihrer Stelle erſt eingehender betrachtet werden.

Es fehlen noch die im dunklen Teil Bayerns liegenden helleren Gebiete: das um Waſſerburg ſcheint ſich nördlich bis gegen das Erdinger Moos hin auszudehnen. Ein größeres helleres Gebiet folgt, wie erwähnt, der Iller und Günz und breitet ſich von dort auf der Hochebene im Gebiet der Allgäuer Mundart bis gegen den Lech hin aus. Breit ſchiebt ſich aber in dieſes Gebiet ein dunkles (oſtiſches oder oſtiſch-dinariſches?) hinein, entſprechend den höher gelegenen Gebieten am Ober- und Mittellauf der Iller und der Günz. Die Gegend um Schongau erſcheint beſonders dunkel, dagegen beſonders hell ein Gebiet zwiſchen Kaufbeuren und dem Lech um Oberdorf. Ein ebenſo auffällig helleres Gebiet liegt zwiſchen Günz und Lech weſtlich von Augsburg um Zusmarshauſen. Auch das rechte Ufer des Lech gegenüber Augsburg iſt heller und ebenſo ein Gebiet der mittleren Paar nordöſtlich von Augsburg, ſüdlich des Donaumooſes. Man ſieht, daß die helleren Inſeln im dunklen Teil Bayerns mit den helleren Gebieten Württembergs nicht ſchwer zu verbinden ſind. Man wird ſie auch nicht ſchwer mit der ſchwäbiſchen Mundart vereinen können, die ſich ja über die württembergiſche Grenze hinaus weit ins bayeriſche Land hinein erſtreckt. Gegen Norden und Weſten iſt Bayern heller, dunkel gegen Oſten und Süden. In größeren Gebieten aber des bayeriſchen Alpenabhangs und der davorliegenden Ebene iſt die Dunkelheit nicht mehr die vorwiegend oſtiſcher, ſondern die vorwiegend dinariſcher Raſſe. In ganz Bayern ſollen die Städte dunkler ſein als ihre Umgebung (?).

Öſterreich iſt dunkel gegen Bayern und Böhmen, heller gegen Mähren und überhaupt gegen Oſten zu. Das fällt auf. Der Schluß ergibt ſich, Öſterreich ſei nicht von Bayern aus nordiſch beſiedelt worden und — um einen Augenblick zur Geſchichte hin abzuſchweifen — dieſer Schluß trügt nicht: Markomannen und Bajuwaren ſind von Oſten her über Böhmen und Mähren eingewandert. Daher iſt heute noch Niederöſterreich heller als Oberöſterreich.

Im ganzen iſt Deutſchöſterreich überwiegend dinariſch-oſtiſch beſiedelt. (Der nordiſche Bluteinſchlag im Geſamtkörper des öſterreichiſchen Volksſtammes mag etwa 25—30% ausmachen.) In der dinariſch-oſtiſchen Miſchung des geſamten öſterreichiſchen Gebiets ſcheint aber die dinariſche Raſſe zu überwiegen; ſicherlich überwiegt ſie in den eigentlichen Alpenländern, wenn es wohl auch nirgends zu einem ſo ſtarken Vorherrſchen dinariſcher Raſſe kommt, wie im nördlichen Deutſchland zu einem Vorherrſchen nordiſcher Raſſe. Am beſten zählt man zunächſt, wegen der Schwierigkeit der Frage, die nordiſcheren Ausnahmegebiete auf, die Gebiete größerer Helligkeit. Dieſe ſind: in Niederöſterreich das ganze Grenzgebiet gegen Mähren, ja im Oſten ein Gebiet jenſeits der Grenze, das ziemlich genau der deutſchen Sprachgrenze folgt und faſt bis Brünn vorſtößt. Im Süden reicht dieſes hellere Gebiet oberhalb Wiens bis an das linke Donauufer. Wien ſelbſt iſt heller als ſeine Umgebung, am hellſten der Wiener Bezirk Hernals. Das ganze oberöſterreichiſche Donautal, vor allem das linke Donauufer, iſt heller als ſeine ſehr dunkle Umgebung. Heller iſt auch ein größeres Gebiet nördlich und nordöſtlich von Linz, das etwa dem Südhang des Greinerwaldes entſpricht. An der bayeriſch-öſterreichiſchen Grenze fällt ein helleres Gebiet auf, das wie ein Kreisausſchnitt zwiſchen dem rechten Inn- und dem rechten Donauufer liegt und etwas über Schärding den Inn hinauf und entſprechend weit die Donau hinab reicht. Außer dieſen Gebieten iſt Oberöſterreich deſto dunkler, je höher man gegen die öſterreichiſchen Alpen hinaufkommt. Im dunklen Ennstal und in deſſen Umgebung mag ein gewiſſes Vorwiegen dinariſcher Raſſe beſonders ſtark ſein.

Heller iſt ein breiteres Gebiet der Oſtgrenze Steiermarks und Niederöſterreichs von Wiener-Neuſtadt nördlich bis faſt an die Mur und im Süden ein breiter Streifen, der ſich über die Cetiſchen Alpen und das Mürztal bis ins Murtal hinein und faſt bis zur Murquelle hinauf erſtreckt. Das Murtal verläuft von oberhalb Graz an in dunklem — vorwiegend dinariſchem — Gebiet. Heller iſt in Steiermark noch ein Gebiet, durch das die deutſch-ſloweniſche Sprachgrenze mitten hindurchgeht, wobei der größere Teil dem ſloweniſchen Sprachgebiet zufällt, einem ſloweniſchen Sprachgebiet, das allerdings mit deutſchen Sprachinſeln ſtark durchſetzt iſt. Auf deutſcher Seite ſind es die ſüdlich Graz liegenden Gegenden um Landsberg und Schwanberg, auf ſloweniſcher Seite das Gebiet um Cilli — Cilli ſelbſt iſt dunkler — und weſtlich davon das um Krainburg und Laibach. Das Drautal iſt beſonders dunkel — die Dunkelheit deutet hier auf ein beſonders ſtarkes Vorwiegen der dinariſchen Raſſe — bis auf die erwähnte Stelle oberhalb Lienz: dort liegt das ſüdlichſte verhältnismäßig hellere Gebiet, gebildet durch das oberſte Drautal und das Puſtertal. Noch weiter ſüdlich finden ſich im dinariſchen Gebiet hie und da hellere Stellen, ſo um Rudolfswert und um Adelsberg. Die deutſche Sprachinſel Gottſchee liegt in einem dunklen, wohl ſtark vorwiegend dinariſchen Gebiet (Abb. 270).

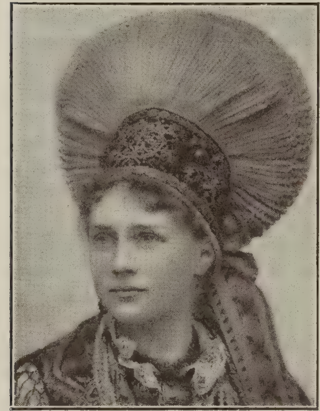


Abb. 269. Oberkrain (Öſterreich), vorwiegend nordiſch. (Aufn.: Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

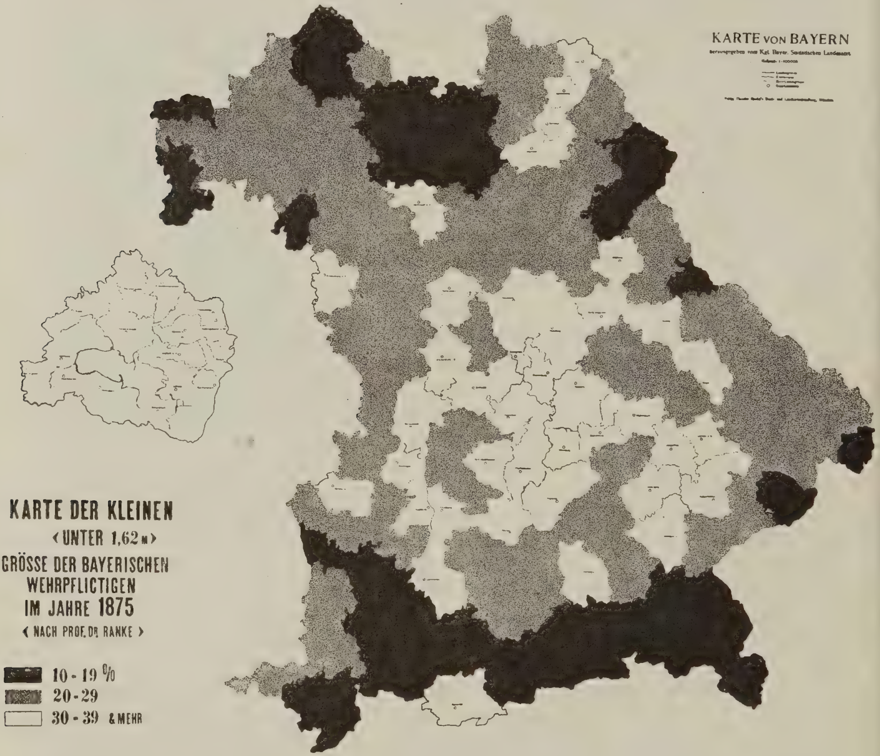
Hiermit wären alle Ausnahmegebiete Öſterreichs bezeichnet, wenn man nicht das kleine hellere Gebiet des verbreiterten Rheintals oberhalb des Bodenſees nennen wollte. Allein auch im ſonſtigen Alpengebiet bieten ſich, zwar nicht mehr auf der Karte der Farben, immer aber noch auf der Karte der Schädelformen noch Beſonderheiten, die aufſchlußreich ſind. Das breitere Inntal zeigt noch merkliche nordiſche Beimiſchung bis oberhalb Innsbruck, in geringem Grad ſogar bis zur Innquelle hinauf. Deutlicher noch zeigt ſolche nordiſche Beimiſchung das Zillertal, das doch als ein höheres Seitental vom Inntal abzweigt. Hier finden ſich einmal die längeren Schädel oben im Seitental, die kürzeren unten im Haupttal. Die gleiche, ſehr auffällige Verteilung findet ſich auch im Iſel-, Kalſer- und Tauerntal, den tiroliſchen Seitentälern des Drautals. In dieſen Fällen ſcheinen die Bewohner mit längeren Schädeln zur Höhe hin ausgewichen zu ſein; dieſe Erſcheinungen müſſen uns ſpäter noch beſchäftigen.

Gebiete längerer Schädel reichen in das Oſtalpengebiet ſehr kurzer Schädel und ſehr dunkler Farben auch von Süden her; ſie ziehen das Etſchtal hinauf und öſtlich ins Fleimſertal hinüber und hinauf bis zum Faſſatal. Bis hierher dringen alſo längere Schädelformen, die wohl auf einen geringeren Einſchlag weſtiſcher Raſſe deuten, und ihre Nordgrenze entſpricht ungefähr der deutſch-italieniſchen Sprachgrenze. Hier befindet ſich alſo ein Gebiet der Sprach- und Raſſenmiſchungen wie auch ein Grenzgebiet des mittelmeeriſchen Pflanzenwuchſes gegen einen nördlicheren Pflanzenwuchs. Dort finden ſich die Fälle, von denen Beddoe berichtet: daß man nämlich dort gelegentlich vorwiegend weſtraſſiſche Menſchen mit deutſcher Sprache und bisweilen auch vorwiegend nordiſche Menſchen mit italieniſcher Sprache finden könne. Das nahegelegene Oſtpuſtertal hat ja noch einen beſonders merklichen Beiſatz nordiſchen Blutes, entſprechend etwa dem des

Unterinntals. So mögen hier Miſchungen aus allen vier Raſſen nicht ſelten ſein, da ja in dieſem Südoſtteil der Alpen ſich alle vier europäiſchen Raſſen treffen und kreuzen können. Daher auch die raſſiſche Vieldeutigkeit, gleichſam die raſſiſche Unleſerlichkeit, mancher öſterreichiſcher Geſichter. Das Sau-, Drau- und Murtal entlang und hinauf ſind dinariſche Menſchen gedrungen; das untere Etſchtal, das Fleimstal, Judikarien, Wälſchnonsberg und das Suganatal zeigen anſcheinend ſchon geringe weſtiſche Beimiſchung; Ulten-Tiſens, Obervintſchgau, Wipptal, Inntal und Puſtertal zeigen eine geringe nordiſche Beimiſchung, und die Hauptmaſſe der Bevölkerung iſt dinariſch und oſtiſch-dinariſch — ſo bieten ſich die Siedlungsverhältniſſe des öſtlichen Alpenzugs und ſeiner raſſiſchen und ſprachlichen Grenzübergänge.

Beſonders kurzſchädlig ſind in den öſterreichiſchen Alpen (von Weſt nach Oſt aufgezählt) Vorarlberg mit Ausnahme des Rheintals und vielleicht des vorderen Illtals, darin vor allem der Bregenzer Wald — hier ſollen jedoch auch etwas nordiſchere Menſchen die höheren Lagen beſiedeln; ferner die Allgäuer Alpen, ſowohl auf der bayeriſchen wie auf der öſterreichiſchen Seite, das Stanzertal, das Ötztal, das Schnalſertal, das Paſſeiertal und das mittlere Eiſacktal. Die höchſten Zahlen erreichen die Schädelmaße im Gebiet der Weſt- und Oſtladiner, der Deutſchnonsberger und im Gebiet des oberen Lechtals. Doch iſt auch unter den Ladinern blondes Haar noch nicht allzu ſelten. —

Im folgenden muß nun im Anſchluß an die raſſiſchen Verhältniſſe der Alpen, aber auch des ſüdlichen Bayerns und Württembergs und gewiſſer Teile des ſüdlichen Badens die Frage nach dem Auftreten und der Verbreitung dinariſcher Merkmale einmal geſondert betrachtet werden. Als auffällig ſind in Bayern zwei Gebiete ſehr dunkler Farben vermerkt worden, die innerhalb eines Gebiets höheren Wuchſes auftraten. Bei Betrachtung der Körperhöhe in Bayern fällt auf, daß der ganze Alpenhang bis weit in die Hochebene hinein durch beſonders hohen Wuchs gekennzeichnet iſt. Dieſes Gebiet reicht weſtlich bis etwa zum Ammer- und Starnbergerſee hinab, es ſoll dem Alpenhang entlang ziemlich weit in das württembergiſche Gebiet hineinreichen; öſtlich von München reicht das Gebiet höheren Wuchſes noch weiter in die Ebene hinaus. In Bayern ſind die Gebiete niederſten Wuchſes auffälligerweiſe nicht die kurzſchädligen des Nordhangs der Alpen, ſondern die kurzſchädligen des Donau- und Juragebiets. Der Schluß ergibt ſich, die höhergewachſenen Menſchen im Süden Bayerns ſeien hauptſächlich der dinariſchen Raſſe zuzuſchreiben. In Roſenheim fand Ranke bei den Wehrpflichtigen eines Jahrgangs die durchſchnittliche Körperhöhe von 1,70 m. Dieſe Tatſache iſt ſo auffällig, daß hier an ein Vorwiegen dinariſchen Blutes gedacht werden muß, an ein ſtarkes Vorwiegen, das ſich nördlich erſt gegen die Donau hin verliert. Aber auch nördlich der Donau mag ſich noch eine merkliche Zumiſchung dinariſchen Blutes zeigen. Ferner muß angenommen werden, daß ſich der ſtarke dinariſche Einſchlag des bayeriſchen Nordhangs der Alpen auch noch in das öſterreichiſche Vorarlberg und württembergiſche Allgäu hinein fortſetze und von da bis in die Schweiz und bis nach dem ſüdlichen Württemberg und ſüdlichen Baden reiche. Hier bleibt der Forſchung noch faſt alles zu tun. Gerade im Alpengebiet, wo zwei kurzköpfige Raſſen ſich treffen, genügt es nicht, allein die Längenbreitenzahl des Schädels feſtzuſtellen. Hier vor allem muß mindeſtens der Wuchs mitunterſucht werden, beſſer aber dazu noch der Schädel in ſeiner Form eingehender betrachtet werden: wo ſind mehr ſchmalgeſichtige Kurzköpfe, wo mehr breitgeſichtige Rundköpfe zu finden? Hier genügt nicht die Feſtſtellung der Haarfarbe oder der Körperhöhe, hier müſſen auch das Haargeſpinſt und die Wuchsverhältniſſe genau betrachtet werden. Erſt eine ſehr genaue Durchforſchung der ſüdlichen Hälfte des deutſchen Sprachgebiets könnte Aufſchluß geben über die Verbreitung des dinariſchen Blutes im deutſchen Volkskörper. Von einer Karte der „Braunen“ läßt ſich ja nicht ableſen, ob ein Gebiet ſtärker dinariſch oder ſtärker oſtiſch durchmiſcht iſt (vgl. S. 183). Von einer Karte der Körperhöhe läßt ſich nicht ableſen, ob der höhere Wuchs eines Gebietes der dinariſchen oder der nordiſchen Raſſe zuzuſchreiben iſt. Ebenſo ließe eine Karte über die Geſichtsform, die in einem Gebiet ſchmale Geſichter zeigt, unter Umſtänden die Deutung auf



Karte IV. Im Norden deutet das häufigere Vorkommen höheren Wuchſes auf einen verſtärkten Einſchlag nordiſcher Raſſe, im Süden auf einen verſtärkten Einſchlag dinariſcher Raſſe. Die Gebiete häufigſten niederen Wuchſes deuten auf einen verſtärkten Einſchlag oſtiſcher Raſſe. Man hat in Altbayern 31 % Adlernaſen gefunden, was auf den dinariſchen Einſchlag; 25 % Stumpfnaſen und 24,4 % flache Naſenwurzeln, was auf oſtiſchen und zu geringem Teil auf mongoliſchen Einſchlag hindeutet (vgl. S. 201).

nordiſches Blut ebenſo zu wie auf dinariſches und weſtiſches. Eine Karte der Schädelformen, die irgendwo kurze Schädel anzeigt, wäre zweideutig, da ſowohl die oſtiſche wie die dinariſche Raſſe hohe Längenbreitenzahlen (Indizes) des Schädels aufweiſen. Erſt die Vergleichung ſolcher Karten untereinander ließe Schlüſſe zu auf die Raſſenzuſammenſetzung einer Gegend. Noch fehlen aber in Deutſchland die Unterſuchungen, nach denen ſich die nötigen Karten entwerfen ließen. Nur beim Zuſammentreffen hohen Wuchſes mit dunklen Farben wie in dem oben bezeichneten bayeriſchen Gebiet läßt ſich einmal das Vorwiegen dinariſcher Raſſe durch Kartenvergleichung eindeutig erſehen. Für alle anderen

Gebiete iſt man vorerſt auf gelegentliche Angaben angewieſen und kann ſo nur zu Vermutungen kommen. Jedenfalls iſt aber dinariſches Blut auch auf deutſchem Boden weit verbreitet, und die dinariſche Raſſe gehört nicht nur „zu den im deutſchen Blut minder vertretenen Raſſen", wie ich ſelbſt in einer früheren Veröffentlichung geſchrieben habe[1].

Nach einzelnen bisherigen Unterſuchungen und aus eigenen Reiſebeobachtungen möchte ich folgende Vermutung über das Auftreten dinariſchen Blutes innerhalb des deutſchen Volkstums ausſprechen:

Öſterreich ſtellt im ganzen ein anſcheinend vorwiegend dinariſches Gebiet dar mit einem ſtärkeren nordiſchen Einſchlag in den oben angegebenen helleren Gebieten, mit einem ſtärkeren oſtiſchen Einſchlag in den übrigen Gebieten. Es handelt ſich alſo im ganzen um ein dinariſch-oſtiſch-nordiſches Miſchgebiet mit einem gewiſſen Vorwiegen der dinariſchen Raſſe. In einzelnen Gebieten der Alpen ſcheint aber das Vordringen der dinariſchen Raſſe ziemlich ſtark zu werden; hierüber Vermutungen am Ende des 19. Abſchnitts. In der in der Hauptſache dinariſch-oſtiſchen Miſchung des Alpengebiets ſcheint nun das Vorwiegen dinariſchen Blutes von Oſt nach Weſt geringer zu werden. Die gleiche Erſcheinung ſcheint ſich zu zeigen, wenn man die Alpen auf nördlich gerichteten Wegen verläßt. In Wien ſcheint die dinariſche Zumiſchung noch einmal beſonders ſtark zu ſein; dort gewinnt man den Eindruck, mindeſtens vier Fünftel aller Menſchen ſeien halb bis ganz dinariſch. Vielleicht hat auch Mähren noch einen ſtärkeren Einſchlag dinariſchen Blutes, allerdings bei Überwiegen einer oſtiſch-mongoliſchen Miſchung im tſchechiſchen, einer oſtiſch-nordiſchen Miſchung im deutſchen Teil. In Vorarlberg iſt in der Raſſenmiſchung das dinariſche Blut ſchon deutlich nicht mehr ſo vorwiegend wie in Tirol, das gleiche mag für die bayeriſche Hochebene gelten. Im Bodenſeegebiet möchte man nicht mehr von einem Vorwiegen dinariſchen Blutes reden: hier ſcheint dinariſches, oſtiſches und nordiſches Blut etwa gleich verteilt vorzukommen. Eine ähnliche Miſchung mit vielleicht etwas ſtärkerem dinariſchem Einſchlag ſcheint die bayeriſchen und württembergiſchen Gebiete nördlich der — minder vorwiegend dinariſchen? — Allgäuer Alpen zu bezeichnen. Die Abnahme des dinariſchen Blutes nach Weſten hin ſcheint in der Oſtſchweiz noch nicht ſo deutlich zu ſein wie im badiſchen und württembergiſchen Bodenſeegebiet. In der Schweiz ſcheint ein ſtärkerer Einſchlag dinariſchen Blutes weiter nach Weſten zu dringen.

Im ſüdlichen Baden wie in der weſtlichen Schweiz ſcheint ſich das dinariſche Blut allmählich zu verlieren — mit Ausnahme jedoch des vielleicht wieder eben vorwiegend dinariſchen Hotzenwaldes im ſüdlichen Baden, deſſen Bewohner, die Hotzen, in Baden immer als eigenartig aufgefallen ſind. Im ſchweizeriſch-franzöſiſchen Grenzgebiet ſcheint ein dinariſcher Einſchlag noch wohl erkenntlich zu ſein, noch mehr im Elſaß und zwar im ſüdlichen Wasgenwald und in der Rheinebene (vgl. S. 191).

Nach Mittelbaden hin verliert ſich der dinariſche Einſchlag immer mehr. Ähnlich ſcheint es in Württemberg zu ſein, und auch in Bayern ſcheint dinariſcher Einſchlag nördlich der Donau nur noch ſchwach zu ſein. Aber ich habe im mittleren Baden gelegentlich Geſichter von unverkennbar dinariſchem Schnitt geſehen, und ſelbſt in Würzburg und Umgebung ſoll ein — dort vereinzeltes? — ſtärkeres Auftreten dinariſcher Züge erkenntlich ſein. Mir ſind in Mainz mehrfach dinariſche Züge bei Einheimiſchen aufgefallen. Auch eines vorwiegend dinariſchen Thüringers aus einem in Thüringen anſäſſigen Geſchlecht erinnere ich mich. (Iſt die beſondere thüringiſche Begabung für Tonkunſt zum Teil auf dinariſches Blut zurückzuführen?) Ich vermute auch im Rheinland (bis nach Holland hinein reichend?) einen geringen dinariſchen Einſchlag.

---

[1] Auf das dinariſche Blut weiſt in Bayern auch die verhältnismäßig häufig vertretene „Adlernaſe" hin (die bei der nordiſchen Raſſe ſelten iſt). Ranke (Der Menſch, Bd. 2, S. 41) hat in Altbayern bei Beobachtungen an jungen Männern 31 % Adlernaſen, 37 % gerade Naſen und 25 % Stumpfnaſen gefunden. Die Stumpfnaſen weiſen auf oſtiſches und zum geringen Teil auf mongoliſches Blut hin, ebenſo die 24,4 % flache Naſenwurzeln, die Drews (vgl. Fußnote S. 129) nach Münchener Beobachtungen feſtgeſtellt hat.

Nach mehrfachen Beobachtungen muß ich ein verſtärktes Auftreten dinariſcher Züge in der Oberlauſitz, überhaupt in Sachſen, annehmen und ebenſo in Schleſien. Den dinariſchen Einſchlag dieſer Gebiete möchte ich vom Erzgebirge, von Böhmen und Mähren her ableiten, wo die Bevölkerung eine gewiſſe Durchmiſchung mit dinariſchem Blut unverkennbar zeigt. Im Fall einer vorwiegend dinariſchen Schleſierin konnte ich auch eine böhmiſche Großmutter feſtſtellen, deren Bild faſt rein dinariſche Züge zeigte. Sollte das Erzgebirge einen verſtärkten dinariſchen Einſchlag zeigen?

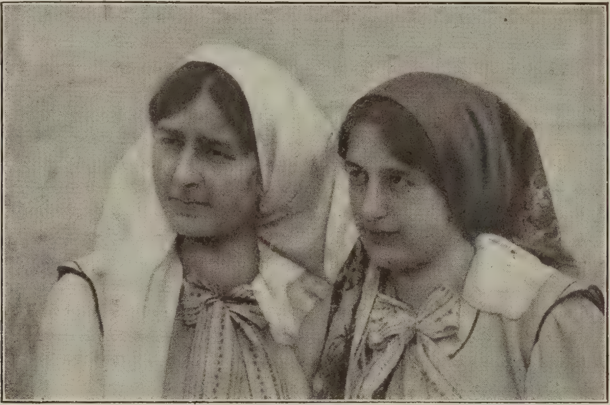


Abb. 270. Deutſche Sprachinſel Gottſchee, dinariſch.
(Aufn.: Verein f. österr. Volkskunde, Wien.)

Da die deutſche (bayeriſche) Sprachinſel Gottſchee (der Wortton liegt auf der zweiten Silbe) mit ihren etwa 200 deutſchen Gemeinden ſich auf den Raſſenkarten von ihrer ſloweniſchen Umgebung nicht abhebt, iſt anzunehmen, daß auch dieſe Deutſchen überwiegend zur dinariſchen Raſſe gehören, höchſtens, daß ihre nördlichere Abkunft ſich durch ſtärkere Zumiſchung oſtiſchen und nordiſchen Blutes anzeigt. Forſchungen hierüber fehlen. Gottſchee iſt um 1360 von Deutſchen bayeriſchen Stammes gegründet worden.

Die deutſchen (bayeriſchen) Sprachinſeln der Sieben-Gemeinden und der Dreizehn-Gemeinden im italieniſchen Sprachgebiet der Hochebene von Schläge (Aſiago) ſcheinen ihrer Umgebung raſſiſch gleich zu ſein. Ich nehme an, es handelt ſich um dinariſch-oſtiſch-nordiſche Miſchlinge. Die dinariſche Raſſe oder wenigſtens ſtärkere dinariſche Beimiſchung reicht ja in den Alpen weit nach Weſten und im italieniſchen Küſtengebiet über Venetien bis in die Romagna hinein.

Dinariſche Züge werden ſich in Beimiſchung vielleicht in einem viel weiteren Umkreis des deutſchen Gebiets zeigen. Bisher ſind ja auch wiſſenſchaftliche Werke zum Teil noch gar nicht auf das Beſtehen einer dinariſchen Raſſe aufmerkſam geworden. So mußte auch vielfach der Blick fehlen, der in der deutſchen und europäiſchen Bevölkerung dinariſche Merkmale entdeckt hätte. — Die dinariſche Beimiſchung im oſtpreußiſchen Kreiſe Gumbinnen iſt ſchon erwähnt worden.

Dinariſches Blut reicht in Beimiſchung außerhalb des deutſchen Gebiets ſicherlich noch weiter nach Weſten, als man dies heute gemeinhin annimmt. Die franzöſiſchen kriegsgefangenen Alpenjäger haben oft dinariſche Züge gezeigt. Ripley bildet in „The Races of Europe“ mit der Unterſchrift „alpine Raſſe“ einen dinariſch-oſtiſchen Menſchen aus dem ſüdweſtfranzöſiſchen Bezirk der Landes ab (Abb. 223). Kann man dort noch dinariſches Blut vermuten oder iſt der Dargeſtellte eingewandert? Rein dinariſche Züge zeigen auch die Bilder des amerikaniſchen Schriftſtellers Emerſon. Man nimmt in England einen vorgeſchichtlichen — heute noch feſtſtellbaren? — Einſchlag dinariſcher Raſſe an; zeigen z. B. die Engländer John Locke und John Howard und der Amerikaner Emerſon Einſchläge aus ſolchem Blut?

Deutſch-Böhmen mit ſeinen 3½ Millionen Deutſchen unter tſchechiſcher Herrſchaft ſtellt ſich dar wie folgt: Der Böhmerwald iſt in ſeinen höheren Teilen vorwiegend oſtraſſiſch, jedoch wahrſcheinlich mit einer gewiſſen dinariſchen Beimiſchung. Als vorwiegend nordraſſiſch fällt das ganze Egertal auf mit Ausnahme des unterſten Egerlaufs, der durch ein ſehr dunkles oſtiſches Gebiet und zugleich auch durch tſchechiſches Sprachgebiet fließt. Schon unterhalb Saaz beginnt, der Eger aufwärts folgend, die deutſche Sprache und beginnt zugleich ein auffällig helles Gebiet, vergleichbar dem Maingebiet. Am Oberlauf der Eger, dem Nordhang des Kaiſerwalds und Teplergebirges entſprechend, liegt ſogar ein noch helleres Gebiet, vergleichbar der nordmitteldeutſchen Stufe. Eine Linie von unterhalb Saaz öſtlich an Pilſen vorbei zum Gebirge gibt ungefähr die deutſche Sprachgrenze gegen die tſchechiſche Sprache an; die gleiche Linie gibt auch die Grenze des vorwiegend nordiſchen Gebiets gegen ein ausgeſprochen dunkles, oſtiſches Gebiet an. Die Elbe fließt von der Egermündung ab wieder durch deutſches Gebiet; an ihrem rechten Ufer reicht das deutſche Sprachgebiet noch höher hinauf. Von dort aus wendet ſich die deutſche Sprachgrenze zum Lauſitzer- und Rieſengebirge. Ihr folgt ungefähr die Grenze vorwiegend nordiſcher gegen vorwiegend oſtiſche Raſſe. Das Gebirge ſelbſt aber iſt vorwiegend oſtiſch; nur das Tal der Görlitzer Neiſſe hinauf reicht bis ins Quellgebiet ein auffällig heller Streifen. Die Sprachgrenze wendet ſich noch vor dem Gebirge nach Südoſten um, das obere Elbtal iſt deutſch, dann erfolgt ein Vorſtoß des Tſchechiſchen ins Heuſcheuer Gebirge hinauf, ſüdlich davon reicht das Deutſche wieder ins ebenere Land hinunter, das Sudetengeſenke iſt deutſch bis etwa an die March. Vom deutſchen Olmütz aus wendet ſich die Sprachgrenze ſüdöſtlich etwa in die Gegend von Troppau, ſtößt dort ans Polniſche und wendet ſich nach einer weiteren öſtlichen Ausbiegung dann nördlich. Dieſe eben beſchriebene Grenze verläuft aber ganz im vorwiegend oſtiſchen, wahrſcheinlich dazu mongoliſch untermiſchten Gebiet. Das deutſche Randgebirge iſt hier ſo dunkel wie das tſchechiſche Landesinnere. Das vorwiegend nordiſche Gebiet beginnt erſt jenſeits, öſtlich des Gebirgskamms, gleich aber in beſonderer Helligkeit. Das Eulengebirge ſchiebt ſich als ein vorwiegend oſtiſches Gebiet am weiteſten vor; gleich ſüdlich davon zeigt aber das Tal der Glatzer Neiſſe mit ſeinen Seitentälern eine beſonders deutlich nordiſchere Beſiedlung.

Das ganze tſchechiſche Böhmen iſt in der Hauptſache ein oſtraſſiſch-mongoliſches Land mit geringerer nordiſcher Durchmiſchung (ſchätzungsweiſe 20 % nordiſches Blut) und vielleicht ſtärkerer dinariſcher. Die Tſchechen ſind eines der dunkelſten und vielleicht das kurzköpfigſte Volk in Europa. Einem arabiſchen Reiſenden fiel ſchon im Mittelalter die ſtarke raſſiſche Verſchiedenheit der

Tſchechen von den umliegenden Völkern auf. Er berichtet von dem beſonders dunklen Haar der Tſchechen. Auffällig iſt unter den Tſchechen jedenfalls der ſtarke mongoliſche Einſchlag, der ſich vor allem in Prag bemerkbar zu machen ſcheint.

Die deutſchen Sprachinſeln in Böhmen ſcheinen von ihrer Umgebung raſſiſch etwas verſchieden zu ſein. Die große Sprachinſel Iglau mit ungefähr 20 000 Deutſchen iſt heller als ihre tſchechiſche Umgebung. Zwittau und Mähriſch-Trübau ſind ebenfalls heller. Budweis gleicht ſeiner Umgebung. Brünn im vorwiegend oſtraſſiſchen Mähren iſt etwas heller, ebenſo Znaim. Der Bezirk Deutſch-Brod, der im 15. Jahrhundert gewaltſam tſchechiſch gemacht wurde, iſt heute noch der verhältnismäßig blondeſte aller tſchechiſch-ſprechenden Bezirke.

Die Beſchreibung iſt am Ende, ſoweit es ſich um das zuſammenhängende Gebiet deutſcher Sprache handelt oder um kleine Sprachinſeln am Rand des Sprachgebiets. Deutſche wohnen aber auch im baltiſchen Land, über Polen und Galizien zerſtreut und in Siebenbürgen. Die baltiſchen Deutſchen gehören wohl im allgemeinen der nordiſchen Raſſe an; man wird ſie oft den Gebieten verhältnismäßig reinſter oder verhältnismäßig reiner nordiſcher Raſſe (vgl. S. 188/189) beizählen dürfen; Erhebungen fehlen[1]). Die polniſchen und galiziſchen Deutſchen mögen ſtärkerer mongoliſcher und oſtiſcher Beimiſchung ausgeſetzt ſein. Die Deutſchen in Siebenbürgen, Sachſen genannt, ſprechen eine mittelfränkiſche Mundart: ſie ſind um die Mitte des 12. Jahrhunderts von der Moſel und Eifel her eingewandert. Raſſenkundlich iſt die ſiebenbürgiſche Bevölkerung nicht unterſucht worden. Sie mag bei ihrer Einwanderung nordraſſiſcher geweſen ſein, als die Gebiete um Moſel und Eifel heute ſind, ſie mag eine Ausleſe, eine nordiſchere Ausleſe, dargeſtellt haben. Aber ſie iſt ſeit ihrer Anſiedlung in Siebenbürgen ſicherlich der oſtiſchen und dinariſchen Beimiſchung ausgeſetzt geweſen.

Die Deutſchen in überſeeiſchen Ländern, wenigſtens die in Amerika, ſind nach Beobachtungen amerikaniſcher Forſcher durchſchnittlich höher gewachſen als die Deutſchen im Mutterland; auch dauert ihr Wachstum länger. Danach iſt anzunehmen, daß ſie eine nordraſſiſchere Ausleſe darſtellen.

Das wendiſche (ſorbiſche) Sprachgebiet, das heute in Sachſen und Preußen etwa das Viereck mit den „Diagonalen Löbau-Lübbenau und Biſchofswerda-Pinnow“[2]) umfaßt, unterſcheidet ſich, da wo raſſenkundliche Nachforſchungen gemacht worden ſind, nicht von ſeiner Umgebung. Ich nehme jedoch nach dem Ausſehen mir bekannt gewordener Menſchen aus dem Spreewald an, daß ſich im Spreewald ſtark oſtiſche oder oſtiſch-mongoliſche Raſſeninſeln finden. —

Zur Klärung der Verhältniſſe lohnt es ſich, jetzt noch einmal die Grenzen des geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiets (Karte I, S. 184) abzuſchreiten und darauf zu achten, ob zwiſchen Raſſe und Volkstum Beziehungen ſtattfinden und wo ſolche etwa beſonders auffallen.

---

[1]) Bei den baltiſchen Deutſchen findet ſich öfters eine überlieferte Aufmerkſamkeit auf Fragen des Blutes, geweckt durch die Abwehr „ſlawiſchen“ Blutes.

[2]) Hirt, Geſchichte der deutſchen Sprache, 1919.

In Oſtpreußen entſpricht ein ſüdliches, etwas dunkleres Gebiet dem maſuriſchen Volkstum. Von einem Raſſenunterſchied aber kann man nicht ſprechen. Die Maſuren ſind ebenſo hell wie das ſüdliche Norddeutſchland, allenfalls das nördliche Mitteldeutſchland, nur daß der dunkle Einſchlag bei ihnen außer von oſtiſcher Raſſe auch von mongoliſchem Einſchlag herkommt. Die Kaſchubiſche Sprachinſel in Weſtpreußen iſt im Norden kaum minder nordraſſiſch als ihre verhältnismäßig rein nordraſſiſche Umgebung, im Süden etwas dunkler. Die polniſch-deutſche Sprachgrenze iſt nirgends zugleich Raſſengrenze. Die Stadt Poſen iſt dunkler als ihre Umgebung, aber die Sprachgrenze gegen das Polniſche verläuft im vorwiegend nordraſſiſchen Gebiet etwa der mitteldeutſchen Helligkeitsſtufe bis nach Oberſchleſien, wo auch die Grenze gegen das Waſſerpolniſche keine Beziehung zur Raſſengrenze hat. Sowohl Waſſerpolen wie Oberſchleſier gehören einem vorwiegend nordiſchen Gebiet an, das etwa der ſüdmitteldeutſchen Stufe des Maintals entſpricht. Von dort wendet ſich die Sprachgrenze um zum Tſchechiſchen hin, tritt im Sudetengeſenke in ein dunkleres Gebiet ein und ſchließt ſich dort ein wenig mehr der Sprachgrenze an. Gleich nach dem Umbiegen der Sprachgrenze in die nordöſtliche Richtung läuft aber die Raſſengrenze mitten im vorwiegend oſtraſſiſchen Gebiet. Erſt am Südhang des Lauſitzer Gebirges nähern ſich Sprach- und Raſſengrenze einander, das Elbtal überquerend; und von Saaz ab bis zum Böhmerwald iſt die Grenze des Deutſchtums zugleich die Grenze gegen die dunklen tſchechiſchen Gebiete. Vom Kamm des Böhmerwaldes an aber beſteht keine Beziehung mehr zwiſchen Volkstum und Raſſe. Die deutſch-tſchechiſche Südweſtgrenze verläuft mitten in einem vorwiegend oſtiſchen, wohl nur leicht dinariſch untermiſchten Gebiet, erſt die mähriſch-öſterreichiſche Grenze hat wieder Beziehungen zum Raſſentum der Völker: hier iſt die niederöſterreichiſche Grenze zugleich die gegen das Gebiet verhältnismäßig reiner Oſtraſſe oder gegen ein dunkleres oſtiſch-dinariſches Gebiet. Einmal allerdings im unterſten Thayagebiet reicht die Aufhellung in der Richtung auf Brünn zu ins mähriſche Land hinein. Von dort aus überſchreitet die Sprachgrenze die Donau bei Preßburg, tritt ins deutſche Burgenland (Heanzenland) über: hier ſind die raſſiſchen Verhältniſſe unerforſcht. Eine ſcharfe Grenze iſt aber hier unwahrſcheinlich. Nordiſches Blut reicht in Beimiſchung wohl ziemlich weit nach Ungarn hinein. Die Sprachgrenze zieht ſich in ſüdweſtlicher Richtung zur Drau und verläuft hier gegen die ſloweniſche Grenze etwas nördlich der Drau etwa von Radkersberg zur Drau unterhalb Villach: nirgends iſt hier eine Beziehung der Sprache zur Raſſe erſichtlich. Von hier aus verläuft die Sprachgrenze in nahezu oſtweſtlicher Richtung, grenzt ans Gebiet der Friauler romaniſchen Sprache, dann ans Oſtladiniſche, ans Italieniſche, in Graubünden ans Weſtladiniſche, mit dem Kanton Wallis öſtlich ans Italieniſche, weſtlich ans Franzöſiſche; immer aber verläuft die Sprachgrenze ohne Beziehungen zur Raſſe erſt durchs vorwiegend dinariſche, dann durchs vorwiegend oſtraſſiſche Gebiet. Im vorwiegend oſtraſſiſchen Gebiet verbleibt ſie im Kanton Waadt, wo ſie ſich nach Norden wendet und ebenſo in der ganzen Weſtſchweiz. Im ſchweizeriſch-franzöſiſchen Grenzgebiet, dem ehemals burgundiſchen Land, zeigen ſich Beimiſchungen nordiſcher (und dinariſcher?) Raſſe, aber ohne Beziehung zur Sprachgrenze. Im Elſaß tritt die Sprachgrenze wieder in ein vorwiegend oſtraſſiſches Gebiet und verbleibt in ihm in Lothringen, in Luxemburg, ſie läuft dem Oſtrand der walloniſchen Mundart entlang durch das vorwiegend oſtraſſiſche Ardennen- und Eifelgebiet, bis bei Aachen an der belgiſchen Grenze die nördlichſte Grenze vorwiegender Oſtraſſe erreicht iſt. Von hier aus verläuft gerade nach Weſten hin die beſchriebene flandriſch-walloniſche Sprachgrenze, die zugleich deutlichſte Raſſenmiſchungsgrenze iſt, bis zur franzöſiſchen Grenze bei Lille. Zwiſchen Lille und dem Meer reicht die niederfränkiſche Mundart des Flämiſchen ins franzöſiſche Staatsgebiet hinein bis ſüdlich Hazebrouk und Dünkirchen. Die Grenze vorwiegend nordiſcher Raſſe endet aber nicht mit der deutſchen Sprache, d. h. hier: niederfränkiſchen Mundart; von hier aus erſtrecken ſich Gebiete vorwiegend nordiſcher Raſſe weiter nach Frankreich hinein.

Würde man, ſtatt der Sprachgrenze zu folgen, die ſtaatliche Grenze Deutſchlands und Öſterreichs abſchreiten, ſo würde man zwiſchen Staatsgrenze und Raſſengrenze oder Raſſenmiſchungsgrenze noch geringere Beziehungen finden. Sie wären deutlicher nur an der ſchleſiſch-tſchechiſchen Grenze, dann vielleicht einmal an der rechtsrheiniſchen Grenze des Kantons Schaffhauſen, der merklich dunkler iſt als ſeine badiſche Umgebung; im Weſten wären die Beziehungen nirgends deutlicher, auch nicht im Norden gegen Dänemark. Mit dem deutſchen Volkstum, ausgedrückt durch die Sprache, hat die Raſſe hin und wieder Beziehungen; mit der Staatsgrenze eigentlich nirgends.

Eine weitere Frage der Raſſenverteilung bliebe zu beantworten: Wo finden ſich auf dem Gebiet der deutſchen Sprache am eheſten Menſchen der Weſtraſſe, wo ſolche, die einen ſtärkeren mongoliſchen Einſchlag zeigen?

Rein weſtiſche Menſchen deutſchen Volkstums mögen überhaupt kaum vorkommen. Eine ſtärkere weſtiſche Beimiſchung vermute ich nach einzelnen Beobachtungen in der deutſchen Weſtſchweiz, wo weſtiſches Blut vom Rhonetal her eingeſickert ſein mag. Ferner ſieht man in der Völker- und Raſſenmiſchung Wiens immer wieder einmal Geſichter, bei denen man an einen Einſchlag weſtiſchen Blutes denkt. Weſtiſches Blut in einer gewiſſen Beimiſchung ſcheint auch im Süden des öſterreichiſchen Alpengebiets gelegentlich deutlicher bemerkbar zu ſein. Sollten die badiſchen und rheinpfälziſchen Gebiete fränkiſcher Mundart (vgl. Karte I, S. 184) einen geringen weſtiſchen Einſchlag haben? — Genauer werden ſich ſolche Beimiſchungen kaum verfolgen laſſen, da ſich dunkle Farben, lange Schädel und die ſonſtigen Merkmale der Weſtraſſe in der Zumiſchung nicht mehr als weſtiſch auszuweiſen brauchen.

Menſchen mit einem gewiſſen mongoliſchen (innerasiatiſchen)

Einſchlag würde ich nach meinen Beobachtungen mehr in Nordoſt- und Oſtdeutſchland vermuten. Nach Schiff1) iſt der Norden, Oſten und Südoſten Böhmens gekennzeichnet durch Köpfe, die minder kurz ſind, zur Mittelköpfigkeit neigen, dabei aber breitere Naſen aufweiſen. Das ordnet ſich meiner Vermutung zwanglos ein. Vom Südoſten Böhmens ſcheint dieſer gewiſſe Einſchlag mongoliſchen Blutes ins altbayeriſche Gebiet hineinzureichen. Die Geſichtszüge, die in der Meinung des Volks oft „ſlawiſch“ genannt werden — in dieſer Bezeichnung liegt wieder die alte Verwechſlung von Sprache und Raſſe vor — dieſe „ſlawiſchen“ Züge Nord- und Oſtdeutſchlands ſind meiſtens durch mongoliſches Blut bedingt, weniger durch oſtiſches. Bei Vergleich des nichtnordiſchen Teils der badiſchen Bevölkerung mit dem nichtnordiſchen Teil der ſächſiſchen, noch mehr der ſchleſiſchen Bevölkerung, habe ich den Eindruck gewonnen, daß in Süddeutſchland Züge, die mehr an mongoliſches (inneraſiatiſches) Blut als an das der europäiſchen Oſtraſſe denken laſſen, ſeltener ſind als im öſtlichen Mitteldeutſchland. Vermutungen über die etwaige Menge mongoliſchen Blutes in dem nicht-nordiſchen Einſchlag, der ſich im öſtlichen Deutſchland deutlicher zeigt, laſſen ſich ſchon deshalb kaum geben, weil in der Beimiſchung meiſt kaum zu ermitteln ſein wird, ob der dunkle, kurzköpfige, breitgeſichtige Einſchlag mehr von der europäiſchen Oſtraſſe oder von mongoliſchem (inneraſiatiſchem) Blut herſtammt. Einen ſtärkeren Einſchlag mongöliſchen (inneraſiatiſchen) Blutes vermute ich in Deutſchland von Oſten her abnehmend bis zur Linie der ſog. Sorbengrenze (limes sorabicus; vgl. Karte III, S. 187), worüber näheres im 19. Abſchnitt. Den mongoliſchen Einſchlag in Oſtdeutſchland mehren ſtetig die Tauſende von polniſchen und ruſſiſchen Wanderarbeitern, die auf den Gütern angeſtellt werden. Seit neuerer Zeit bringt die Durchſetzung des rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebiets mit polniſchen Arbeitern dieſen Gegenden ſicherlich manchen mongoliſchen Einſchlag, der eben in den Bevölkerungen Mittel- und beſonders Oſteuropas gegen Oſten immer ſtärker wird!

Dieſe Betrachtung mag überleiten zu der Frage des zahlenmäßigen Anteils der deutſchen Bevölkerung an den einzelnen Raſſen überhaupt. Wieviel nordiſche Deutſche gibt es? Wieviel oſtiſche? Wieviel dinariſche? Wieviel weſtiſche? — Oder wenigſtens: wieviel nordiſches, weſtiſches, dinariſches und oſtiſches Blut iſt in der Geſamtmiſchung? Solche Fragen könnten nur durch eine allergenaueſte Durchforſchung des deutſchen Volkes beantwortet werden. Eine gewiſſe Abſchätzung aber des deutſchen Blutes muß verſucht werden, ſchon deshalb, weil ſich hierüber die fehlerhafteſten Angaben finden, ſo etwa die eines amerikaniſchen Buches, das — wahrſcheinlich zur Herabſetzung des deutſchen Volkes — innerhalb des deutſchen Volkstums 10% nordiſches und 90% oſtiſches (alpines) Blut feſtſtellen wollte. Die Angabe der 10% nordiſchen Blutes mag darauf beruhen, daß in Deutſchland, ſehr hoch gerechnet, etwa 10% rein-nordiſche Menſchen vorkommen; im ganzen aber, im Geſamtdurchſchnitt, iſt der Gehalt nordiſchen Blutes im deutſchen Volkstum beträchtlich ſtärker.

---

1) Beiträge zur Kraniologie der Tſchechen, Archiv für Anthropologie. N. F. XI, 1912.

Die nordiſche Raſſe mag etwa 60% des deutſchen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutſchen Sprachgebiets etwa 70%, in der ſüdlichen etwa 50%.

Die oſtiſche Raſſe mag etwa 20% des deutſchen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutſchen Sprachgebiets etwa 20%, in der ſüdlichen wohl eher 25%.

Die dinariſche Raſſe mag etwa 15% des deutſchen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutſchen Sprachgebiets höchſtens 5%, in der ſüdlichen etwa 20%.

Die weſtiſche Raſſe mag höchſtens 2% des deutſchen Blutes ausmachen.

Auf einen eigentlich mongoliſchen (inneraſiatiſchen) Einſchlag mögen etwa 3% kommen, in der öſtlichen Hälfte des deutſchen Sprachgebiets vielleicht 6—8%[1].

Eine ſolche Aufſtellung nun iſt aber nicht mehr als ein Verſuch, die Verhältniſſe ungefähr zu beſtimmen, ein Verſuch, deſſen wiſſenſchaftlicher Wert vorerſt noch gering ſein muß. Die Hauptbeſtandteile des deutſchen Blutes ſind jedenfalls der nordiſche, der oſtiſche und der dinariſche. Ein falſches Bild aber entſtünde, wenn man aus der obigen Schätzung auf die jeweiligen Zahlen reinraſſiger Menſchen ſchließen wollte, ſei es der nordiſchen, der dinariſchen oder der oſtiſchen Raſſe. Die gegenſeitige Zerkreuzung aller europäiſchen Raſſen iſt ſo ſtark vorgeſchritten, daß reinraſſige Menſchen äußerſt ſelten ſind. Man muß ſich nur an die Summe der in den Abſchnitten 5 bis 8 mitgeteilten Körpermerkmale erinnern, um zu erkennen, daß ſelten alle Merkmale einer Raſſe bei einem Menſchen anzutreffen ſind. Menſchen, die reinſt nordiſch ausſehen, mögen bei genauer Betrachtung doch aus einer Kreuzung ihres Geſchlechts noch etwa die oſtiſche Härte der Haare aufweiſen, wenn auch die Farbe noch ſo blond iſt. Menſchen, die reinſt oſtiſch gebildet ſind, verraten doch oft durch einen roſigen Hauch der Wangen den Beiſatz nordiſchen Blutes[2]. Menſchen, deren Körper alle Merkmale einer und nur dieſer einen Raſſe zeigt, ſind ziemlich ſelten. Man ſchätzt zu hoch, wenn man annimmt, daß etwa ein Zehntel aller Deutſchen noch rein nordiſch ſei. Die rein nordiſchen Deutſchen mögen eher 6—8% des deutſchen Volkes ausmachen. In Schweden macht die Anzahl der rein nordiſchen Menſchen (der ſchwediſchen, nicht auch der lappiſchen und finniſchen Gebiete) etwa ein Fünftel der Bevölkerung aus. Damit iſt aber nicht geſagt, die übrigen vier Fünftel ſeien ganz unnordiſch. Zu dieſem vermuteten deutſchen Vierzehntel und dieſem ſchwediſchen Fünftel zählen eben nur ſolche Menſchen, die alle Merkmale der nordiſchen Raſſe in ſich vereinen.

Die rein oſtiſchen Deutſchen ſind ſicher viel geringer an Zahl. Anzeichen beſtehen, daß die Zerkreuzung der Oſtraſſe, bzw. der vorwiegend oſtiſchen Gebiete, viel früher begonnen hat als die der Nordraſſe. Außerdem zerkreuzen ſich im deutſchen Süden und Südoſten die oſtiſche und die dinariſche Raſſe immer gegenſeitig. Man wird vielleicht 3% der Geſamtbevölkerung deutſcher Sprache reinraſſig oſtiſch annehmen können und 2—3% reinraſſig dinariſch. Ein gewiſſer ſtarker Kern reiner Nordraſſe ſcheint ſeit vorgeſchichtlicher Zeit viel geſicherter beſtanden zu haben, ja ſcheint auch heute eben noch geſichert zu beſtehen, während ſeit frühester Zeit die Gebiete der anderen Raſſen durch Vorſtöße nordiſcher Eroberer gleichſam zerkreuzt worden ſind. Anzeichen ſind vorhanden, daß die begonnene Zerkreuzung der Nordraſſe oder beſſer: der vorwiegend nordiſchen Gebiete erſt ein Werk der letzten Jahrhunderte iſt. Dieſe Verhältniſſe muß der 19. Abſchnitt betrachten. So erklärt es ſich auch, daß man in Deutſchland eher einen reinraſſigen nordiſchen als einen reinraſſigen dinariſchen oder gar oſtiſchen Menſchen antrifft, ſo ſehr auch die Überzahl der Miſchlinge zunächſt vom Gegenteil überzeugen möchte. Faſt alle auf den erſten Blick rein oſtiſch ausſehenden Menſchen zeigen eine geſchehene Kreuzung an, meiſtens, außer im Alpengebiet, eine ſolche mit nordiſcher Raſſe. Öfters habe ich bei Menſchen mit oſtiſchem Körperbau und ausgeprägteſtem oſtiſchem Weſen, die dazu noch aus rein oſtiſcher Gegend ſtammten, doch eine Augenfarbe von dunklem milchigem Blau gefunden[1]).

---

[1] Oder ſollte man einen etwas größeren mongoliſchen Einſchlag annehmen und dementſprechend dann einen etwas geringeren oſtiſchen?

[2] Ferner wäre hier zu bedenken, was S. 234 über Erſcheinungsbild und Erbbild und S. 239 über Überdeckbarkeit zu ſagen ſein wird.

Aus all dem Obigen geht wieder hervor, daß in Deutſchland — und ſo iſt es in ganz Europa — die meiſten Menſchen Miſchlinge ſind. Für Deutſchland iſt im Geſamtdurchſchnitt ein Überwiegen des nordiſchen Blutes anzunehmen. Das geht bei näherer Betrachtung ſchon aus der beſchriebenen Raſſenverteilung über das deutſche Sprachgebiet hervor und erſcheint ziemlich erklärt, wenn man bedenkt, daß ja nicht nur Norddeutſchland und große Teile Mitteldeutſchlands einem vorwiegend nordiſchen Gebiet angehören, daß ja nicht nur ſtarke Vorſtöße nordiſchen Blutes in die bezeichneten ſüddeutſchen (vorwiegend oſtiſchen oder oſtiſch-dinariſchen oder vorwiegend dinariſchen) Gebiete hinein ſtattfinden, ſondern daß die Gebiete der Oſtraſſe wie der dinariſchen Raſſe meiſtens, wenn nicht immer, zugleich Gebiete geringerer Bevölkerungsdichte ſind. Mindeſtens gilt das für die Alpen, die bayeriſche Hochebene, den fränkiſchen Jura, den Schwarzwald, den Hunsrück, die Eifel und den Böhmerwald. Volksdicht iſt das Gebiet vorwiegender Oſtraſſe nur im tſchechiſchen Böhmen, im Norden des walloniſchen Gebiets und etwa noch in der allerdings ſtark dinariſch untermiſchten nordöſtlichen Schweiz. Mit Ausnahme dieſes letzteren kleinen Gebiets und des ſchleſiſch-tſchechiſchen Grenzgebiets ſind dieſe volksdichten Oſtraſſengebiete aber nicht deutſch. Allerdings ſind auch im nordiſchen Gebiet ſiedlungsarme Strecken, ſo in Oldenburg und Hannover, in Mecklenburg und Pommern und ſchließlich in Schleswig-Holſtein. Aber umgekehrt: die dichtbeſiedelten Täler in den ſonſt vorwiegend oſtiſchen oder oſtiſch-dinariſchen Teilen Süddeutſchlands, das Rheintal, das Aar-, Limmat- und Reußtal, das Neckartal und ſeine ganze weitere Umgebung, das Rednitztal, in Niederöſterreich das Donautal, all dieſe Gebiete dichter Beſiedlung ſind ja zu gleicher Zeit Gebiete mehr oder minder ſtarker, im Neckartal beſonders ſtarker, nordiſcher Beimiſchung mitten in oſtraſſiſchen oder oſtiſch-dinariſchen und zugleich dünner beſiedelten Umgebungen. So beſtätigt auch im allgemeinen das Bild der Bevölkerungsdichte das Überwiegen des nordiſchen Blutes im deutſchen Volkskörper, und die Verteilung der Haar- und Augenfarbe in den dunkelſten Gebieten Deutſchlands zeigt, daß auch dort immer noch verhältnismäßig viel nordiſches Blut in der Miſchung vorhanden iſt (vgl. die Darſtellung Abb. 271). Dazu muß bedacht werden, daß einzelne nordiſche Merkmale im Bluterbe des Volkes ſtärker vertreten ſind als der Augenſchein (das Erſcheinungsbild) zeigt; hierüber S. 234.

---

[1]) So erklärt es ſich auch, warum Bilder rein oſtiſcher Menſchen ſo ſchwer zu erhalten ſind und warum z. B. in Ripleys Werk die als oſtiſch (alpin) bezeichneten Menſchen faſt alle Miſchlinge ſind. Bei der oſtiſchen Raſſe entfällt ja auch der Vorteil, bezeichnende Bildniſſe unter den Bildniſſen bedeutender Menſchen auszuwählen. Die Oſtraſſe hat kaum überragende Menſchen hervorgebracht. Es iſt mir zum Vorwurf gemacht worden, ich hätte als Beiſpiele für oſtiſche Züge nur Bilder unbedeutender Menſchen gewählt. Für die dritte Auflage habe ich daher verſucht, möglichſt dieſen ſcheinbaren Mangel auszugleichen. Aber das verhältnismäßig ſehr häufige Vorkommen nordiſcher und geringere Vorkommen oſtiſcher Züge bei bedeutenderen Menſchen iſt eben kein Zufall (vgl. S. 152, 159).

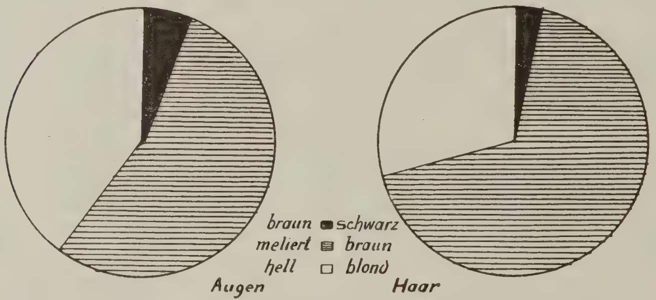


Abb. 271. Verteilung der Augen- und Haarfarbe in Tirol. (Nach Frizzi).

Die geſchilderte Verteilung der Raſſen über das Gebiet deutſcher Sprache weckt vielleicht allzuſehr die Vorſtellung, als ob von einem Gebiet Deutſchlands zum andern, hauptſächlich aber von Norden nach Süden gleichmäßig abgeſtufte Übergänge wären, als ob etwa die Körperhöhe beim Übergang von einem nordiſchen zu einem oſtiſchen Gebiet allmählich und in immer gleichgerichteter Abnahme bzw. Zunahme geringer, die Schädel allmählich kürzer, die Haare allmählich dunkler würden. Dies iſt aber nicht der Fall. In jeder nicht eben ſehr einheitlichen Bevölkerung wird man immer wieder neben vielen Miſchlingen auch reinraſſige Menſchen der einen oder anderen Raſſe finden. Überall wo ſich Raſſen gemiſcht haben, entſtehen durch ſogenannte Entmiſchungen auch wieder reinraſſige Menſchen. Erſt die Aufzeichnungen der Forſchung ergeben die Durchſchnittswerte, die für irgend ein Gebiet gelten, die Durchſchnittswerte, die allein zur Kartendarſtellung verwendet werden können.

Aber außer dieſen Miſchungserſcheinungen, die überall ſtatthaben und zu deren Verſtändnis eine Kenntnis der Vererbungsgeſetze unerläßlich iſt, ſcheinen ſich auch in Miſchgebieten geradezu Verſchränkungen der Raſſenmerkmale zu ergeben. Von den beiden möglichen nordiſch-oſtiſchen oder auch nordiſch-mongoliſchen Kreuzungserſcheinungen: ſchmalgeſichtige Kurzſchädel und breitgeſichtige Langſchädel ſcheint der ſchmalgeſichtige Kurzſchädel in Deutſchland häufiger zu ſein. Sehr häufig ſcheint mir in Deutſchland eine Kopfform zu ſein, die in Seitenanſicht eine nordiſche Kopfumrißlinie, in Vorderanſicht aber eine mehr oder minder ſtarke Verbreiterung des Kopfes über und hinter der Ohrgegend zeigt, alſo auf einen oſtiſchen oder mongoliſchen Einſchlag hinweiſt (vgl. Abb. 272).

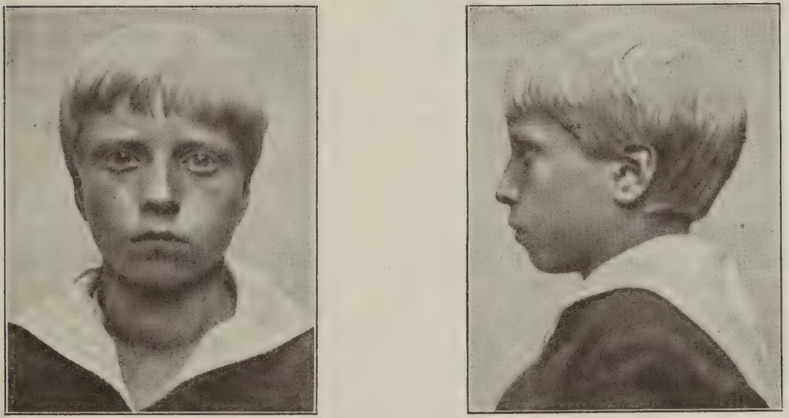

272 a
272 b

Abb. 272 a, b. Freiburg i. Br. (Vater ſüddeutſch, Mutter norddeutſch). Vorwiegend nordiſch mit oſtiſchem Einſchlag. K: 80,37; G: 91,14. 14 jährig. (Aufn.: Denzer, Freibg.)

Öſtlich der Saale, beſonders aber in Sachſen, Schleſien und bis weit nach Polen hinein, ſind blonde und braune kleingewachſene Mittelköpfe ſo häufig, daß Deniker ſie geradezu zu einer Nebenraſſe (race secondaire) vereinigt, die er „Weichſelraſſe" (race vistulienne) nennt. Ich glaube jedoch, nach mannigfachen Beobachtungen annehmen zu dürfen, daß ſich unter den blonden und braunen Mittel- und Kurzköpfen der von Deniker zur „Weichſelraſſe" gerechneten Bevölkerungen breitgeſichtige Kurzköpfe häufiger erſt in Polen finden, indeſſen mir in Sachſen die Häufigkeit blonder ſchmalgeſichtiger Kurzköpfe immer aufgefallen iſt.

In anderen Gebieten, z. B. in der Lüneburger Heide, ſollen hochgewachſene dunkle Kurzköpfe vorkommen. Hochgewachſene dunkle Kurzköpfe kommen im Elſaß häufiger vor und anſcheinend auch im burgundiſchen Gebiet der Schweiz und Frankreichs. Deniker rechnet dieſe Kurzköpfe aber wohl mit Recht zur dinariſchen Raſſe. Auch im ſüdlichen Böhmerwald ſcheint es ſich weniger um eine häufige nordiſch-oſtiſche Miſchungserſcheinung zu handeln als um dinariſche Menſchen, deren Vorkommen dann von den Oſtalpen (Ennstal) abzuleiten wäre (?). Auf der

Rauhen Alb ſind — als eine nordiſch-dinariſche Miſchung? — die hochgewachſenen blonden helläugigen Kurzköpfe häufiger, in Thüringen breitgeſichtige Langſchädel. Die langgeſichtigen Kurzſchädel Berchtesgadens, die einigen Betrachtern aufgefallen ſind, ſind einfach dinariſche Menſchen. Einige Schwarzwaldgebiete niedrigſten Wuchſes und kürzeſten Kopfes ſind bei einer Nachforſchung blonder gefunden worden als die badiſchen Gebiete höheren Wuchſes und minder kurzer Schädel; hier ſcheint alſo einmal eine eigentliche Verſchränkung der Merkmale ſtattgefunden zu haben. Bei Betrachtung der ſüdbadiſchen Verhältniſſe iſt aber zu erwägen, daß durch einen dinariſchen Einſchlag dort leicht höherer Wuchs mit dunkleren Farben zuſammenkommen kann. Auffällig iſt ja auch, daß Virchows Schulkinderunterſuchung dieſe gleichſam regelwidrige Blondheit des betreffenden Gebiets noch nicht feſtſtellte, daß erſt Ammon, der 20 Jahre ſpäter dort unterſuchte, auf dieſe Verſchränkungserſcheinung ſtieß. Handelt es ſich dabei nur um eine vorübergehende erbflüchtige Merkmalzuſammenſtellung? Verhältnismäßig viel Blonde mit kürzerem Kopf finden ſich auch in dem durch ſeine Blondheit auffälligen ſchweizeriſchen Kanton Unterwalden.

An „Nebenraſſen", an Bildung neuer Raſſen, an „raſſenhafte Miſchungen" und dergleichen darf bei all dieſen Fällen ſelbſtverſtändlich nicht gedacht werden. Es handelt ſich nicht um vererbliche Merkmalseinheiten, ſondern um Häufungen gewiſſer Kreuzungszuſammenſtellungen in einzelnen Gebieten. Ripley ſpricht bei Betrachtung ſolcher Erſcheinungen von vorübergehenden Merkmalzuſammenſtellungen (transitory compounds of human traits). Um eine ſolche Häufung von Kreuzungszuſammenſtellungen ſcheint es ſich mir auch im Falle der von Deniker angenommenen „oſteuropäiſchen Raſſe" (race orientale) zu handeln, die Deniker als kurzſchädlig, aſchblond, helläugig und kleingewachſen beſchreibt und der er die großruſſiſchen Gebiete Nordrußlands hauptſächlich zuweiſt. Zu erklären iſt dabei allerdings noch, wodurch es gerade in dieſem Gebiet zu dieſer, in jenem Gebiet zu jener Ausleſe von Kreuzungszuſammenſtellungen kommt.

Durch ſolche zeitweilige Häufungen gewiſſer Kreuzungszuſammenſtellungen mögen auch die wahrzunehmenden Stammesunterſchiede innerhalb der einzelnen Völker mitbewirkt ſein, ſo wenn man von einem beſonderen ſchwäbiſchen, fränkiſchen oder alemanniſchen Geſicht, von einem beſonderen weſtfäliſchen oder holſteiniſchen Geſicht redet. Meiſt jedoch ſcheinen ſolche Stammesunterſchiede des Ausſehens in Zügen zu liegen, die erſt im Einzelleben erworben werden, alſo nicht-erblich ſind: Auf ſolche Züge hat Nörrenberg hingewieſen in einem Aufſatz: „Mundart und Mienenſpiel"[1] und in ähnlicher Weiſe möchte der Karlsruher anatomiſche Forſcher Hellpach den Einfluß der Mundart auf die Bildung der Geſichtszüge dartun[2]. Da ich in den vorhandenen Stammesunterſchieden größtenteils nicht-erbliche, ſondern für das Einzelleben *erworbene* Züge, daneben *zeitweilige* Häufungen von Kreuzungszuſammenſtellungen vermute, möchte ich auch annehmen, die heute etwa kennzeichnend erſcheinenden Züge eines Volksſtammes (d. h. einer dieſelbe Mundart ſprechenden Bevölkerung) laſſen ſich jeweils nur zwei bis drei Geſchlechter lang verfolgen. Das „fränkiſche Geſicht“ z. B. um 1900 iſt wahrſcheinlich anders als das „fränkiſche Geſicht“ um 1700. Wahrſcheinlich würden wir leibliche Stammesunterſchiede, welche einer Schilderung aus dem 14. Jahrhundert entnommen wären, ebenſo viel oder ebenſo wenig mit den heutigen Stammesunterſchieden übereinſtimmend finden, wie etwa die Mundartenunterſchiede, die Hugo von Trimberg um 1300 in ſeinem „Renner“ (für ſeine Zeit wahrſcheinlich ſehr treffend) wiedergegeben hat mit den heutigen mundartlichen Unterſchieden[1]).

---

[1] Kölniſche Zeitung Nr. 882, 1913.

[2] Von Hellpachs Forſchungen habe ich bisher nur aus Zeitungsberichten erfahren. Eigene Beobachtungen haben mich auch ſchon ein ſolches Mitwirken der Mundart vermuten laſſen.

Eine andere Erſcheinung, die ins Gebiet der Erblichkeitsforſchung gehört, eine Art geſchlechtsgebundener Vererbung, iſt in England und Dänemark wie in Deutſchland beobachtet worden: daß nämlich in Miſchgebieten mit nordiſcher Beimiſchung unter den Frauen mehr dunkle, unter den Männern mehr helle ſind. Die Frauen ſcheinen ſo die dunklere Raſſe des betreffenden Gebiets länger zu bewahren, die Männer mehr von der helleren Raſſe im Erbvorgang an ſich zu nehmen. Die Vererbung ſcheint alſo geſchlechtsgebunden zu ſein: die Töchter eines Miſchgeſchlechts folgen mehr der dunkleren, die Söhne mehr der helleren Raſſe. Ich habe im

---

[1]) Von nicht-wiſſenſchaftlicher Seite werden die Stammesunterſchiede gelegentlich übermäßig betont. Ein Stamm iſt aber (wie ein Volk, vgl. S. 13, 14) ein geſchichtlich-ſittentümliches Gebilde. Ebenſowenig wie man ſprachliche Zugehörigkeit mit raſſiſcher Zugehörigkeit verwechſeln darf, ebenſowenig darf man mundartliche Zugehörigkeit mit raſſiſcher Zugehörigkeit verwechſeln. Was im heutigen deutſchen Volkstum die Menſchen gleichen Stammes eint, ſind *nicht* gleiche Erbanlagen, ſondern gleiche Mundart und Sitten. Wer in den heutigen deutſchen Volksſtämmen erbgleiche Menſchengruppen erkennen wollte, müßte zugleich erklären können, daß alle dieſe (dem Menſchenbild nach ſo verſchiedenen) Stämme von den germaniſchen Stämmen der Völkerwanderungszeit abzuleiten ſind, welche doch alle faſt ganz der nordiſchen Raſſe angehört haben. Die Neigung, vorhandene Stammesunterſchiede als die Unterſchiede erbgleicher Menſchengruppen zu ſehen, *muß* ſchließlich zu gegneriſchem Verhalten gegenüber der Raſſenforſchung führen. Am meiſten trifft dies zu für *die Schriften Prietzes* (z. B. „Natur und Volkstum“, 1920), in denen ſich auch ebenſo ohnmächtige wie törichte Ausfälle gegen die wiſſenſchaftliche Forſchung neben geradezu ungeheuerlichen Gebilden „naturwiſſenſchaftlicher“ Laiendenkweiſe finden. Prietzes Schriften brauchten nicht genannt zu werden, wenn ſie nicht — wie ich mehrfach beobachten konnte — eine *ſehr ſchädliche* Wirkung hätten: indem nämlich ihre Leſer in Deutſchland überall „wahrlich nichts Unerfreuliches“ finden, ſondern vielmehr „ſehr deutlich verſchiedene Volksſtämme und keine Miſchbevölkerungen“, entſteht eine *falſche Zuverſicht*, es ſei alles in beſtem Gedeihen. *Dadurch wird einer Weckung des raſſiſchen und raſſenhygieniſchen Ertüchtigungswillens geradezu entgegengearbeitet.* Eine *falſche* Zuverſichtlichkeit war immer die Wendung zum Nochſchlimmeren. Deshalb, weil ſich die deutſchen Stämme, geſchichtlich-ſittentümliche Gebilde, heute noch ſehr wohl erkennen laſſen, darf nicht geſchloſſen werden, vom Bluterbe der alten Deutſchen (ſowohl in raſſiſcher wie in erbgeſundheitlicher Hinſicht) ſei noch viel vorhanden. (Der geſchichtliche Teil dieſes Buches wird ſich ſolchen Fragen zuwenden.)

Schwarzwald oft die Beobachtung gemacht, daß die Männer minder oſtiſch ausſehen: die Bärte ſind oft dunkelrotbraun, die Haare ſelten ſo dunkel wie die der Frauen, die Geſichter — wohl ebenſo oft durch dinariſche wie durch nordiſche Beimiſchung — länger, die Naſen ſtärker und beides in höherem Grad, als es für den Mann ohnehin ſchon kennzeichnend iſt. In oſtiſch-dinariſchen Miſchgebieten habe ich immer wieder beobachtet, daß die Frauen mehr der oſtiſchen, die Männer mehr der dinariſchen Raſſe folgen (vgl. Abb. 268, S. 193).

All dieſe Erſcheinungen verdienen, da ſie wichtige Aufſchlüſſe enthalten können, die größte Aufmerkſamkeit der Forſchung.

16. Die Verteilung der Raſſen über das Gebiet Europas.

Mit 4 Karten (V—VIII S. 216/17) zur Raſſenkunde Europas
von Dr. Bernhard Struck, Dresden.

Wie zeigen ſich nun die raſſiſchen Verhältniſſe der anderen europäiſchen Länder? — Es wurde erwähnt, wie nordiſchere Gebiete weit nach Frankreich hineinreichen.

In Frankreich ergibt ſich folgende Verteilung: Ein ununterbrochenes Gebiet noch vorwiegender nordiſcher Raſſe iſt vom Norden, wo es ſich von der Küſte her bis in die Champagne ſüdlich der vorwiegend oſtraſſiſchen Ardennen hinzieht, quer durch Frankreich hindurch, an nordiſchem Blut ziemlich ſchnell abnehmend, aber noch bis gegen Limoges hin erkenntlich. Es iſt zugleich das Gebiet, das Ripley „die Hauptachſe der Fruchtbarkeit“ nennt. An einer Stelle reicht die Oſtraſſe in dieſes Gebiet hinein: von den Bergen des Morvan aus bis gegen Orléans hin. Beſonders nordraſſiſch iſt die Normandie und das untere Seinetal. Auffällig iſt auch der nordraſſiſche Küſtenſaum der ſonſt rein oſtraſſiſchen Bretagne.

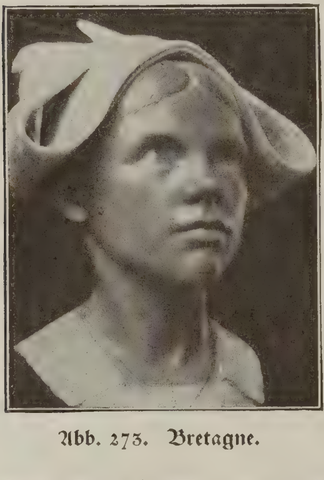


Abb. 273. Bretagne.

Vorwiegend oſtraſſiſch ſind in Frankreich: der ganze Oſten — die Raſſengrenze läuft genau der Gebirgsgrenze[1]) entlang; oſtraſſiſch iſt Lothringen, der Wasgenwald, Burgund — die beiden letzteren Gegenden wohl mit ſtärkerem dinariſchem Einſchlag. Beſonders rein oſtraſſiſch ſind die höheren Erhebungen, die Hochfläche von Langres, die Berge des Morvan, die Côte d'or — das obere Loiretal iſt vom nordiſchen Gebiet her beſiedelt. Oſtiſch iſt vor allem die ganze Auvergne und die Cevennen, und von hier aus zieht ſich das oſtiſche Gebiet in ſüdweſtlicher Richtung breit bis zu den Pyrenäen. Oſtiſch mit ſtärkerer dinariſcher Beimiſchung ſind die Alpenteile Frankreichs. Oſtiſch iſt die Bretagne mit Ausnahme des Küſtenſaums. Die Bewohner der Auvergne und die der Bretagne ſind nach Angabe franzöſiſcher Forſcher auffallend ähnlich, und Topinard traf in der Bretagne Menſchen, die er geradezu „aſiatiſch“ fand.

---

[1]) Ripley: „der 200 m-Linie“.

Vorwiegend weſtraſſiſch iſt der Küſtenſtreifen des Mittelmeers, das untere und mittlere Rhonetal und in gewiſſer Beimiſchung noch das Saonetal vielleicht bis Châlons hinauf. Eine gewiſſe Untermiſchung mit weſtiſcher Raſſe iſt aber für ganz Frankreich und für den walloniſchen Teil Belgiens anzunehmen, beſonders jedoch für Südweſtfrankreich. — Um Périgueux und in der Saintogne liegt ein Gebiet auffälliger Langſchädligkeit (breitgeſichtige Langſchädel), das Ripley der altſteinzeitlichen Raſſe von Crô-magnon zuſchreibt. Ich vermute jedoch im gleichen Gebiet einen verſtärkten Einſchlag nordiſcher Raſſe. Iſt es ein Zufall, daß im Norden dieſes Gebietes ein Bezirk germaniſcher Dorfformen liegt? (Siehe Karte der Dorfformen, 19. Abſchnitt.) Der 18. Abſchnitt muß dieſes Gebiet längerer Schädel wieder erwähnen. — Den nordiſchen Blutbeſtandteil Frankreichs ſchätzt Plötz[1] auf etwa 25%, den oſtiſchen und dinariſchen zuſammen auf etwa 50%, den weſtiſchen auf etwa 25%[2].

Belgien iſt bei Betrachtung der deutſchen Verhältniſſe berührt worden. In ſeinem vorwiegend oſtiſchen walloniſchen Teil ſollen ſich da und dort, vor allem in gewiſſen Vierteln Brüſſels, noch deutliche Spuren eines gewiſſen weſtraſſiſchen Einſchlags erhalten haben, der auf die ſpaniſche Beſetzung des Landes zurückgeht.

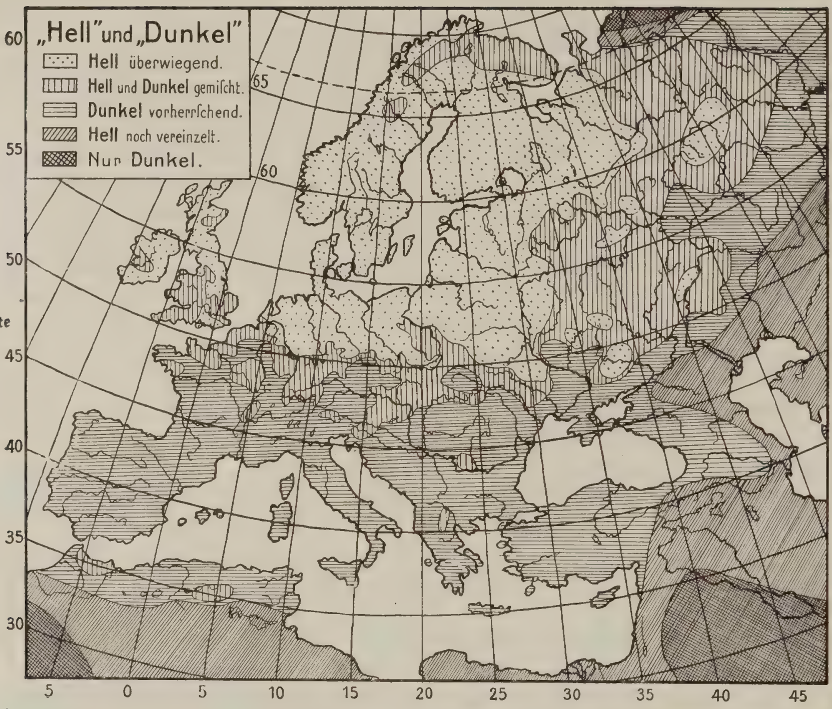
Spanien gehört faſt ausſchließlich der weſtiſchen Raſſe an und iſt ſomit ein raſſiſch verhältnismäßig einheitliches Land. Die Oſtraſſe kommt nur in dem nordweſtlichen Randgebirge, in den höheren Lagen des aſturiſch-kantabriſchen Gebirges vor, und reicht, dem Gebirgszug entſprechend, bis an die portugieſiſche Nordgrenze. Ein gewiſſer nordiſcher Einſchlag — Plötz[1] ſchätzt ihn, wie auch den oſtiſchen Blutanteil, auf etwa 15% — iſt aber doch unverkennbar und vielleicht ſtärker, als man nach den Karten annehmen möchte. Die Bewohner Kataloniens ſind zum Teil geradezu ſtolzbewußt ihres „gotiſchen“ Blutes. Auch ein geringer vorderaſiatiſcher Einſchlag wie ein geringer negeriſcher Einſchlag iſt in Spanien unverkennbar. (Stammt der vorderaſiatiſche Einſchlag außer aus Marokko [Maurenherrſchaft] auch von einer vorgeſchichtlichen vorderaſiatiſchen Welle ab, von den Überbringern der baskiſchen Sprache?)

---

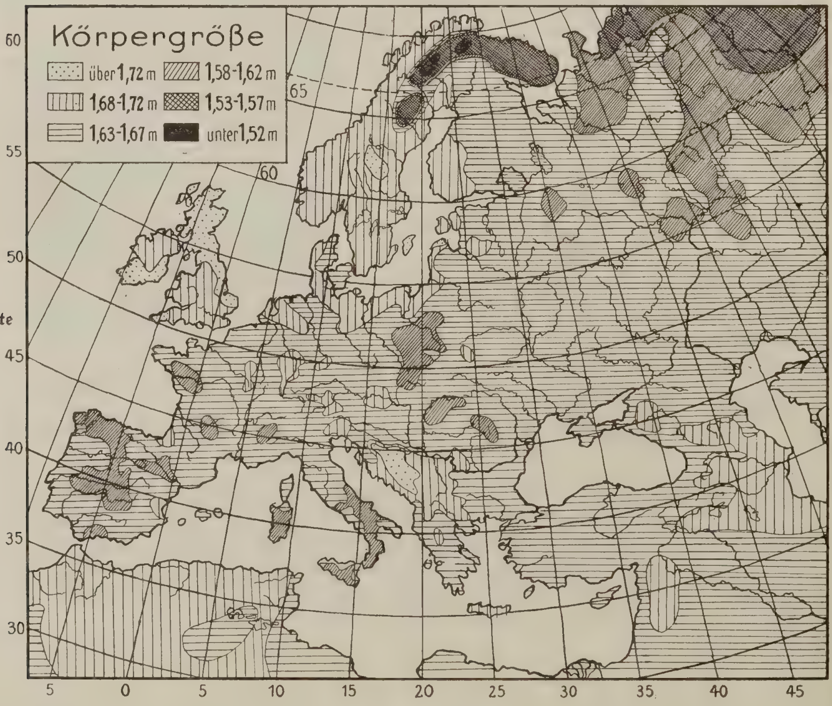
[1] Plötz, „Sozialanthropologie“ im Band „Anthropologie“ (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

[2] Gänzlich unverſtändlich iſt es mir, wie Erkes (in der „Leipziger Volkszeitung“, 5. III. 23) auf die Vermutung kommen kann, Frankreich habe heute wahrſcheinlich mehr „germaniſches“, d. h. nordiſches Blut als Deutſchland. Die betreffenden Aufſätze von Erkes („Raſſetheorien und Sozialismus“ vom 23. II., 3., 5., 10., 12. III. 23) ſind ein Beiſpiel der größten Verwirrung der im erſten Abſchnitte dieſes Buches aufgewieſenen Begriffe: Raſſe, Volkstum uſw. und eine Zuſammenſtellung überlebter Umweltlehren, gezeugt vom Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenſchaften. Erkes ſieht „Raſſe“ ebenſo wie Stein (vgl. S. 11), d. h. eigentlich überhaupt nicht.

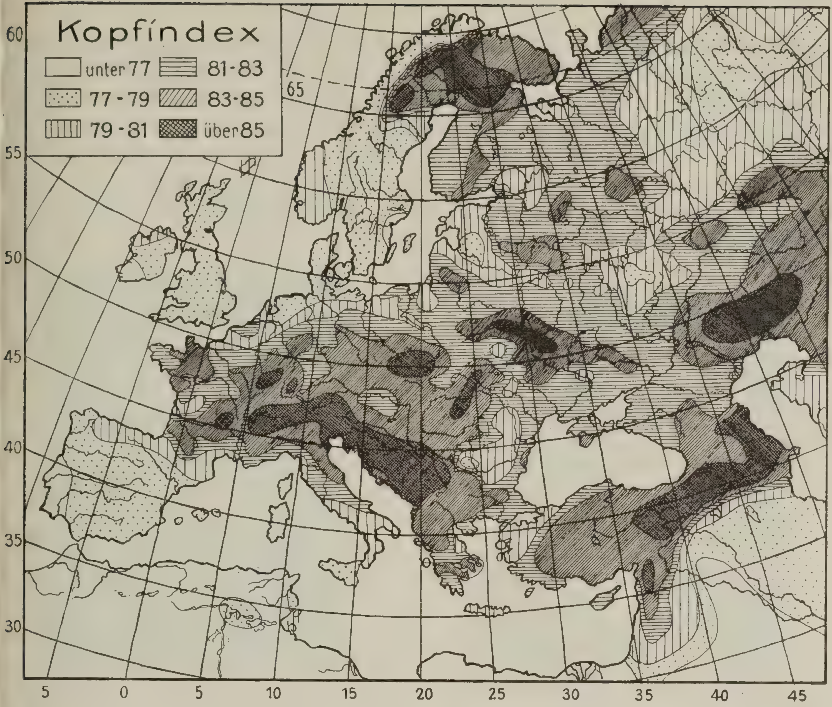
Karte V


„Hell“ und „Dunkel“
Hell überwiegend.
Hell und Dunkel gemiſcht.
Dunkel vorherrſchend.
Hell noch vereinzelt.
Nur Dunkel.
65
60
60
55
50
45
40
35
30
5
0
5
10
15
20
25
30
35
40
45

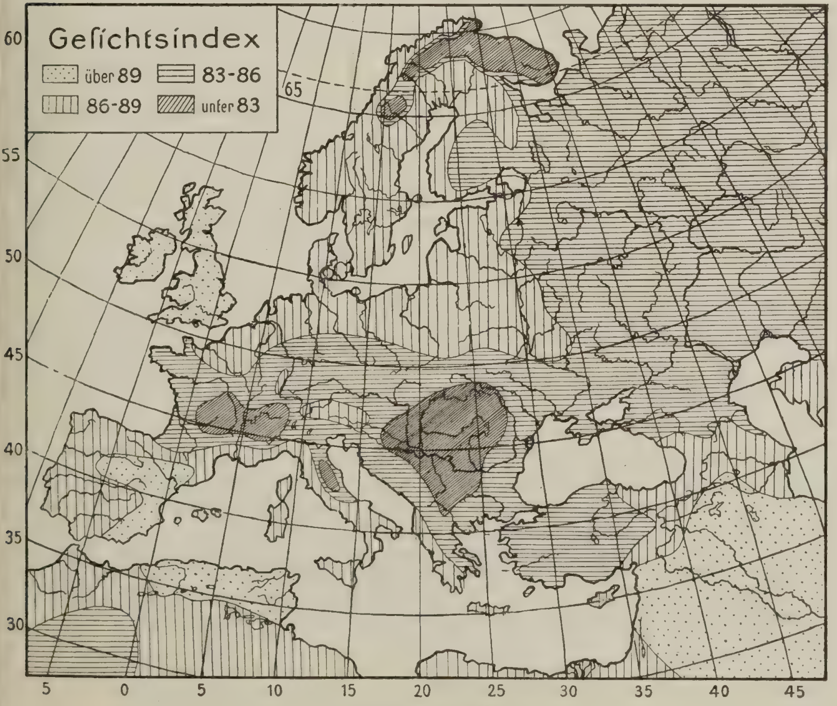
Karte VI


Körpergröße
über 1,72 m
1,68-1,72 m
1,63-1,67 m
1,58-1,62 m
1,53-1,57 m
unter 1,52 m
65
60
60
55
50
45
40
35
30
5
0
5
10
15
20
25
30
35
40
45

Maßſtab 1 : 50 000 000.


Kopfindex
unter 77
77-79
79-81
81-83
83-85
über 85
65
60
55
50
45
40
35
30
5
0
5
10
15
20
25
30
35
40
45

Karte VII


Gesichtsindex
über 89
86-89
83-86
unter 83
65
60
55
50
45
40
35
30
5
0
5
10
15
20
25
30
35
40
45

Karte VIII

Maßſtab 1 : 50 000 000.

Die Basken, die eine Sprache ſprechen, welche in ihrer Verwandtſchaftsloſigkeit in dieſer Umgebung ganz vereinzelt iſt[1]), dieſe Basken des ſpaniſch-franzöſiſchen Grenzgebiets, ſind raſſiſch ein Miſchvolk, das in Frankreich an dem ſüdlichen Ende des oſtiſchen Gebiets teilnimmt, in Spanien bei geringem oſtiſchem Einſchlag faſt rein weſtiſch iſt, das aber auch ziemlich viel nordiſches Blut aufgenommen haben muß; Blonde ſind beſonders in den höheren Gebirgslagen nicht ſelten, auch helle Augen ſcheinen nicht ſelten zu ſein.

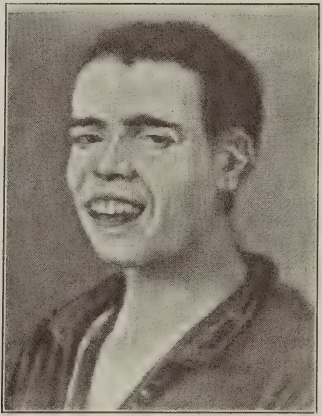


Abb. 274. Spanien. Weſtiſch-negrid. (Nach Velasquez.)

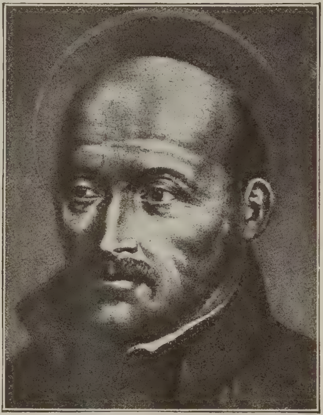


Abb. 275. Ignatius v. Loyola (baskiſcher Herkunft). Vorderaſiatiſch-weſtiſch (der vorderaſ. Einſchlag erſcheint auf anderen Bildern noch deutlicher.)

Portugal ſcheint gleich Spanien eine vorwiegend weſtiſche Bevölkerung zu haben. Oſtiſches Blut ſcheint nicht mehr vorzukommen; dagegen ſcheint vor allem ein Einſchlag negeriſchen Blutes, der ſchon in Spanien erkenntlich iſt, die Portugieſen von den einheitlicher weſtiſchen Spaniern raſſiſch zu trennen[2]). Sollte dieſer negeriſche Einſchlag nur zum größeren Teil auf Vermiſchung innerhalb der portugieſiſchen Schutzgebiete Afrikas zurückzuführen ſein? Sollte es ſich dabei auch um einen nach dem äußerſten Südweſten gedrängten negeriſchen Raſſenreſt der Altſteinzeit handeln? Die Frage gehört in den 18. Abſchnitt. Jedenfalls war die Einfuhr ſchwarzer Sklaven in Portugal früher ſehr ſtark und wie nach Spanien, ſo hat auch nach Portugal die Maurenherrſchaft viel „afrikaniſches" Blut, vor allem Blut der orientaliſchen und der negeriſchen Raſſe gebracht.

---

[1]) Winkler (La langue basque et les langues ouralo-altaïques. 1917) ſtellt das Baskiſche zu den kaukaſiſchen (alarodiſchen) Sprachen, welche der vorderaſiatiſchen Raſſe arteigen ſind. Er läßt die Träger der baskiſchen Sprache von Oſteuropa oder Vorderaſien einwandern.

[2]) Der Einſchlag iſt in Portugal ſo ſtark, daß die Eingeborenen Oſtafrikas die Portugieſen faſt als ihresgleichen anſehen und viel weniger achten als die anderen Europäer. Wollen z. B. die Suaheli die Geſamtheit der europäiſchen Völker bezeichnen, ſo ſagen ſie: die Europäer und die Portugieſen.

Italien iſt im großen und ganzen geteilt zwiſchen der oſtiſchen und weſtiſchen Raſſe. Die dinariſche Raſſe reicht aus den Oſtalpen nach Italien hinein und zieht ſich im Küſtengebiet und dabei in Miſchungen abnehmend durch ganz Venetien hindurch bis gegen die Romagna. Die nordiſche Raſſe iſt in geſchloſſenen Siedlungen nicht mehr anſäſſig; der nordiſche Einſchlag — vielleicht 15% im Geſamtkörper des Volkes ausmachend — iſt in Piemont, um Mailand und in Venetien am deutlichſten, merklich aber im ganzen Alpengebiet und im nördlichen Apennin, ſelbſt über Florenz hinaus. Auch in Toskana und Umbrien finden ſich noch hellere Züge. Seltſam iſt, daß die Blonden häufiger ſind oberhalb einer Höhengrenze von 400 m: die nordiſche Raſſe muß hier im Süden den ihr zu heißen Niederungen ausgewichen oder in den Niederungen, hauptſächlich wohl durch Malaria, ausgemerzt worden ſein. Im großen und ganzen wird man Italien jedenfalls einteilen in eine vorwiegend oſtiſche Hälfte nördlich von Rom und eine vorwiegend weſtiſche Hälfte ſüdlich von Rom. Zur weſtiſchen gehören die Inſeln Sizilien, Sardinien und das Frankreich gehörige Korſika.

Der weſtiſche Süden hingegen ſcheint raſſiſch einheitlicher zu ſein, wenn auch leicht mit negeriſchem und vorderaſiatiſchem Blut durchſetzt wie Spanien. Blondes Haar kommt gelegentlich noch vor in den ehemals langobardiſchen Gebieten um Benevent.

Die britiſchen Inſeln zeigen eine Abſtufung in der Abnahme des nordiſchen Blutes ähnlich wie Deutſchland. Die Helligkeit der Bevölkerung nimmt im allgemeinen ab in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt. Verhältnismäßig dunkel iſt in England das ganze Gebiet ſüdlich der Linie Liverpool-Mancheſter und weſtlich des zweiten Längengrades, alſo etwa einer Linie Mancheſter-Bournemouth. Innerhalb dieſes Gebiets iſt nur Wiltſhire und der Oſten von Somerſetſhire heller, am dunkelſten iſt Cornwall und die Südhälfte von Wales. Die mitten in England liegenden Grafſchaften Northampton, Huntingdon, Bedford, Buckingham und Herdford ſind dunkel. Verhältnismäßig dunkel iſt ferner der gebirgige Teil Schottlands ſüdlich des kaledoniſchen Kanals — Nordſchottland iſt verhältnismäßig rein nordiſch — beſonders dunkel iſt Inverneß, Argyll und Südſchottland weſtlich einer Linie Glasgow-Carlisle. Irland gehört zu den dunkleren Gebieten der britiſchen Inſeln mit Ausnahme der Grafſchaften Limerick und Tipperary. Am dunkelſten iſt der Süden (Kerry, Cork, Waterford) und der Weſten und Norden (Ulſter und Connaught).

Die Dunkelheit der bezeichneten Gebiete der britiſchen Inſeln iſt bedingt durch weſtiſche und oſtiſche Bewohner. Findet ſich auch dinariſches Blut auf den britiſchen Inſeln in merklichem Einſchlag? Vorwiegend weſtiſch ſcheint Cornwall zu ſein, deſſen Bevölkerung übrigens öfters Züge aufweiſen ſoll, die an ſemitiſche Geſichtsbildung denken laſſen¹). Verhältnismäßig viel oſtiſche Bewohner neben weſtiſchen und nordiſchen ſcheint Wales zu haben, aber auch Devon und der weſtliche Teil der

---

¹) Beddoe: „a dash of the Semitic“.

Grafſchaft Somerſet. Vorwiegend oſtiſch oder doch ſtark oſtiſch durchmiſcht ſcheinen die bezeichneten mittelländiſchen Grafſchaften Englands zu ſein. Oſtiſche Bewohner ſcheinen häufiger zu ſein im nordweſtlichen Irland, im weſtlichen Schottland und auf den äußeren Hebriden. Das am ſtärkſten weſtiſch untermiſchte Gebiet ſcheint aber Irland zu ſein; die niedere Längenbreitenzahl des Kopfes und die hohe Längenbreitenzahl des Geſichts im ganzen Gebiet der britiſchen Inſeln, vor allem aber in Südengland und Irland, weiſt jedenfalls auf die nordiſche *und* die weſtiſche Raſſe hin. Man wird vielleicht ſo verteilen dürfen: das gebirgige Weſtſchottland zeigt eine oſtiſch-nordiſche Miſchung mit Überwiegen der Oſtraſſe; Wales, Dorſet, Devon und Weſtſomerſet und das nordweſtliche Irland zeigen eine oſtiſch-nordiſch-weſtiſche Miſchung mit geringem Überwiegen der Oſtraſſe; Cornwall und Irland mit Ausnahme ſeiner nordweſtlichen Teile eine weſtiſch-nordiſche oder nordiſch-weſtiſche Miſchung. Die Shetlandinſeln ſind nordraſſiſch. Man darf ſich auf dem ganzen Gebiet der britiſchen Inſeln auch in den oben als dunkel bezeichneten Gebieten den nordiſchen Einſchlag nicht zu gering vorſtellen und wird auf den britiſchen Inſeln ungefähr 60% nordiſches, 25% weſtiſches und 15% oſtiſches Blut vermuten dürfen.

Norwegen iſt — bis auf die von Lappen (Mongolen) bewohnten Gebiete — vorwiegend nordiſch. In Beimiſchung zeigt ſich in Norwegen wie in Schweden mongoliſches Blut öfters auch bei der nicht-lappiſchen Bevölkerung. Die Lappen zeigen dagegen einen gewiſſen Einſchlag nordiſchen Blutes (vgl. vor allem Karte V S. 216). Oſtraſſiſch untermiſcht ſind die Inſeln der Weſtküſte von Bergen bis zur Höhe von Drontheim; oſtraſſiſch iſt ein Gebiet zwiſchen Sognefjord und Nordfjord; oſtraſſiſch untermiſcht auch das innere Ende des Sognefjords. Das größte oſtiſch untermiſchte Gebiet liegt aber an der norwegiſchen Südweſtküſte und Südküſte. Es beginnt nördlich bei Haugeſund und zieht über Stavanger immer die Küſte entlang bis öſtlich Kriſtiansſand. Im Hinterland von Stavanger reicht es aber weit ins Gebirge hinein. Man hat bei dieſem dunklen Einſchlag in Südweſtnorwegen außer an die Oſtraſſe auch ſchon an eine gewiſſe weſtiſche Beimiſchung gedacht. Möglich wäre ein gewiſſer vorgeſchichtlicher Zuſammenhang mit der weſtiſchen Bevölkerung Englands und Schottlands, zu der z. B. wahrſcheinlich die Pikten gehörten. Die verhältnismäßig reinſte nordiſche Bevölkerung Norwegens lebt im Oſtertal und im Gudbrandstal. Auffällig oſtiſch beſiedelt iſt die dicht bewaldete Landſchaft Tryſſil an der ſchwediſchen Grenze; Ripley ſchreibt ihr geradezu ein gewiſſes mongoliſches Ausſehen zu.

Schweden iſt — mit Ausnahme ſeiner von Lappen und Finnen[1]) beſiedelten Gebiete, aus denen, wie erwähnt, ein gewiſſer mongoliſcher Einſchlag in der Bevölkerung ſtammt — das verhältnismäßig *reinſte nordiſche Land überhaupt*[2]). Oſtiſche Raſſe iſt der Bevölkerung der beiden ſüdlichſten Landſchaften noch in merklicher Weiſe beigemiſcht. Sonſt iſt Schweden ein raſſiſch faſt einheitliches Gebiet und zu vergleichen nur etwa mit dem faſt einheitlich weſtraſſiſchen Spanien. Beſonders in der Landſchaft Dalarna (= die Täler), die wegen ihres herrlich gewachſenen Menſchenſchlags bekannt iſt, iſt die nordiſche Raſſe am reinſten. Schweden hat durchſchnittlich 13% Kurzköpfe, die Landſchaft Dalarna nur 5%[1]. Dieſe Landſchaft iſt das Gebiet der größten Raſſenreinheit nordiſcher Raſſe auf der Erde. In ganz Schweden weiſt mindeſtens ein Fünftel aller Bewohner — die Lappen und Finnen nicht eingerechnet — alle Kennzeichen nordiſcher Raſſe auf. Es iſt daher begreiflich, warum die Forſchung immer wieder dieſes ſchwediſche Gebiet als die eigentliche Heimat der nordiſchen Raſſe betrachten möchte. — Durch die Beziehungen zu Finnland iſt auch von dorther etwas mongoliſches Blut eingeſickert, während hingegen viel mehr nordiſches Blut von Schweden nach Finnland eingeſtrömt iſt. — Man wird im Bluterbe des ſchwediſchen Volkes wohl eher mehr als 75%, vielleicht 80% nordiſches Blut annehmen dürfen, in Norwegen etwa 75%[2].

---

[1]) Lundborg, Racial structure of the Finns of the northernmost part of Sweden.

[2]) Deshalb iſt eine Betrachtung der ſeeliſchen Eigenſchaften der Schweden für die Erkenntnis der ſeeliſchen Eigenſchaften der nordiſchen Raſſe ſehr wertvoll, und der Aufſatz „The Swedish National Character“ von Bergfors (in Lundborg-

Dänemark iſt im ganzen nicht ſo verhältnismäßig rein nordiſch wie Schleswig-Holſtein, alſo mit Schweden und Norwegen nicht zu vergleichen. Jütland iſt das verhältnismäßig reinſte nordiſche Gebiet Dänemarks mit Ausnahme der jütiſchen Nordſpitze, die oſtraſſiſch untermiſcht iſt. Oſtraſſiſch untermiſcht ſind vor allem die däniſchen Inſeln in dem Maße, daß ein Geſamtdurchſchnitt Dänemarks minder nordraſſiſch erſcheint als Skandinavien einerſeits und Schleswig-Holſtein andererſeits. Durch däniſch-jüdiſche Miſchehen hat in neuerer Zeit Dänemark anſcheinend ziemlich viel europafremdes Blut erhalten.

Island ſcheint vorwiegend nordiſch zu ſein, aber doch ebenfalls mit Oſtraſſe und mongoliſcher Raſſe untermiſcht. Schon der Skald Egil (900—982) ſpottet über ſeine flache Naſe und ſein dunkles Haar[3].

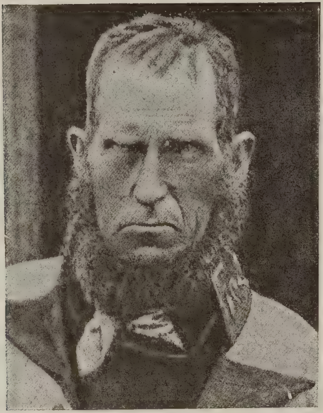
Runnſtröm, The Swedish Nation in word and picture, 1921) gibt auch in dieſer Hinſicht wertvollen Aufſchluß. Doch ſcheint mir, daß die heutigen Schweden und Norweger das nordiſche Bluterbe gleichſam in einer beruhigteren, minder angriffsluſtigen Abwandlung zeigen. Die ſtetige Auswanderung aus Skandinavien ſeit der Jungſteinzeit hat immer wieder die Kühneren, Kriegeriſchen und ihr Bluterbe den ſkandinaviſchen Volkstümern entzogen. Das friedlichere Bluterbe hat ſich gemehrt, indeſſen das „Wikingsblut“ (das die frühe ſkandinaviſche Geſchichte bedingt hat) geſchwunden iſt. Mir ſcheint auch, daß ſich in Deutſchland und England verhältnismäßig mehr ſeeliſcher Anteil an den Zeugniſſen altnordländiſchen Lebens (vor allem an der isländiſchen Saga) findet als in Skandinavien. — Soll man an dieſe Ausleſeverhältniſſe denken, wenn man erwägt, daß die ſkandinaviſchen Sprachen (vom Standpunkt der germaniſchen Grundſprache aus) viel größere Verluſte aufweiſen als die deutſche Sprache?

[1] Es berührt ſeltſam, daß eben in Dalarna die Kenntnis der Runen noch heute nicht ausgeſtorben iſt (vgl. „Runen“ im Reallex. d. germ. Altertumskunde).

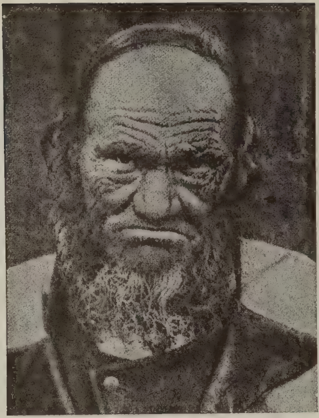
[2] Außerordentlich ſchöne Bilder der ſchwediſchen Bevölkerung finden ſich in dem von Lundborg herausgegebenen Werk „Svenska Folketyper“.

[3] Egil zeigt auch (gegenüber z. B. dem nordiſchen Grettir) Züge von Wildheit, wie ſie anſcheinend bei einzelnen nordiſch-mongoliſchen Menſchen häufiger ſind: auch Geſtalten der ruſſiſchen Geſchichte und Dichtung weiſen darauf hin.

276



2

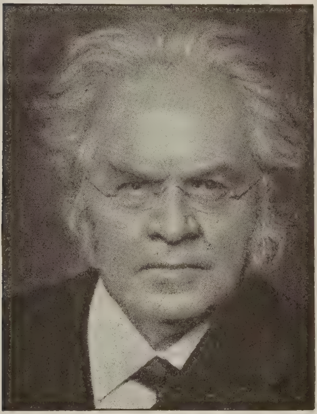


276. Norwegiſcher Bauer nordiſcher Raſſe.

277. Norwegiſcher Bauer oſtiſcher Raſſe.

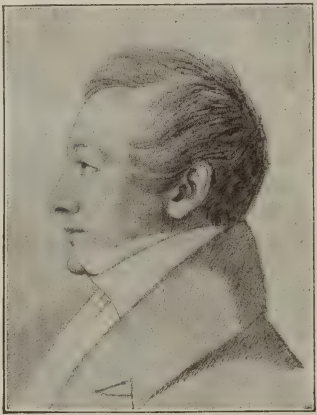
(Nach Olrik, Nordiſches Geiſtesleben.)

278



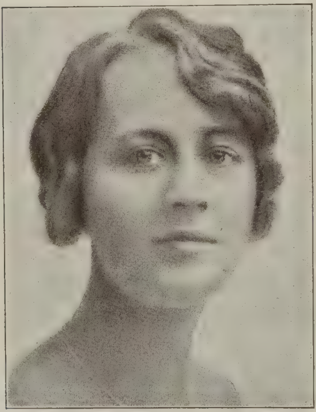
278. Norwegen. Björnſon.
Nordiſch-oſtiſch.

2



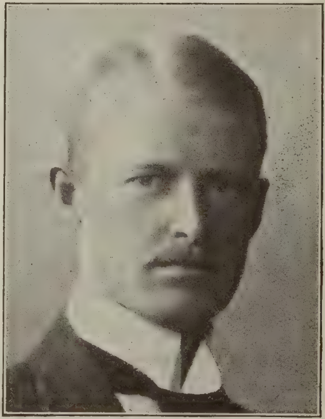
279. Norwegen. Knud Bull, Dichter. Nordiſch.
Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.

280

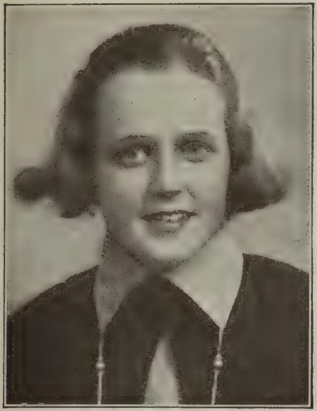


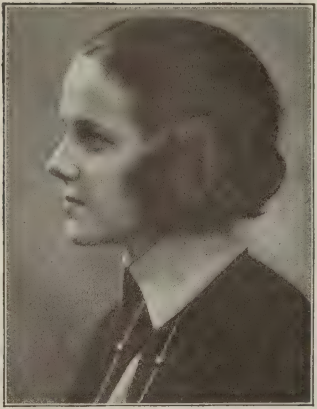
280. Preisträgerin eines ſchwediſchen Schönheitswettbewerbs, der nach der am reinſten „ſchwediſch" ausſehenden Schwedin ſuchte.

2



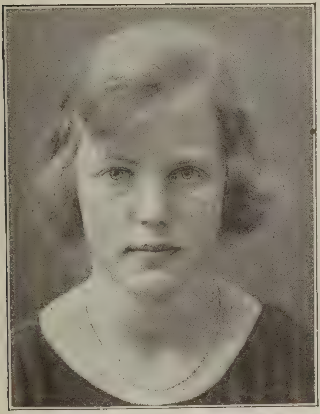
281. Schweden. Nordiſch.



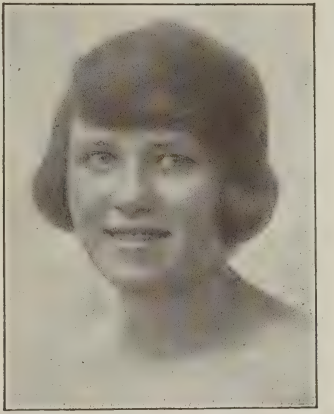


282 b

282 a, b. Jemtland. Nordiſch.

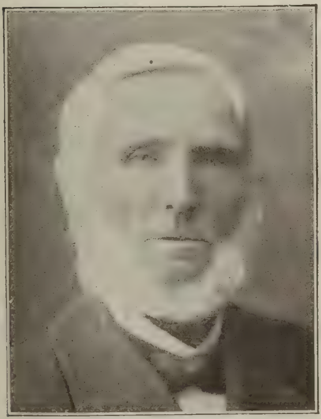


283. Nordiſch.

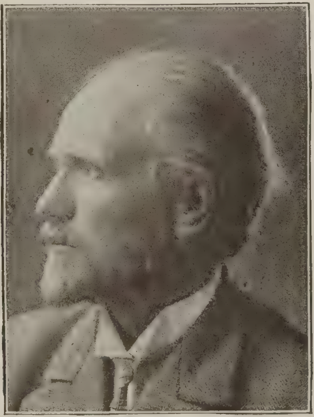


284

284. Südſchweden. Oſtiſch-nordiſch. K: 82,53, G: 89,13.



285. Nordiſch.



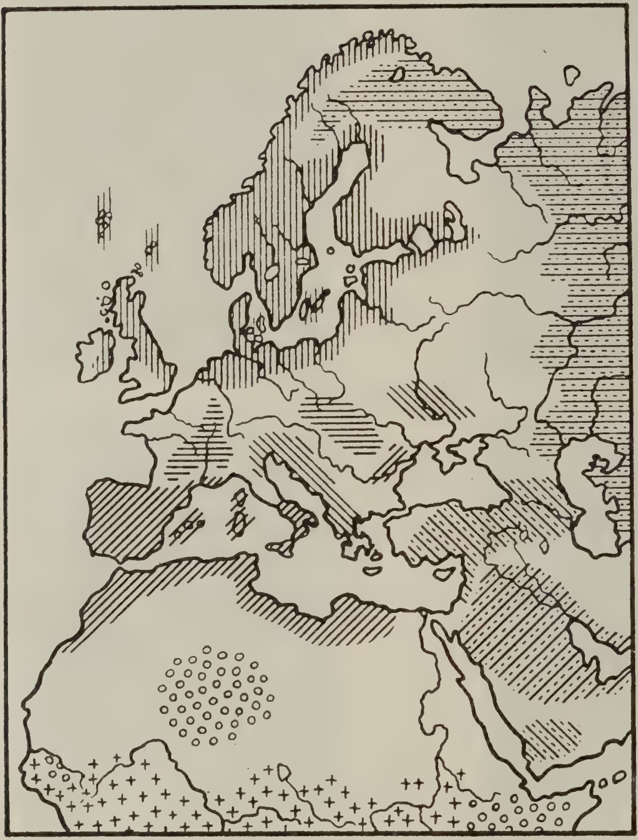
286

286. Nordiſch.

(Abb. 281, 283, 285 und 286. Aus der Sammlung Prof. Lundborg, Upſala.)

Schweden.

Karte IX



Versuch zu einer Darstellung der Gebiete ſtärkſten Vorwiegens der

▥ nordiſchen R. ▨ weſtiſchen R.

▤ oſtiſchen R. ▧ dinariſchen R.

▧ vorderaſiatiſchen Raſſe

▨ orientaliſchen Raſſe

▤ mongoliſchen "

○ hamitiſchen "

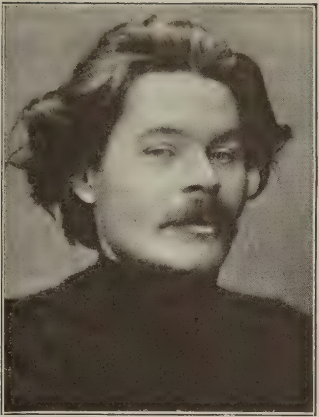
+ negeriſchen "

Vorbemerkung über die Beziehungen zwiſchen Raſſen und Sprachſtämmen: Von der nordiſchen Raſſe ſind die indogermaniſchen Sprachen ausgegangen; von der orientaliſchen Raſſe die ſemitiſchen Sprachen; von der hamitiſchen (äthiopiſchen) Raſſe die hamitiſchen Sprachen; von der vorderaſiatiſchen Raſſe die kaukaſiſchen (alarodiſchen) Sprachen (darunter auch das Baskiſche und vielleicht das Etruskiſche); von der mongoliſchen Raſſe die ural-altaiſchen Sprachen; von der negeriſchen Raſſe die einzelſilbigen (monoſyllaben) Sudanſprachen.

Die arteigenen Sprachen der weſtiſchen Raſſe ſind vermutlich ſchon zum größten Teil in der frühen Bronzezeit untergegangen. (Eine ſolche Sprache iſt vielleicht das noch nicht entzifferte Minoiſche). Die arteigenen Sprachen der oſtiſchen Raſſe ſind untergegangen; ſie waren vermutlich den ural-altaiſchen Sprachen zugehörig. Die arteigenen Sprachen der dinariſchen Raſſe ſind untergegangen; ſie waren vermutlich den kaukaſiſchen Sprachen zugehörig.

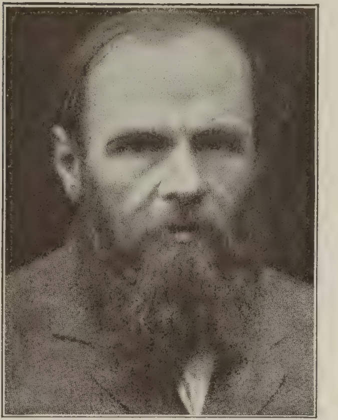
Die arteigenen Sprachen der nordiſchen, vermutlich die untergegangenen Sprachen der weſtiſchen, die Sprachen der orientaliſchen und die der hamitiſchen Raſſe beſitzen allein ein grammatiſches Geſchlecht. Einem nordiſch-weſtiſch-orientaliſch-hamitiſchen Raſſenkreis, dem Kreis der ſchlanken, langſchädligen, ſchmalgeſichtigen, ſchmalnäſigen, weichhaarigen Raſſen, entſpricht ein indogermaniſch-(weſtiſch-)ſemitiſch-hamitiſcher Sprachenkreis.

287



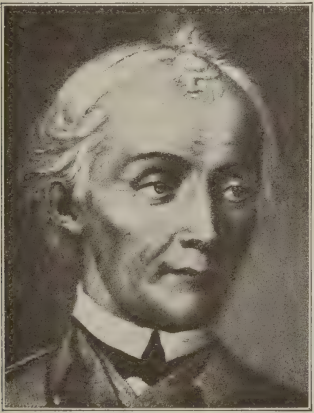
287. Rußland. Gorkij. Nordiſch-mongoliſch.

288



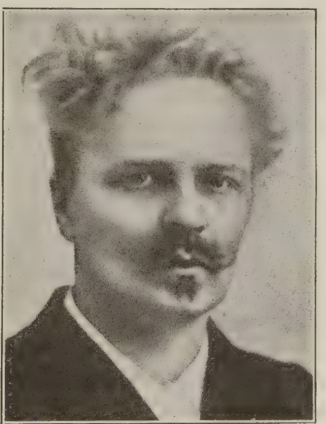
288. Rußland. Doſtojewski. Nordiſch-mongoliſch. (H: blond). (Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges. Charlottenbg.)

289



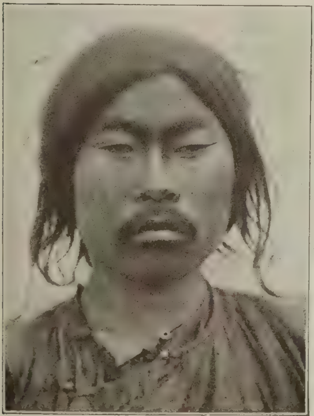
289. Rußland. General Suwaroff. Vorwiegend nordiſch.

290



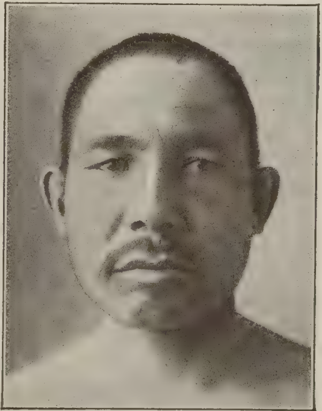
290. Schweden. Strindberg. (Mutter finniſch). Nordiſch-mongoliſch.

291



291. Giljake vom Tſchaiwinsky-Meerbuſen. Mongoliſche (innerasiatiſche) Raſſe. (Aufn.: Alexander.)

292



292. Baſchkire aus Ufa. Vorwiegend mongoliſch. (Aus R. Pöch, II. Ber. S. 117; Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges. 1916.)

Der Oſten Europas ſtellt ſich dar als ein allmählicher Übergang zu aſiatiſchen Menſchenarten. Gleichwie ſchon weit weſtlich des Uralgebirges und des Uralfluſſes das aſiatiſche Pflanzenreich und Tierreich beginnt, ſo beginnt ſchon im europäiſchen Rußland, im Gebiet der ſlawiſchen Sprachen, und auf der Balkanhalbinſel das Bild der Völker ſich zu wandeln; Menſchen inneraſiatiſcher und vorderaſiatiſcher Raſſenherkunft treten auf und werden häufiger. Es handelt ſich wohl — leider ſind die Raſſenverhältniſſe noch zu wenig unterſucht — im großen und ganzen um einen allmählichen Übergang der oſtiſchen Raſſe und nordiſch-oſtiſcher, dinariſch-oſtiſcher und weſtiſch-oſtiſcher Miſchungen in die eigentlich mongoliſche (inneraſiatiſche) Raſſe oder — vorſichtiger ausgedrückt — in die mongoliden Menſchenarten Inneraſiens. Der Oſten Europas iſt alſo in der Hauptſache gekennzeichnet durch eine oſtiſch-mongoliſche (oſtiſch-mongolide) Bevölkerung mit nordiſchem Einſchlag, und bei der Verwandtſchaft oſtiſcher und mongoliſcher Körpermerkmale wird es oft ſchwierig ſein, eine feſte Grenze oſtiſcher Art gegen mongoliſche Art hin anzugeben. Man muß ſich erinnern, daß Rußland von 1237—1480 von den Mongolen beherrſcht wurde und daß dieſe im Jahre 1241, nachdem ſie Polen durchzogen hatten, erſt in Schleſien (Schlacht bei Wahlſtatt) durch ein deutſches Ritterheer aufgehalten wurden.

Innerhalb dieſes — von Nord nach Süd betrachtet — erſt nordiſch-oſtiſchen und nordiſch-mongoliſchen, dann oſtiſch-mongoliſchen, dinariſch-mongoliſchen, weſtiſch-mongoliſchen und ſchließlich auch vorderaſiatiſch-mongoliſchen Gebiets fallen aber bedeutende Ausnahmegebiete auf. Die Litauer ſind ein vorwiegend nordiſches Volk mit mongoliſcher und oſtiſcher (?) Beimiſchung; ihre Sprache iſt indogermaniſch. Nordiſch mit leichter oſtiſcher (?), mehr noch mongoliſcher Beimiſchung ſind auch die Letten; ihre Sprache iſt ebenfalls indogermaniſch. Ebenſo nordiſch, vielleicht noch etwas nordiſcher, ſind die nordiſch-mongoliſchen Eſten und Liven, zwei Volksſtämme, die Sprachen aſiatiſcher Herkunft ſprechen. Auch die großruſſiſchen Gebiete, die an die Gebiete der eben genannten vier Volksſtämme angrenzen, ſind noch vorwiegend nordiſch. Das nordiſche Blut verliert ſich allmählich gegen Oſten zu, das mongoliſche (inneraſiatiſche) Blut nimmt in entſprechendem Maße zu und ſchließlich beginnen Gebiete mit ſtärkſter mongoliſcher (inneraſiatiſcher) Beimiſchung. Doch kann man in den Gebieten ruſſiſcher Sprache das nordiſche Blut noch auf 35—40% ſchätzen. In Polen ſcheint die Abnahme nordiſchen Blutes und damit die Zunahme oſtiſchen und mongoliſchen Blutes gegen Oſten hin viel raſcher vor ſich zu gehen, ebenſo in den an die polniſchen Gebiete anſchließenden dinariſch untermiſchten Landſtrecken rutheniſchen (ukrainiſchen) Volkstums. Die durchſchnittliche Körperhöhe Polens ſcheint auch durch die große Zahl der Juden (16% der Bevölkerung) gedrückt zu ſein. In Nordpolen finden ſich aber noch verhältnismäßig viel Blonde und Langköpfe.

Das finniſche Volk, das eine ural-altaiſche (mongoliſche) Sprache ſpricht, iſt vorwiegend nordiſch im Südweſten und Süden Finnlands, wo allerdings eine ſchwediſch-ſprechende Oberſchicht vorwiegend nordiſcher

Raſſe ſtark vertreten iſt; gegen Norden und Oſten hin verliert ſich das nordiſche Blut und die mongoliſche (innerasiatiſche) Beimiſchung wird ſtärker. Von oſtiſcher Beimiſchung wird man hier nicht mehr reden dürfen. — Den Norden Rußlands haben lappiſche, ſprachlich den Finnen verwandte Stämme aſiatiſcher Herkunft inne.

Innerhalb des eſtniſchen und liviſchen und vor allem auch innerhalb des finniſchen Volkstums begegnet alſo oft die Erſcheinung eines nordraſſiſchen Menſchen, der eine Sprache mongoliſcher Abkunft ſpricht. Andererſeits wird die ruſſiſche Sprache, alſo eine indogermaniſche Sprache, von vielen Menſchen geſprochen, die ihrem Blut nach mehr zu Aſien als zu Europa gehören. Raſſiſche Zugehörigkeit und ſprachliche Zugehörigkeit ſind im Oſten Europas beſonders ſcharf auseinanderzuhalten.

In der weſtlichen und nördlichen Ukraine befindet ſich noch einmal ein Gebiet dinariſcher Raſſe, anſcheinend beſonders hervortretend in den Bezirken Charkow, Poltawa, Kiew und Tſchernigow und ſich in Wolhynien verlierend. Podolien ſcheint vorwiegend oſtraſſiſch; die Karpathen enthalten anſcheinend eine oſtiſch-dinariſche Miſchbevölkerung, in der die dinariſche Raſſe vorwiegt. Oſtraſſiſch mit mongoliſcher Durchmiſchung ſind die Gebiete innerhalb des Bogens der Karpathen und der transſilvaniſchen Alpen[1]. Das Balkangebirge und die mit ihm in Verbindung ſtehenden Höhenzüge ſind vorwiegend oſtiſch oder oſtiſch-dinariſch beſiedelt und ſind ein Ausſtrahlungsgebiet oſtiſcher und dinariſcher Raſſe für die vorwiegend weſtiſch (weſtiſch-vorderaſiatiſch-dinariſch) beſiedelte Balkanhalbinſel (Griechenland), wie die Alpen ein dinariſch-oſtiſches Ausſtrahlungsgebiet für Norditalien, Mittelfrankreich und Süddeutſchland ſind. Die dinariſche Raſſe ſcheint von ihrem verhältnismäßig reinſten Gebiet her dem Wardarlauf entlang noch etwa bis gegen Saloniki zu zu reichen. Doch mag auch Kreta noch dinariſches Blut aufweiſen. Im ganzen Südoſteuropa iſt aber dinariſches und vorderaſiatiſches Blut nebeneinander vertreten und kaum gegeneinander abzugrenzen. Die Donautiefebene in Gebieten des rumäniſchen und bulgariſchen Volkstums iſt bei geringerem dinariſchem Einſchlag vorwiegend weſtraſſiſch beſiedelt[2]. Die Weſtraſſe reicht ſogar, erkenntlich an einem Gebiet längerer Schädel, von der Donaumündung aus bis weit nach Beßarabien und in die Moldau hinein. Vereinzelt ſcheinen weſtiſche Menſchen oder wenigſtens weſtiſches Blut auf dieſem nördlich gerichteten Weg bis ins rutheniſche und ukrainiſche, ſogar bis ins polniſche Volkstum vorgedrungen zu ſein; ja es ſcheint, daß Polen ſogar noch einmal einen verſtärkten Einſchlag weſtiſcher Raſſe zeigt.

---

[1] Die Ungarn ſind ein Volk urſprünglich mongoliſcher Raſſe, das aber ſeit ſeiner Anſiedlung innerhalb ſeiner heutigen Gebiete, alſo ſeit dem 9. Jahrhundert, ſein leibliches Bild ſehr verwandelt hat durch Aufnahme europäiſchen (oſtiſchen, dinariſchen und nordiſchen) Blutes. Ihre uralaltaiſche (mongoliſche) Sprache haben aber die Ungarn bewahrt.

[2] Die Bulgaren waren urſprünglich wie die Ungarn ein Volk mongoliſcher (innerasiatiſcher) Herkunft. Im Ausſehen des Volkes ſcheint dieſe Herkunft auch heute noch deutlicher wahrnehmbar zu ſein als bei den Ungarn. Doch haben die Bulgaren ſeit ihrer Anſiedlung im 5. Jahrhundert nicht nur ſehr viel

Ein Gebiet innerhalb des großrusſiſchen Volkstums iſt beſonders zu erwähnen, ein Gebiet kleingewachſener, mittelſchädliger, dunkelhaariger, braunäugiger Menſchen ſüdlich und ſüdöſtlich von Moskau in den Bezirken Rjäſan und Tambow. Soll man bei dieſen als „urfinniſch“ bezeichneten Menſchen an einen Einſchlag der Weſtraſſe denken? Zum Raſſenbild der Weſtraſſe ſtimmt es indeſſen nicht, daß dieſe „Urfinnen“ flache und breite Stirnen und ſchräg nach außen gerichtete Jochbeinflächen haben. Dieſe Merkmale würden ſchon wieder an „aſiatiſche“ Züge erinnern. Sehr auffällig aber iſt in dieſer Gegend die ausgeſprochene Mittelſchädligkeit (Längenbreitenzahl am Kopf 76—79), die in dieſer kurzſchädligen Umgebung auf die Zumiſchung einer langſchädligen Raſſe

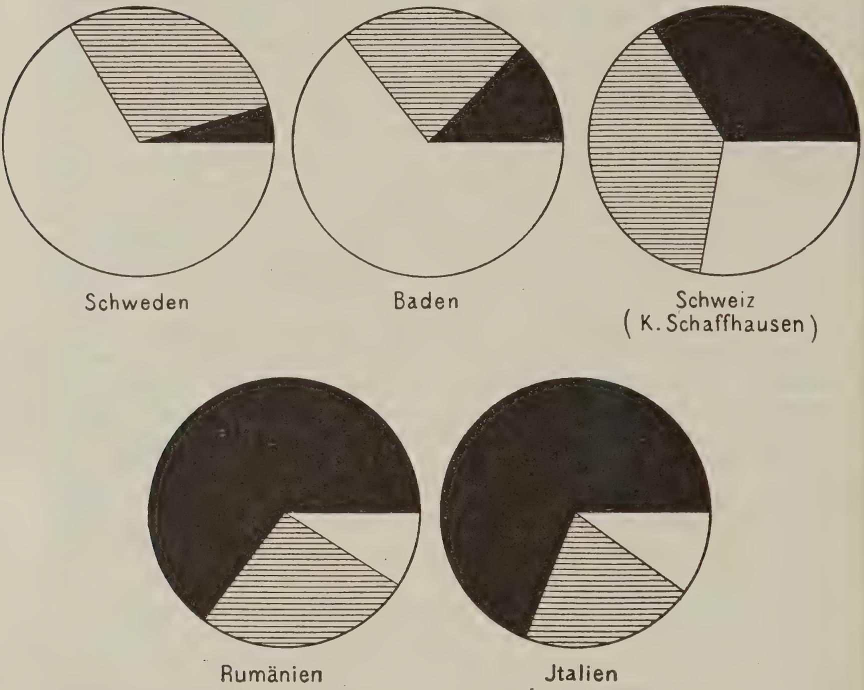


Abb. 293. Verteilung der Augenfarbe in verſchiedenen europäiſchen Ländern (hell, mittel, dunkel). (Nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie.)

Man ſieht, daß weniger nichtnordiſches Blut nach Nordeuropa gedrungen iſt als nordiſches Blut (zuletzt durch die germaniſche Völkerwanderung [vergl. 19. Abſchnitt]) nach Südeuropa.

---

europäiſches Blut aufgenommen, ſondern auch (ſeit dem 10. Jahrhundert) eine ſlawiſche (alſo indogermaniſche) Sprache übernommen. — Die Türken, ebenfalls ein urſprünglich mongoliſches Volk, ſprechen auch noch eine uralaltaiſche Sprache, ſind aber leiblich durch die Aufnahme beſonders vielen vorderaſiatiſchen Blutes ein von mongoliſchen Völkern ſehr verſchiedenes Volk geworden.

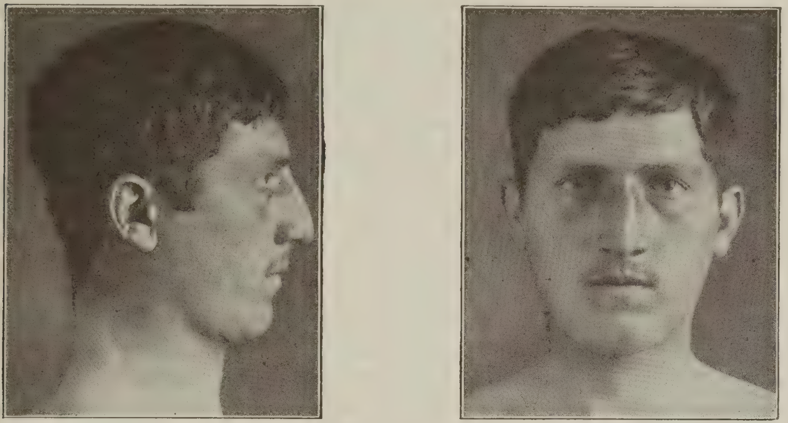


Abb. 294 a, b. Georgier (Imeretiner) aus dem Kreis Kutais. Nordiſch-vorderaſiatiſch. Nach Weninger K: 83,24; G: 88,89. (Aufn.: Anthropol. Institut, Wien.)

ſchließen läßt. Mittel- und langſchädlig ſind aber auch jenſeits des Urals die Stämme der Wogulen und ihre Nachbarn, Stämme, die ural-altaiſche Sprachen ſprechen. Hier beſtehen ſicher Zuſammenhänge; ob aber auch Zuſammenhänge mit der Weſtraſſe? Es fehlt die Verarbeitung der Forſchungen über die Wuchsverhältniſſe, ebenſo über das Haargeſpinſt und die Geſichtsform; ſo wird man, ehe man ſich entſcheidet oder gar Folgerungen zieht, erſt eine eingehende Darſtellung der Raſſenverhältniſſe des europäiſchen Oſtens abwarten müſſen. — Im europäiſchen Oſten und Südoſten fallen als ſtärker nordiſch untermiſcht noch auf: das Südende des Gebiets der Rokitnoſümpfe, ein Gebiet um Jekaterinoslaw, der Süden und Südweſten des albaniſchen Sprachgebiets, ein Gebiet nördlich der Donau bei Rahova.

Im Kaukaſus, dieſem im großen und ganzen von der vorderaſiatiſchen Raſſe beſiedelten Gebiet, treffen ſich europäiſche und aſiatiſche Menſchenarten. Das Gebiet der Oſſeten fällt durch größere Körperhöhe und durch einen merklichen Beiſatz von Blonden und Helläugigen auf. Da die Oſſeten eine indogermaniſche (der germaniſchen Sprachgruppe beſonders naheſtehende?) Sprache ſprechen, iſt das Vorkommen nordraſſiſcher Züge unter ihnen nicht auffällig. Auffällig viel, etwa 60%, Helläugige und Hellhaarige finden ſich ferner unter den langſchädligen Kurden der Gegend von Karakuſch und Nimrud-Dag. Auch die kurdiſche Sprache iſt ja indogermaniſch, d. h. übermittelt durch Menſchen nordiſcher Raſſe.

Die vier europäiſchen Raſſen finden ſich in Beimiſchung auch außerhalb Europas, zunächſt einmal überall da, wo europäiſche Staaten Kolonien angelegt haben oder Auswanderer abgegeben haben, ſo vor allem in Amerika. In Afrika finden ſich vor allem noch größere Gebiete, die von der europäiſchen Weſtraſſe beſiedelt ſind. Dazu gehört der Nordrand Afrikas von Ägypten bis Marokko und über Marokko noch an der Küſte entlang ein Stück ſüdwärts und hinüberreichend auf die weſtafrikaniſchen Inſeln, wo ſich aber überall Einſchläge orientaliſchen, negeriſchen und (vor allem in Marokko) vorderaſiatiſchen Blutes zeigen. Die europäiſche Weſtraſſe ſcheint ferner auch ein Stück nilaufwärts gedrungen zu ſein. In der Blutmiſchung Ägyptens iſt ſie allerdings ſchwer abzugrenzen gegenüber Einſchlägen der orientaliſchen und hamitiſchen Raſſe.

17. Umwelteinflüſſe, Vererbungserſcheinungen. Der Miſchling, die Miſchungen.

Bei Betrachtung der Raſſenkarte Deutſchlands und der des Abendlandes fällt es immer wieder auf, daß die wirtlichen und fruchtbaren Gebiete, vor allem die fruchtbaren Ebenen, im allgemeinen immer nordiſch oder vorwiegend nordiſch beſiedelt ſind, daß andererſeits unwirtlichere Gebirgsgegenden, Moorgegenden und unwirtliche Waldgegenden immer wieder oſtiſch oder vorwiegend oſtiſch beſiedelt ſind. Da, wo einmal oſtiſche Siedlungen in die Ebene hinunterreichen oder im ebenen Land liegen, wie z. B. die Siedlungen der Oſtraſſe in dem franzöſiſchen Gebiet, das von den Höhen des Morvan aus gegen Orléans hinreicht oder die vorwiegend oſtraſſiſchen Siedlungen in den mittelländiſchen Grafſchaften Englands (vgl. S. 214 und S. 219) — auch da, wo alſo die Oſtraſſe einmal die Ebene innehat, zeigt ſich immer, daß dieſe oſtiſch beſiedelten Gebiete zugleich ſolche Gebiete ſind, die früher von einem undurchdringlichen Wald beſtanden waren. Die Beobachtung führt dazu, alle oſtraſſiſchen Gebiete entweder als unbegehrte, weil unwirtliche Gebiete, oder als Zufluchtsgebiete zu erkennen; darüber der 18. und 19. Abſchnitt.

Es hat nun eine Forſchungsrichtung gegeben — ihre Zeit liegt nicht weit zurück, ſie gehörte zur allgemeineren Herrſchaft der für das 19. Jahrhundert ſo bezeichnenden Umweltlehren (Milieutheorien) und wurde unterſtützt auch durch den Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenſchaften —, die den Bau des Körpers und all ſeiner Teile für abhängig hielt von Umwelteinflüſſen: das Wohnen im Gebirge ſollte runde Schädel hervorbringen, ſollte auch gelegentlich eine Aufhellung der Haare, eine gewiſſe Bleichung, hervorbringen. Die geringe Ernährung ſollte eine geringe Körperhöhe bedingen, der ſüdlichere Wohnort eine dunklere Haut. Reitervölker ſollten Kurzſchädel bekommen, Ackerbauvölker Langſchädel. Die Schädelform ſollte ſchließlich willkürlich veränderlich ſein. Auch war man auf die Tatſache geſtoßen, daß vor allem in Süddeutſchland und in Frankreich ſeit dem frühen Mittelalter die Kurzſchädel immer mehr zugenommen haben und erklärte dies damit, daß die höhere Bildung eines Volkes kürzere Schädelformen ſchaffe.

All ſolchen Erklärungen liegen wirkliche Beobachtungen zugrunde, die aber jedesmal falſch gedeutet wurden. Folgerichtig hätte man die ſtärkere Langſchädligkeit der höheren Stände in Mittel- und Nordeuropa entweder mit Bildung oder mit Beſitz und beſſeren Speiſen erklären müſſen; aber dem wäre die andere Mißdeutung entgegengeſtanden, welche

Kurzſchädligkeit als Bildungserwerbung anſah. Erklärungen wurden verſucht, wie der oder jener Muskel des Kopfes, der beim Bergſteigen beſonders angeſtrengt werde, den Kopf aus der Langform in die Rundform ziehen müſſe, wie Gebirgsaufenthalt auf das Haar bleichend einwirken müſſe uſw. Die Deutungen bekämpften ſich hin und wieder gegenſeitig: es gibt auch eine Erklärung dafür, daß das Haar am Hinterkopf dunkler ſei, welche die Gebirgsbeſtrahlung zuhilfe nimmt. Wie es Sprachwiſſenſchafter gab und gibt, welche Lautverſchiebungen daraus erklären wollen, daß das betreffende Volk zur Zeit ſeines Lautwandels im Gebirge gelebt habe, ſo mußten auch für die ſeeliſchen Eigenſchaften der Raſſen, ihre größere oder geringere Freundlichkeit, ihre größere oder geringere Beweglichkeit, die Umwelt und ſchließlich ſogar die Nahrung herhalten. „Schreibt dies alles einer Verſchiedenheit des Eſſens zu, wenn es euch ſo gefällt, wie Buckle es getan hätte; leitet die erregbare Veranlagung von Kartoffeln ab, die ruhige von Ochſenfleiſch oder findet irgend einen anderen Ausweg: der Gegenſatz beſteht." So ſchreibt Ripley bei Betrachtung der in England beobachteten ſeeliſchen Unterſchiede der einzelnen Raſſen.

In ihrer äußerſten Ausprägung nähert ſich dieſe Fehlforſchung der Annahme, man könne aus allem alles machen. Da Europäer — indeſſen nicht die nordraſſiſchen — in Ägypten bisweilen braun wie Ägypter werden, da Neger in Europa ein klein wenig heller werden, ſchließt dieſe Art Forſchung auf eine unmittelbare Wirkung des Sonnenlichts bei der Bildung der Hautfarbe verſchiedener Raſſen und verſchiedener Menſchen. All dieſe Annahmen ſind falſch. „Die Anſchauung, daß die Hautfärbung der einzelnen Menſchenraſſen direkt durch die Sonnenbeſtrahlung hervorgerufen ſei, iſt nicht mehr haltbar"[1]). Chineſen ſind ebenſo gelb oder nur wenig dunkler gelb in den Tropen wie im Norden Aſiens, ſind ebenſo groß im Gebirge wie in der Ebene. Daß bei den dunklen europäiſchen Raſſen die dunkelſten Grade der Hautfärbung oft und beſonders in Nordeuropa nicht erreicht werden, iſt dargeſtellt worden (vgl. S. 54). Wie bei der Hautfarbe hat ſich die Erbfeſtigkeit bei allen anderen Merkmalen ergeben. Eine Raſſe wird in ihrem Erbbild durch Umwelteinflüſſe kaum berührt. Sie kann verändert werden nur durch eine Änderung in der Richtung der Ausleſe, der Zuchtwahl. Sie kann ſchließlich durch völlige Vermiſchung mit anderen Raſſen ihr Raſſenbild gleichſam verwiſchen laſſen; auffindbar wird es immer noch ſein; denn Miſchraſſen gibt es nicht, es gibt zwiſchen zwei oder mehreren Raſſen nur größere oder kleinere Gruppen von Miſchlingen, über welche die Vererbung die Merkmale der beiden Elternraſſen — für den erſten Blick ſcheinbar wahllos — zerſtreut. Wären die verſchiedenen Raſſenmerkmale: Körperhöhe, Schädelform, Wuchsverhältniſſe, Farben uſw. nicht in ſo hohem Maße vererblich, ſo wäre in Europa ſchon längſt ein Ausgleich aller Merkmale der vier europäiſchen Raſſen zuſtande gekommen; ein mittlerer Wuchs, eine mittlere Schädelform, mittlere Farben uſw. würden allgemein herrſchen; Europa wäre ſchon längſt von einer ungeſchiedenen, durchaus gleichen Menſchenmaſſe bewohnt.

---

[1]) Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 1914.

Man ſieht aus dieſen Ausführungen zweierlei: Umweltlehren führen notwendig zu Widerſprüchen und: ein Urteil in Raſſefragen iſt nur dem möglich, der die Vererbungsgeſetze kennt.

Umweltlehren führen notwendig zu Widerſprüchen. — Es heißt, je höher die Gebirgslage, deſto kürzer ſeien die Schädel. Wie ſind da die längeren Schädel im hochgelegenen Jſel-, Kalſer- und Tauerntal und im hochgelegenen Zillertal zu erklären, wie die des nördlichen Apennins? Es heißt, ein ärmlicher Boden und ärmlichere Lebensverhältniſſe bedingten eine kleiner gewachſene Bevölkerung. Wie ſind da die vorwiegend nordiſchen Menſchen des kargen Odenwalds zu verſtehen? Wie die Menſchen der armen Hausinduſtrieorte im kalkarmen Gebiet des Harzes? Wie ſind die höhergewachſenen und langſchädligeren Gebirgsbewohner Norwegens zu erklären im Gegenſatz zu den kleineren und kurzſchädligeren Küſtenbewohnern? Wie wäre überhaupt der höhere Wuchs Norddeutſchlands mit ſeinem kärglicheren Boden zu verſtehen? Wie die verhältnismäßig ſtärkere Kurzſchädligkeit des inneren Böhmens im Gegenſatz zu der größeren Langſchädligkeit der Gebirgsbewohner der nordöſtlichen Grenzbezirke? Wenn der Süden dunkelt, müßten die blonden, helläugigen Menſchen unter den Berbern und Kabylen längſt dunkel geworden ſein. Wenn Bildungsmehrung den Schädel rundet, müßten England und wohl auch Spanien kurzſchädlig geworden ſein.

Dieſe Beiſpiele ſind nun faſt nur europäiſchen Verhältniſſen entnommen. Ganz widerſinnig werden die Behauptungen der Umweltlehren, wenn man ſie mit den Raſſenverhältniſſen aller Erdgebiete vergleicht, wo hoher und niederer Wuchs, kurze und lange Schädel, hellere und dunklere Farben, zuſammen mit den verſchiedenſten Umwelten vorkommen, zuſammen mit Gebirgslage hier, dort mit Ebenenſiedlung, hier mit guten Lebensbedingungen, dort mit ärmlichen, hier mit mehr, dort mit weniger „Bildung“. Es verſteht ſich, daß die Umwelt gewiſſe Einflüſſe ausüben kann, Einflüſſe indeſſen, die immer nur das Erſcheinungsbild eines Menſchen oder einer Menſchengruppe abwandeln, niemals aber — mit Ausnahme einiger Fälle — das Erbbild. Durch kärgliche Nahrung mag ein nordiſcher Menſch klein bleiben. Man beobachtet oft beim Heereseintritt — vor allem in Italien iſt dies feſtgeſtellt worden —, daß junge Leute aus ärmeren Gebieten oder aus ärmeren Volksſchichten kleiner ſind als andere Heerespflichtige, daß aber eben dieſe mindergenährten Soldaten innerhalb ihrer Dienſtzeit unter Umſtänden mehr wachſen als die andern. Unter Umſtänden — denn man beobachtet in ſolchen Fällen zugleich einen eigentümlichen, ſehr bezeichnenden Unterſchied: die Wachstumszunahme während der Dienſtjahre iſt in Norditalien größer als in Süditalien, in Baden größer als in Norditalien, in Schweden größer als in Baden. Das nordiſche Blut erſcheint in ſolchen Unterſuchungen ſehr deutlich.

Auch ein durch Unterernährung dauernd kleingebliebener nordiſcher Menſch wird ſeinen Nachkommen den hohen Wuchs der Nordraſſe übererben. Auch viele, durch ſchlechte Lebensbedingungen im Wuchs zurückgebliebene nordiſche Menſchen vermögen das Erbbild der Raſſe nicht zu wandeln. Auch viele Kinder, denen etwa zu enge Kinderhäubchen oder eine harte Lagerung in der Wiege die Kopfform bis zu einem gewiſſen Grad umgeſtaltet haben, vermögen das Erbbild ihrer Raſſe nicht zu beeinfluſſen. Die Formbarkeit des weichen Kindesſchädels — man kann unter Umſtänden im früheſten Alter aus Langſchädeln Kurzſchädel formen und umgekehrt — dieſe Formbarkeit beweiſt nichts gegen das Beſtehen reiner

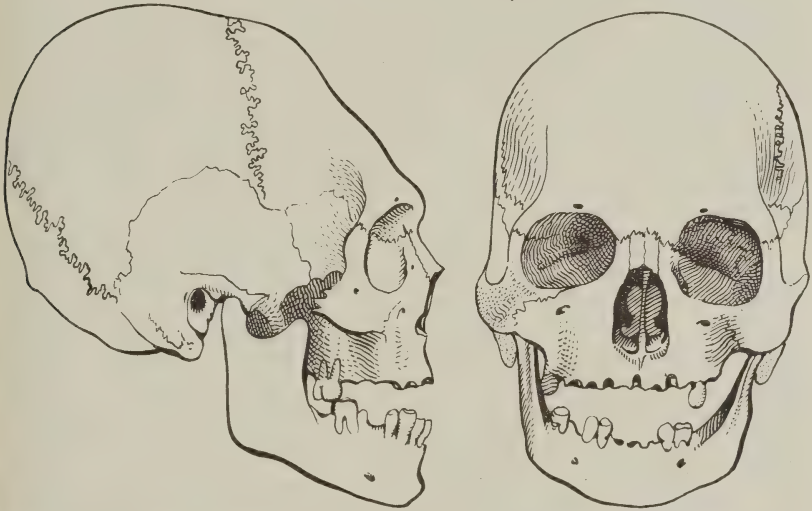


Abb. 295. Künſtlich umgeformter (deformierter) vorgeſchichtlicher Schädel aus der Schweiz, vermutlich vorwiegend dinariſch. — Oder ſollten ſich bei der dinariſchen Raſſe gelegentlich Schädel mit ſtark zurückweichender Stirn finden? (Vgl. z. B. Abb. 220 a, b.) (Nach His-Rütimeyer, Crania helvetica).

Raſſenbilder. Verändert iſt damit nur das Erſcheinungsbild eines Menſchen oder einer Gruppe von Menſchen, nicht aber ihr Erbbild. Schädelumbildungen ſind bei vielen Völkern üblich und üblich geweſen. Aber da Geſchlecht auf Geſchlecht ſie üben mußte, muß das Erbbild einer Raſſe, wo nicht etwa die Ausleſe ſich in beſtimmter Richtung ändert, außerhalb menſchlicher Willkür liegen. Es hieße ungeheuerliche Möglichkeiten der Vererbung erworbener Eigenſchaften annehmen, wollte man Schädelformen als unſichere Raſſenmerkmale bezeichnen. Je mehr die Forſchung ſich erweitert, deſto mehr erkennt ſie die hohe Erbfeſtigkeit aller raſſiſchen Eigenſchaften. Auch Umbildungen etwa der Schädelform durch Krankheit ſind nur erſcheinungsbildliche Wandlungen. Durch Rachitis z. B. wird die Schädelform bei Kindern oft zur Kurzform umgewandelt und erhält ſich dann ſo. So ſind z. B. die mittel- oder kurzſchädligen Kopfformen Kants, Menzels und Wagners als Krankheitsumbildungen erklärt worden und Röſe nimmt an, daß in gewiſſen Teilen Sachſens die

Längenbreitenzahl des Schädels durch häufig vorkommende Rachitis zeitweiſe erhöht iſt und dadurch einen geringeren nordiſchen Einſchlag in der Bevölkerung annehmen läßt. Indeſſen, auch ein durch Rachitis kurzköpfig gewordener Menſch nordiſcher Raſſe wird immer wieder von ſich aus die Anlage zur Langform des Schädels ſeinen Nachkommen vererben.

So weiſen all dieſe Tatſachen immer wieder auf die Geſetze der Vererbung hin, und es läßt ſich auch in dieſem Buch nicht auskommen, ohne einige Haupttatſachen der Vererbungslehre anzuführen. Von den ebenbetrachteten Erſcheinungen aus ſtellt ſich die Erkenntnis und Unterſcheidung der Begriffe Erbbild (Idiotypus) und Erſcheinungsbild (Phänotypus)[1]) als das wichtigſte dar. Nicht ohne weiteres darf man nämlich aus der Erſcheinung eines Menſchen — aus ſeinem Erſcheinungsbild — auf die Eigenſchaften ſchließen, die er im Erbgang der Geſchlechter von ſeinen Vorfahren erhalten hat und auf ſeine Nachkommen überträgt. Die Erſcheinung eines Menſchen mag ein Hinweis ſein auf ſeine raſſiſche Zugehörigkeit, ein voller Ausweis iſt ſie nicht. Das folgt aus den Tatſachen der Vererbungslehre:

„Dieſe zeigt, daß die Keimmaſſe der Geſchlechtszellen außerordentlich beſtändig, von den Einflüſſen der Umwelt auf den Körper nicht nachweisbar abhängig iſt. Die Erbmaſſe, das Erbplasma, zieht, immer wieder in einzelne Teile aufgeſpalten, ſeine zuſammenhängenden Bahnen durch die Geſchlechter. Der Körper iſt in gewiſſem Sinne jeweils nur ein Anhängſel der Erbmaſſe. Der Menſch beſitzt ein Erbbild, das iſt die Summe aller ererbten Anlagen, die oft im Verborgenen beſtehen, und ein Erſcheinungsbild, das Bild ſeiner äußeren vergänglichen durch die Umwelt beeinflußten Eigenſchaften“ [2]).

Erſcheinungsbildlich mag ein Menſch durch ſchlechte Ernährung in ſeinem Wuchs gehemmt werden: ſein Erbbild bleibt beſtehen. Erſcheinungsbildlich mag der Schädel eines Menſchen willkürlich oder durch Krankheit umgeformt werden: vererben wird er, wenn er ſelbſt reinraſſig iſt, immer nur die Anlage zu der Schädelform, die zum Bild ſeiner Raſſe gehört. Daraus folgt aber auch, daß man über das Erbbild eines Menſchen eigentlich erſt dann Beſtimmtes ausſagen kann, wenn man ſein Geſchlecht kennt, ſeine Vorfahren und ſeine Nachkommenſchaft. Weiter folgt daraus, daß Menſchen ſehr wohl erſcheinungsbildlich übereinſtimmen können, die in ihrem Erbbild verſchieden ſind, oder umgekehrt, daß erſcheinungsbildlich verſchiedene Menſchen im Erbbild gleich ſein können. Es folgt daraus ferner, „daß der Wert des Einzelweſens als ſolchen von ſeinem Wert als Zeuger verſchieden iſt“ [3]).

Man müßte hier, um dieſe Vererbungsgeſetze auch nur hinlänglich darzulegen, weitere Ausführungen machen. Dieſes Buch muß ſich darauf beſchränken, die Ergebniſſe der Vererbungsforſchung einfach in der Anwendung auf die betrachteten Raſſenverhältniſſe Deutſchlands und ohne weitere Erläuterung anzuführen. Hingewieſen ſei aber an dieſer Stelle auf die ebengenannte, zur Einführung ſehr geeignete „für Gebildete aller Berufe“ geſchriebene Darlegung der Vererbungsgeſetze von H. W. Siemens.

---

[1]) Die ſehr guten Verdeutſchungen ſtammen von Lenz.

[2]) Kuhn, Gedenke, daß du ein deutſcher Ahnher biſt. Feſtrede der techniſchen Hochſchule Dresden, 1920.

[3]) Siemens, Grundzüge der Raſſenhygiene. 2. Aufl. 1923.

Nur die Kenntnis der Vererbungsgeſetze bewahrt davor, in den raſſiſchen Merkmalen eines Körpers Zufallsgebilde zu ſehen oder umwelterzeugte Wandlungen anzunehmen. Nur die Kenntnis der Vererbungsgeſetze bewahrt den Betrachter vor der Verwirrung durch das ſcheinbar unentwirrbare Durcheinander der europäiſchen Raſſenmiſchungen. Die Kenntnis dieſer Geſetze macht einerſeits ſehr mißtrauiſch gegen alle Behauptungen einer Vererbung erworbener Eigenſchaften und gibt andererſeits einzig ein Verſtändnis für die Tatſache, daß die Raſſenbilder der europäiſchen Raſſen — nur von der dinariſchen ſind vorgeſchichtliche Funde bis jetzt nicht eingehend beſchrieben worden — mindeſtens ſeit der Jungſteinzeit (Neolithikum) unverändert feſtſtehen. Die Vererbungsgeſetze allein erklären es, warum in Europa nicht längſt ein Ausgleich aller Raſſengegenſätze ſtattgefunden hat, warum nicht längſt das Mittel aller vorhandenen Merkmale gleichmäßig über alle europäiſche Menſchen verteilt iſt. Die Unterſuchungen Eugen Fiſchers an den Rehobother Baſtards[1]) haben ergeben, daß es Miſchraſſen überhaupt nicht gibt. — Die meiſten, die über ſolche Dinge nicht tiefer nachdenken, nehmen an, es bilde ſich bei der Miſchung zweier Raſſen eine „Miſchraſſe“, die von jeder der beiden Elternraſſen gleichviel beziehe; bei der Miſchung einer großen, blonden, langſchädligen und ſchmalnäſigen Raſſe mit einer kleinen ſchwarzen, kurzſchädligen und breitnäſigen Raſſe bilde ſich eine mittelgroße, braune, mittelſchädlige und mittelnäſige Raſſe, die ebenſo auch einen mittleren Ausgleich der ſeeliſchen Eigenſchaften herſtelle. So las ich z. B., die dinariſche Raſſe ſei „eine raſſenhaft gewordene Miſchung“ zwiſchen nordiſcher und oſtiſcher Raſſe. So etwas iſt unmöglich. All ſolche Vorſtellungen des Beſtehens von Miſchraſſen ſind gründlich falſch. „Zunächſt ſieht man bei typiſchen nachweisbaren Miſchungen zweier verſchiedener Raſſen, daß die Miſchbevölkerung nicht eine Schädelform beſitzt, deren Längenbreiten-Index um einen Mittelwert ſchwankt, ſondern die Variationskurve bleibt zweigipflig, die beiden alten Mittelwerte laſſen ſich noch erkennen“[2]). Es gibt zwiſchen zwei Raſſen Miſchlinge; Miſchraſſen, d. h. alſo Menſchengruppen, in denen eine beſtimmte Zuſammenſtellung aus den Merkmalen zweier oder mehrerer Raſſen ſo erblich wird, daß dieſe artgleich gewordenen Menſchengruppen fortan immer nur ihresgleichen zeugen, gibt es nicht oder nur unter beſonderen, gleich zu erwähnenden Verhältniſſen. Selbſt, wenn zwei Raſſen ſich ſo gründlich miſchten, daß reinraſſige Menſchen der einen oder beider Raſſen kaum noch aufzufinden wären, ſelbſt dann ſtellt ſich keine Miſchraſſe her, auch nicht in langen Zeiträumen. Selbſt dann bietet eine ſolche Bevölkerung ein wirres Durcheinander aller Merkmale: den Wuchs der einen Raſſe im gleichen Menſchen verbunden mit der Schädelform der anderen, die Hautfarbe der einen Raſſe verbunden mit der Augenfarbe der andern, die Haarfarbe der einen verbunden mit dem Haargeſpinſt der andern, daneben wirkliche mittlere Ausgleiche und dies alles ſo verteilt, daß die Kinder die einzelnen Merkmale anders zuſammengeſtellt mit ſich tragen als die Eltern, das eine Kind anders als das andere uſw.

---

[1]) Fiſcher, Die Rehobother Baſtards und das Baſtardierungsproblem beim Menſchen. 1913.

[2]) Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

Nur, wie betont, durch beſondere Verhältniſſe iſt die langſame Herausgeſtaltung einer neuen Raſſe aus der Miſchung zweier oder mehrerer Raſſen möglich. Fiſcher erwähnt dieſe Möglichkeit: „Neuentſtehung von Raſſen kann allein durch Kreuzung niemals vorkommen. Die Kreuzung kann nur neue Kombinationen ſchaffen, ohne daß allein durch die Kreuzung die alten Merkmale verſchwinden würden. Das Verſchwinden des Alten und das wirkliche Schaffen von Neuem kann nur durch Ausleſe erfolgen. Es können alſo die neuen Kombinationen ſo ausgeleſen und ausgemerzt werden, daß alle Träger beſtimmter Eigenſchaften verſchwinden und ſämtliche Träger beſtimmte neue Kombinationen aufweiſen. Dann iſt eine neue Raſſe infolge einer Miſchung entſtanden, die bewirkenden Faktoren ſelbſt waren Ausleſe und Ausmerze“ [1]). Die Möglichkeit der Entſtehung einer neuen Raſſe durch Miſchung würde aber eine Abſchließung der betreffenden Menſchenart auf einen großen Zeitabſchnitt fordern, dazu eben die Einhaltung der gleichen Züchtungs- und Ausleſerichtung für dieſen ganzen Zeitabſchnitt: immer müßten in der Fortzeugung der betreffenden Menſchenart die Träger einer beſtimmten neuen aus zwei oder mehr Raſſen entnommenen Merkmalzuſammenſtellung beſonders bevorzugt werden, ſo daß eben fortwährend eine „Ausleſe“ ſolcher Menſchen ſtattfände, währenddem zugleich fortwährend die Träger aller anderen möglichen Merkmalzuſammenſtellungen durch „Ausmerze“ aus dem Erbgang der betreffenden Menſchengruppe entfernt würden. — Es mag in allen Erdgebieten bei der Miſchung der Raſſen immer wieder einmal in einer miſchraſſigen Menſchengruppe durch Ausleſe und Ausmerze zur Anbahnung einer neuen Raſſe gekommen ſein und kommen [2]). Aber faſt in allen ſolchen Fällen wird wohl die Ausleſerichtung und Züchtungsrichtung ſich nach längerer Zeit ändern und wieder ändern, und faſt in keinem Gebiet der Erde iſt es einer Menſchengruppe möglich, für längere Zeitabſchnitte ſo abgeſchloſſen zu leben, daß nicht immer wieder neuhinzukommendes Blut Wandlungen bringt. Daher iſt die Anſchauung Ripleys unhaltbar, die Durcheinandermiſchung in Europa werde zu einer Art europäiſcher Raſſe und ſo durch die gleichmäßige Verteilung der vorhandenen Merkmale aller europäiſchen Raſſen über ganz Europa ſchließlich auch zum europäiſchen Frieden führen, da dann alle Gegenſätze ausgeglichen ſein würden. Ebenſo unhaltbar wie dieſe Annahme iſt die andere Annahme, es werde ſich aus der Raſſenmiſchung des deutſchen Sprachgebiets allmählich eine

---

[1]) Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2]) Durch ſolche Verhältniſſe mögen ſich innerhalb gemiſchter Bevölkerungen die in einzelnen Gegenden verhältnismäßig häufiger auftretenden Kreuzungszuſammenſtellungen zeitweilig herausbilden, die man dann als Stammes- oder Volksmerkmale empfindet, (vgl. S. 212).

„deutſche Raſſe“ herausbilden. Man könnte ſich aber ſehr wohl vorſtellen, daß in vorgeſchichtlicher Zeit miſchraſſige Menſchengruppen endlich durch längere Zeiträume hindurch bei beſtimmter Ausleſerichtung abgeſchloſſen gelebt hätten[1]). Für die geſchichtliche Zeit und für die in dieſem Buch betrachteten Zuſammenhänge nehme ich nur beim Judentum die Anbahnung — nicht mehr als eine Anbahnung — einer Neuentſtehung aus Miſchung an; hierüber der Anhangsabſchnitt.

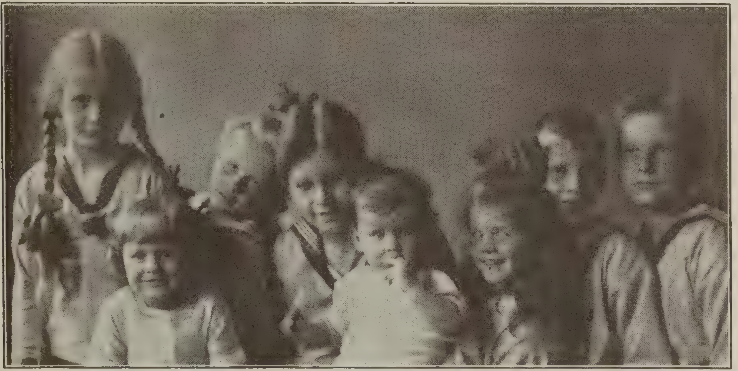


Abb. 296. Nordiſch-oſtiſche und oſtiſch-nordiſche Kinder des gleichen Elternpaars. Aus einer deutſchen Geburtenanzeige „Hurra, wir haben wieder ein Brüderchen“.

Man ſieht: nur unter beſonderen Bedingungen kann ſich durch Raſſenmiſchung eine neue Raſſe herausbilden. Wo nicht durch längere Zeitabſchnitte hindurch Ausleſe und Ausmerze immer in gleicher Richtung gewirkt haben, da bleiben der Forſchung auch im bunteſten Durcheinander die einzelnen Raſſen erkennbar. Der aufmerkſame Forſcher würde noch aus der gründlichſten Vermiſchung die Bilder der die Vermiſchung bedingenden Raſſen erkennen können, ſelbſt dann, wenn die Entmiſchungsvorgänge, welche nachgewieſen ſind, nicht ſtattfänden.

„Das alles erklärt auch manchen Befund an den Schädelformen, wie wir ſie etwa an der Bevölkerung Deutſchlands finden, wo all die Miſchungen der Völkerwanderung und ſeitdem bis heute nicht etwa eine mittlere Schädelform erzeugt haben, vielmehr ſtets wieder die alten Formen ‚herausmendeln‘“[2]). — Die Erzeugung einer „deutſchen Raſſe“ iſt keine Möglichkeit der deutſchen Zukunft.

Betrachtet man die deutſchen Raſſenverhältniſſe, nachdem man ſich über Vererbungsfragen unterrichtet hat, ſo erklärt ſich die Buntheit des Menſchenbildes: die meiſten Deutſchen, wie überhaupt die meiſten Menſchen in Europa, ſind Miſchlinge. Sie haben eine andere Zuſammenſtellung von Merkmalen als ihre Väter und Mütter, ſie ſind — um wieder Ausdrücke der Vererbungslehre zu gebrauchen — nicht reinerbig, ſondern ſpalterbig. Die Merkmale der Elternraſſen in einem Miſchling ſpalten ſich in der Fortzeugung immer wieder auf, können ſich immer wieder anders verteilen; die einzelnen Merkmale irren gleichſam im Erbgang umher, ſie gehören nicht zuſammen, ſind nicht zu einem beſtimmten Raſſenbild verbunden, kommen nie zur Beſtändigkeit innerhalb eines klaren Bildes. Es mag vorkommen, daß ein Kind, das von zwei miſchblütigen und ſpalterbigen Eltern ſtammt, ſeine Merkmale aus dem Blut beider Eltern gleichſam wieder zu einem beſtimmten Raſſenbild zuſammenſtellt: dann iſt eine Entmiſchung vor ſich gegangen.

---

[1]) Einige Forſcher nehmen dies z. B. für die hamitiſche Raſſe an, die ſie ſich aus einer orientaliſch-negeriſchen Miſchung entſtanden denken.

[2]) Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

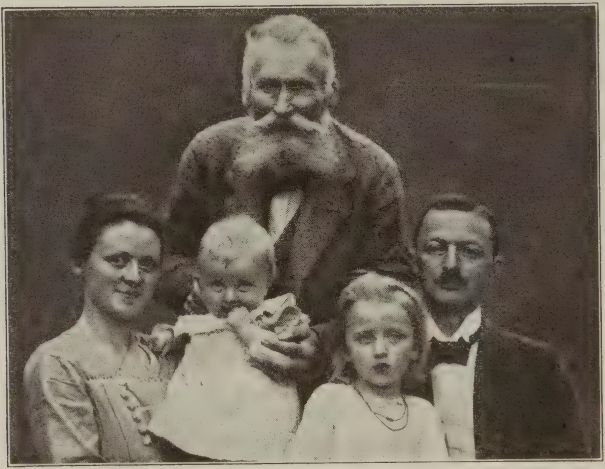


Abb. 297. Sachſen. Großvater (Vater der Frau) und Enkel anſcheinend nordiſcher als die Eltern der Kinder.

So betrachtet, ergibt ſich aber ein minder vielfältiges Bild als die deutſchen Raſſenverhältniſſe und -miſchungen es in Wirklichkeit bieten. Die meiſten Deutſchen ſind ja nicht Miſchlinge aus einer Kreuzung zweier verſchiedenraſſiger, aber beiderſeits reinraſſiger Eltern, ſondern Miſchlinge, die ſelbſt wieder von Miſchlingen abſtammen. Die Spalterbigkeit der meiſten Europäer iſt alſo vielſpältig. Die meiſten Europäer können über die Wahrſcheinlichkeit, wie ihre Kinder ausſehen werden, wenig ausſagen. Nur innerhalb faſt raſſenreiner Geſchlechter kommen auffällige Geſchwiſterähnlichkeiten häufig vor. In den meiſten europäiſchen Familien aber, die außerhalb jener vier Gebiete reinſter Raſſe wohnen, zeigen ſich ſtarke Unterſchiede: Geſchwiſter mögen von der Nordraſſe bis zur Oſtraſſe alle Abwandlungen zeigen, ein Kind alſo z. B. nordiſch, ein anderes oſtiſch, andere mit nordiſchem Wuchs und oſtiſchem Kopf, mit nordiſchem Auge und oſtiſchem Haar, mit oſtiſcher Haarfarbe, aber nordiſchem Haargeſpinſt uſw. Es mag vorkommen, daß vorwiegend nordiſche Eltern ein vorwiegend oſtiſches Kind haben, vorwiegend oſtiſche Eltern ein vorwiegend nordiſches Kind. So mag ſich noch ſpät in einem reinraſſig ausſehenden Geſchlecht eine frühere Kreuzung verraten. Bekannt iſt ja, wie hin und wieder in nicht-jüdiſchen Ehen ein jüdiſch-ausſehendes Kind zur Welt kommt. An Ehebruch braucht nicht jedesmal gedacht zu werden; der Vater oder die Mutter des Kindes hat Erbteile mit ſich getragen, wie ſie für Juden kennzeichnend ſind, ſie aber an ſich ſelbſt im Erſcheinungsbild überdeckt. Die früher geſchehene Kreuzung zeigt ſich wieder an, eine vorher verborgen gebliebene Erbanlage iſt wieder zum Vorſchein gekommen.

Die Erbanlage und damit die durch ſie bedingten körperlichen Merkmale verhalten ſich im Erbvorgang nicht alle gleich: man ſpricht von überdeckenden (dominanten) Erbanlagen und von überdeckbaren (rezeſſiven). Aber bis heute iſt verhältnismäßig wenig über das Verhalten der Raſſenmerkmale in der Vererbung feſtgeſtellt worden. Man weiß z. B., daß das durch Negerblut bedingte Kraushaar ſich überdeckend (dominant) verhält gegenüber dem (ſomit überdeckbaren) geraden Haar von Europäern. Das ſtraffe mongoliſche (inneraſiatiſche) Haar ſcheint ſich überdeckend zu verhalten gegenüber dem weicheren und weichen Haar europäiſcher Raſſen (?). In Europa verhält ſich das dunkle Haar überdeckend gegenüber hellem, die dunkle Hautfarbe gegenüber der hellen, die braune Augenfarbe gegenüber der blonden, wahrſcheinlich die Kurzköpfigkeit (die dinariſche und die oſtiſche oder nur eine von beiden?) gegenüber der Langköpfigkeit, die Schmalgeſichtigkeit (die nordiſche und die dinariſche oder nur eine von beiden?) über die Breitgeſichtigkeit. Demnach iſt im Erbe der Bevölkerungen Europas ſtärker, als der Augenſchein zeigt, vertreten: die Anlage zu geradem, die zu weichem (?) und die zu hellem Haar, die Anlage zu heller Augen- und Hautfarbe, die zu Langköpfigkeit und die zu Breitgeſichtigkeit. Möchte man alſo im Falle eines miſchraſſigen Menſchen ermeſſen, wie groß der Blutanteil einer beſtimmten Raſſe iſt, an der dieſer Menſch teilhat, ſo werden in der Betrachtung der bei ihm vorhandenen Merkmale der ins Auge gefaßten Raſſe die Merkmale, welche ſich überdeckbar (rezeſſiv) verhalten, ein größeres Gewicht haben als die überdeckenden (dominanten) Merkmale. So wird z. B. beim Abſchätzen eines vorhandenen erkennbaren nordiſchen Einſchlags bei einem Menſchen oder bei einem Volk das Schmalgeſicht nicht ſo viel Gewicht haben wie der Langkopf. Im Erbe der Bevölkerungen Europas muß — entſprechend dem Verhalten einzelner Merkmale in der Vererbung — im ganzen eine gewiſſe ſtärkere Durchdringung mit nordiſchem Blut angenommen werden, als die raſſenkundlichen Meſſungen und Feſtſtellungen ergeben.

Die Begriffe überdeckend (dominant) und überdeckbar (rezeſſiv)[1] der Vererbungslehre wären hier genau zu erörtern. Da aber zu einer gewiſſenhaften Erörterung mindeſtens ein neuer Abſchnitt gehörte, muß es bei der eben ausgeführten Schilderung des erbmäßigen Verhaltens einiger Merkmale bleiben, zumal ſich heute in bezug auf das erbmäßige Verhalten der Merkmale der europäiſchen Raſſen noch verhältnismäßig ſo wenig ſagen läßt.

Wenn Kinder reinraſſig ausſehender Eltern andere Merkmale zeigen als ihre Eltern, ſo iſt damit die Spalterbigkeit beider Eltern oder mindeſtens eines Elternteils erwieſen, ſo iſt erwieſen, daß im Falle beider Eltern oder wenigſtens eines Elternteils das Erbbild vom Erſcheinungsbild verſchieden war, daß alſo Erbanlagen einer anderen Raſſe in dieſem Falle überdeckt worden waren. Daher gehört zur Beſtimmung des Begriffes „Raſſe“ nicht nur die erſcheinungsbildliche Gleichheit einer Menſchengruppe, ſondern vor allem ihre erbbildliche Übereinſtimmung, nicht nur die Reinraſſigkeit des Ausſehens, ſondern vor allem die Reinerbigkeit. Eine Raſſe iſt demnach eine gleichartige und gleicherbige Menſchengruppe (vgl. S. 19). Daher Topinards Begriffsbeſtimmung: „La race est un type héréditaire.“

---

[1] Die Verdeutſchungen ſtammen von Lenz.

Bei einer reinen Raſſe[1]) findet alſo dieſes ſcheinbar regelloſe Weitererben der Merkmale, dieſe ſcheinbar wahlloſe Zuſammenſtellung der Merkmale zu widerſprüchlichen Menſchenbildern nicht ſtatt; bei ihr beſteht ein klarer Erbgang von Geſchlecht zu Geſchlecht; alle Teile, alle Merkmale ſind gleichſam zur Dauer geordnet, in notwendige gegenſeitige Bedingungen eingefügt. Das Bild iſt unwiderſprüchlich, iſt deutlich und wandellos. — Dem muß die ſeeliſche Grundlage eines geſunden reinraſſigen — oder ganz deutlich geſagt: reinraſſig-reinerbigen — Menſchen entſprechen. Sein Weſen iſt ihm ſelbſt und in ſich ſelbſt unwiderſprüchlich und klarbeſtändig.

Anders der Miſchling. Er gehört in Bezug auf dieſe Merkmale zur einen, in Bezug auf jene Merkmale zu einer andern Raſſe. Er hat nicht als ganzer Menſch an einem einzigen Raſſenbild teil; er hat an mindeſtens zwei Raſſenbildern teil, die ſich in ſeinen Körper teilen. Er iſt z. B. in Bezug auf die Geſtalt oſtiſch, in Bezug auf die Schädelform nordiſch, in Bezug auf die Haarfarbe oſtiſch, auf das Haargeſpinſt nordiſch, in Bezug auf die Augenfarbe nordiſch, auf die Hautfarbe oſtiſch, alſo: kurzgewachſen, langſchädlig, mit dunklem, weichem Haar, blauen Augen und gelblich-bräunlicher Haut. Ebenſo gehört er in ſeinen ſeeliſchen Eigenſchaften teils zur einen, teils zur anderen Raſſe und ſtellt ſo in ſeinem Weſen einen mehr oder minder widerſprüchlichen Ausgleich dar. Wenn er ſich ſelbſt beobachtet, verſteht er ſo öfters ſich ſelbſt nicht; er iſt in ſich geſpalten und wirkt daher widerſprüchlich und unbeſtändig.

Mit der Frage der Kreuzungen hängen zwei andere Fragen zuſammen, die der körperlichen Häßlichkeit und die der ſittlichen Schlechtigkeit. — Jede Raſſe in ſich nämlich iſt irgendwie geſtaltungsklar. Der reinraſſige Menſch jeder Raſſe iſt körperlich ſo gebildet, daß jeder Körperteil und jeder Geſichtszug immer wieder Ausdruck eines und desſelben Körperganzen ſind. Jedes einzelne Merkmal ſcheint von der raſſiſchen Anlage des ganzen Körpers her bedingt und als der Teil eines Ganzen eben von dieſem Körperganzen her beſtimmt und erklärt zu ſein. Der reinraſſige Menſch jeder Raſſe kann ſchließlich als „ſchön“ bezeichnet werden: ſein Körper und ſo auch ſein ſeeliſches Weſen iſt einheitlich, und jeder Zug ſeines Körpers und ſeines Weſens weiſt auf die gleiche körperliche und ſeeliſche Anlage hin. Da jede einzelne Raſſe, ſo lang ſie ſelbſtändig lebt, ihr *arteigenes Schönheitsbild* aus ihrer Körperlichkeit ſchöpft und ſchöpfen muß, müßte man ebenſo viele Schönheitsbilder erwarten wie Raſſen, müßte jede Raſſe ſich ſelbſt als die eigentlich „ſchöne“ Raſſe empfinden. In Wirklichkeit wird überall da: wo Raſſen ſich kreuzen, eine *Störung des Schönheitsbildes* auftreten und da, wo in einem Volkstum zwei oder mehr Raſſen übereinander geſchichtet ſind, das Schönheitsbild der führenden Raſſe das allgemeingeltende ſein. *An ſich* aber gibt es keine alleingeltende Schönheit: jeder Raſſe kommt ihr eigenes, ihr arteigenes Schönheitsbild zu.

---

[1]) Dieſer Ausdruck iſt eigentlich überdeutlich: das Wort Raſſe, wenn im Sinn dieſes Buches gebraucht, genügt zur Bezeichnung ſchon; indeſſen dieſer landläufige Ausdruck ſei als ungefährlich hier einmal beibehalten.

In Europa ſcheint mit Ausnahme der vorwiegend dinariſchen Gebiete und vielleicht mit Ausnahme der vorwiegend weſtiſchen Gebiete nur der nordiſche oder doch vorwiegend nordiſche Menſch als „ſchön“ zu gelten. Sehr auffällig und vielſagend iſt die Tatſache, daß die Körperlichkeit der Oſtraſſe wohl überall in Europa als unſchön oder minder ſchön gilt. Breite Geſichter, gedrungene Geſtalten, kurze, flache Naſen gelten im allgemeinen als unſchön, als grob, als unfein und zwar — das iſt das Auffällige — auch in der Anſchauung der breitgeſichtigen, kurzgewachſenen, flachnäſigen Menſchen ſelbſt. Gäbe es ſo etwas wie eine ſelbſtändige Geſittung der Oſtraſſe oder ein Volkstum, in dem die Oſtraſſe die Anſchauungen beſtimmt und nach ihrer Art hin gerichtet hätte, ſo müßte es dort auch dahin gekommen ſein, daß die Körpergeſtaltung der Oſtraſſe als „ſchön“ und das ſeeliſche Weſen der Oſtraſſe als „gut“ erkannt und als vorbildlich bezeichnet wären. Eigentlich gehört jeder Raſſe ihr arteigenes Schönheitsbild; wenn die oſtiſchen Menſchen Europas ſchmale Geſichter und ſchlanke Geſtalten als ſchön empfinden, ſo ſtehen ſie unter der Herrſchaft eines *artfremden Schönheitsbildes*.

Als ſchön gilt in Europa im allgemeinen nur der nordiſche und der weſtiſche Menſch, im dinariſchen Gebiet der öſterreichiſchen Alpen — wie die ſinnbildlichen Geſtalten auf Denkmälern, Gemälden uſw. zeigen — der dinariſche Menſch oder eine gewiſſe nordiſch-dinariſche Miſchung. Raſſenkundlich betrachtet muß eigentlich jeder reinraſſige Menſch als ſchön gelten. Er weiſt mit all ſeinen Merkmalen auf eine Geſtaltungseinheit hin, auf einen klarbeſtehenden Plan. Anders der Miſchling: er ſtellt, wie ausgeführt wurde, Merkmale der einen Raſſe mit Merkmalen einer anderen Raſſe oder mehrerer anderer Raſſen zuſammen. „Schon ſehen wir in unſeren Städten nur noch Menſchen mit hellen Augen und dunklen Haaren und umgekehrt, lange Geſichter, verbunden mit runden Schädeln, Züge, welche eigentlich für andere Geſichter geſchaffen ſcheinen, die Naſen zu kurz und die Mundſpalten zu breit, das Kinn zu groß. Die Arme ſind zu kurz für die Beine, oder die Beine zu lang für den Rumpf.“ So und noch ſchonungsloſer ſchildert de Lapouge den Europäer der Gegenwart, den er dann dem Straßenhund, dem Köter, vergleicht[1].

---

[1] Revue d'Anthropologie, 1888.

Jede einzelne Raſſe in ſich iſt ſchön, die Kreuzung aber ſtellt die einzelnen Merkmale zu widerſprüchlichen Gebilden zuſammen, zu Gebilden, deren eines Merkmal auf dieſen, deren anderes Merkmal auf jenen Geſtaltungsplan weiſt, zu Gebilden, die mit ihren einzelnen Teilen keiner Einheit gehören, ſondern auseinanderſtreben. So kann ſchon die Naſenform eine Kreuzung anzeigen: der Naſenrücken der einen Raſſe verbunden mit der Naſenwurzel der andern, die Naſenſpitze der einen mit dem Naſenrücken der andern, denn „die Unterſuchung von Raſſenkreuzungen hat ergeben, daß für die Naſe mindeſtens vier ſelbſtändig ſich vererbende Erbfaktoren anzunehmen ſind. Der Naſenrücken und die Form der Naſenflügel, Naſenwurzel und Naſenſpitze, können je getrennt vererbt werden“ [1]. Im Miſchlingskörper ſind die einzelnen Merkmale gleichſam nur vorübergehend zuſammengeſtellt und treten in der Vererbung auch tatſächlich immer wieder auseinander, können ſich im Sohn anders anordnen als im Vater und kommen tatſächlich auch erſt bei einer etwaigen Entmiſchung wieder zur Klarheit eines einheitlichen notwendigen Zuſammenhangs. So wird *körperliche Häßlichkeit*, die nicht durch Krankheit bedingt iſt, erſt durch Kreuzung eigentlich möglich. „Die Tatſache, daß die einzelnen eine Phyſiognomie zuſammenſetzenden Einzelmerkmale je getrennt vererbt werden, alſo zuſammen von *einer* elterlichen oder aber gemiſcht von beiden Seiten kommen können, bedingt die raſſenmäßige Harmonie oder eine uns als unſchön vorkommende Disharmonie des Antlitzes. Dabei iſt deutlich zu bemerken, daß wir häufig im gewöhnlichen Leben einen einzelnen Zug in einem Geſicht als fremd empfinden, die Beobachtung der Eltern oder Großeltern des betreffenden Individuums belehren uns, daß da in das raſſenmäßig gleichgebildete Geſicht des einen Elternteils irgend ein einzelner Zug des anderen Elternteils hinein vererbt iſt, z. B. in ein langes ſchmales Männergeſicht ein kleines Stumpfnäschen von ſeiner Mutterſeite her, oder in ein kleineres rundes Mädchengeſicht eine viel zu große und darum unſchön wirkende Naſe, die ſie vom Vater geerbt hat. ... Hier liegt noch ein weites Feld der Möglichkeit exakter Mendelſcher Erbunterſuchungen brach“ [1].

Die Raſſenkunde befindet ſich demnach in der Lage, von den Europäern unſerer Tage ausſagen zu müſſen, daß ſie auf dem Wege ſind, durch Allvermiſchung zu einer Menſchenraſſe zu werden, die ſich von Menſchen reiner Raſſe ebenſo unterſcheidet, wie ſich der Köter vom reinraſſigen Hund unterſcheidet. Es iſt gezeigt worden, wie gering die Zahl reinraſſiger Menſchen in Europa iſt, wie groß die Zahl der Miſchlinge und wie heute nur das vorwiegend weſtiſche ſpaniſche Volkstum und das vorwiegend nordiſche ſchwediſche Volkstum noch nicht oder nicht mehr der Allvermiſchung in ſolchem Grad ausgeſetzt ſind wie das übrige Europa.

Wie aber die Kreuzung zweier oder mehrerer Raſſen die körperliche Häßlichkeit vieler Miſchlinge bedingt, ſo ermöglicht ſie auch bei vielen

---

[1] Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene Bd. 1, 1923.

Miſchlingen eine aus seeliſchem Zwieſpalt kommende ſittliche Schlechtigkeit. Es iſt beobachtet worden, wie einfach und kurzgefaßt das Geſetzbuch eines reinraſſigen Volkstums oder eines Volkstums mit reinraſſiger führender Oberſchicht iſt, wie verwickelt dagegen und vielfältig das Geſetzbuch eines miſchraſſigen Volkes iſt oder eines raſſiſch geſchichteten Volkes, deſſen führende Schicht ihre Raſſenreinheit in Miſchehen aufgegeben hat. Dieſe Erſcheinung iſt ſehr vielſagend und weiſt auf die mögliche ſittliche Fragwürdigkeit des Miſchlings und der Miſchlingszeit eines Volkes hin. Dem Miſchling ſind ja, ſeiner widerſprüchlichen Anlage entſprechend, bei jeder Entſcheidung zwei, mindeſtens zwei Möglichkeiten gegeben; ihm ſind zur Beurteilung einer Handlung oder eines Menſchen mindeſtens zwei Möglichkeiten gegeben. Er iſt in ſich zerſpalten, er iſt widerſprüchlich, und folgt er, ohne ſich eine beſtimmte Richtung zu geben, ſeiner zwieſpältigen Anlage, ſo wird er leicht zu fragwürdigem Denken und Handeln kommen. Schlagwörtlich könnte man ſagen, der Miſchling ſei der „geborene ſittliche Relativiſt“. Ihm fehlt die klare ſittliche Überzeugung, die dem Reinraſſigen als eine Möglichkeit angeboren iſt; er hat ſich irgendwie zu entſcheiden für eine Seite ſeiner zwieſpältigen Anlagen und dieſe in ſich herrſchend zu machen oder er wird — zwiſchen den Raſſen — leicht richtungslos werden, dabei vielleicht geiſtreich zwieſpältig, immer aber auch ſittlich zwieſpältig und ſchließlich auch ſittlich haltlos. Sehr oft beſteht beim Miſchling ein „Zwieſpalt zwiſchen der oft bedeutenden Höhe der Faſſungsgabe und dem Mangel an Einheitlichkeit des Weſens, die Zerriſſenheit der Gefühle und die Unfähigkeit des Willens“ [1]).

Wie jeder Raſſe ihr arteigenes Schönheitsbild, ſo kommt jeder Raſſe auch ihre arteigene Sittlichkeit zu, wenn auch dieſe Beziehungen durch die ihr auf der ganzen Erde beſtehenden Kreuzungen und Schichtungen von Raſſen in der Wirklichkeit faſt überall verwiſcht ſind. Wie die Merkmale eines reinraſſigen Menſchen in klarer Einheit ruhen, ſo iſt ihm auch die Möglichkeit zu klarem Handeln gleichſam angeboren. Das Zuſammentreffen aber der ſeeliſchen Anlagen zweier Raſſen in einem Menſchen ſchafft Widerſprüche, legt dem Miſchling zwei Seelen in ſeine Bruſt und ermöglicht ſo ſchon in der Weſensanlage die ſittliche Fragwürdigkeit.

Dieſe Ausführung iſt, um Grunderſcheinungen klar aufzuzeigen, notwendig allzu vereinfachend und formelhaft und im Vergleich zur vielgeſtalteten Wirklichkeit viel zu gewaltſam einfach geworden. Wie in Deutſchland eine Kreuzung zwiſchen einem rein nordiſchen und einem rein oſtiſchen Menſchen faſt nie vorkommen mag, ſo iſt auch das genau hälftige Zuſammentreffen zweier raſſiſcher ſeeliſcher Anlagen in einem Menſchen wohl äußerſt ſelten. Faſt jeder Europäer iſt doch ein Nachkomme nicht etwa eines rein nordiſchen und eines rein oſtiſchen Menſchen, oder ein Nachkomme zweier anderer verſchiedenraſſiger und reinraſſiger Menſchen, ſondern ein Nachkomme zweier ſelbſt wieder miſchraſſiger Menſchen. Die Wirklichkeit liegt viel verwirrender da und iſt daher viel ſchwieriger zu deuten. Die obige Ausführung aber mag doch eine gewiſſe Grundverſtändigung geben und mag auf die Zuſammenhänge zwiſchen Kreuzung und Häßlichkeit und zwiſchen Kreuzung und ſittlicher Fragwürdigkeit hinweiſen.

---

[1]) de Lapouge in Revue d'Anthropologie, 1888.

Eine Frage, zu deren Beantwortung noch wenig Beobachtungen vorliegen, iſt die Frage nach der raſſenhaften Vererbung ſeeliſcher Eigenſchaften. Kann die Vererbung z. B. einen überwiegend oſtiſchen Körper mit überwiegend nordiſchen ſeeliſchen Eigenſchaften bei einem Menſchen zuſammenbringen? Man wird es vielleicht annehmen können. Verhält ſich die Vererbung ſeeliſcher Eigenſchaften etwa gar ſo unabhängig, daß in einem rein oſtiſchen Körper ein rein nordiſcher Geiſt möglich iſt? Dieſer äußerſte Fall einer Verſchränkung ſcheint mir ſehr unwahrſcheinlich. Jedenfalls läßt ſich nach dem Stand der heutigen Forſchung über die raſſenhafte Vererbung ſeeliſcher Eigenſchaften wenig ausſagen. Sicherlich ſind, wie widerſprüchliche Miſchungen ſchon bei Betrachtung der Vererbung körperlicher Merkmale erſchienen ſind, auch leiblich-ſeeliſche Zuſammenſtellungen widerſprüchlicher Art möglich, wenn auch wohl nicht häufig. Wahrſcheinlich iſt, daß doch die leibliche Anlage eines Menſchen ein gewiſſer und wohl ziemlich gewichtiger Hinweis auch auf ſeine ſeeliſche Anlage iſt, indeſſen nur ein Hinweis, nicht etwa ein voller Ausweis. Bei ſolcher Betrachtung darf ja vor allem auch das nicht vergeſſen werden, was oben (S. 234) über die Unterſcheidung Erſcheinungsbild und Erbbild geſagt worden iſt[1].

Ob die Raſſenmiſchung innerhalb europäiſcher Raſſen dem einzelnen miſchraſſigen Menſchen etwa zuträglich oder abträglich ſei, darüber liegen noch keinerlei Forſchungen vor. Ob ein Miſchling der oder jener Krankheit mehr ausgeſetzt iſt, ob Miſchlinge minder fruchtbar ſind, ob unter ihnen die Sterblichkeit größer iſt oder geringer — all ſolche Fragen ſind heute noch nicht zu beantworten. Man wird höchſtens vermuten dürfen, daß die vielfältige Durcheinandermiſchung in Europa Gebärſchwierigkeiten bewirkt. Da nämlich zwiſchen Raſſe und Beckenform des Weibes Beziehungen beſtehen, ſind z. B. nordiſche Frauen nicht zum Gebären kurzköpfiger Kinder, oſtiſche Frauen nicht zum Gebären langköpfiger Kinder geſchaffen. Bei Raſſenmiſchung kommen aber ſolche Fälle häufig vor, worauf ein Teil der in Europa verhältnismäßig ſehr häufigen Gebärſchwierigkeiten zurückzuführen ſein wird. Lundborg[2] nimmt an, daß die Miſchung der Raſſen in Europa eine gewiſſe Erhöhung der Körpergröße bewirke, jenen ſchmächtig-ſchmalen (aſtheniſch genannten) Körperbau, mit dem zumeiſt eine größere Anfälligkeit gegenüber Tuberkuloſe verbunden iſt.

---

[1] Trotzdem die raſſenhafte Vererbung ſeeliſcher Eigenſchaften in ihnen nicht betrachtet wird, iſt hier auf zwei Bücher zu verweiſen, welche von der Vererbung ſeeliſcher Eigenſchaften handeln: „Über Vererbung pſychiſcher Fähigkeiten“ (1915) von Peters, und „Geiſtige Veranlagung und Vererbung“ (1919) von Sommer. (Aus Natur und Geiſteswelt Nr. 512.)

[2] Lundborg, Raſſenmiſchung — Vermehrte Heterozygotie (Genchaos) — Konſtitutionsveränderungen — Habitus asthenicus sive paralyticus (Zunahme der Körpergröße uſw.) — Tuberkuloſe. Eine Urſachenkette. (Hereditas, Bd. 2, 1921.)

Ein größerer Teil der Tuberkuloſefälle ſei ſo eine Folge der Raſſenmiſchung, welche demnach als ſchädlich zu bezeichnen wäre. Man wird in all dieſen Dingen weitere Forſchungen unternehmen müſſen.

18. Vorgeſchichtliche Raſſenerſcheinungen in Europa.

Einer Erörterung über die vorgeſchichtlichen Raſſenverhältniſſe Europas könnte eine Unterſuchung vorausgeſtellt werden, wie es überhaupt zur Entſtehung von Raſſen komme. Die Frage nach der Entſtehung der Raſſen iſt aber innerhalb dieſes Buches deshalb minder wichtig, weil die Darlegung immer nur die gegenwärtige Raſſenlage des deutſchen Volkes zu erklären und abzuleiten ſucht. Hinzuweiſen iſt für ſolche Fragen auf die Ausführungen Eugen Fiſchers in dem Abſchnitt „Allgemeine Raſſenlehre“ des Bandes „Anthropologie“[1]) und auf Ausführungen des gleichen Forſchers im Handwörterbuch der Naturwiſſenſchaften unter „Anthropologie“, „Anthropogeneſe“ und „Foſſile Hominiden“.

Eine Streitfrage, die ſich gleich bei Betrachtung der Uranfänge menſchlichen Lebens erhebt, iſt die nach der Einſtämmigkeit (Monogeneſe, Monogenie) oder Mehrſtämmigkeit (Polygeneſe, Polygenie) der Gattung Menſch. Die Mehrzahl der gegenwärtigen Forſcher hat ſich für die Annahme einer Einſtämmigkeit ausgeſprochen im Gegenſatz zu Steinmann und zu dem kürzlich verſtorbenen Anthropologen Klaatſch, der längere Zeit hindurch Mehrſtämmigkeit annahm, ſchließlich aber ſeine Annahme wieder aufgab. Klaatſch z. B. hatte die Gabelung der Gattung Menſch in verſchiedene Unterarten ſo weit zurückverlegt, daß er von ſchimpanſoiden und orangoiden Menſchenraſſen ſprach, alſo von Menſchenraſſen, deren Abzweigung voneinander der Anlage nach ſchon vollzogen geweſen ſei, als die eine Menſchenart noch mit dem Schimpanſen, die andere noch mit dem Orang eine gemeinſame Urform gehabt habe. Auch Sergi hat eine Zeit lang Mehrſtämmigkeit angenommen.

Betrachtet man die Raſſen des heutigen Europas, ſo möchte man ob der gemeinſamen Merkmale die Nord- und die Weſtraſſe auf eine gemeinſame Urform zurückführen und dieſer nordiſch-weſtiſchen Urform als Heimatbezirk den äußerſten Weſten Europas zuweiſen, etwa Südengland und die heute unter Waſſer liegenden Gebiete zwiſchen Weſtfrankreich und Südengland (?). Der älteſte Beſtand einer weſteuropäiſchen Geſittung der Steinzeit, den die Archäologie in England, Frankreich und Spanien vorgefunden hat, und der älteſte Beſtand einer nordweſtdeutſchen ſteinzeitlichen Geſittung weiſen genug Übereinſtimmungen in der Form der Gefäße und Werkzeuge auf, ſodaß auch hierdurch auf eine gemeinſame Urzeit hingewieſen wäre. Die Frage harrt noch ihrer Löſung. Sie muß im folgenden gelegentlich wieder erwähnt werden.

Die andern Raſſen des heutigen Europas würde man kaum auf eine gemeinſame Urform zurückführen können, und gar die Zurückführung aller europäiſchen Raſſen auf eine gemeinſame Urform wäre ſchon gleich der Zurückführung europäiſcher und aſiatiſcher Menſchenarten auf ein gemeinſames Urmenſchenbild.

---

[1]) Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Es iſt eine Streitfrage, wie alt der Menſch überhaupt ſei. Noch vor einem Jahrhundert wollte man an einen foſſilen Menſchen überhaupt nicht glauben. Dann aber mehrten ſich die Funde ſo, daß eine ganze Wiſſenſchaft der vorgeſchichtlichen Menſchenreſte entſtanden iſt. — In den Jahren 1889 bis 1893 fand der holländiſche Arzt Eugen Dubois auf der Inſel Java Gebeinreſte, aus denen ſich eine vormenſchliche Körperbildung erſchließen ließ. Er beſchrieb den Fund als einen „Affenmenſchen“ Pithecanthropus erectus). Das aus der älteren Diluvialzeit ſtammende Geſchöpf ſcheint aber kein menſchenähnlicher Affe zu ſein, ſondern eher eine vom gemeinſamen Stammbaum beider Gattungen noch nicht weit abgezweigte frühe Menſchenart. In Europa ſind Gebeinreſte von ſolcher Altertümlichkeit oder Vormenſchlichkeit noch nicht gefunden worden.

Das früheſte Zeugnis einer Beſiedlung Europas durch menſchliche Geſchöpfe iſt ein Unterkiefer, der bei Mauer bei Heidelberg gefunden wurde. Er weiſt Eigenſchaften auf, die außer an einen Vormenſchen durch einzelne Züge an den Gorilla haben denken laſſen und ſo allerdings einen Menſchen ergäben, der auch einem heutigen Auſtralier gegenüber noch tieriſch erſcheinen würde. Der Unterkiefer von Mauer ſtammt nach neueren Anſchauungen aus dem mittleren Diluvium.

Die früheſte Raſſe Europas, die ſich deutlich feſtſtellen läßt, iſt die ſogen. Neandertalraſſe (homo neandertalensis, homo primigenius), ſo benannt nach ihrer erſten Fundſtätte in den Höhlen des Neandertals bei Düſſeldorf (1856). Vom Neandertaler haben ſich dann in verſchiedenen Ländern Reſte gefunden, ſodaß man ſich von ihm ein ganz deutliches Bild machen kann. Er hatte eine kräftige, gedrungene Geſtalt, war etwa 1,55—1,60 Meter hoch, ging mit aufrechter Haltung und hatte einen langen, flachen Schädel, eine fliehende Stirn, ſtark vorſpringende Überaugenwülſte, nach vorn ſtehende Kiefer und Zähne und ein zurückweichendes Kinn.

Es handelt ſich alſo um einen Menſchen, der, wenn auch dem Affen nicht etwa näherſtehend als dem heutigen Menſchen, für uns doch noch faſt auf der Stufe der Tierheit erſcheint. Wann war die eigentliche Zeit der Neandertalraſſe? — Solche Fragen werden ſich vielleicht nie genau löſen laſſen. Steinmann[1]) verlegt den Neandertaler in die mittlere Diluvialzeit, er muß „etwa der vorletzten Eiszeit und dem Beginn der letzten Zwiſcheneiszeit angehören“. (Mit Bezeichnungen der Archäologie ausgedrückt, dauert die Zeit des Neandertalers vom Acheuléen bis gegen Ende des Mouſtérien.) Aus dem Zuſammenleben des Neandertalers mit einer dem heutigen Europa fremden Tierwelt nimmt man an, er ſei älter als die letzte Eiszeit; bei Beginn der letzten Vereiſung ſcheint die Neandertalraſſe weſtlich und öſtlich der Alpen aus ihren mitteleuropäiſchen Sitzen abgewandert zu ſein. Fundſtätten des Neandertalers liegen in Spanien, Frankreich, Belgien, Deutſchland, Mähren und Kroatien. Iſt der Neandertaler im Blut der Europäer ganz verſchwunden? — Die Raſſe, die ſich nach der Neandertalraſſe zeigt, ſcheint ſich mit ihr gekreuzt zu haben. Kreuzungen ſind ſeit Urzeiten immer wieder vorgekommen zwiſchen allen Raſſen, die Europa beſiedelt haben. Sollten vom Neandertaler noch heute einige Spuren in menſchlichen Zügen zu leſen ſein? —

---

[1]) Die Eiszeit. 1916.

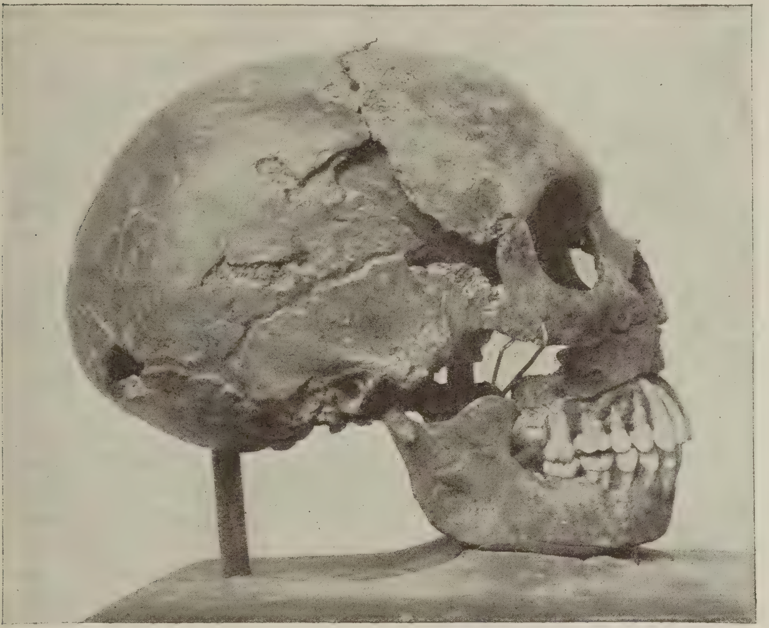


Abb. 298. Schädel der Neandertalraſſe.
(Der Schädel befindet ſich nicht in der Ohraugenebene.)

Es wäre auch möglich, daß das Blut einer von manchen Forſchern als negerähnlich beſchriebenen Raſſe noch nicht ganz aus dem Körper Europas ausgeſchieden wäre, einer Raſſe, von der Überreſte in einer Grotte am Mittelmeer bei Mentone gefunden wurden, bezeichnenderweiſe in einem ſehr warmen Gebiet Europas, das einer Beſiedelung von Afrika her — falls es ſich um eigentlich afrikaniſche Menſchen handelt — damals um ſo offener ſtand, als noch eine Landbrücke von Afrika nach Europa herüberführte. Dieſe Raſſe von Mentone (Grimaldiraſſe) war langſchädlig, breitgeſichtig, mit ſtark vorſpringenden Kiefern, flacher Naſe und abſtehenden Jochbeinen. Sie hatte beſonders lange Vorderarme und Unterſchenkel; ich möchte ſie aber trotz all dieſer „afrikaniſchen“ Merkmale, da Schädelform und Art der Vorkiefrigkeit Beſonderheiten zeigen, nicht in allzu große Nähe der Negerraſſe ſtellen. Die Raſſe ſcheint ſich in Europa nicht lange gehalten zu haben. Handelt es ſich um eigentlich afrikaniſche Menſchen, ſo iſt dies aus der Gebietslage leicht erklärlich: Europa kann oder konnte ſchon von jener Vorzeit ab afrikaniſch nicht mehr beſiedelt werden.

Die Frage, ob etwa Blut der Neandertalraſſe oder der letztgenannten negerähnlichen Raſſe, die auch Grimaldiraſſe genannt wird, im Körper Europas heute noch umkreiſt, führt zu einer Seitenerörterung, die hier eingeſchaltet ſein mag:

Gelegentlich begegnet man Menſchen mit vorſtehenden Kiefern, nicht allzu ſelten auch Menſchen mit gekräuſeltem oder krauſem Haar. Solche Züge gehören nicht zum Bild irgend einer der vier europäiſchen Raſſen. Weiſen ſie etwa zum Teil doch auf weit zurückliegende vorgeſchichtliche Kreuzungen hin? — Öfters mögen ſie auf eine verhältnismäßig junge Kreuzung mit negeriſchem Blut hinweiſen, die ſich im Süden Europas immer wieder zeigt. Menſchen mit negeriſchen Merkmalen ſind beſonders häufig in Portugal. Sollte doch vielleicht ein Teil der Raſſe von Mentone in dieſen äußerſten Südweſten Europas verdrängt worden ſein und ſich dort in der Vererbung immer wieder zeigen? Menſchen mit anſcheinend negeriſchen Merkmalen habe ich, wie S. 135 ff. erwähnt wurde, auch in Deutſchland beobachtet. Der größte Teil dieſer Menſchen entſtammte aber ſicherlich neueren Kreuzungen, darunter deutſch-ſüdeuropäiſchen Verbindungen, und in der Beimiſchung iſt es ja überhaupt in ſolchen Fällen ſchwer, irgendein Merkmal mit Beſtimmtheit einer beſtimmten Raſſe zuzuweiſen, gar etwa einer vorgeſchichtlichen Raſſe. Immerhin ſcheint es mir ſehr wahrſcheinlich, daß auch einzelne Merkmale vorgeſchichtlicher Raſſen, beſonders des Neandertalers, blutmäßig erhalten geblieben ſind. Auffällig iſt es ja, daß die Verbrecher nicht ſelten körperliche Merkmale aufweiſen, die an tiefſtehende oder vorgeſchichtliche Raſſen erinnern, ſo z. B. vorſtehende Kiefer, fliehende Stirn, wohl auch geringere Hirnmaſſe, ſodaß der Raſſenforſcher Lombroſo ſchon auf die — heute aufgegebene — Anſicht eines zum Verbrechen geborenen beſonderen Menſchenſchlags gekommen iſt. Doch iſt Lombroſos Anſicht, wenn ſie ſich auch nicht halten läßt, durchaus nicht ſo unſinnig, denn „wenn eine Raſſe durch eine andere verdrängt wird, ſo pflegt ja im allgemeinen doch etwas von ihrer Erbmaſſe in Miſchung erhalten zu bleiben, und es iſt daher ganz gut möglich, daß auch von den frühdiluvialen Raſſen Europas noch Erbanlagen in der europäiſchen Bevölkerung zerſtreut vorhanden ſind und daß ihre Träger mit den Forderungen des ſozialen Lebens beſonders leicht in Widerſtreit geraten“ [1]). — Daß man ein häufigeres Auftreten von Neandertalmerkmalen bei Kretinen vermutet hat, habe ich S. 140 erwähnt.

Die Darſtellung kehrt zur Vorgeſchichte zurück. — Noch zur Zeit des Neandertalers oder gleich nach ihm, in dem von der Archäologie Aurignacien genannten Zeitraum des jungen Diluviums, tritt in Europa — von Oſten einwandernd? — eine neue Raſſe auf, die Raſſe von Aurignac, der Lößmenſch — nach einigen Forſchern die Urform der Weſtraſſe, nach anderen die Urform der Nordraſſe oder auch die gemeinſame Urform der nordiſchen und der weſtiſchen Raſſe. Lößmenſch hat man die Raſſe deshalb genannt, weil ſich ihre Gebeine hauptſächlich in Lößſchichten fanden. Und dieſe Gebeine zeigen nun einen Menſchenſchlag, den die Wiſſenſchaft nicht mehr zur Gattung homo primigenius zählt, ſondern nun ſchon zur Gattung des heute lebenden Menſchen: homo sapiens. Mit dem Auftreten dieſer Gattung hebt ſich merklich der Geſittungsſtand. Der homo primigenius war über die bloße Lebensfriſtung, über den bloßen Kampf ums Daſein, nicht hinausgekommen. Mit dem Aurignacmenſchen beginnen höherſtehende Geſittungsformen, beginnen ſchon künſtleriſche Äußerungen. Die Aurignacraſſe iſt von mittlerem Wuchs, ſehr langſchädlig, ſchlanker und feingliedriger als der Neandertaler. Die Schnauzenbildung des Neandertalers fehlt, der Kopf wird aufrecht getragen. Ich habe bei Betrachtung des Schädels der Aurignac-Raſſe den Eindruck gewonnen, daß der Schädel dieſer Raſſe dem nordiſchen Schädel näherſtehe als dem weſtiſchen, ferner auch den Eindruck, daß der Aurignac-Schädel dem nordiſchen näherſtehe als der Schädel der Crô-magnon-Raſſe, welch letztere ja ebenfalls als eine Urform der nordiſchen Raſſe betrachtet wird.

---

[1]) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene Bd. 1, 1923.

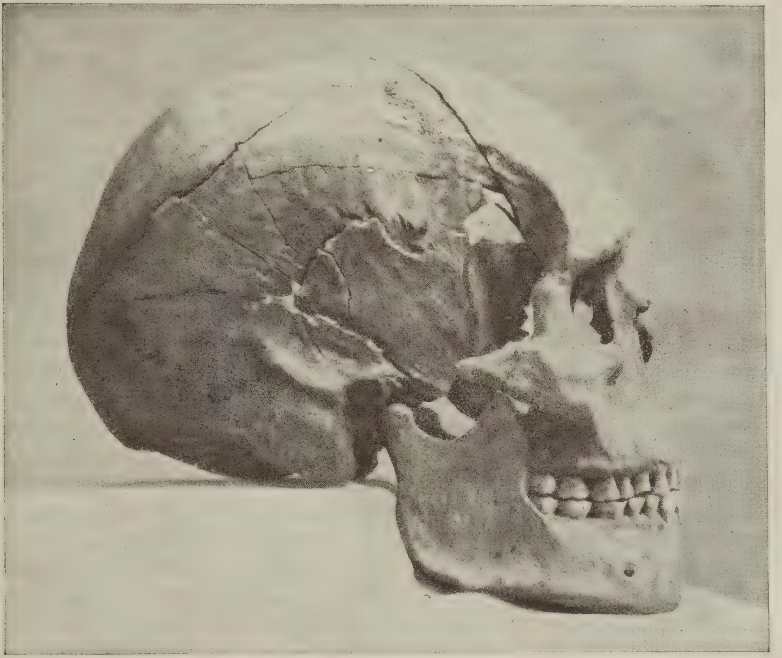


Abb. 299. Schädel der Aurignacraſſe.
(Der Schädel befindet ſich nicht in der Ohraugenebene.)

Als der Neandertaler Mitteleuropa vielleicht noch innehatte, ſcheint die Raſſe von Aurignac, der Lößmenſch, den Süden und Weſten Europas beſiedelt zu haben. Fundſtätten ſind Aurignac und Brünn. In einem ſpäteren Zeitabſchnitt iſt es vielleicht zu Miſchungen gekommen zwiſchen der Aurignacraſſe und einer breitgeſichtig-kurzköpfigen Raſſe, die gegen Ende der Altſteinzeit auftritt:

Die Furfoozraſſe, ſo benannt nach einem Fundort in Belgien, der erſte kurzköpfige Menſchenſchlag Europas. Zur gleichen Raſſe zählen wahrſcheinlich auch die Funde, die als Grenelleraſſe beſchrieben worden ſind, ſowie der nach holländiſchen und däniſchen Funden beſchriebene Borrebytypus. Von einzelnen Forſchern wurde angenommen, dieſe breitgeſichtigen Kurzköpfe ſtellten eine Menſchengruppe aſiatiſcher Kurzköpfe dar[1]), gleichſam die am weiteſten weſtwärts vorgedrungenen Vertreter der mongoliſchen (inneraſiatiſchen) Raſſe, die entweder vom Zweig der mongoliſchen Menſchenart abgezweigt ſeien, bevor dieſe kennzeichnende Merkmale, z. B. die Mongolenfalte, ausgebildet habe, oder die einige der mongoliſchen Merkmale durch Ausleſevorgänge verloren hätten. Jedenfalls handelt es ſich bei dieſem breitgeſichtig-kurzköpfigen, kurzgewachſenen (1,53 m) Menſchenſchlag aus der Zeit des Übergangs der Alt- in die Jungſteinzeit um die Urform der oſtiſchen (alpinen) Raſſe. Man kann heute breitgeſichtige, kurzköpfige Menſchen von Weſt- und Mitteleuropa verfolgen bis nach Innerafien und Vorſtöße aſiatiſcher Menſchen (Lappen, Hunnen, Ungarn, Mongolen, Türken) ſind immer wieder von Innerafien ausgegangen. So ergibt ſich leicht die Annahme einer urſprünglich innerafiatiſchen Herkunft der breitgeſichtigen Kurzſchädel Europas. Ausleſevorgänge haben aus einer mehr oder weniger einheitlichen, in Innerafien urheimiſchen Menſchengruppe zwei getrennte Gruppen gebildet: die mongoliſche (innerafiatiſche) Raſſe einerſeits, die europäiſche Oſtraſſe (alpine Raſſe) andrerſeits.

Im gleichen Abſchnitt der Erdgeſchichte wie dieſe breitgeſichtigen Kurzköpfe tritt nun auch die Raſſe von „Crô-magnon“ auf, ſo benannt nach einem erſten Fundort der Raſſe in der Dordogne. Als man die erſten fünf Knochengerüſte fand, hielt ein franzöſiſcher Forſcher ſie für Franzoſen unſerer Zeit: ſo hoch entwickelt erſchien die Raſſe auf den erſten Blick. Die Funde mehrten ſich; die Crô-magnon-Menſchen ſcheinen hauptſächlich dem erdgeſchichtlichen Abſchnitt des ſogenannten Bühlvorſtoßes der Alpengletſcher und ſomit der Geſittungsſtufe des ſogenannten mittleren Aurignacien angehört zu haben, man fand ſie im ganzen mittleren Frankreich, in Belgien, in Niederöſterreich, in den Niederlanden, in Norddeutſchland, Dänemark und Schweden. Die Forſchung hat verſucht, die Crô-magnon-Raſſe von der erwähnten Aurignac-Raſſe abzuleiten und ſo den Zuſammenhang zwiſchen Weſt- und Nordraſſe herzuſtellen, denn die Annahme iſt ausgeſprochen worden, daß ſich aus der Crô-magnon-Raſſe die nordiſche Raſſe herausgebildet habe. Man wird noch weitere Forſchungen abwarten müſſen. Jedenfalls aber erſcheint es angezeigt, eine gemeinſame Abkunft der Nord- und der Weſtraſſe zu ſuchen, und die Zuſammenhänge ſcheinen ſich mit dem Auftreten der beiden Raſſen von Aurignac und von

---

[1]) Vgl. auch Martin, Lehrbuch der Anthropologie (1914): „Die neolithiſchen Brachykephalen ſind, wie ihre geographiſche Verbreitung lehrt, aus dem Oſten eingewandert, vermutlich aus Südoſteuropa oder Vorderaſien, eher aus Zentralaſien.“

Crô-magnon zu ergeben. Auch auf die Annahme einer gemeinſamen Abkunft der Nord- und der Weſtraſſe von der Crô-magnon-Raſſe ſind einzelne Forſcher gekommen.

Die Raſſe von Crô-magnon erſcheint in Europa gleichzeitig mit einer Welle kälteliebender Tiere (z. B. Mammut, Auerochs, Renntier) und wird daher auch die Raſſe der Renntierjäger genannt. Sie iſt die Schöpferin der verhältnismäßig hochſtehenden Geſittung der ſpäteſten Altſteinzeit, iſt die Schöpferin der bildenden Kunſt jenes Zeitraums und in jeder Hinſicht leiblich und geiſtig ſo ausgezeichnet, daß manche Forſcher ſie mit Bewunderung genannt haben. Ihre Geſichtszüge zeigen ſchon ganz „neuzeitliche“ Formen an, ihr Körperbau hervorragende Kraft, ſodaß die Forſchung ausführt, die Raſſe der Renntierjäger habe durch einige ihrer Züge die höchſten und edelſten Stufen menſchlicher Bildung erreicht (Broca). Topinard nannte die Raſſe der Renntierjäger „geſittet, hochgewachſen, vielleicht blond“. Ihre Körperhöhe beträgt beim Mann bis über 1,8 m, der Schädel iſt mittelbreit bis lang (Längenbreitenzahl durchſchnittlich 77,2) und ſehr geräumig — geräumiger als der heutige europäiſche Durchſchnitt! — das Geſicht iſt mittelbreit oder beſſer: niedrig gebaut, mit auffallend niedrigen Augenhöhlen. Das Kinn iſt kräftig ausgebildet.

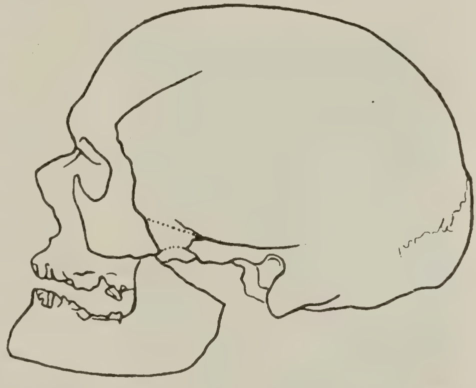


Abb. 300. Schädel eines alten Mannes der Crô-magnon-Raſſe. (Anſicht der linken Seite nach Quatrefages und Hamy, nicht in die Ohraugenebene eingeſtellt.)

Die Raſſe wird gegen Ausgang der letzten Eiszeit zur herrſchenden Raſſe Mitteleuropas und verdrängt die andern dort anſäſſigen Raſſen. Vermiſchungen kommen vor. Die hohe Erfindungsgabe und das Geſittungsvermögen der Renntierjäger hat die zweckmäßigere und kunſtvollere Geſtaltung der Stein- und Knochenwerkzeuge bewirkt und ebenſo eine bildende Kunſt von hervorragender Darſtellungskraft.

Plötzlich aber hören die Funde auf. An Stellen, wo die Schichten menſchlicher Siedlungen eine Stufenleiter der Raſſen und Geſittungen ergeben, bricht der Aufſchluß mit den Renntierjägern ab. Es folgt eine Schicht, die zu ihrer Auflagerung Jahrtauſende gebraucht hat, und erſt dann ſetzen ſich die Spuren fort, jetzt Spuren aus der ſpäteren Jungſteinzeit und aus anderen Geſittungen, aus Geſittungen, die nun ſchon den Ackerbau kennen. Die Renntierjäger müſſen abgewandert ſein. In welcher Richtung aber? — Das deuten die Funde an, die um ſo jünger ſind, je mehr man nach Norden kommt. Daraus ergibt ſich der Schluß, die Renntierjäger ſeien, mit den Renntieren ſelbſt, auf welche ſie als ackerbauunkundige, ſchweifende Jäger angewieſen waren, einer einſetzenden Erwärmung unſeres Erdteils ausgewichen und nach Norden ausgewandert. Klaatſch meint, die Renntierjäger ſeien in Lappland in der Notlage einer ungünſtigen Umwelt verkommen und untergegangen. Dieſe Vorſtellung aber will ſich nicht leicht dem anfügen, daß die Renntierjäger beſonders begabt und ſchöpferiſch erſcheinen. Wilſer iſt, geführt durch vorgeſchichtliche Funde auf ſchwediſchem Boden, zu der Anſicht gekommen, die Raſſe der Renntierjäger ſei in Schweden geblieben und habe dort ihre Umbildung zur nordiſchen Raſſe erfahren. „Die älteſten ſchwediſchen Schädel und Gebeine ſind denen der franzöſiſchen Renntierjäger ungemein ähnlich und ſtellen die Verbindung her zwiſchen den Raſſen des Diluviums und des Alluviums, wie in den Abfallhaufen der däniſchen und ſchwediſchen Küſten ein lückenloſer Übergang der alten in die neuere Steinzeit zu erkennen iſt“ [1]. Wenn es auch (heute noch) etwas zu viel geſagt iſt, daß ſich in Skandinavien ein „lückenloſer“ Übergang ergebe und wenn auch der für eine Umbildung zur Verfügung ſtehende Zeitraum (ſeit Abſchmelzen des ſkandinaviſchen Eiſes) faſt zu kurz erſcheint, — Südſchweden iſt erſt ſeit etwa 12000 v. Chr. eisfrei geworden, — ſo mögen künftiger Forſchung hier doch wichtigſte Aufſchlüſſe bereitet ſein.

Den Renntierjägern iſt neben anderen Eigentümlichkeiten z. B. ein breiteres (niedrigeres) Geſicht eigen als der nordiſchen Raſſe. Es müßte alſo in dieſem, wie in einigen anderen Merkmalen durch Ausleſe, durch Umzüchtung, im Lauf der langen Zeiträume von der älteren bis zur jüngeren Steinzeit die nordiſche Raſſe aus der Crô-magnon-Raſſe ſich entfaltet haben. „Man darf vielleicht eine recht kleine Gruppe annehmen, die dann unter den ſich ändernden Verhältniſſen (Klima, Jagdtiere) in neuer ſcharfer Ausleſe und Inzucht all die eigentümlichen Merkmale erworben hat, wie ſie innerhalb der ganzen Menſchheit nur der nordiſchen Raſſe zukommen“ [2]. Die ſkandinaviſchen Funde weiſen mit großer Wahrſcheinlichkeit auf eine Umbildung der Crô-magnon-Raſſe in die nordiſche Raſſe hin. Man hat auch ſchon die ſeeliſchen Eigenſchaften der Nordraſſe aus dieſer nordweſteuropäiſchen Umwandlung bzw. Ausleſe abgeleitet, ſo Lenz [3]):

„Die ſeeliſche Eigenart der nordiſchen Raſſe hängt offenbar mit der nordiſchen Umwelt zuſammen, aber nicht ſo, daß das naßkalte Klima unmittelbar ihre ſorgende Sinnesart erzeugt hätte, ſondern vielmehr in dem Sinne, daß Familien mit dem leichten Sinn des Südländers, die nicht auf lange Zeit vorauszudenken pflegen, viel häufiger im nordiſchen Winter zugrundegingen. Die Raſſe iſt alſo in gewiſſem Sinne das Produkt ihrer Umwelt, aber nicht das direkte Produkt der Umwelt im lamarckiſtiſchen Sinne, ſondern das Züchtungsprodukt der Umwelt. Von weſentlicher Bedeutung ſind dabei natürlich auch die urſprünglichen Entwicklungsmöglichkeiten einer Raſſe. Auch mongolide Raſſen ſind durch Ausleſe an nördliches Klima angepaßt worden. Während aber bei der nordiſchen Raſſe die Überwindung der Unwirtlichkeiten der Umwelt durch Steigerung der geiſtigen Kräfte erreicht wurde, geſchah die Anpaſſung der arktiſchen Mongoliden durch Züchtung äußerſter Bedürfnisloſigkeit."

---

[1] Wilſer, Die Raſſengliederung des Menſchengeſchlechts.

[2] Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

[3] Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene Bd. 1, 1923.

Für eine in Skandinavien durch Ausleſevorgänge vor ſich gegangene Umbildung der Crô-magnon-Raſſe in die nordiſche Raſſe ſcheint es mir zu ſprechen, daß heute in Schweden und Norwegen neben nordiſchen Menſchen nicht ſelten auch *breitgeſichtige Langſchädel* vorzukommen ſcheinen, Menſchen mit einem im Vergleich zur langen Kopfform eigentümlich niedrigem Geſicht, mit anſcheinend verhältnismäßig niedrigeren Augenhöhlen, verhältnismäßig kürzerer, ſchmaler Naſe und breiterem Unterkiefer und einem weniger eingebuchteten Kinn (Abb. 302) — alles Züge, die ſich auch bei der Crô-magnon-Raſſe finden.

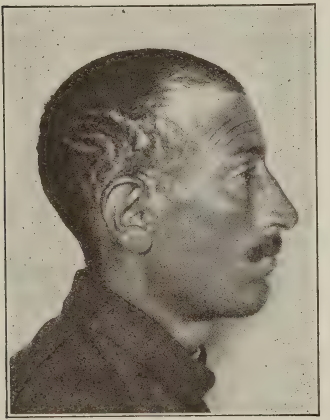


Abb. 301. Algerien. Blonder Kabyle. (Aufn.: v. Eickstedt). (Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

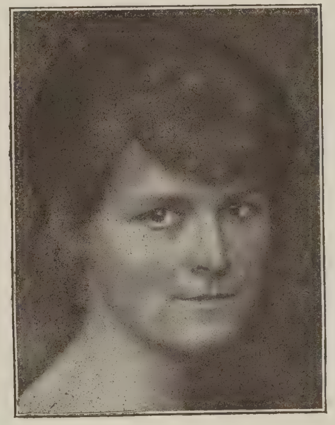


Abb. 302. Norwegen. (Skien). K: 79,19; G: 85,71; A: blau, H: rötlichblond. Mit einzelnen Merkmalen noch zur Crô-magnon-Raſſe gehörig?

Es ſcheint ferner, als ob ein Teil der Crô-magnon-Menſchen ſich vom Hauptſtamm noch in der älteren Steinzeit abgetrennt hätte und ſüdwärts gezogen ſei, ſich dabei anderen Himmelsſtrichen allmählich anpaſſend. Ripley will in der Bevölkerung um Périgueux Züge finden, die auf Nachkommenſchaft von der Crô-magnon-Raſſe ſchließen laſſen und hat eine ſolche Vermutung auch Teilen der thüringiſchen Bevölkerung gegenüber ausgeſprochen. Auffällig aber iſt es, daß unter den *Berbern*[1]) und *Kabylen* blonde und helläugige Menſchen und Menſchen, deren Körper- und Schädelbau an die nordiſche und an die Crô-magnon-Raſſe erinnern, ziemlich häufig ſind. (Die Blonden unter den Kabylen machen $^1/_3$ bis $^1/_5$ der Bevölkerung aus.) Die Annahme iſt nicht abzuweiſen, daß ſich in Nordafrika Reſte der Crô-magnon-Raſſe erhalten haben, wenn man ſich dieſe Raſſe mit Topinard als hell und helläugig vorſtellen will. Auch die

---

[1]) Vgl. Mehlis, Die Berberfrage, Arch. f. Anthrop. N. F. 3, 1909.

Gebeine des untergegangenen Volksſtammes der Guanchen auf den Kanariſchen Inſeln laſſen ſich nur mit denen der blonden Berber und Kabylen und anſcheinend mit denen der vorgeſchichtlichen Renntierjäger vergleichen. An Überreſte der germaniſchen Wandalen aus der Zeit ihres karthagiſchen Reichs läßt ſich kaum denken. Die Zahl der die Niederlage ihres Reiches überlebenden Wandalen iſt nach geſchichtlichen Quellen viel zu gering, um die hellhäutigen, blonden, helläugigen Menſchen der nordweſtafrikaniſchen Stämme zu erklären. Immer wieder haben die Forſcher die Zugehörigkeit dieſer afrikaniſchen Blonden erwogen, immer wieder war man erſtaunt, in Nordweſtafrika Menſchen zu finden, die nach den Berichten der Zeugen in anderer Bekleidung oft etwa als Engländer hätten gelten können. Sollte es ſich um eine noch lebende, zerſtreut wohnende Gruppe der Crô-magnon-Raſſe oder um einen in ſpäterer Zeit abgezweigten nordiſchen Stamm handeln? — Reinblütig mögen dieſe nordafrikaniſchen Blonden heute ſelten ſein. Wie ſie die hamitiſchen Sprachen ihrer Umgebung angenommen haben, ſo haben ſie auch das Blut ihrer raſſiſch vielfach gemiſchten Umgebung aufgenommen. Sie mögen früher ein geſchloſſenes Volk gebildet haben. Die ägyptiſchen Inſchriften erwähnen für die Zeit um 1400 v. Chr. einen mächtigen Stamm, der einen Angriff auf Unterägypten unternahm, Tamahu genannt, der gegen Weſten wohne und blondes Haar und blaue Augen habe, und Menſchen mit ſolchen Merkmalen finden ſich auf ägyptiſchen Wandgemälden auch dargeſtellt. Blonde Berber (Libyer) finden ſich dann auch bei griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern (im Zeitraum vom 6. vorchriſtlichen bis zum 6. nachchriſtlichen Jahrhundert) erwähnt [1]). Wenn es ſich hier nicht etwa um ein früh abgezweigtes nordraſſiſches Volk handelt, kommen wohl nur die Nachkommen der Crô-magnon-Raſſe in Betracht. Waren dieſe blonden, blauäugigen Menſchen Nordafrikas, zu denen nach Schädelfunden auch die (ſeit Ende des 15. Jahrhunderts verſchwundenen) Guanchen der Kanariſchen Inſeln zu rechnen ſind, die Schöpfer einer älteſten mittelmeeriſchen Geſittung? „Im Hinterlande von Algier und Tunis liegen aber auf der Oberfläche der jetzigen Wüſte die ſchönſten Werkzeuge von Acheuléen- und Mouſtérien-Charakter. Es müſſen in jenen Landſtrichen damals noch die großen Flüſſe lebendig geweſen ſein, deren Syſtem mit der Mündung in den Buſen von Tunis wir heute noch an den toten Adern erkennen können" [2]). Darf man annehmen, die nordafrikaniſche Landſchaft ſei in vorgeſchichtlicher Zeit für die Entfaltung einer Geſittung dieſer Blonden geeigneter geweſen und der Klimawechſel, der die Wüſte nach Norden vordringen ließ, habe zu gleicher Zeit das Ende dieſer Ausbreitung der Crô-magnon-Raſſe bedeutet? Hat ſich die Raſſe auch unter jenem Himmelsſtrich als ſchöpferiſch erwieſen? „Der breite afrikaniſche Nordrand erſcheint geradezu als die Baſis der älteſten Kultur des Mittelmeeres" [2]). Solche Fragen bedürfen noch ihrer Löſung. —

Die Betrachtung kehrt zur Raſſengeſchichte Europas zurück und ſtellt rückblickend feſt, daß die Urgeſchichte menſchlichen Lebens in Europa, insbeſondere aber die Abſtammung der heutigen europäiſchen Raſſen von denen der Urzeit ſelbſt in großen Zügen noch nicht als gänzlich aufgehellt gelten kann. — Etwa mit dem Beginn der Jungſteinzeit ſind aber die heutigen europäiſchen Raſſen alle vertreten und bietet Europa etwa folgendes Bild: Die Oſtraſſe ſcheint ſich von den Alpen aus gegen Weſten und Nordweſten auszubreiten; im Südweſten und Weſten Europas (in Südweſtnorwegen (?), in Teilen Schottlands (?), in Südengland, Frankreich, Spanien und Italien) ſiedelt die Weſtraſſe; in Schweden und Nordweſtdeutſchland ſiedelt die nordiſche Raſſe. Wann ſich die vierte der europäiſchen Raſſen, die dinariſche Raſſe, zum erſtenmal zeigt, ſteht der Forſchung noch nicht feſt, ebenſowenig, ob ſie etwa in ihrem heutigen verhältnismäßig reinſten Gebiet urheimiſch oder ob ſie dorthin eingewandert iſt; ich neige zu dieſer Annahme. Die Frage der dinariſchen Raſſe ſoll ſpäter betrachtet werden.

---

[1]) Vgl. Mehlis, Die Berberfrage, Arch. f. Anthrop. N. F. 3, 1909.

[2]) C. Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Für die Geſchichte der Geſittungen Europas kommen hauptſächlich zwei Raſſen in Frage: die nordiſche und die weſtiſche. In dieſem Buch kann auf Einzelheiten dieſer Urverhältniſſe menſchlicher Geſittung nicht eingegangen werden. Das Bild der Vorgeſchichte Europas, ſoweit dieſe ſich aus den vorzeitlichen Stilarten und Stilwanderungen erkennen läßt, hat in jüngſter Zeit eine aufſchlußreiche Darſtellung gefunden durch das ſchon angeführte Buch „Alteuropa in ſeiner Kultur- und Stilentwicklung“ (1919) von Carl Schuchhardt. Da zeigen ſich denn zwei große Geſittungskreiſe, ein weſteuropäiſcher, der ſich nach Oſten dem Mittelmeer entlang ausdehnt, und ein nordeuropäiſcher, der auf verſchiedenen Wanderungen, einmal die Donau abwärts nach Griechenland und Kleinaſien, einmal über die Alpen nach Italien, einmal die Weichſel hinauf und den Dnjepr und Dnjeſtr hinab, ſeine Geſittungsformen ausſendet. Es verſteht ſich, daß man Schuchhardts Ergebniſſe nicht unmittelbar mit Raſſennamen belegen darf. Es handelt ſich um Völker, die Miſchungen eingehen können, es handelt ſich bei dem Archäologen Schuchhardt zunächſt nur um Kunſtformen und ihre Wanderungen. Zwiſchen zwei Raſſen mag es immer Gebiete geben, die leiblich der einen angehören, der Geſittung nach aber Beſtandteile der anderen aufgenommen haben. Im großen und ganzen jedoch gliedern ſich Schuchhardts Ergebniſſe denen der Raſſenforſchung an. Die Tatſache erſcheint, daß Europa zwei ſchöpferiſche Raſſen hervorgebracht hat: die weſtiſche und die nordiſche. Die Geſittungsgeſchichte Alteuropas läßt ſich daher in der Hauptſache als Ausbreitung, Auseinanderſetzung und Abſterben weſtiſcher und nordiſcher Geſittungsformen beſchreiben.

Ehe jedoch ſolch ein Überblick über dieſe nordiſchen und weſtiſchen Schöpfungen gegeben wird, möge hier ein Ausblick auf das Auftreten der oſtiſchen Raſſe folgen. — Wie iſt es zu deuten, daß zur Geſittung Europas die Oſtraſſe in keinem Gebiet Eigenes beigetragen hat? Die Ausbreitung der andern Raſſen iſt immer zugleich die Ausbreitung beſtimmter Stilformen. Wie iſt es zu deuten, daß die Oſtraſſe eine eigentlich ſtilloſe Raſſe iſt, eine unſchöpferiſche Menſchenart? — Solche Fragen führen von der Betrachtung der Geſittungsformen wieder zur Betrachtung raſſenkundlicher Tatſachen zurück.

Wenn man fragt, welche Raſſe z. B. in Deutſchland die ältere ſei, die oſtiſche oder die nordiſche, ſo iſt die Antwort nicht ohne weiteres zu geben. In dem einen Gebiet mag die oſtiſche, im andern die nordiſche Raſſe, in gewiſſen Gebieten ferner die dinariſche Raſſe die erſten Siedlungen angelegt haben. Die Vermutung, die Wahrſcheinlichkeit, daß die Oſtraſſe aſiatiſcher Herkunft ſei, ergibt ſich einerſeits aus der Körpergeſtalt, andrerſeits aus dem Umſtand, daß vom eigentlichen Heimatgebiet mongoliſcher (innerаſiatiſcher) Stämme bis zu den Pyrenäen und bis nach Südweſtnorwegen immer wieder breitgeſichtige, kurzköpfige Bevölkerungen leben. Die Oſtraſſe kann ſicherlich nicht in irgendeinen Zuſammenhang mit der nordiſchen oder der weſtiſchen Raſſe und ebenſowenig in einen Zuſammenhang mit der dinariſchen Raſſe gebracht werden. Sehr leicht aber ergeben ſich ſchon für den oberflächlichen Betrachter die Beziehung zu den Menſchenarten Innerаſiens, zu den Mongolen. Immer wieder kommt es in Europa zu ganz aſiatiſchen Bildungen; das beſtätigt Topinard für das bretoniſche Gebiet, das ergibt ſich aus dem Menſchenbild auch der deutſchen Landſchaften: man redet dann in beſonders deutlichen Fällen gern von Reſten hunniſchen Blutes. In Paris wurde einmal ein Maſſengrab aufgedeckt und die darin liegenden Gebeine nach ihren Schädelformen zunächſt für baſchkiriſch, alſo für mongoliſch, erklärt. Bald ſtellte es ſich heraus, daß das Grab von einer Choleraſeuche herrühre und daß die Beſtatteten einheimiſche Frauen ſeien. Daraus iſt zu ſchließen, daß es ſich um eine Gruppe oſtraſſiſcher Menſchen aus irgend einem reinoſtiſchen Gebiet Frankreichs gehandelt haben muß.

Gegenüber der Oſtraſſe rücken Nord- und Weſtraſſe eng zuſammen, und der Verſuch der Forſchung, dieſe beiden Raſſen von einer gemeinſamen Stammraſſe herzuleiten, iſt leicht begreiflich. Jedenfalls ſind die langſchädligen Raſſen der europäiſchen Vorgeſchichte wie der europäiſchen Gegenwart in Europa urheimiſch, die oſtiſche Raſſe hingegen erſcheint als ein fremder Beſtandteil. Eine eigentlich oſtiſche Einwanderung läßt ſich aber erſt von den Alpen her feſtſtellen und ſelbſt da nicht ſehr deutlich. Die Siedlungszüge der Oſtraſſe dürfen wohl nicht ſo ſehr als Einwanderung betrachtet werden; im Fall der Oſtraſſe handelt es ſich um eine Einſickerung, ein langſames, aber zähes Fortſchleichen, vielleicht entlang den Gebirgszügen — Ripley gebraucht den Ausdruck „infiltration“. Die Wege der Nordraſſe ſind zu erkennen an Burgen, alle Zeichen deuten bei ihr auf Eroberung und Herrſchertum. Anders die Oſtraſſe: ſei es, daß ſie überhaupt als Wanderwege die von anderen Raſſen und Völkern nicht begehrten, unfruchtbaren Gebirge wählte; ſei es, daß ſie aus den fruchtbaren Ebenen immer wieder vertrieben und in die Wälder, Moore und Berge verdrängt wurde: noch heute im Zeitalter der Freizügigkeit iſt das Siedlungsgebiet durchaus klar, noch heute iſt die Oſtraſſe die Raſſe der unbegehrten oder minder begehrten Landſtrecken. Durch Betrachtung ſolcher Verhältniſſe kam die franzöſiſche Forſchung zu dem Erfahrungsſatz aller Siedlungsgeſchichte Europas: Den Siegern die fruchtbaren Ebenen und Täler, den Beſiegten die unwirtlichen Berge¹).

Es iſt ganz überraſchend zu ſehen, wie in allen Ländern Mittel- und Weſteuropas dieſer Erfahrungsſatz gilt. Er gilt in der hier betrachteten vorgeſchichtlichen Zeit, wie auch in der ſpäteren geſchichtlichen Zeit. Beddoe und Ripley ſchildern die Landnahme der britiſchen Inſeln durch die nordraſſiſchen Kelten und ſpäter die nordraſſiſchen Germanen mit ihren Einfallsſtraßen und kommen ſo dazu, gelegentlich bis ins Einzelne die heutige Raſſenkarte der britiſchen Inſeln aus der Beſiedlungsgeſchichte zu erklären. Die dunkle Stelle der mittelländiſchen Grafſchaften (vgl. S. 219) erklärt ſich z. B. daraus: die nordraſſiſchen Angelſachſen drangen in England von der Südküſte her ein, ein anderer Teil vom Norden, vom Gebiet des Humber her. Beide drangen vor, bis ſie an den Sumpfbezirk und an die dichten Wälder ſtießen, welche jene bezeichneten Grafſchaften bedeckten. Beide drängten die keltiſch-ſprechende Vorbevölkerung in die Wälder und Sümpfe zurück oder erſchlugen ſie. Von den keltiſchen Herren mögen dabei viele im Kampf gefallen ſein, ihre weſtiſchen und oſtiſchen Knechte fanden in unwirtlicher Gegend ihre Zuflucht: die Karte weiſt es heute noch aus. Die gleichen Verhältniſſe müſſen ſich ergeben haben in jenem jungſteinzeitlichen Zeitalter, bei deſſen Betrachtung ſich zwar die Raſſen deutlicher, Völker aber noch nicht ſcheiden laſſen. Immer iſt der oſtiſche Menſch der unterworfene oder der verdrängte geweſen, immer aber zugleich der zähe und fruchtbare, als der er ſich heute noch erweiſt. Ob daher die heutigen Siedlungsgebiete oſtiſcher Raſſe auf eigentliche Wanderwege hinweiſen, oder ob ſie nur noch Zufluchtsſtätten und Reſtgebiete ehemals ausgedehnterer Oſtraſſenſiedlungen darſtellen, das läßt ſich im einzelnen hie und da wohl vermuten, im ganzen wird es nicht ſo leicht zu entſcheiden ſein.

Von den Alpen aus muß ſich die Oſtraſſe in zwei Verzweigungen geteilt haben: eine Einſickerung nahm ihren Weg über das Rhonetal in die Auvergne und konnte ſich dort im unbeſtrittenen Gebirgsgebiet weit verbreiten und ſich von der Auvergne aus in ſüdweſtlicher Richtung bis zu den Pyrenäen ausdehnen. — Eine auffällige Stelle der Schädelkarte Frankreichs bietet einen ſehr deutlichen Aufſchluß, den Ripley erklärt hat: die fruchtbare Saoneebene wird ſüdlich Dijon von einem breiteren Band oſtiſcher Raſſe überquert — eine Ausnahme des Beſiedlungsgeſetzes; denn die ſonſt zurückgedrängte Raſſe beſiedelt hier in größter Dichte ein fruchtbares Gebiet. Die Erklärung hierfür, die Ripley gab, bietet ſich leicht aus der Karte ſelbſt und aus den Zeugniſſen der Vorgeſchichte und Geſchichte. Hierher war die Oſtraſſe vom Süden hinaufgedrängt worden durch die Weſtraſſe, der das untere Saonetal und das Rhonetal gehört hat und zum Teil, in Beimiſchung, heute noch gehört. Hierher war die Oſtraſſe aber auch verdrängt worden durch nordiſche Eroberer, die vom Rheintal und Seinetal her vorſtießen. So mußte ſich ein dichtbeſiedelter oſtiſcher Wall bilden, ein Ausweichen gab es nicht mehr. Die dortigen oſtiſchen Bewohner mögen

---

¹) **Collignon**: „Aux vainqueurs la plaine et les vallées, aux vaincus la montagne“.

ihre Herren oft gewechſelt haben, leiblich haben nur ſie ſich bis heute erhalten. Auch die oſtiſche Beſiedlung des Gebiets zwiſchen Auvergne und Pyrenäen beruht auf ähnlichen Erſcheinungen. Ihre Erläuterung würde hier zu weit führen. Der Vorſtoß der Oſtraſſe von den Höhenzügen des Morvan aus gegen Orléans erklärt ſich daraus, daß dieſes Gebiet früher ein undurchdringliches Waldgebiet war (vgl. S. 214).

Wichtiger für Deutſchland iſt die gegen Norden gerichtete Einſickerung der Oſtraſſe. Sie folgte den Gebirgen. Mindeſtens boten ſich die Gebirge nach vorübergehender Ebenenſiedlung immer wieder als Zufluchtſtätten. Die Einſickerung folgte im Weſten anſcheinend dem Wasgenwald und den Ardennen. Von den Ardennen, vom heutigen walloniſchen Gebiet aus, fand die Oſtraſſe ihren zweiten Einſickerungsweg nach Frankreich hinein. Schon in der Jungſteinzeit ſind nach Schädelfunden kurzköpfige Bevölkerungen im Oſten Frankreichs und in Belgien verbreitet geweſen und anſcheinend minder dicht auch in der Bretagne. Von Belgien aus ſcheint die Oſtraſſe dann Holland erreicht zu haben, wo ſie heute noch deutlich abgetrennte Gebiete beſitzt; von hier aus hat ſie wohl an der Küſte entlang als Fiſcherbevölkerung ihren Weg bis nach Jütland, Dänemark, Südſchweden und Südweſtnorwegen gefunden. In Dänemark tritt die Oſtraſſe anſcheinend erſt ſtärker auf, nachdem ſich in der Bronzezeit innerhalb der Nordraſſenſtämme die Leichenverbrennung ſchon durchgeſetzt hatte, was etwa im erſten Drittel des zweiten vorchriſtlichen Jahrtauſends geſchehen ſein mag.

Gegen Ende der Steinzeit fand von Nordfrankreich aus der Vorſtoß einer kurzköpfigen Bevölkerung nach Mitteldeutſchland ſtatt, und die eindringenden Kurzköpfe brachten in dieſe Gegenden anſcheinend zum erſtenmal das Kupfer mit. Es zeigt ſich in ihren Dolchen und Speeren. Das Eindringen ſcheint aber doch nicht eine Eroberung geweſen zu ſein, die eindringenden Kurzköpfe gingen in der übrigen mitteldeutſchen Bevölkerung auf, nachdem ſie für dieſes Gebiet vielleicht die Steinzeit in die Metallzeit übergeführt hatten. Dem Eindringen der Kurzköpfe entſprach aber auch das Eindringen einer gewiſſen Gefäßform, des ſogen. Glockenbechers (Zonenbechers), und dieſer läßt auf die Herkunft ihrer Kunſtform ſchließen: der Glockenbecher ſtammt aus dem von Schuchhardt beſchriebenen Geſittungskreis Weſteuropas, der im großen und ganzen einen weſtraſſiſchen Ausbreitungskreis damaliger Zeit gleichkommt. Mit dem Glockenbecher iſt alſo nicht etwa eine arteigene Stilform der Oſtraſſe zu erfaſſen, und auch die Kupferverwendung iſt nichts, wodurch ſich etwa eine arteigene Geſittung der Oſtraſſe erkennen ließe. Das Kupfer mußte ſich von den Ländern aus verbreiten, wo es gefunden wurde; die Kurzköpfe mußten es dem weſteuropäiſchen Geſittungskreis entnommen haben.

Wenn man aber die für dieſe Bevölkerung kennzeichnende, unter ihr häufige Schädelformen betrachtet[1]), ſo möchte man vermuten, der Vorſtoß nach Mitteldeutſchland von Nordfrankreich her ſei von einer oſtiſch-dinariſchen (oſtiſch-nordiſch-dinariſchen?) Bevölkerung ausgegangen. Jedenfalls iſt er nicht einer rein- oder nur ſtarkvorwiegend oſtiſchen Menſchengruppe zuzuſchreiben.

---

[1]) bei Schliz „Raſſe und Raſſefragen“ in Hoops, Reallexikon der germaniſchen Altertumskunde.

In der Schweiz und in Süddeutſchland mag es wohl zu breiteren Siedlungen gekommen ſein, hier mag die Oſtraſſe — da und dort aber in Zumiſchung zur dinariſchen Raſſe — durch einen gewiſſen Zeitraum hindurch die einzige Raſſe geweſen ſein, beſonders in dem weſtlichen Teil des Pfahlbautengebiets. Das ſüdweſtdeutſche Rheintal war ihr vielleicht eine Zeit lang von Vorſtößen der Weſtraſſe verwehrt (?). Der Schwarzwald blieb ihr wohl von Anfang an, ebenſo der ſchwäbiſche und bayeriſche Jura und, wohl in Auseinanderſetzung mit der dinariſchen Raſſe, Teile des ſüddeutſchen Oſtens.

In Norddeutſchland aber ſcheint ſie vorgeſchichtlich nur in unwirtliche Gebiete eingeſickert zu ſein, in Moorgegenden und dicht bewaldete Landſtrecken. In Holland lagen an einem Fundort ihre Gebeine über nordiſchen Knochenreſten eingeſchichtet. Das Gebiet Nordweſtdeutſchlands war beim Zuſammentreffen nordiſcher und oſtiſcher Menſchen ſchon von nordiſchen Menſchen beſiedelt.

Leicht wäre es, über die Ausbreitung der Oſtraſſe Genaueres zu ſagen, wenn ſie eindeutige Zeugniſſe einer beſonderen Geſittungsſtufe hinterlaſſen hätte, wenn ihr Weg oder ihre Wege zugleich die Wege eines beſonderen Stils der Geräte und Gefäße wären, wenn ihrem ſüdlich-nördlichen Vordringen in Deutſchland oder ſchon ihrem öſtlich-weſtlichen Vordringen innerhalb der Alpengebiete das Vordringen eines beſtimmten, womöglich eines nicht-europäiſchen Stiles entſpräche. Aber alle Zeugniſſe oder vielmehr das Fehlen ſolcher eindeutiger Zeugniſſe weiſt auf eine minder ſchöpferiſche Raſſe hin, auf ein gleichſam ſtummes, unauffälliges Einſickern. Nur die Annahme bliebe noch, daß einzelne oſtiſche Stämme immer wieder nach Art der in geſchichtlicher Zeit einfallenden Hunnen und Mongolen von Oſten her nach Europa vorgeſtoßen wären und ſich immer wieder in Teilen angeſiedelt hätten. Auch nach Italien aber iſt die Oſtraſſe mehr eingeſickert als erobernd eingedrungen. Nach Oberitalien ſcheint ſie von den Alpen aus mit anderen Raſſenteilen, wohl von nordiſchen Raſſenteilen gedrängt oder geführt, ihre Siedlungen vorgeſchoben zu haben. Der italieniſche Raſſenforſcher Sergi[1]) konnte noch, aus der falſchen Vorſtellung einer aſiatiſchen Herkunft der indogermaniſchen Sprachen ſchließend, die oſtiſche Einſickerung nach Italien als die beginnende ſprachliche Indogermaniſierung Italiens auffaſſen; der italieniſche Sprachforſcher de Michelis folgte ihm in dieſer Annahme[2]). Die indogermaniſche Sprache der ſpäteren Römer kam aber erſt mit den Italikern, dieſen nordraſſiſchen Stämmen, nach Italien. Der Einbruch der Italiker zeigt ſich deutlich als der Einbruch eines beſonderen nordiſchen Stils, der auf Mitteldeutſchland als die Urheimat der Italiker hinweiſt; hierüber der 19. und 20. Abſchnitt.

Sowohl in der Schweiz wie in Italien, wie auch in Südweſtdeutſchland finden ſich in den Pfahlbauten vielfach oſtiſche Schädel. Sind die Menſchen der Oſtraſſe das eigentliche Volk der älteſten Pfahlbauten? In der Schweiz möchte es ſo ſcheinen, da dort die älteſten Pfahlbauten zugleich faſt nur oſtiſche Gebeinreſte enthalten. Sollte der Pfahlbau eine Erfindung der Oſtraſſe ſein? Sicheres läßt ſich nicht ausſagen. Der Pfahlbau iſt da und dort in jedem Erdteil entſtanden und vielerorts noch heute die herrſchende Wohnform. Eine andere Erſcheinung vorgeſchichtlicher Geſittung könnte man mit der Oſtraſſe in Verbindung bringen; die Einzähmung (Domeſtikation) der Haustiere, die wohl mit dem Hund begann. Seit der frühen Jungſteinzeit duldete der Menſch den Hund um ſich herum, früher ſcheint er ihn zu ſeiner Nahrung gejagt und ihn auch öfters verjagt zu haben, wenn er die Abfälle umſchlich. Aber mehr läßt ſich nicht ſagen, als daß die Einzähmung der Tiere — das Renntier war von den Renntierjägern wohl höchſtens halbgezähmt gehalten worden — etwa in das gleiche Zeitalter fällt, in dem die Oſtraſſe auftritt. So fällt es bei der Oſtraſſe ſchwer, irgend etwas über ihren Eintritt in die mitteleuropäiſche Umwelt auszuſagen. Die Gefäßformen ſchon der älteſten Schweizer Pfahlbauten, die immer wieder von oſtiſchen Menſchen beſiedelt wurden, zeigen die Beziehung zu einer weſteuropäiſchen Welt, zu Frankreich, England und Spanien. Der Anbruch der Kupferzeit in den Schweizer Pfahlbauten iſt zugleich gekennzeichnet durch einen Wandel ihrer Siedler: nordiſche Menſchen ſind mit einer neuen Geſittungsform eingedrungen. Sie müſſen aber allmählich an Zahl wieder geſchwunden ſein. Die Einſickerung der Oſtraſſe, die jetzt im ſüddeutſchen Gebiet anſcheinend durch nordiſche Stämme in die Metallzeit hineingeführt worden war, ſetzte ſich wieder fort: die Schweizer Pfahlbauten der Bronzezeit zeigen wieder eine ziemlich einheitlich kurzköpfige Bevölkerung, die genau den heutigen kurzköpfigen Menſchen der Schweiz gleicht. — In Böhmen und Schleſien finden ſich in jungſteinzeitlichen Gräbern kurzſchädliger Menſchen Gefäße des ſogen. bandkeramiſchen Stils. Die Bandkeramik aber, die ſich nach Schuchhardt („Alteuropa“) vom „Donaukreis“ nach Oſten verbreitet hat, ſtellt einen Stil dar, deſſen Ausbildung und Verbreitung einem Urkeltentum zugeſchrieben werden muß. Die Kerngebiete der Bandkeramik, vor allem in ihrer Ausgeſtaltung als Spiral-Mäander-Keramik, zeigen auch immer wieder in ihren Gräbern Menſchen der nordiſchen Raſſe. In ſeinen oſtmitteldeutſchen Herrſchaftsgebieten muß das nordraſſiſche Urkeltentum ſeinen bandkeramiſchen Stil Menſchen oſtiſcher und dinariſcher Raſſe übermittelt haben. Auch in Böhmen und Schleſien hat die Oſtraſſe keinen eigenen Stil gezeugt, und als im gleichen Gebiet in einem ſpäteren Zeitabſchnitt die ſogen. Schnurkeramik ſich verbreitete, da geſchah dies durch eine Welle nordiſcher Menſchen germaniſchen Stammes.

---

[1]) Sergi, Origine e diffusione della stirpe mediterranea. 1895.

[2]) de Michelis, Origine degli Indoeuropaei. 1903.

So mag die Oſtraſſe vom Alpengebiet aus auf ihren beiden Hauptwegen — ſüdweſtlich nach den Pyrenäen und nördlich ins walloniſche Gebiet — jeweils dem Einfluß der Raſſen ausgeſetzt geweſen ſein, in deren Nachbarſchaft ſie ihr Fortkommen ſuchte. Bald in unbeſiedelte wirtliche Gebiete vordringend, bald in unwirtliche Gebiete zurückgedrängt, hat die Oſtraſſe im Süden und Weſten zunächſt wohl ganz die Geſittungsformen der Weſtraſſe übernommen. Im ſüdweſtdeutſchen Rheintal mag es auch zu weſtiſch-oſtiſchen Raſſenmiſchungen gekommen ſein (?), während ſonſt in der letzten Steinzeit weite Strecken Süddeutſchlands der Oſtraſſe angehört haben mögen. Ihre erſte metallzeitliche Ausbildung, wenn man ſo ſagen darf, erhielt dann die Oſtraſſe in Süddeutſchland von einer nordraſſiſchen übergeſchichteten Bevölkerung. So zeigt Süddeutſchland beim Übergang der Steinzeit in die Metallzeit ſich als Gebiet nördlicher und weſtlicher — raſſenkundlich geſprochen: vorwiegend nordiſcher und vorwiegend weſtiſcher — Einflüſſe. Mit dem Schwinden der übergeſchichteten nordiſchen Menſchen, deren Gebeine in jener Zeit in den Pfahlbauten vorkommen, konnte auch der nördliche Einfluß ſchwinden. Die ſüddeutſche oſtraſſiſche Bevölkerung konnte wieder weſtliche Stile pflegen. Das Eine jedenfalls iſt ſicher: einen eigenen Stil hat die Oſtraſſe nie ausgebildet, oder mindeſtens hat ſie ihn ſchon in der früheſten Vorgeſchichte, vielleicht gleich beim Zuſammentreffen mit andersraſſigen Bevölkerungen, aufgegeben. Wie ihre Siedelwege die unterlegene Raſſe zeigen, ſo zeigt das Fehlen eines ihr zuzuweiſenden Stils die unſchöpferiſche, ſtilloſe Raſſe. Dieſe Tatſache iſt auffällig, beſonders wenn man im Gegenſatz dazu die Jahrtauſende alte Geſittung oſtaſiatiſcher Völker betrachtet, die ſich durch arteigene Schöpfungen bedeutender Art ausgezeichnet haben.

Wie die einzelnen vorgeſchichtlichen Gruppen oſtiſcher Menſchen darauf verzichtet haben, in der Ausbildung ihrer Gefäß- und Gerätformen Eigenes zu ſchaffen, ſo müſſen ſie ſchließlich auch verzichtet haben, eine arteigene Sprache zu ſprechen. Man wird ſich ſelbſtverſtändlich hüten, dieſer frühen Vorzeit ganz beſtimmte Sprachformen zuzuſchreiben; man wird ſich hüten, irgendwie an beſtimmte oſtraſſiſche „Völker" zu denken; noch darf man nur Ausdrücke wie „Bevölkerungen" wählen. So viel iſt indeſſen ſicher, daß zu jeder Raſſe auch eine beſtimmte Sprachurform gehört wie eine beſtimmte Kunſturform. Beides muß die Oſtraſſe ſchon in der erſten Dämmerung der Vorgeſchichte verloren haben.

Man darf vielleicht die Annahme wagen, die Oſtraſſe müſſe auf ihrem weſtlich gerichteten Weg von Innerasien her auf eine Eigengeſtaltung in dem Augenblick ihrer Geſchichte verzichtet haben, ſie müſſe auf eine eigene Geſchichte zu der Zeit verzichtet haben, als ſie das erſtemal aus ihrer angeſtammten Umwelt hinaus und in die Nachbarſchaft der eigentlichen europäiſchen Bevölkerungen kam. — Man kennt afrikaniſche Zwergvölker (Pygmäen), die keine eigene Sprache beſitzen, ſondern immer die Sprache ihrer gegenwärtigen Nachbarn ſprechen. Der Wortſchatz ihrer heutigen Sprachen enthält aber eine Anzahl Schichten, die einen großen Teil der afrikaniſchen Beſiedlungsgeſchichte erzählen: er enthält übereinandergeſchichtet Wörter aus den Sprachen all der Völker, in deren Nachbarſchaft die Zwerge früher einmal gewohnt haben müſſen[1]. Man muß im Leben der Völker zwiſchen arteigener Sprache und artfremder Sprache unterſcheiden. Die afrikaniſchen Zwergvölker haben ſeit langen

---

[1] Struck in Petermanns Geographiſchen Mitteilungen, 1911, II. S. 328 und in der Zeitſchrift für Ethnologie, Bd. 46, 1914, S. 171.

Zeiten keine arteigene Sprache mehr, ſie wechſeln je nach der Nachbarſchaft eine artfremde Sprache gegen eine andere aus. Sollten ähnliche Verhältniſſe die frühe Geſchichte der Oſtraſſe bezeichnen? Sollten ſeit ihrem Eintritt in die europäiſche Welt die Menſchen der oſtiſchen (alpinen) Raſſe Sprache, Stile, Gemeinſchaftsformen und Siedlungsweſen immer nur von den Andersraſſigen, von Artfremden, erhalten haben?

Zu dieſer Annahme könnte man Entſprechungen finden im leiblichen Befund. Sicherlich gehört die Oſtraſſe in keinen Zuſammenhang mit den beiden europäiſchen langſchädligen Raſſen, ſicherlich auch in keinen mit der dinariſchen Raſſe. Gewiß aber iſt, daß ſich kein Zuſammenhang leichter ergibt, als der zwiſchen europäiſcher Oſtraſſe und eigentlichen Mongolen (innerasiatiſcher Raſſe). Wenn wir nach einem Geſittungsbild ſuchen, wie es der Oſtraſſe arteigen wäre, wenn wir nach der Sprachform ſuchen, die der Oſtraſſe angeſtammt wäre — mongoliſche (innerasiatiſche) Art mag uns da einen gewiſſen Hinweis geben. Die ſprachlichen Verhältniſſe betrachtet der 20. Abſchnitt. Hier handelt es ſich zunächſt um die körperlichen Merkmale.

In jeder menſchlichen Umwelt ergeben ſich die Fragen: eigene Sprache oder artfremde Sprache? Eigenes Schönheitsbild oder artfremdes Schönheitsbild? — Von vielen Völkern iſt bekannt, daß ihre Großen, ihre führende Schicht, ſich gerne ihre Weiber holt aus einem Gebiet, das wegen der „Schönheit“ ſeiner Menſchen beſonders bekannt iſt. Peters z. B. berichtet dieſen Zug in ſeinen „Afrikaniſchen Köpfen“ bei Betrachtung abeſſiniſcher Verhältniſſe. Er berichtet von dem Gebiet des früheren Königreichs Siemen, „deſſen Frauen wegen ihrer weißen Haut bewundert werden“. Solche Erſcheinungen, daß Frauen mit hellerer Haut von den Großen eines dunkelhäutigen Volkes beſonders geſucht und geſchätzt werden, zeigen ſich in Afrika und Aſien da und dort. Die Herrſcher Chinas ließen ſich Frauen kommen aus einem Gebiet weſtlich der chineſiſchen Grenze, wo ein hellhäutiges, hellhaariges und helläugiges Volk lebte. Noch in unſerer Zeit wählen die türkiſchen Großen oft die als ſchön geltenden hellhäutigen und helläugigen Frauen gewiſſer Kaukaſusgegenden. So erklärt ſich auch das nordraſſiſche Ausſehen mancher türkiſcher Prinzen. In all dieſen Erſcheinungen zeigt ſich, wie Einzelne in einem Volk und ſchließlich auch ein ganzes Volk ſein arteigenes Schönheitsbild, das ſeiner Raſſe oder Raſſenmiſchung entſprechende, aufgibt gegen ein artfremdes. Auch in dem Mitteleuropa der Gegenwart zeigen ſich ähnliche Erſcheinungen. Auch in oſtraſſiſchen Gegenden ſind z. B. die ſinnbildlichen Geſtalten der Denkmäler immer rein nordiſch; auch außerhalb Nordfrankreichs zeigen z. B. die Denkmäler der Jungfrau von Orléans ein — bisweilen geradezu vorbildlich — nordiſches Mädchen. Nirgends in Europa gehört das Breitgeſicht zum Schönheitsbild. Weit über ſeine Raſſengrenze hinaus gilt in Europa als Schönheitsbild allein der nordiſche Menſch. Wo ſind — außer in der Volkskunſt gewiſſer Gegenden — die kurzköpfigen, breitgeſichtigen Chriſtusbilder, die oſtraſſiſchen ſinnbildlichen Geſtalten, wo ſind in Europa während des Weltkriegs Kriegerbilder durch namhaftere Künſtler entſtanden, die nicht im Weſentlichen nordraſſiſche Züge aufwieſen? Europa hat in ſeinen meiſten Gebieten kein eigenes, ſondern ein artfremdes Schönheitsbild. Soll irgendwo der „feine Herr“ dargeſtellt werden, z. B. auf den Modedarſtellungen der Schneider, ſo zeigt ſich ein vorwiegend nordiſcher Menſch. Der Vorſtellung eines „ariſtokratiſch ausſehenden Menſchen“ männlichen oder weiblichen Geſchlechts, hat noch nie ein vorwiegend oſtiſcher Menſch entſprochen. Allein aus ſolchen Tatſachen könnte auf eine frühere Vorherrſchaft der nordiſchen Raſſe über ganz Europa geſchloſſen werden. Jede Störung des Schönheitsbildes innerhalb einer Bevölkerung, jeder Wandel des Schönheitsbildes, zeigt ſo eine geſchehende oder geſchehene Raſſenmiſchung oder Raſſenſchichtung an.

Die Begriffe arteigene und artfremde Sprache, arteigenes und artfremdes Schönheitsbild ſind gewieſen worden. Sucht man ihre Anwendung auf die vorgeſchichtlichen Verhältniſſe und auf die oſtiſche Raſſe, ſo ergibt ſich auch die Möglichkeit einer Deutung für die vorhandenen Verſchiedenheiten der mongoliſchen (inneraſiatiſchen) und der oſtiſchen Raſſe. Die Oſtraſſe könnte das Ergebnis einer Umzüchtung unter der Herrſchaft eines artfremden Schönheitsbildes, des nordiſchen, oder gar zweier Schönheitsbilder, des nordiſchen und des weſtiſchen, ſein. Das artfremde Schönheitsbild der beiden eigentlich europäiſchen Raſſen könnte innerhalb der Oſtraſſe eine Änderung in der Richtung der Ausleſe bewirkt haben. Durch eine Änderung in der Richtung der Ausleſe, der Zuchtwahl, wäre ſo aus einem Zweig der mongoliſchen Raſſe die Oſtraſſe entſtanden.

Zwiſchen der eigentlich mongoliſchen (inneraſiatiſchen) Raſſe und der oſtiſchen Raſſe beſtehen beſtimmte Unterſchiede (vgl. S. 131 ff.). Gewiſſe Unterſchiede beſtehen auch zwiſchen den vorgeſchichtlichen breitgeſichtigen Kurzköpfen und den heutigen. Der Laie erklärt ſich ſolche Unterſchiede gern aus Raſſenmiſchungen. Wir wiſſen, daß es zwar Miſchlinge gibt, aber keine Miſchraſſen. Jede Änderung eines Raſſenbildes muß aus einer Änderung der Züchtungsrichtung abgeleitet werden, aus der Richtung der Ausleſe. Umzüchtend, ausleſeändernd muß auch die Annahme und Geltung eines artfremden Schönheitsbildes wirken. Das Breitgeſicht kann unter fremdem Einfluß ſchließlich ſich ſelbſt als unſchön empfinden. Die Folge wird ſein, daß innerhalb einer breitgeſichtigen Raſſe die breiteſten Geſichter in der geſchlechtlichen Ausleſe gemieden werden und ſo ihre Erbanlagen allmählich aus dem Erbgang der Raſſe ſchwinden. Das ſchmale Geſicht der langſchädligen Raſſen mag ſchließlich immer mehr als ſchön gegolten haben. Die Folge innerhalb der Oſtraſſe mußte eine Bevorzugung der Geſichter ſein, deren Jochbeine am wenigſten an den Wangenſeiten hinausragten. Die nordiſche Körperhöhe mag ſchließlich als ſchön gegolten haben. Die Folge mußte ſein eine Ausmerzung der Menſchen niederſten Wuchſes aus dem Erbgang der Oſtraſſe. Es verſteht ſich, daß die Umzüchtung einer ganzen Raſſe größte Zeiträume benötigt; aber an Zeit dazu hat es ja ſozuſagen nicht gefehlt. Wenn das Erſcheinen der Oſtraſſe in Mitteleuropa immer nur einer Einſickerung gleichkam, ſo ergeben ſich für ihren Geſamtweg von Inneraſien her allergrößte Zeiträume. Daß aber die Umzüchtung auch heute noch unvollkommen, noch nicht abgeſchloſſen iſt, dafür könnte das gelegentliche Vorkommen „aſiatiſcher“, „hunniſcher“ Züge in ganz Europa ſprechen. Daß ferner ein fortgeſetztes weſtlich gerichtetes Einſickern von Aſien her heute noch ſtattfindet, zeigt die Erſcheinung von Miſchlingen, die nicht mehr durch oſtiſche, ſondern nur noch durch mongoliſche (innerаſiatiſche) Beimiſchung zu erklären ſind.

So ließe ſich das Bild der Oſtraſſe wohl aus der Umzüchtung unter der Herrſchaft des artfremden, weſtiſchen und nordiſchen Schönheitsbildes erklären. Einfach erklärt ſich der höhere Wuchs der heutigen oſtiſchen Menſchen gegenüber dem niedrigen Wuchs der vorgeſchichtlichen Kurzſchädel. Schwieriger erklären ſich die Formverhältniſſe am Schädel der Oſtraſſe gegenüber dem eigentlichen mongoliſchen (innerаſiatiſchen) Schädel.

Der mongoliſche Schädel, der übrigens meiſt nicht ſo kurz iſt wie der oſtiſche, hat gegenüber dieſem eine minder ſteile Stirn. Von den Augen an wölbt ſich der mongoliſche Schädel oft in gleichförmigem Bogen zurück und hinauf bis zum Scheitel, der ſich deutlicher als höchſter Punkt des Schädels zeigt. Die Stirn des mongoliſchen Schädels iſt ſchmäler, die Jochbogen liegen etwas höher, laden breiter aus und verringern nach vorn zu ihren gegenſeitigen Abſtand nicht ſo ſtark wie die Jochbogen am oſtiſchen Schädel, bei welchem ſich die größte Jochbogenbreite viel deutlicher und erſt gegen die Ohren hin abhebt (vgl. S. 131). Das mongoliſche Geſicht erhält durch ſeine Jochbogenbildung und durch die mehr als bei der oſtiſchen Raſſe nach vorn und außen gerichteten Jochbeine eine deutliche breiteſte Stelle. Es läßt ſich daher oft als breites Eirund umſchreiben, das oſtiſche indeſſen eher quadratiſch, da ihm die breitere Stirn eignet (Abb. 117). Kennzeichnend mongoliſch iſt beim erſten Anblick vor allem eine gewiſſe flächige Leere der Geſichtszüge (welche von gewiſſen Buddhabildwerken gut getroffen wird). Zu dieſer flachen Geſichtsbildung trägt beim mongoliſchen Geſicht nicht nur die flache Naſe bei, ſondern auch der untere Augenhöhlenrand, der weiter nach vorn liegt, viel weniger hinter dem oberen Augenhöhlenrand zurückliegt, als bei den europäiſchen Raſſen. Endlich zeigt das mongoliſche Geſicht leicht vorſtehende Kiefer (Abb. 291). Man kann alſo wohl ſagen, daß die Umzüchtung zur Oſtraſſe nicht eigentlich die Jochbogenbreite weſentlich verringert hat, ſondern ſie durch eine Verbreiterung und ſteilere Aufrichtung der Stirn unauffälliger gemacht hat. Das oſtiſche Geſicht hat durch ſeine größere Stirnbreite die Jochbogenbreite im Anblick des Geſichts ſo ausgeglichen, daß in der Vorderanſicht ein Geſichtsumriß erſcheint, der nicht mehr eigentlich „aſiatiſch“, der jetzt ſchon „europäiſch“ wirkt. Durch ſteilere Aufrichtung der Stirn iſt das oſtiſche Geſicht höher geworden und mag jetzt eher an ein „europäiſches“ erinnern. Durch die höhere Stirn mußte nun eine Kopfform entſtehen, bei der der Scheitel flacher liegt, nicht mehr deutlich auf dem höchſten Punkt des Schädels.

So könnte man an eine durch Ausleſevorgänge vor ſich gegangene Umzüchtung der oſtiſchen (alpinen) Raſſe aus der mongoliſchen (innerаſiatiſchen) denken. Doch bleibt jedenfalls auch die Annahme offen, die oſtiſche Raſſe ſtelle einfach eine beſondere Gruppe, die weſtliche Gruppe eines aſiatiſchen Menſchenſchlags dar, deſſen mittlere Gruppe die mongoliſche (innerаſiatiſche) Raſſe ſei und zu dem ferner auch die Eskimos und die amerikaniſchen Menſchengruppen gehören. Gerade der Menſchenſchlag, der — kurz geſagt — „aſiatiſche“ Merkmale zeigt, läßt ja eine große Mannigfaltigkeit der Formen erkennen und hat ſich über einen großen Teil der Erde verbreitet. In Europa, dieſer Halbinſel Aſiens, wäre der „aſiatiſche“ Menſchenſchlag alſo durch die oſtiſche (alpine) Raſſe vertreten.

Die Wahrſcheinlichkeit einer gewiſſen Umzüchtung bleibt aber beſtehen, und aus einer ſolchen Umzüchtung ließe ſich nun auch vieles in der Veranlagung der oſtiſchen Menſchen erklären. Die Mürriſchkeit und das Mißtrauen, der geringere Anteil an unſelbſtiſchem Wirken, der geringere geiſtige Umblick, die größere geſchäftliche Betriebſamkeit, der Familienſinn wie die geringere Vaterlandsliebe. Wo aſiatiſche Menſchenarten in arteigenen Zuſammenhängen leben konnten und darin verblieben, haben ſich gerade ſolche Züge nicht ergeben, wie etwa die ſeeliſchen Eigenſchaften der Chineſen zeigen mögen. Der oſtiſche Menſch iſt der enteignete, ſtilloſe, unſchöpferiſche, oft als Knecht unterworfene, doch durch zähes Weiterleben, durch Betriebſamkeit und größere Kinderzahl[1]), auch durch unkriegeriſches Weſen, immer wieder ſich ausbreitende Menſch. Eine Züchtung zu ſchöpferiſchen Eigenſchaften hin, wie ſie bei den anderen aſiatiſchen Menſchengruppen möglich war, hat es innerhalb der Oſtraſſe ſeit Urzeiten nicht mehr gegeben, nur noch die Züchtung zur Anpaſſung an artfremde Geſittungen, die Züchtung zu geduldiger Einordnung.

„Die fremden Eroberer kommen und gehen,
wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen.“

Dieſes Wort aus Schillers „Braut von Meſſina“ kennzeichnet die vorgeſchichtliche und frühgeſchichtliche, ja noch die mittelalterliche Lage des oſtiſchen Menſchen. Er hat den Herrn mehrfach gewechſelt, er fühlte ſich nicht angegriffen, wenn Eindringlinge die Machtſtellung ſeines Herrn brechen wollten. Er bildete nicht die Ehre und den Freiheitsdrang aus, deretwegen ſeine Herren erſchlugen und ſelbſt erſchlagen wurden. Für ihn gab es keinen Stamm mehr und daher keine Stammesehre. Er glich ſich dort jener Herrſchaft, hier dieſer an. Seine Raſſegenoſſen ſprachen ſüdlich der Alpen eine andere Sprache als nördlich der Alpen; ſeine Vorfahren hatten vielleicht zu gewiſſen Zeiten wieder andere Sprachen geſprochen und andere Geſittungen übernommen. So hielt die Familie zäh zuſammen; ein Stamm oder gar ein eigentliches Vaterland und Stammesehre oder Volksehre, dergleichen mußte dem oſtiſchen Menſchen fremd oder mindeſtens verhältnismäßig fremder bleiben. Umſo beſſer lernte er den ſelbſtiſchen, kleineren Zuſammenhalt pflegen. Die Empfindungen der Würde und Ehre führten die Menſchen der andern Raſſen oft gegeneinander in Streit; der oſtiſche Menſch kannte dieſe Gebote in ſich ſelbſt nicht. So blieb er „beſtehen“, während die „fremden Eroberer“ ſich um die Herrſchaft über ſeine Siedelgebiete ſtritten und ſich gegenſeitig darum erſchlugen. Da alle Geſittungsgüter und Kunſtformen Europas ihm nicht eigen, ſondern artfremd waren, konnte er ein fleißiger, geſchäftiger Nachbilder werden, ein Vermittler und — zeitwidrig ausgedrückt — ein Geſchäftsmann. Aus dieſem Bild, das Früheres und Späteres zuſammenzieht, mögen ſich viele der ſeeliſchen Eigenſchaften auch des heutigen oſtiſchen Menſchen erklären. Das Eine jedenfalls erhellt aus der ganzen obigen Ausführung: war ſchon die Oſtraſſe nicht ſo ſchöpferiſch veranlagt wie die beiden langſchädligen europäiſchen Raſſen, ſo iſt ihre Schöpferkraft bis in die Wurzel zerſtört worden dadurch, daß ſie auf die Entfaltung eigenen Weſens, auf eine eigene Geſittung, verzichtet hat[1]. Sie bewegt ſich heute in lauter artfremden Zuſammenhängen, die ſie vielleicht zerſtören kann oder bei ihrem Geburtenſieg mindeſtens völlig entſtellen würde; die Fähigkeit aber, Eigenes, Neues, an Stelle des Artfremden zu ſetzen, hat ſie ſchon in *dem* Zeitraum der Vorgeſchichte verloren, als ſie auf arteigenen Ausdruck verzichtete. Wenn ſie nicht gerade unſchöpferiſch war, iſt ihre Schöpferkraft doch ſchon in der Vorzeit durch die Züchtung zur Einordnung verkümmert; da ſie ihre Geſittungsgüter von anderen Raſſen übernahm, fand in der Oſtraſſe auch keine Zuchtwahl mehr ſtatt, die zur Hervorbringung ſchöpferiſcher Menſchen geführt hätte. Aus dieſer Vorzeit der Raſſe mag ſich auch ihre Neigung zur Gleichheitslehre ableiten, ja ſogar die Gehäſſigkeit gegen Größe, die ſie nicht faſſen kann (vgl. S. 175). Da ja die Beſtrebungen der häufig die Oſtraſſe beherrſchenden nordiſchen Herrenſchichten für die Oſtraſſe oft eine Störung durch Krieg und Beſitzwechſel brachten, mußte ein überragender Menſch oder eine Schicht überragender Menſchen für die Oſtraſſe nur unerwünſcht ſein. So mag der oſtiſche Menſch ſchon frühzeitig zu der — man möchte ſagen: aſiatiſchen — Überzeugung gekommen ſein, die ein chineſiſches Sprichwort ſo ausdrückt: „Ein großer Mann iſt ein öffentliches Unglück.“

---

[1]) Der Geburtenſieg ſcheint bisher das kennzeichnende „aſiatiſche“ Ausbreitungsmittel zu ſein. In raſſenhygieniſcher Hinſicht könnten z. B. die Chineſen für uns in manchem vorbildlich ſein.

Über das *Auftreten der dinariſchen Raſſe* in Vorgeſchichte und Geſchichte läßt ſich heute noch kaum etwas ausſagen. Es ſcheint, daß die dinariſche Raſſe in Europa erſt auftrat, als die anderen Raſſen Europas ſich ſchon längere Zeiträume hindurch ausgebreitet hatten. Man muß annehmen, daß zur Zeit des erſten Auftretens der anderen europäiſchen Raſſen die dinariſche Raſſe mit der vorderaſiatiſchen noch eine Einheit bildete. Die Urheimat dieſer Raſſe muß ein Gebiet Vorderaſiens geweſen ſein, vielleicht das Gebiet, in welchem heute die vorderaſiatiſche (armenoide) Raſſe verhältnismäßig am reinſten vertreten iſt. Mit dem Vordringen eines Teils dieſer Raſſe nach Europa mögen dann Ausleſevorgänge verbunden geweſen ſein, die ſchließlich zur Abſpaltung eines dinariſchen Zweigs von einem vorderaſiatiſchen geführt haben (vgl. S. 124). Beide Zweige mögen nach längerer Abſonderung erſt viel ſpäter, vielleicht erſt in geſchichtlicher Zeit, wieder aufeinander geſtoßen ſein, wie dies heute im ſüdöſtlichen Europa der Fall iſt.

---

[1] Schurz (Urgeſchichte der Kultur, 1900) nimmt ja an, daß allein bei Übernahme einer fremden Sprache ein Menſch ſchon „die geiſtige Erbſchaft ſeiner Vorfahren“ verliere.

Über den Zeitpunkt des erſten vorgeſchichtlichen Auftretens der dinariſchen Raſſe ſchreibt Fiſcher: „In der Eiszeit iſt ſie nicht nachweisbar. Es iſt wohl anzunehmen, daß ſie um dieſe Zeit noch in Vorderaſien ſaß. Die erſten Spuren finden wir erſt in der jüngeren Steinzeit und dann dürfte ſie wohl nochmals in der Bronzezeit ſich erheblich ausgebreitet haben. In der jüngeren Steinzeit dürften die äußerſten Vorpoſten in den ſogenannten Rundgräbern Englands ihre Reſte hinterlaſſen haben. So kann es uns nicht wundern, daß wir heute noch dinariſche Raſſenmerkmale bis ins Herz von Europa finden“[1].

Oben (S. 258) iſt von einer kurzköpfigen Bevölkerung berichtet worden, die ſich beim Übergang der Steinzeit in die Metallzeit von Nordfrankreich aus quer durch Mitteldeutſchland verbreitete, dorthin die ſogen. Glockenbecher und das Kupfer mitbringend. Die Vermutung iſt oben geäußert worden, daß dieſe Bevölkerung einen gewiſſen Einſchlag dinariſchen Blutes hatte. Möglicherweiſe war es eine Bevölkerung dieſer Art, die von Frankreich nach England hinüberdrang und deren Körperreſte ſich in den dortigen Rundgräbern (round barrows) finden. Oder ſind die Kurzköpfe der engliſchen Rundgräber nur die von einer ſolchen Bevölkerung abſtammende Unterſchicht eines (keltiſchen?) Volkstums, deſſen nordiſche Oberſchicht die Leichenverbrennung pflog? — Solche Fragen bedürfen noch der Löſung. Da eben manche Betrachter gar nichts vom Beſtehen einer dinariſchen Raſſe wußten, konnten ſie auch nichts zur Erforſchung des früheſten Auftretens dinariſcher Menſchen beitragen.

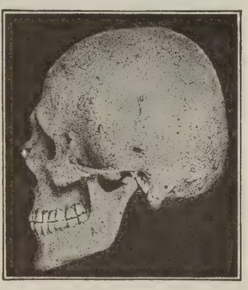


Abb. 303. Vorgeſchichtlicher Schädel vom Adlersberg bei Worms. Dinariſch.

Offenſichtlich iſt die Beimiſchung, ja das Vorwiegen dinariſcher Raſſe erſt bei einer Bevölkerung, der ebenfalls der weſteuropäiſche Glockenbecher eigen war und deren Körperreſte ſich auf dem Adlerberg bei Worms gefunden haben. Dort hat man neben einer geringeren Zahl nordiſcher Langſchädel eine überwiegende Zahl dinariſcher Kurzſchädel gefunden. Die betreffende Bevölkerung, „eine weniger ſeßhafte, einwandernde, reiſige Bevölkerung, die die Höhen beſetzt“[2], ſcheint in der frühen Bronzezeit von Weſten her in das heutige mitteldeutſche Gebiet eingedrungen zu ſein; einer weſteuropäiſchen Geſittung hatte ſie ja auch den Glockenbecher entnommen.

Ebenfalls in der frühen Bronzezeit ſcheint die ſchwäbiſche Alb und Teile Bayerns von einer oſtiſch-dinariſchen Bevölkerung mit ſtärkerem dinariſchen Einſchlag bewohnt geweſen zu ſein; die Hügelgräber dieſer Gegenden enthalten ihre Körperreſte.

Ein Geſittungskreis der früheſten Bronzezeit, der in ſeinen Gefäßformen nach Schuchhardt eine nahe Verwandtſchaft mit dem Glockenbecherkreiſe zeigt, iſt die ſog. Aunjetitzer Kultur. Ihr Mittelpunkt iſt Nordböhmen, von wo ſie bis nach Oſtthüringen, wie nach Schleſien, Mähren, Niederöſterreich und Ungarn gereicht hat. Allem Anſchein nach war in der (in der Hauptſache oſtiſch-dinariſchen) Miſchung der dieſem Kreis entſprechenden Bevölkerung die dinariſche Raſſe ebenfalls ſtark vertreten. — So ſcheint die frühe Bronzezeit ein Zeitabſchnitt ſtärkerer dinariſcher Ausbreitung geweſen zu ſein. Indeſſen eine eigentlich dinariſche, etwa der vorderaſiatiſchen Herkunft entſprechende Geſittung zeigt ſich dabei nirgends. Die ſogen. Aunjetitzer Kultur weiſt nach Schuchhardt auf ſüdlichen Urſprung. Das würde wohl dem Vordringen vorwiegend dinariſcher Bevölkerungen aus Südoſteuropa entſprechen. Aber wie die Glockenbechermenſchen des deutſchen Weſtens, ſo hatte auch die Bevölkerung der Aunjetitzer Geſittung ihre Formen einem weſteuropäiſchen Kreis entnommen, der im Weſentlichen eine Schöpfung weſtraſſiſcher Bevölkerungen darſtellt. „Es muß irgendwo in Süddeutſchland oder Öſterreich die Abzweigung aus der weſtlichen Pfahlbaukultur erfolgt ſein, wo läßt ſich bisher nicht erkennen“ [1]).

---

[1] Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2] Fiſcher, „Spezielle Anthropologie oder Raſſenlehre“ im Band „Anthropologie“, Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Ein verſtärktes Vordringen dinariſcher Menſchen oder vorwiegend dinariſcher Bevölkerungen ſcheint die ſpätere Hallſtattzeit gebracht zu haben. Man hat ja die Hallſtattgeſittung oder einzelne ihrer Güter vom Balkan her ableiten wollen, woher ja eine dinariſche Einwanderung wohl auch erfolgt ſein müßte. Schon in der früheren Hallſtattzeit ſcheint ſich eine dinariſch untermiſchte Bevölkerung vom Nordhang der Alpen nach Böhmen (und Schleſien?) vorgeſchoben zu haben. Die ſpätere Hallſtattzeit brachte eine Verbreitung dinariſchen Blutes nach Südweſtdeutſchland; zu dieſer Zeit auch in den ſüdbadiſchen Hotzenwald? Dieſe vorwiegend dinariſchen Menſchen müſſen wohl damals dem keltiſchen Volkstum angehört haben. Die nordraſſiſchen Kelten waren damals in die Alpen eingedrungen, wo ſich dann eine nordiſch-dinariſch-oſtiſche (nordiſch-dinariſch-oſtiſch-weſtiſche?) Bevölkerung bilden mußte. Durch die Keltenherrſchaft mag gelegentlich dinariſches Blut wie auch oſtiſches weithin über Europa verbreitet worden ſein, ſo wahrſcheinlich auch nach England.

Das dinariſche Blut in der Ukraine, in den Karpathen und in Ungarn ſtammt vielleicht noch großenteils aus dem Zeitabſchnitt der Aunjetitzer Kultur, ſo vielleicht auch das dinariſche Blut Böhmens (und Schleſiens?). Das dinariſche Blut des heutigen dinariſchen Reingebiets mag aus viel früherer Zeit ſtammen. Das dinariſche Blut im deutſchen Volkskörper möchte ich verſchiedenen Wellen dinariſcher Ausbreitung zuſchreiben, den allenthalben im heutigen Mitteldeutſchland erſichtlichen leichten Einſchlag hauptſächlich vorgeſchichtlichen Völkerbewegungen, das Vorwiegen dinariſchen Blutes in den öſtlichen Alpengebieten hingegen in der Hauptſache erſt einer ſpäteren Welle dinariſcher Ausbreitung, dem Vordringen ſüdſlawiſcher Stämme im frühen Mittelalter. Dieſe letztere, geſchichtliche Welle dinariſcher Ausbreitung betrachtet der 19. Abſchnitt. Erſt bei dieſer Welle kann man eigentlich von einem Eindringen dinariſchen Blutes ins deutſche Volkstum reden. Für die Vorgeſchichte verbieten ſich Völkernamen; nur das Keltentum konnte einmal genannt werden.

---

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

In manchen Fällen wird man das Auftreten dinariſcher Merkmale außerhalb des Alpengebiets auf verhältnismäßig ſpäte, oft erſt neuzeitliche Einwanderung vorwiegend dinariſcher Menſchen aus den Oſtalpen zurückführen müſſen. Im ſpäteren Mittelalter z. B. wurden Tiroler Bergleute zum Bau von Bergwerken in den Schwarzwald berufen. Um ihres proteſtantiſchen Glaubens willen mußten im Jahre 1731 25—30 000 Salzburger, alſo Bewohner eines vorwiegend dinariſchen Gebiets, auswandern; ſie ſiedelte ſich außer in Nordamerika großenteils im oſtpreußiſchen Bezirk Gumbinnen an, teils auch in Württemberg und Hannover (daher die hochgewachſenen dunklen Kurzköpfe der Lüneburger Heide? vgl. S. 211). Aus dem vorwiegend dinariſchen Zillertal mußten um ihres proteſtantiſchen Glaubens willen i. J. 1837 414 Menſchen auswandern; ſie gründeten die Anſiedlung Zillertal in Schleſien (Kreis Hirſchberg). — In einigen Fällen konnte ich bei vorwiegend dinariſchen Menſchen Südweſtdeutſchlands öſterreichiſche Abſtammung und öſterreichiſche Namen feſtſtellen. Man denke auch daran, daß gewiſſe badiſche Gebiete „vorderöſterreichiſch“ waren und ſo Beziehungen zu Öſterreich beſtanden. Sicherlich aber iſt ein gewiſſer Teil des leichten dinariſchen Einſchlags in ſüd- und mitteldeutſchen Gebieten vorgeſchichtlicher Einwanderung zuzuſchreiben.

Abb. 304. Oſtpreußin ſalzburgiſcher Abſtammung. Vorwiegend dinariſch.

In all den betrachteten vorgeſchichtlichen Erſcheinungen aber zeigt ſich, daß die dinariſche Raſſe ebenſowenig wie die oſtiſche mit einer arteigenen Geſittung erkenntlicher Art nach Mitteleuropa vorgedrungen iſt. Eigentlich ſchöpferiſch zeigen ſich nur zwei Raſſen, die weſtiſche und die nordiſche, dieſe letztere ſich als die eigentliche geſchichteſchaffende Raſſe.

Die nordiſche Raſſe ſoll im nächſten Abſchnitt eine geſonderte Betrachtung erfahren, ſodaß jetzt nur das vorgeſchichtliche und frühgeſchichtliche Schickſal der weſtiſchen Raſſe noch betrachtet werden muß. Die Schilderung kann ſich ſehr eng den Ergebniſſen von Schuchhardts „Alteuropa“ anſchließen und braucht, da die weſtiſche Raſſe für das deutſche Volkstum minder wichtig iſt, nur einige Hauptſachen zu erwähnen.

Der Name weſtiſche Raſſe, der auf Südweſtnorwegen (?), Schottland (?), England, Frankreich und Spanien als Heimatgebiete dieſer Raſſe weiſen ſoll, empfiehlt ſich auch aus archäologiſchen Gründen. Weſteuropäiſche Geſittungsformen haben ſich wirklich nach Oſten ausgebreitet, den Küſten des Mittelmeers entlang. Ob die Ausbreitung dieſer Geſittungsformen geradezu einer raſſiſchen Ausbreitung gleichkommt, ob alſo die öſtlicheren Mittelmeergebiete eine eigentliche Einwanderung oder gar Eroberung durch weſtiſche Menſchen erfahren haben, ſteht nicht feſt. Nur dies läßt ſich ſagen, daß die Eigentümlichkeiten weſtraſſiſcher Geſittung ihre erſte Ausbreitung im Weſten Europas erfahren haben und daß die dort entfalteten Gerät- und Gefäßformen dann eine ungeſtörte Ausbreitung nach Oſten fanden, wobei die Grundformen ſich ſo einheitlich gleichblieben, daß dadurch auch eine Einheitlichkeit des Menſchenſchlags, der ſie pflegte und weiterbildete, angezeigt iſt. Selbſt für die Tatſache der Beimiſchung weſtiſchen Blutes in den ägyptiſchen Bevölkerungen ergeben ſich in Schuchhardts „Alteuropa“ immer wieder auffällige Entſprechungen der archäologiſchen Funde. —

Es gab in der vorgeſchichtlichen und geſchichtlichen Forſchung eine Richtung, die alle menſchliche Geſittung aus dem Oſten ſtammen ließ: „das Licht aus dem Oſten (ex oriente lux)“. Und noch heute findet ſich dieſe gründlich falſche und veraltete Anſicht in vielen Handbüchern und volkstümlichen Schriften. Wie alle Kunſt, alle menſchliche Geſittung überhaupt, von Oſten ſtammen ſollte, ſo ſchließlich auch ſelbſt die Völker, welche die ſog. indogermaniſchen Sprachen mit ſich gebracht hätten. Je mehr aber die Forſchung in die vorgeſchichtlichen und geſchichtlichen Zuſammenhänge eindringt, deſto mehr erhellt die Unhaltbarkeit ſolcher Herleitungen. Auch die Geſittung und Kunſt der alten Mittelmeerbevölkerungen hatte man von Oſten abgeleitet; auch dieſe Annahme iſt falſch¹). „Nicht vom Oſten, wie die meiſten immer noch glauben möchten, ſondern vom Weſten her, aus der alten Kultur des Paläolithikums von Frankreich und Spanien, hat das Mittelmeer ſeine Hauptanregungen erhalten. Das zeigt ſich im Haus- und Grabbau, in der Skulptur und in der Gerät- und Gefäßbildnerei. Die älteren Stufen pflegen im weſtlichen Mittelmeere zu ſein, und die letzte Ausgeſtaltung hat ſich in der Regel im mykeniſchen Kreiſe vollzogen“ ²).

Es iſt äußerſt aufſchlußreich, bei Schuchhardt die Einzelheiten dieſer im Weſten entſtandenen, ſich oſtwärts ausbreitenden Formen zu verfolgen, zu erfahren, wie ſie aus einem Geiſt gebildet ſind, der in Südengland der gleiche iſt wie in Troja, in Troja der gleiche wie in Spanien. Eine Geſittung ergibt ſich, gekennzeichnet durch runde Häuſer, denen runde Grabanlagen nachgebildet ſind, gekennzeichnet durch die Beſtattung der Toten in Hockerlage im Innern des Hauſes, gekennzeichnet durch den Glauben an ein „ſeliges Jenſeitsleben“ (Schuchhardt), durch Säulenverehrungen und

---

[1] Allerdings nach Ausbreitung der weſteuropäiſchen Geſittung (weſtiſcher Raſſe) über die Mittelmeerländer in der Jungſteinzeit ſcheint ein frühbronzezeitlicher Vorſtoß vorderaſiatiſcher Raſſe von Kleinaſien nach Weſten erfolgt zu ſein, welcher dem etruskiſchen Volk einen gewiſſen vorderaſiatiſchen Einſchlag (und die etruskiſche Sprache?) und Teilen der Bevölkerung Spaniens die baskiſche Sprache gebracht hat (vgl. S. 218). (Vgl. auch Aßmann, Altſpaniſche Ortsnamen als Zeugen babyloniſcher Koloniſation, Ztſchr. f. Auslandskunde, 1921.)

[2] Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

durch eine Reihe kennzeichnender Züge, welche von den kennzeichnenden Zügen der nordiſchen Formen meiſt klar und einheitlich unterſchieden ſind.

Schuchhardt ſcheint mir hierin jedoch zu irren, daß er die ſogen. Dolmen und Menhirs, große Steinſetzungen, die ſich von Nordweſteuropa aus den europäiſchen Küſten des atlantiſchen Ozeans und den afrikaniſchen Küſten des Mittelmeers entlang [1]) verfolgen laſſen, daß er dieſe Steinſetzungen für die von ihm beſchriebene weſteuropäiſche Geſittung in Anſpruch nimmt, während die bei den Dolmen gefundenen Schädel, die Schädel alſo einer beſonders beſtatteten Bevölkerungsſchicht, nordiſche Merkmale zeigen. Ich möchte annehmen, die Dolmen ſeien errichtet worden von einzelnen Wellen nordiſcher Menſchen, welche von der Nordſee aus den Küſten entlang als Oberſchicht weſtiſch-nordiſcher Bevölkerungen bis nach Afrika gedrungen ſind und ihre letzten Ausläufer bis nach Abeſſinien ausgeſandt haben. In Abeſſinien kommen heute noch vereinzelte Blonde und Helläugige vor [2]). In den Dolmen Algiers fand man Gebeine, die eine durchſchnittliche Körperhöhe von 1,74 und eine durchſchnittliche Längenbreitenzahl des Schädels von 75 ergaben [3]).

Innerhalb der weſteuropäiſchen Geſittung weſtraſſiſcher Herkunft haben ſich Formen ausgebildet, die über den Kreis der Weſtraſſe hinausgreifen mußten. So kam Spanien durch ſeinen frühentdeckten Kupfer- und Silberreichtum in der früheſten Metallzeit dahin, die ſogenannten Dolchſtäbe auszuführen in Länder, welche die Formen nachahmten: Dolchſtäbe ſpaniſcher Herkunft finden ſich auch in Nord- und Süddeutſchland. Erſt als eine ſpätere, der Steinzeit fernere Zeit ſich das Schwert bildete, ſchwanden die Formen des Dolchſtabs allenthalben. Die Erfindung der Bronze, dieſer Verſchmelzung von Kupfer und Zinn, ſcheint im weſtraſſiſchen Gebiet vor ſich gegangen zu ſein. „Es gibt nur eine Stelle, wo Kupfer und Zinn zuſammen gefunden werden, das iſt Cornwall“ [4]), und Cornwall iſt heute noch durch ſeine ſtark weſtiſch untermiſchte Beſiedlung gekennzeichnet. Die Hockerbeſtattung des weſteuropäiſchen Geſittungskreiſes hat mehrfach in das damalige Gebiet nordiſcher Raſſe hineingereicht. Die Beſtattungsform der Nordraſſe, bevor ſie zur Verbrennung überging, war die Beſtattung in Strecklage.

All die weſteuropäiſchen Formen wandern nun nach Oſten und bilden ſich in längeren Zeiträumen zu den frühgeſchichtlichen Kunſtformen aus, welche einen Teil der ägyptiſchen, nordafrikaniſchen, und die früheſte vorgriechiſche und frühgriechiſche Geſittung Griechenlands kennzeichnen. Da, wo auch heute noch in Nordafrika weſtiſches Blut ſtark zugemiſcht iſt, nämlich in Ägypten nilaufwärts, am Nordrand Afrikas entlang bis nach Marokko — überall da finden ſich ſchon in der älteſten Geſchichte weſtraſſiſche Geſittungsformen. Das Rundhaus, das für dieſe weſteuropäiſche

---

[1]) Beſonders in Schweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holſtein, Norddeutſchland, Belgien, britiſche Inſeln, Weſtfrankreich, Portugal, Spanien, Marokko, Algier, Tunis, Cyrenaika, Paläſtina.

[2]) Vgl. Verneau, Anthropologie et Ethnographie de l'Ethiopie. 1909.

[3]) Mehlis, Die Berberfrage (Arch. f. Anthr. N. F. 8, 1909).

[4]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Geſittung kennzeichnende Haus, entwickelt ſich in Italien bis zum römiſchen Haus. „Die alte einfache Rundhütte hat man vervielfacht und in größerer Zahl ſymmetriſch um einen rechteckigen Hof gelegt. Im Laufe der Zeit ſind dann die einzelnen Räume rechteckig geworden und das Kegeldach iſt einem flachen Dach gewichen, aber immer iſt der Binnenhof geblieben, in dem gekocht und gewirtſchaftet wurde, ſo daß man ihn noch im Atrium des Pompejaniſchen Hauſes wiedererkennt.“ (Schuchhardt.) Und am Rundhaus und ſeiner Weitergeſtaltung erkennt man einen ſicheren Beſtandteil der weſtraſſiſchen Geſittung. Sein Kennzeichen iſt „der offene Hof, um den ſich die Wohnräume im Hufeiſen herumlegen. In ihm hat offenbar urſprünglich unter freiem Himmel der Herd geſtanden und immer ein gut Teil häuslichen Lebens ſich abgeſpielt. Mit dieſem Hofe als Mittelpunkt ſteht das mittelländiſche Haus in ſtärkſtem Gegenſatze zu dem nordiſchen Megaronhauſe, das darauf ausgeht, den Herd unter Dach zu bringen und damit für die kältere Jahreszeit einen großen wohnlichen Raum zu ſchaffen. So bringt das Hofhaus den Süden, das Herdhaus den Norden zum Ausdruck.“ (Schuchhardt.)

Kein Volk hat die weſteuropäiſchen Formen beſſer bewahrt als die Etrusker. In ihnen darf man wohl, ſelbſt wenn einzelne Anzeichen auch auf eine zeitweilige nordiſche Herrenſchicht deuten ſollten, ein vorwiegend weſtiſches Volk ſehen. Die Etrusker ſind „die treueſten Hüter und Bewahrer der alten weſtmittelländiſchen Kultur“ (Schuchhardt), ſo daß Schuchhardt von ihnen annehmen will, ſie ſeien im etruskiſchen Gebiet Italiens urheimiſch geweſen. Dem ſtehen die Vermutungen anderer Forſcher entgegen, welche von einer kleinaſiatiſchen Herkunft der Etrusker reden. Mir ſcheint nach den Bildniſſen, welche die Etrusker von ſich hinterlaſſen haben, daß es ſich um ein vorwiegend weſtraſſiſches Volk mit einem ziemlich ſtarken Einſchlag vorderaſiatiſcher Raſſe handelt. In dem Werk „Etruskiſche Malerei“ (1291) von Wege findet ſich (Tafel 51) ein Bild, das ein blondes nordiſches Mädchen neben einem echt vorderaſiatiſch ausſehenden Manne zeigt. Die Vermutungen über die Herkunft der Etrusker ſcheinen mir alſo alle einen gewiſſen Teil des wahren Sachverhalts zu enthalten. Der etruskiſchen Geſittung entſprach das Mutterrecht, auf das ſchon (vgl. S. 169) als eine weſtiſche Erſcheinung hingewieſen wurde. Von vorderaſiatiſchen Menſchen hingegen mag die etruskiſche Sprache überbracht worden ſein, die vielleicht der baskiſchen am nächſten verwandt iſt (vgl. Fußnote 1, S. 218 und S. 270).

Im Gegenſatz zu den Etruskern zeigen die andern Mittelmeervölker gleich bei ihrem Eintritt in die Geſchichte Spuren eines Abbruchs alter, der Weſtraſſe entſprechender Geſittung, eines Abbruchs, bewirkt durch die Einwanderung nordiſcher Eroberer. Damit wird die Schilderung dieſer ſpäteſten Zeiten vorwiegend weſtiſcher Geſittungskreiſe zugleich die Schilderung der früheſten Einbrüche nordiſcher Stämme. Das heitere Leben der vorwiegend weſtiſchen Bevölkerungen muß da und dort plötzlich geſtört worden ſein durch Erobererſcharen, denen der Glaube an ein ſeliges Jenſeitsleben fremd war, denen die heiteren, gaukelnden pflanzlichen Zierformen fremd waren, die eine andere Beſtattungsart, eine andere Hausform und andere Waffen mit ſich brachten. Die Stätten von Troja, von Mykene und Tiryns legen davon Zeugnis ab. Troja zählt neun Bauſchichten, die über eine lange wechſelvolle Geſchichte Aufſchluß geben. Schon die erſte Schicht ergab eine kleine Herrenburg, in der, ihrer nordiſchen Bauart entſprechend, nordiſche Eroberer als Herrſcher geſeſſen haben müſſen. Schon die erſte Schicht zeigt in den gefundenen Kunſtformen neben dem weſtiſchen Beſtand den nordiſchen Einfluß. Die zweite Schicht zeigt deutlich das rechteckige nordiſche Haus, das in Griechenland zum Megaron wurde. Aber noch weiſen die Befeſtigungsanlagen heimiſche, d. h. weſtiſch-bedingte Formen auf, und die Kleinfunde zeigen Troja II noch vorwiegend weſtiſch gerichtet. Alles weiſt immer wieder auf eine geringe Zahl von nordiſchen Eindringlingen, die als Herren über einer vorwiegend weſtiſchen Bevölkerung ſaßen. Die Aufſchlüſſe deuten auf die Zeit zwiſchen 2500 und 2000 v. Chr. „Die neuen Ankömmlinge brachten damals ihren gewohnten Hausrat mit, tauchten dann aber immer mehr in die höherſtehende Kultur von Kleinaſien und dem Inſelmeere ein und beſaßen ſo in Troja II als einziges feſtes Stück nur noch ihre alte Hausform.“ (Schuchhardt.) Ein gewaltiger Untergang, ein alles zerſtörender Brand, hat dieſes zweite Troja plötzlich beendet; die Urereigniſſe der Ilias haben ſich damals abgeſpielt.

Es folgen ohnmächtige Zeiten. „Troja III bis V ſind offene Siedlungen mit ärmlichen Häuſern aus dünnen Mauern.“ (Schuchhardt.) Erſt Troja VI iſt wieder eine Burg, eine ſtarke Burg mit großen rechteckigen, alſo nordiſchen Häuſern, und die Funde der Zeit zeigen die Geſittungsſtufe der ſpäteren mykeniſchen Zeit. Troja VII weiſt aufs neue einen Einbruch nordiſcher Scharen auf: die nordiſchen Kimmerier ſcheinen damals, im 8. Jahrhundert v. Chr., aus den Donauländern vorgeſtoßen zu ſein. Mit der 8. Schicht beginnt dann die griechiſche Herrſchaft, mit der 9. die römiſche. Immer ſtärker ſind die nordiſchen Eroberer geworden, immer mehr iſt die heimiſch-weſtiſche Formenwelt zurückgedrängt oder im nordiſchen Sinn umgebildet worden. Die Geſchichte Trojas erzählt einen Teil des Untergangs einer eigenen weſtiſchen Geſittung.

Die gleichen Aufſchlüſſe über das Eindringen nordiſcher Eroberer und damit über den Untergang einer ſelbſtändigen weſtraſſiſchen Geſittung geben Mykene und Tiryns. Jedesmal erſcheinen eigenartige Miſchungen der heimiſchen weſtiſchen und der überbrachten nordiſchen Formen. „So iſt die Burganlage im mykeniſchen Kreiſe wohl ſicher vom Norden gebracht, aber die Art, wie ſie ausgeführt wird in einem Mauerbau aus mächtigen Steinblöcken, iſt doch wieder mittelländiſch, das haben die nordiſchen Abkömmlinge erſt im Süden gelernt. Auf ihrem Wege die Donau hinunter haben ſie in Holz und Lehm gebaut und auch in Theſſalien nur kleine Steine verwendet.“ (Schuchhardt.) In allen Einzelheiten zeigt ſich die Auseinanderſetzung, „wie die Grabformen ſüdlich ſind, aber die Beſtattungsart als geſtreckte Körper nordiſch, der Palaſt wiederum nordiſch, aber mit einer ſüdlich geformten Säule, die Burganlage an ſich nordiſch, aber in ihrer techniſchen Ausführung ſüdlich“ (Schuchhardt). Die gleiche Miſchung und Auseinanderſetzung ergibt ſich in den mykeniſchen Kunſtformen, und neben kretiſchen, alſo heimiſch-weſtiſchen Schwertern, hat ſich ein nordiſches Schwert gefunden. Wieder müſſen nordiſche Eroberer das vorwiegend weſtiſch beſiedelte Land als Herren unter ſich geteilt haben, wieder iſt die eigene Geſittung des vorwiegend weſtiſchen Volks langſam untergegangen, und langſam hat es, das eine eigene Schrift gekannt hat, die artfremde Geſittung der nordiſchen Herren übernommen und umgebildet, der nordiſchen Herren, die als ſchriftloſe Eroberer gekommen waren. — Ähnliches bietet Tiryns. Waren Troja und Mykene ſchon von ihrem erſten Anbau an gekennzeichnet durch eine nordiſche Burg, ſo zeigt die Stätte von Tiryns zwei Meter unter den nordiſchen, mykeniſchen Bauten einen rieſigen Rundbau, in deſſen Schicht ſich Hockergräber fanden. So bietet Tiryns vielleicht das deutlichſte Bild vom Untergang einer alten arteigenen Geſittung weſtiſcher Raſſe.

Wie es in Griechenland und Kleinaſien geſchehen iſt, daß nordiſche Scharen der weſtiſchen und weſtiſch-vorderaſiatiſchen Welt ein Ende bereiteten, ſo muß in Italien eine weſtiſche Geſittung unterdrückt worden ſein. Die Einzeldarſtellung dieſer nordiſchen Eroberungszüge gehört in den nächſten Abſchnitt. Hier bei Betrachtung der Weſtraſſe bietet ſich als Endergebnis der Untergang der weſtiſchen Geſittung als einer ſelbſtändigen Erſcheinung. Die nordraſſiſchen Griechen und Italiker (Römer) beginnen jetzt ihre Geſchichte und zwingen dem Mittelmeer und ferneren Gebieten ihre Ausdrucksformen auf. Geſittungen entſtehen, die einen Ausgleich nordiſchen und weſtiſchen Lebens darſtellen; ihre Richtung ergibt ſich aus dem nordiſchen Willen der führenden Oberſchicht. Die einheimiſchen weſtiſchen oder in Italien auch dinariſchen und oſtiſchen, in Griechenland auch dinariſchen und vorderaſiatiſchen Menſchen, werden die Geführten, Beherrſchten, die Dienenden und Gehorchenden. Erſt mit dem Verſiegen des nordiſchen Blutes beginnt ihre Zeit wieder. Man könnte wohl bis ins Einzelne im ſpäteren Untergang des eigentlichen Griechentums (Hellenentums) und des eigentlichen Römertums zugleich das Wiederaufleben mancher in weſentlichen Dingen weſtiſchen Erſcheinungen aufdecken. Der Geſchichtsſchreibung iſt damit eine neue Aufgabe gewieſen. Als die römiſche Welt, dieſe Welt aus nordiſchem Blut, untergegangen war, mußte das einheimiſche vorwiegend weſtiſche Blut wieder ſeinen Ausdruck finden, dem dann auch die oſtiſchen Menſchen Italiens wieder folgten. Sollte z. B. der Rundbau des Pantheons nicht ſolch ein Anzeichen weſtiſchen Wiederauflebens ſein? Sind die ſogenannten romaniſchen Sprachen nicht mitbeſtimmt durch weſtiſchen Geiſt? Weiſen ihre vielen Verkleinerungs-, Vergrößerungs-, Vergröberungs- und Verſchlechterungsſilben auf eine Bevölkerung, der eine fügende (agglutinierende) Sprache eigen geweſen war?[1] Romaniſche Sprachen zeigen ſich heute ja eben auf einem Gebiet, in dem die weſtiſche Raſſe entweder vorwiegt oder doch beigemiſcht iſt. Sind die gottesdienſtlichen Formen der Mittelmeervölker nicht mitbeſtimmt durch das weſtiſche Blut?

Wie deutlich oder undeutlich aber das weſtiſche Blut ſich wieder regen mochte und regen mag: die eigentliche Schöpferkraft ſeiner Urzeit wird es nicht mehr zurückgewinnen, iſt es doch beſonders in der Zerfallszeit des römiſchen Reichs auch ſo vielfach vermiſcht worden mit mannigfachem afrikaniſchem und aſiatiſchem Blut und vor allem mit dem Blut der oſtiſchen und dinariſchen Raſſe. Der Verluſt ſelbſtändiger Geſittung muß den Verluſt der ſchöpferiſchen Kräfte nach ſich ziehen. Die Züchtung zu ſchöpferiſchen Eigenſchaften iſt in ſolchen Fällen einmal abgebrochen worden. Im allernächſten und allertäglichſten Ausdruck, in der Sprache ſelbſt, kann ſich der weſtiſche Menſch nicht mehr arteigener Sprachform bedienen[1]. Die weſtraſſiſchen Menſchen aller Völker können nicht anders, ſie müſſen eine artfremde Sprache ſprechen, ſie müſſen in Italien italieniſch, in Spanien ſpaniſch, in England engliſch, in Irland iriſch ſprechen, und all dieſe Sprachen leiten ſich her von den Sprachen nordraſſiſcher Eroberer. So iſt es der Weſtraſſe nicht nur in der Sprache, ſondern in ihrer ganzen Geſittung, geſchehen, daß ſie die Zeichen einer Enteignung tragen muß. Das artfremde Gut überwiegt, der eigene Geiſt vermag ſich hinfort nur noch in der Umgeſtaltung des Artfremden zu äußern; die eigentliche Schöpfung bleibt ihm verwehrt. Mag die Weſtraſſe als Menſchenſchlag ein freudiger Anblick ſein — die ſchönſte der menſchlichen Unterarten nennt ſie der Italiener Sergi — mag ſie Daſeinsformen gefälligſter Art ausfüllen: die großen ſchöpferiſchen Menſchen bleiben ihr verſagt[2]. Ein Erbe ſchöpferiſchen Geiſtes ſcheint heute nur noch der nordiſchen Raſſe eigen zu ſein. Sie allein hat immer aus Eigenem gelebt. Sie allein unter den europäiſchen Raſſen ſpricht eine arteigene Sprache, denkt im arteigenen Geiſt und geſtaltet arteigenen Ausdruck. Die Zahl rein nordiſcher Menſchen iſt heute gering; die Schöpferkraft der Raſſe aber ward nie gebrochen.

---

[1] Von fügender Art (jedoch nicht von der fügenden Art der uralaltaiſchen, ſondern von der fügenden Art der kaukaſiſchen Sprachen) iſt auch das Baskiſche.

---

[1] Die arteigenen Sprachen weſtiſcher Raſſe, zu denen wohl das Iberiſche und Liguriſche gehört hat, ſind untergegangen — vielleicht mit Ausnahme des Baskiſchen —, falls dieſes nicht, wie ich doch annehmen möchte, zu den kaukaſiſchen Sprachen (vorderaſiatiſcher Raſſe) gehört und dann von vorderaſiatiſchen Menſchen überbracht worden wäre, die ja ein Beſtandteil des etruskiſchen Volkes geweſen zu ſein ſcheinen (vgl. S. 218, 224, 272).

[2] Daher berührt es eigenartig, wenn heute das „Giornale d'Italia" (nach einem Bericht der München-Augsburger Abendzeitung vom 31. Jan. 1923) im Geiſt des Faſchismus die Wiederbelebung weſtiſchen Geiſtes feiert und dartut, wie das „Europäertum" und „Amerikanertum", beide kalten, rechneriſchen, genußſüchtigen Geiſtes, das Leben der weſtiſchen Raſſe geknechtet hätten durch artfremde Einflüſſe, wie aber jetzt die Raſſe des „ſonnigen Gemüts und der heiteren Lebensfreude" wieder aufleben und den nordiſchen Einfluß beſiegen müſſe. Die nordiſchen Geſittungen der Griechen (Hellenen) und Römer (Italiker) und der italieniſchen Wiederbelebungszeit (Renaiſſance) werden von der gleichen Zeitung als weſtiſche Schöpfungen gefeiert und ſchließlich die Ausſicht eröffnet, der nordiſche Barbar werde den Blutsgenoſſen Homers und Michelangelos den Staub von den Füßen küſſen. — Solche Rednergabe und Berauſchung am eigenen Wort laſſen als Schreiber eines ſolchen Aufſatzes einen vorwiegend weſtiſchen Menſchen vermuten; an eine ſchöpferiſche Wiederbelebung weſtiſchen Geiſtes möchte man trotzdem nicht glauben, und der ſeinem Blut nach als echt „römiſch" bezeichnete Führer des Faſchismus ſcheint mir nach Bildern oſtiſch-dinariſch (oſtiſch-dinariſch-weſtiſch?) zu ſein. — Über den Wert oder Unwert des Faſchismus für Italien iſt damit nichts ausgeſagt.

19. Die nordiſche Raſſe in Vorgeſchichte und Geſchichte.

Die Darſtellung des Untergangs weſtraſſiſcher Eigengeſittung und Selbſtändigkeit, die oben gegeben ward, hat immer wieder auf nordiſche Eroberungszüge hinweiſen müſſen. Die Vorgeſchichte wie die frühe Geſchichte; die frühe Geſchichte, wie die Geſchichte des frühen Mittelalters, geben immer wieder Kunde von einzelnen Erobererſcharen wie von Eroberervölkern, die aus dem Norden kamen und in ſüdliche und öſtliche Gebiete eindrangen. Die Schriftſteller des Altertums haben den Norden Europas den „Mutterſchoß der Völker" (vagina gentium) genannt. Iſt ihnen ſchon die Vorſtellung geläufig geweſen von einer Herkunft friſcher, geſchichteſchaffender Völker aus dem Norden?

In kleinerem Maßſtab hatte ja auch ſchon die Beſiedlungskarte des deutſchen Sprachgebiets auf eine nordiſche Einwanderung hingewieſen. Gleich nach Aufzeichnung der Ergebniſſe, welche die Schulkinderunterſuchung gebracht hatte, hatte ja ſchon Virchow den Zuſammenhang heutiger Beſiedlung mit nordiſchen Eroberungszügen ausgeſprochen: „Es zeigt ſich ein Strom höherer Blondheit und geringerer Anzahl der Brünetten, der den Main überſchreitet und ſich ſpäter in zwei Arme gabelt. Der Hauptſtrom durchſetzt Unterfranken, Württemberg und einen Teil des bayriſchen Schwaben, indem er über Ulm nach Kempten und Füſſen läuft und ſich fortſetzt, der alten Straße nach Tirol, die ſich gegen Imſt und Landeck öffnet, entſprechend, durch das obere Inntal und das obere Etſchtal bis an die Sprachgrenze bei Mezzo Lombardo [Deutſch-Metz] und Mezzo Tedesco [Welſch-Metz]; in Bozen und Meran wird er noch einmal beſonders deutlich, ja von da nach Oſten ſieht man noch wieder ein lichtes Gebiet, das Puſtertal. Der mehr weſtlich gerichtete Arm wendet ſich, indem er noch den Bodenſee berührt, durch Südbaden an den Oberrhein, teils nach dem Elſaß, teils, indem er bei Waldshut den Rhein überſchreitet, nach dem ſchweizeriſchen Gebiet, und erſtreckt ſich ſchließlich mitten durch die Schweiz, zum Hochgebirge anſteigend, bis in die Kantone Teſſin und Wallis. Es ſind das die Züge der ſueviſchen und alemanniſchen Stämme. Auf dieſem Wege iſt die deutſche (ſueviſch-alemanniſche) Einwanderung ſowohl in die Schweiz, als auch nach Meran und Bozen vorgedrungen"[1].

Bis in Einzelzüge ſtimmt die Raſſenverteilung in Deutſchland mit der germaniſchen Ausbreitung zuſammen. Bis ins Kleinſte hängt in England die Raſſenverteilung mit der Ausbreitung der nordraſſiſchen Angelſachſen zuſammen: dafür gibt Beddoes Buch „The races of Britain" (1885) aufſchlußreiche Belege. Für Deutſchland ließe ſich — das iſt noch eine Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft — die Raſſenverteilung ſicherlich ſoweit geſchichtlich erhellen, daß in vielen Fällen bis auf die Namen einzelner Sippen und bis auf einzelne Geſchehniſſe und Jahreszahlen hinaus die heutige Beſiedlung erklärt wäre. Was ſo für die engliſche und die deutſche Beſiedlungskarte gilt, das gilt minderdeutlich vielleicht, aber immer noch ganz klar erkennbar, für die Raſſenkarte Frankreichs: noch zeigen ſich in Frankreich die Gebiete der einſtigen gotiſchen, burgundiſchen, fränkiſchen und normanniſchen Eroberungen deutlich an durch ein verſtärktes Auftreten des Wuchſes, der Schädelgeſtalt, der Farben und der ſeeliſchen Eigenſchaften nordiſcher Raſſe. Und ſelbſt in Italien und Spanien ſind die Spuren der germaniſchen Eroberer, der Goten und Sweben, der Langobarden und Normannen, noch nicht ganz verwiſcht. Wo dieſe Völker germaniſcher Art geſiedelt und geherrſcht haben, da treten heute noch vereinzelt die Merkmale nordiſcher Raſſe auf. So beſtätigen ſich die Schilderungen, welche das Altertum und das frühe Mittelalter von den Germanen hinterlaſſen haben: die Germanen waren ein Volk nordiſcher Raſſe[1]. Vor allem in Deutſchland, in den ſogen. Reihengräbern, den germaniſchen Gräbern der Völkerwanderungszeit, ſind germaniſche Gebeine in großer Zahl zutag gekommen, und faſt ausnahmslos weiſen ſie die Merkmale nordiſcher Raſſe auf.

---

[1] Archiv für Anthropologie, Bd. 16, 1886.

Sollte darum für die nordiſche Raſſe die Bezeichnung „germaniſche Raſſe“ oder Ripleys „teutonic type“ nicht doch die beſte ſein? — Nein, denn eine ſolche Bezeichnung kann höchſtens der wählen, der ſeine Schlüſſe aus der heutigen Beſiedlungskarte Europas zieht oder höchſtens aus der Beſiedlungskarte Europas etwa ſeit dem Beginn des Mittelalters. Die Geſchichtsſchreiber des Altertums haben ja auch überliefert, die Kelten ſeien hochgewachſen, blond und blauäugig geweſen, und die Ausführungen des vorigen Abſchnitts haben ja nordraſſiſche Eroberungszüge ergeben ſchon für die vorgeſchichtliche Zeit. Schon das erſte Auftreten nordiſcher Überreſte, ſeien es Gebeine oder ſeien es Geräte und Gefäße, ſchon das erſte Auftreten der Nordraſſe in der Steinzeit iſt gekennzeichnet durch den Drang der Ausbreitung und Eroberung. Schon dieſe vorgeſchichtlichen Zeiten weiſen Wanderungen auf, Eroberungszüge nordraſſiſcher Scharen in ſolcher Vorzeit, daß man an beſtimmte Völkernamen noch gar nicht denken darf[2]. Schuchhardt („Alteuropa“) verfolgt dieſe Eroberungszüge als Archäologe im einzelnen:

„In breitem Strome können wir nunmehr die verſchiedenen Stilarten der Steinzeit von Mittel- und Süddeutſchland nach dem Balkan wandern ſehen. Mit ihnen zieht das rechteckige Haus, und der Zug geſchieht in ſchwerer Rüſtung: Burgen bezeichnen ſeinen Weg. Nicht bloß friedliche Durchdringung, Eroberung iſt die Loſung geweſen. So wird Troja am Hellespont erreicht, ſo durch Theſſalien und Böotien Mykene und Tiryns. Auf der Burg von Tiryns liegt unter dem von Schliemann freigelegten

---

[1] Vgl. den Abſchnitt „germani“ im Reallexikon der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaften von Pauly-Wiſſowa.

[2] Die Bezeichnung „germaniſche Raſſe“ für die nordiſche Raſſe wäre aber ſelbſt heute (d. h. nach Verſiegen der vorgermaniſchen Wellen nordiſcher Raſſe) nicht brauchbar, da ſich in dem Gebiet ſtärkſten Vorwiegens der nordiſchen Raſſe nicht nur Völker germaniſcher Sprache finden, ſondern auch Völker des baltiſch-ſlawiſchen Zweigs des indogermaniſchen Sprachſtamms und Völker des ural-altaiſchen (mongoliſchen) Sprachſtamms. Immer iſt zu betonen, daß ſprachliche und raſſiſche Zugehörigkeit ſcharf zu trennen ſind. Das gilt beſonders auch für die Bezeichnung „ariſche Raſſe“ für die Nordraſſe; hierüber Fußnote 1 S. 278.

Megaron-Palaſte ein rieſiges Rundhaus als Denkmal der alten Mittelmeerkultur. Die Miſchung der nordiſchen Elemente mit dem alten Mittelmeergute ſchafft die mykeniſche Kultur. Damit beginnt für das Mittelmeer eine neue Ära. In Italien kommt der nordiſche Zuſtrom erſt über die Straße von Valona herüber nach Apulien und Sizilien, dann auch über die Alpen in die Po- und Tiberlandſchaft. In die Weſtländer Frankreich und Spanien iſt er erſt erheblich ſpäter, zur Hallſtattzeit, gelangt. In dieſen gleichmäßig vom ſelben Zentrum ausgehenden Strömungen, die nach und nach ganz Europa überfluten, haben wir, das leuchtet wohl ein, die Indogermaniſierung unſeres Erdteils zu erblicken."

So iſt hier das Wort gefallen, das die wichtigſte Grundtatſache unſerer ganzen europäiſchen Vergangenheit und Gegenwart angibt: die Indogermaniſierung unſeres Erdteils, ja die Indogermaniſierung eines größeren Gebiets, eines Gebiets, das ſich von Indien bis nach Irland in ſeiner Längsrichtung erſtreckt. Mit ihren Geſittungen, mit ihrem Blut, haben die nordraſſiſchen Einzelſtämme über Europa und darüber hinaus ihre Sprachen, die ſogen. indogermaniſchen (indoeuropäiſchen, früher auch „ariſch" genannten) Sprachen, verbreitet, haben ſie den unterworfenen Völkern aufgezwungen, all den Völkern dieſes weiten Erdgebiets, deren nichtnordiſche Volksbeſtandteile ſeither die ihnen artfremden indogermaniſchen Sprachen ſprechen müſſen. Hier tut ſich der Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Raſſe auf, der im nächſten Abſchnitt dargeſtellt werden ſoll. Die nordiſche Raſſe könnte ſchließlich — zu empfehlen iſt es aber durchaus nicht! — die indogermaniſche Raſſe genannt werden. Auch die geradezu abzuweiſende Bezeichnung „ariſche Raſſe" könnte ſich in dieſem Zuſammenhang einſtellen[1]. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß einzelne nordraſſiſche Stämme, die im Vergleich zu den von ihnen unterworfenen Bevölkerungen an Zahl zu gering waren, ihre Sprache im Fremdgebiet aufgegeben haben, wie im Mittelalter einzelne germaniſche Stämme, die Goten in Spanien, die Langobarden in Italien, die Franken und Normannen in Frankreich, ihre Sprachen aufgegeben haben. Die Spuren nordiſchen Vordringens zeigen ſich in der Geſchichte vieler Völker, die nicht mehr in den Kreis der Völker indogermaniſcher Sprache hineingehören. Dieſes Buch kann die vielen Einzelheiten nicht aufzählen, die ſich alle zuſammenfügen zu einem gewaltigen Bild nordraſſiſcher Wanderungen, Kämpfe, Siege, Untergänge, nordraſſiſcher Taten und nordraſſiſcher Werke. Hauſer hat in ſeinen S. 160 genannten Büchern ein weites Gebiet nordiſcher Ausbreitung zu umreißen verſucht; Wilſer bringt in ſeinem umfaſſenden Buch „Die Germanen“ (1913) wichtigſte Tatſachen; Arldt hat eine Fülle von Tatſachen dargelegt in ſeinem Buch „Germaniſche Völkerwellen und ihre Bedeutung in der Bevölkerungsgeſchichte Europas“ (1917). (Das Wort „germaniſch“ bedeutet bei Arldt dasſelbe, was hier nordraſſiſch. Leider folgt Arldt noch der unhaltbaren Raſſeneinteilung Denikers, was indeſſen ſeiner Schilderung nordiſcher Eroberungszüge keinen Abbruch tut.) Andere Forſcher haben mehr oder minder bedeutende Ergebniſſe gewonnen. Allmählich entſteht ſo ein einheitliches Bild nordiſcher Eroberungszüge, deſſen Einzelheiten überall die gleichen ſind: der Einbruch in fremdes Gebiet, das Herrentum mit ſeinen Burgen und ſeinen Adelsanſchauungen, das allmähliche Entſtehen eines ſtändiſch gegliederten Volkes mit nordiſchen Führern, einem vorwiegend nordiſchen Bauernſtand und unnordiſchen unteren Ständen, das allmähliche Verſiegen des nordiſchen Bluts in Kämpfen und in Miſchungen, das allmähliche Wiederauftauchen der Geſittung der Unterworfenen und endlich das völlige Ausſterben der nordiſchen Volksteile, das jeweils dem Untergang eines Geiſtes- und Sittenlebens gleichkommt.

---

[1] Die Sprachwiſſenſchaft hat früher die indogermaniſchen Sprachen öfters als ariſche Sprachen bezeichnet; heute wendet ſie die Bezeichnung ariſch meiſt nur auf den indiſch-perſiſchen Zweig der indogermaniſchen Sprachen an. Die Raſſenforſchung hat in ihren Anfängen die (nicht vorhandene) weiße oder kaukaſiſche Raſſe ab und an als ariſch bezeichnet, ſpäter auch ab und an die Völker indogermaniſcher Sprache als ariſche Völker und ſchließlich auch die nordiſche Raſſe als ariſche Raſſe. Heute iſt der Ausdruck ariſch wiſſenſchaftlich unbrauchbar geworden und ſeine Anwendung iſt dringend zu widerraten, zumal ſich in nicht-wiſſenſchaftlichen Kreiſen das Wort ariſch in noch mehr Bedeutungen herumtreibt, meiſt in einer ganz verſchwommenen Anwendung auf die Völker, die nicht ſemitiſche Sprachen ſprechen. Den „Ariern" werden dann die „Semiten" entgegengeſetzt. Die Bezeichnung „Semiten" iſt aber in der Raſſenkunde ebenfalls aufgegeben worden, da Menſchen und Völker verſchiedenſter Raſſenherkunft ſemitiſche Sprachen ſprechen (vgl. hierüber den Anhangsabſchnitt).

Eines geht klar aus allen Tatſachen der Vorgeſchichte und Geſchichte hervor: die Ausbreitung der Nordraſſe ſeit der Jungſteinzeit iſt nirgends Einſickerung geweſen wie die Ausbreitung der Oſtraſſe; ſie iſt überall Eroberung geweſen, ſie geſchah überall „in ſchwerer Rüſtung“ (Schuchhardt) und zeigt eine geſchichteſchaffende Geſtaltungskraft, die in der ganzen Geſchichte ohnegleichen iſt. Immer wieder ſind dieſe nordiſchen Stämme hereingebrochen über fremdes Land und fremdes Volk, Welle auf Welle hat den Süden und Oſten Europas, hat ſchließlich Aſien und Afrika erreicht und ſich im Fremdgebiet oft ſo verloren, daß heute die Spuren nur noch ſchwer zu verfolgen ſind. Am deutlichſten mußte die Ausbreitung der Nordraſſe ſeit der Jungſteinzeit ſich im Menſchenbild derjenigen Gebiete bemerkbar machen, welche der Urheimat der Raſſe am nächſten lagen. Dieſe Gebiete wurden durch aufeinanderfolgende nordiſche Völkerwellen ſehr ſtark vernordet. „Selbſt in frühhiſtoriſcher Zeit ſitzen die Dolichokephalen [Langköpfe] noch in ziemlich geſchloſſenen Gruppen in Schweden, in Rußland, im ſlaviſchen Öſterreich und in den Ländern des Rheins“ [1]).

Welches iſt nun die Urheimat all dieſer Nordſtämme? Von wo ſind ſie immer wieder ausgegangen? — „Die geſamten Forſchungen auf dem Gebiet der Sprachforſchung, auf archäologiſchem und anthropologiſchem Gebiet, ſprechen einheitlich dafür, daß die Urheimat der indogermaniſchen Sprachen in Nordeuropa zu ſuchen iſt. Ob dabei nur Skandinavien oder die norddeutſche Tiefebene oder das Baltikum in Betracht kommt, iſt hier einerlei. Dort aber ſaß, wie oben gezeigt, als urſprüngliche Raſſe von der Zeit an, da das weichende Eis menſchliche Siedlung überhaupt

---

1) Martin, Lehrbuch der Anthropologie. 1914.

ermöglichte, die nordiſche Raſſe“ 1)). Alle Anzeichen deuten ſo immer wieder auf die Gebiete, in welchen die Raſſe heute noch am reinſten erhalten iſt, auf ein Gebiet, deſſen innerſter Kreis etwa die weſtlichen Küſtenländer der Oſtſee umfaßt. Einen äußerſten Kreis indogermaniſcher, d. h. nordraſſiſcher Urheimat wird man etwa ſo angeben können wie Much: „Die Heimat der Indogermanen liegt nicht in Aſien, ſondern im nordweſtlichen Europa und umfaßt die Küſten und Inſeln der weſtlichen Oſtſee; ſie wird im Weſten von der Nordſee beſpült und reicht im Süden bis an den quer durch das heutige Deutſchland ſich erſtreckenden Gebirgszug vom Harz zum Thüringerwalde, zum Fichtel-, Erz- und Rieſengebirge bis an die äußerſten Ausläufer der weſtlichen Karpathen; im Oſten dürfte die Oder die urſprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe ſchon an die Weichſel vorgeſchoben worden ſein mag, wie denn überhaupt eine ſtrenge Umgrenzung nicht möglich iſt, weil ſie in einer ſteten Erweiterung begriffen war“ 1)). Als innerſten Urheimatbezirk nehmen einige Forſcher auch Schweden an, andere Schleswig-Holſtein. Wahrſcheinlich iſt Norwegen erſt von Schweden aus nordiſch beſiedelt worden, woraus ſich dann auch ſeine heutige geringere Raſſenreinheit erklären ließe. Ob aber Nordweſtdeutſchland von Schweden aus oder Schweden von Nordweſtdeutſchland her beſiedelt wurde, iſt nicht ſicher auszumachen. Man wird, ohne zu fehlen, jenes ganze Küſtengebiet der weſtlichen Oſtſee und wahrſcheinlich auch das deutſche Nordſeegebiet als innerſten Heimatbezirk anſehen dürfen. Vom nordweſtdeutſchen Gebiet aus beginnt dann ſchon in der Steinzeit die Ausbreitung. Noch innerhalb der Steinzeit „überſchritten die Indogermanen das deutſche Mittelgebirge und drangen einerſeits bis an die Alpen, ſchifften nach Großbritannien und Irland, und erreichten etappenweiſe die mittlere Donau und den Balkan, ſowie den Dnjeſtr und die ſüdruſſiſche Steppe, endlich die Länder am Schwarzen und Ägäiſchen Meere“ 2)).

Die Funde zeigen es deutlich, daß auf deutſchem Boden Nordweſtdeutſchland die älteſte nordiſche Geſittung beſaß, zeigen ferner, daß Mittel- und Süddeutſchland ſpäter beſiedelt worden ſind. Die früheſten Funde auf ſüddeutſchem Gebiet weiſen eine Geſittung auf, die für das thüringiſche Gebiet ſchon eine der ſpäteſten Stufen bedeutet. Je mehr die Vorgeſchichte ſich erhellt, deſto deutlicher wird die Ausbreitung der Nordraſſe von Nordweſtdeutſchland her. Die nord- und mitteldeutſche Steinzeit zeigt ſich in Schuchhardts Darſtellung mit ihren Geräten und Gefäßen deutlich als diejenige Geſittungsſtufe, von der ſich ſüddeutſche und oſtdonauländiſche Formen herleiten, und die ſich ausbreitende Raſſe iſt immer wieder gekennzeichnet durch die nordiſchen Körpermerkmale. So iſt die Annahme berechtigt, ein nordraſſiſches Urvolk, eine Menſchengruppe alſo, bei der Raſſe und Volk noch eines waren, ein reinraſſiges Volk oder reinraſſige nordiſche Stämme müßten die letzte Ausprägung ihrer Art in

---

1) Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

2) Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeſchichtlichen Forſchung. 1902.

Geſittung, Sprache und Kunſtform wie in der Leiblichkeit im Nordweſten Europas und vor allem auch im Nordweſten Deutſchlands erfahren haben, müßten — vielleicht durch eine gewiſſe Inzucht — ihre Einheit ſo geſteigert und ausgeprägt haben, daß auch die ſich zerſtreuenden Scharen und Stämme auf weiten Fahrten die alte Zucht und Eigenart des Leibes und der Geſittung, der Sprache und der Kunſt, durch lange Zeiträume und unter fremdeſten Völkern feſt bewahrten.

Schon der in manchen Gebieten kärgliche Boden Norddeutſchlands weiſt darauf hin, daß das an Zahl erſtarkende Urvolk immer wieder einzelne ſeiner Glieder auf Eroberung ausſenden mußte. Bei der großen Fruchtbarkeit, die gerade auch für die alten nordraſſiſchen Völker bezeugt iſt, mußte es raſch zur Ausbreitung, Auswanderung und zur Eroberung neuer Gebiete kommen. Wie fernhin aber auch nordraſſiſche Völker zerſtreut wurden, nirgends, wo die vereinzelte nordiſche Schar nur zahlreich genug war, kam es zu einem Verzicht auf die nordiſche Eigenart, nirgends nahmen dieſe Völker, wenn ihnen ihre Zahl eine dauernde Herrſchaft als Oberſchicht über einem fremdraſſigen Volk verbürgte, eine artfremde Sprache an, nirgends ein artfremdes Schönheitsbild oder artfremde Sitten. Im Gegenteil: ſobald dieſe Nordſtämme in einem Fremdgebiet erſcheinen, beginnt eine Auseinanderſetzung der Stile, die ſchließlich mit dem Sieg des nordiſchen endet; es beginnt der Wandel im Schönheitsbild des unterworfenen Volkes: helle Haut und helles Haar, helle Augen und hoher Wuchs geben das Maß des ſchönen Menſchen an wie bei den Eroberern, ſo bei den Beherrſchten; die nordiſche (indogermaniſche) Sprache ſiegt, obgleich die nordraſſiſchen Eroberer an Zahl wohl meiſt geringer ſind. Damit iſt dann das Fremdvolk nordraſſiſch beherrſcht und ſprachlich indogermaniſiert. Wo heute ein Gebiet eine indogermaniſche Sprache ſpricht, muß es früher das Herrſchgebiet einer nordraſſiſchen Herrenſchicht geweſen ſein. In weitem Umkreis und in einer Längenausdehnung von Indien bis Irland beſtehen heute noch die indogermaniſchen Sprachen, wenn auch das Blut ihrer nordiſchen Überbringer in vielen dieſer Gebiete ſchon lange verſiegt ſein mag. Was man in der Sprachwiſſenſchaft Indogermaniſierung nennt, ſtellt ſich raſſenkundlich dar als die Herrſchaft einer nordiſchen Herrenſchicht. Die Herrenſchicht (Adel und freie Bauern) mag vielfach ſchon lange geſchwunden ſein, die überbrachte Sprache wird heute noch geſprochen. In dieſem Sinne kann man die Völker, die heute indogermaniſche Sprachen ſprechen, als die „Spracherben des indogermaniſchen Urvolks" (Bartholomae) bezeichnen[1]).

Es wird eine Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft ſein, einmal bis ins Einzelne die Indogermaniſierung, d. h. alſo die Vernordung der weiten Gebiete aufzuhellen, welche heute noch indogermaniſche Sprachen ſprechen. Arldt hat mit ſeinem Buch „Germaniſche Völkerwellen" einen Forſchungsweg gezeigt und reiche Ergebniſſe erbracht. Hat die Forſchung erſt die raſſenkundlichen Bedingungen des Geſchichtsbilds eingeſehen, ſo wird ſie bald die „Indogermaniſierung“, die Ausbreitung der nordiſchen Raſſe und ihre Taten, die Taten des nach einer Eroberung ſich bildenden nordiſchen Adels und freien Bauerntums vieler Volkstümer, bis ins Einzelne darſtellen können. Die Archäologie zeigt den Weg, auf dem die nordiſchen Griechen in ihre ſpätere geſchichtliche Heimat gezogen ſind, ſie zeigt den Weg der nordiſchen Italiker, die ſpäter das Römiſche Reich gegründet haben, ſie zeigt die Ausbreitung der nordiſchen Kelten und der nordiſchen Germanen. Sie zeigt Wege nordiſcher Völker, auf denen die Ausbreitung nach Aſien hin erfolgt ſein mag; deutlich zeigt ſie den Weg eines Nordvolks, das ins Gebiet der Hettiter einbrach und die Sprache dieſes der Raſſe nach vorwiegend vorderaſiatiſchen Fremdvolks in ihrem Bau ſo gewandelt hat, daß ſie als eine indogermaniſche Sprache erſcheint. Immer wieder muß für alle Einzelheiten dieſer Ausbreitung nordiſcher Stilformen auf Schuchhardts „Alteuropa“ verwieſen werden. Von Fundort zu Fundort, von Burg zu Burg, hat Schuchhardt die nordiſchen Wege aufgewieſen. Es iſt kein Zweifel, daß von Schuchhardts „Alteuropa“ wie in anderer Weiſe auch von Koſſinnas „Deutſcher Vorgeſchichte“[1]) ein ſtarker Antrieb ausgehen wird auf alle Wiſſenſchaften, welche das Geſamtgebiet indogermaniſcher, d. h. nordraſſiſcher Geſittung erforſchen.

---

[1]) Vgl. Hoops, Reallexikon der germaniſchen Altertumskunde unter „Indogermaniſche Sprachen".

Wie aber, wenn für ganze Völkergruppen, die heute eine indogermaniſche Sprache ſprechen — die wichtigſten indogermaniſchen Sprachen ſind: Indiſch, Perſiſch, Armeniſch, die ſlawiſchen Sprachen, Griechiſch, Lateiniſch und die von ihm abgeleiteten romaniſchen Sprachen, die germaniſchen Sprachen, darunter das Deutſche, Engliſche und die vier ſkandinaviſchen Sprachen Däniſch, Norwegiſch, Schwediſch und Isländiſch, endlich die keltiſchen Sprachen — wie aber, wenn für Völkergruppen, die heute eine der indogermaniſchen Sprachen ſprechen, die Einwanderungswege ihrer nordiſchen Schicht nicht oder noch nicht aufgedeckt ſind? Läßt ſich allein aus der indogermaniſchen Sprache darauf ſchließen, daß die betreffenden Völker einmal eine nordiſche Herrenſchicht gehabt haben müſſen? — Schon aus der Sprache, aus der Tatſache, daß Völker, die heute kaum noch nordiſches Blut haben, doch eine nordiſche (indogermaniſche) Sprache ſprechen, muß der Beweis zu erbringen ſein. Die Sprachwiſſenſchaft arbeitet an der Aufhellung dieſer Erſcheinungen. Sicher iſt heute ſchon dies, daß auch der älteſte Wortbeſtand, der aus der Vergleichung aller indogermaniſchen Sprachen erſchloſſen werden kann, auf eine Urheimat hinweiſt, deren tieriſche und pflanzliche Umwelt, deren Himmelsſtrich und Wetterlage, deren menſchliche Geſittung auf eine mittel- oder nordeuropäiſche Heimat hinweiſen, wie andererſeits auch archäologiſche Funde in all dieſen Völkern übereinſtimmend den Anbau von Körnerfrüchten nordweſteuropäiſcher Herkunft und die Verwendung von Oſtſeebernſtein bezeugen. Die indogermaniſchen Sprachen geben durch Übereinſtimmung in ihrem älteſten Wortſchatz ſelbſt Auskunft darüber, daß alle anderen Gebiete als Urheimat der Nordvölker nicht in Betracht kommen.

---

[1]) Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte, eine hervorragend nationale Wiſſenſchaft. 1921.

Wenn aber ſolche Hinweiſe ſprachlicher und archäologiſcher Art nicht zu erbringen wären, ſo beſtünden zur Aufhellung der Fragen die älteſten Zeugniſſe der indogermaniſchen Völker über ihre Körperbeſchaffenheit oder wenigſtens über die Körperbeſchaffenheit ihrer oberen Stände, ihres Adels, ihrer Führer, ihrer freien Bauernſchaft. Da ergibt ſich denn, daß die alten Inder wie die alten Perſer, die Griechen wie die Römer, die Kelten wie die alten Slawen, dieſelben Merkmale aufwieſen wie die Germanen und wie heute noch die Menſchen nordiſcher Raſſe: hohen Wuchs, helle Haut, helles Haar und helle Augen; und wo ſich Gebeine aus der Frühzeit dieſer Völker erhalten haben, weiſen ſie neben dem hohen Wuchs auch die lange Schädelform auf, die der nordiſchen Raſſe eignet. Außer all dieſen Zeugniſſen ſind aber aus der Frühzeit aller indogermaniſchen Völker viele Einzelheiten überliefert, die auf einen übereinſtimmenden Geſittungsbeſtand hinweiſen. Alle haben einen Grundbeſtand gleicher Anſchauungen in Sitte, Recht und Glauben; alle überbrachten ſie den unterworfenen Völkern eine Geſittung ihrer Art, nordiſcher Art, die der jeweiligen bodenſtändigen Geſittung der Fremdgebiete nicht entſprach, wohl aber der Geſittung ihrer nordweſteuropäiſchen Urheimat.

Frägt man ſich nun, in welchem Zeitabſchnitt die Ausbreitung der Nordraſſe ſo weit vorgeſchritten war, daß etwa geſchiedene Völker ſich gegeneinander abgetrennt hätten, daß etwa in der Urform einer gemeinſam nordraſſiſchen (indogermaniſchen) Sprache mundartliche Spaltungen ein Auseinanderſtreben zu ſelbſtändigen Völkern angezeigt hätten, ſo ergeben ſich eine Reihe ſchwierigſter Fragen, die den Wiſſenſchaften noch aufgegeben ſind. Der erſchließbare älteſte Beſtand der indogermaniſchen Sprachen weiſt auf eine Geſittungsſtufe hin, die etwa derjenigen der Pfahlbauzeit entſpricht in einem Zeitraum, der ziemlich weit vor der Bronzezeit liegt. Einige ſprachliche Anzeichen weiſen darauf hin, daß die nordraſſiſchen Völker aber noch zu Beginn der Metallzeit eine Gemeinſprache, eine mundartlich kaum geſpaltene Sprache, geſprochen hätten, daß alſo vielleicht noch etwa in der Mitte des 3. vorchriſtlichen Jahrtauſends ein Zuſammenhang der Nordvölker, wenigſtens in der Sprache, beſtanden hätte.

Die Trennung nordiſcher Völker voneinander muß aber ſchon begonnen haben, lange bevor ihre ſprachliche Trennung ſich anzeigte. Es ſcheint, als ob den Völkern nordiſcher Raſſe in ihren Frühzeiten ein großer Kinderreichtum eigen geweſen wäre, ſodaß der Norden wirklich zum „Mutterſchoß der Völker“ wurde. Den an nordiſchem Blut arm gewordenen, durch Geburtenbeſchränkung dahinſchwindenden Römern der Verfallszeit fiel wieder an den Germanen die ſtarke eheliche Fruchtbarkeit auf, und die nordraſſiſchen Römer der Frühzeit Roms waren ſelbſt ein kinderreiches Volk geweſen, ſodaß ein Vater für ſeine Söhne oft gleichſam nicht mehr Namen genug wußte und ſie den Fünften, den Sechſten und den Zehnten (Quintus, Sextus, Decimus) hieß. Der Kinderreichtum der Nordvölker muß auch durch die Wanderungen nicht beeinträchtigt worden ſein, denn zur Aufzwingung der Sprache auf ein Fremdvolk, daß dieſes fortan nur noch die artfremde nordiſche (indogermaniſche) Sprache ſpreche, bedurfte es eines ſtarken, geſunden, kinderreichen Stammeslebens. Der Volksüberſchuß hätte in den verhältnismäßig dürftigen Gebieten Nordweſteuropas ſelbſt dann zur Auswanderung führen müſſen, wenn der Nordraſſe ein gewiſſer Wander- und Erobererdrang nicht arteigen geweſen wäre.

Früh ſchon, lange vor der ſprachlichen Spaltung, ſind nordiſche Völker im Süden und Oſten Europas, ja in Aſien und Afrika, erſchienen. Im 5. Jahrtauſend v. Chr. waren die Sumerer im Zweiſtromland (Meſopotamien) erſchienen, das ſie zu hoher Blüte brachten. Mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit erblickt man in ihnen ein Volk mit nordiſcher Oberſchicht und einer rundköpfigen, ſtumpfnäſigen (inneraſiatiſchen?) Unterſchicht und damit wohl in dieſer Oberſchicht eine der frühеſten nordiſchen Völkerwellen, die den Süden erreichten. Die ſumeriſche Sprache hat Wörter, die zum indogermaniſchen Sprachkreis gehören, ſodaß ſie das Beiſpiel einer Sprache zu bieten ſcheint, die zwar in ihrem Bau als fügende (agglutinierende) Sprache noch unindogermaniſch, in ihrem Wortſchatz aber ſtark indogermaniſch durchſetzt iſt. Die Sprache dieſes Volkes, das vielleicht über einer Unterſchicht vorwiegend inneraſiatiſcher Raſſe eine verhältnismäßig nicht ſehr ſtarke nordiſche Herrenſchicht gehabt haben muß, iſt ſchon um das Jahr 3000 v. Chr. als lebende Sprache ausgeſtorben und hat nach dieſer Zeit nur noch als gottesdienſtliche, heilige Sprache gedient, ähnlich dem mittelalterlichen Kirchenlatein. Die Sumerer, bzw. ihre ſchöpferiſche Schicht, ſind die Schöpfer der Keilſchrift, ſowie überhaupt der meiſten Geſittungsgüter, wie der Maß- und Gewichtsordnung, der Zahlenlehre, die man gemeinhin den Babyloniern zuſchreibt, vor allem auch die Schöpfer jener erſtaunlich ausgebildeten „babyloniſchen“ Sternkunde. Aus ſumeriſcher Zeit ſtammt der Kern der „babyloniſchen“ Gilgameſchdichtung. Der Untergang der ſumeriſchen Welt war einerſeits wohl die Folge des Ausſterbens der ſchöpferiſchen nordiſchen Oberſchicht; andererſeits wurde der ſumeriſche „Untergang“ eingeleitet durch die Einwanderung ſemitiſch-ſprechender Stämme (orientaliſcher Raſſe), die ſich als eine babyloniſche Schicht allmählich über die ſumeriſche hinzogen, wobei dieſe langſam erſtickte. Mit den Beſtandteilen ſumeriſcher Geſittung konnten aber die „ſemitiſchen“ Babylonier noch einen langen Zeitraum hindurch eine hohe Bildungsſtufe erhalten. Die Bildniſſe, die uns von ſumeriſchen Menſchen erhalten ſind, ſollen zum Teil eine Ähnlichkeit mit dem Menſchenſchlag der helleniſchen Kunſt zeigen, alſo mit den nordraſſiſchen Griechen.

Wahrſcheinlich iſt, daß die Oberſchicht der Sumerer nicht die einzige nordiſche Welle dieſer Frühzeit darſtellt. In jene Zeit oder in einen der folgenden Zeitabſchnitte mag auch der Einbruch der (nach bibliſchen Berichten als hochgewachſen geſchilderten) blonden Ammoriter in ihr aus der Bibel bekanntes Gebiet fallen. Die ägyptiſchen Bildniſſe zeigen die Ammoriter als ein blondes Volk, und auf die Beſiedelung Paläſtinas durch Ammoriterſtämme führt die Forſchung vielfach das verhältnismäßig häufige Auftreten von blondem Haar unter den Juden zurück. Nordiſches Blut ſcheint auch nach Ägypten gedrungen zu ſein, wofür einige Funde, Beinamen und Bildniſſe zeugen[1]). Nordiſches Blut ſcheint vor allem weit nach Aſien hineingedrungen zu ſein. Die Tocharer werden noch erwähnt werden müſſen. Die Wanderungen der ſkythiſchen Saken ſcheinen vor allem einer näheren Unterſuchung wert zu ſein. Ein Reiſender des 17. Jahrhunderts, Benedikt Goës, berichtet über die blonden Bergvölker, die er in den Pamirtälern vorfand[2]).

Es würde innerhalb dieſes Buches zu weit führen, wenn all die einzelnen Spuren nordiſcher Völker dargeſtellt werden ſollten. Für all dieſe Dinge iſt immer wieder auf Arldts „Germaniſche Völkerwellen“ zu verweiſen. Hier ſeien nur die für unſer heutiges Geiſtesleben wichtigen nordraſſiſchen Schöpfungen erwähnt.

Späteſtens um 2000 v. Chr. müſſen die nordraſſiſchen Inder von den nordindiſchen Gebirgen her ins Tiefland vorgedrungen ſein, in die Gebiete, in denen dann das indiſche Geiſtesleben entſtanden iſt, das immer wieder die hohe Bewunderung der Forſcher erregt. Es ſcheint, als ob die nordraſſiſchen Inder ſich der Gefahren einer Raſſenmiſchung in einem Gebiet, dem ſie am wenigſten angepaßt waren, wohl bewußt geweſen ſeien. Eine unerbittlich ſtrenge Kaſtengeſetzgebung ſollte jedes nähere Zuſammenleben zwiſchen den nordiſchen Herren und den Eingeborenen verhindern. In den älteſten indiſchen Berichten erſcheint das eingedrungene Volk indogermaniſcher Sprache als „groß“, „weiß“, „hell“ und „ſchönnaſig“, die vorgefundene Eingeborenenbevölkerung wird die „dunkle Haut“ genannt und als „klein“, „ſchwarz“ und „ohne hervortretende Naſe“ oder „naſenlos“ (anâsa) beſchrieben. Bezeichnend iſt es, daß das indiſche Wort für Kaſte („varna“) ſoviel bedeutet wie „Farbe“ — an der hellſten Hautfarbe ſind heute noch, nach Jahrtauſenden, die Inder der höchſten Kaſte erkenntlich —, und der nordiſche Europäer begegnet — ſo iſt es Häckel auf ſeiner Indienreiſe geſchehen — dem Staunen der Inder, welcher überaus hohen Kaſte er angehören müſſe. Nach ihrem eigenen Bilde ſahen die alten Inder ihren oberſten Gott, den Gewittergott Indra, den man nach den Schilderungen der alten Götterlieder eine echt nordiſche Reckengeſtalt nennen möchte. Er iſt gekennzeichnet durch blondes Haar und rotblonden Bart. Der Beiname „der Blonde“ kennzeichnet auch immer wieder andere indiſche Götter und ebenſo die Helden der indiſchen Heldendichtung. Lange Zeiten hindurch ſcheint die Raſſenmiſchung verhindert worden zu ſein: die noch verhältnismäßig reinraſſigen Zeiten haben die Heldenlieder, die indiſche Philoſophie und Dichtung hervorgebracht, jene hohen Zeugniſſe des nordiſchen Weſens in indiſcher Sondergeſtaltung. In jenen frühen Zeiten hat die indiſche Sprache — uns als Sanſkrit überliefert — ihren Reichtum entfaltet und indiſche Sprachgelehrte zu ihrer Darſtellung gefunden, deren Werke an grammatiſchem Geiſt unerreicht und ohnegleichen ſind. Vielleicht hat erſt das Auftreten Buddhas und des ſeinem Weſen nach nicht mehr reinraſſigen Buddhismus die Raſſenzucht dieſes herrlichen und herrlich begabten Volkes ganz und unwiederbringlich aufgelöſt. Entſtanden in einem von nordblütigen Indern nur ſchwach beſiedelten Gebiet und verbreitet hauptſächlich von unnordiſchen Sendlingen, hat der Buddhismus die alten blutechten Überlieferungen der nordiſchen Inder aufgelöſt, hat an Stelle der reinen nordblütigen Philoſophie eine fragwürdige Heilslehre geſetzt, die ſich — das iſt das Entſcheidende — nicht mehr an die nordiſche Volksſchicht allein, ſondern an die Menſchen aller Kaſten und Raſſen wandte. Die mutige Stimmung der frühen indiſchen Weisheit hat der Buddhismus zerſetzt und dafür die Verzichtſtimmung gepredigt, ſodaß der große indiſche Denker Çankara in ſeiner Widerlegung des Buddhismus dieſem vorwerfen mußte, er habe „nur ſeine eigene maßloſe Geſchwätzigkeit an den Tag gelegt oder aber ſeinen Haß gegen das Menſchengeſchlecht“ [1]).

---

[1]) Sowie vielleicht die vorübergehend eingeführte, nur dem nordeuropäiſchen Menſchen verſtändliche Sonnenverehrung. Die einheimiſchen Ägypter, die ja die Sonne durch ihre Glut geradezu als feindlich empfinden müſſen, unterdrückten auch den Sonnendienſt bald wieder.

[2]) Vgl. Grundriß der iraniſchen Philologie von Geiger und Kuhn, S. 290.

Von Buddhas Auftreten ab — geboren iſt er 520 v. Chr. — wird man wohl eine Steigerung der raſſiſchen Auflöſung verfolgen können. Zwar hat das reinere Indertum den Buddhismus wieder von ſich getan, ſo daß er auch heute nur unter nicht-indogermaniſchen Völkern fortkommt. Aber die Verwiſchung der Raſſengrenzen war vollzogen, die nordiſche Herrenſchicht wurde immer geringer, die Miſchlinge zahlreicher, der heutige Raſſenzuſtand Indiens bereitete ſich vor. Bei der Entnordung des indiſchen Volkes hat begreiflicherweiſe beſonders mitgewirkt, daß die nordiſchen und nordiſcheren Inder entſprechend der in Nordweſteuropa herangezüchteten Erbanlagen nordiſcher Raſſe dem indiſchen Himmelsſtrich nicht angepaßt waren. Die indiſche Umwelt bewirkte eine gründliche Gegenausleſe des nordiſchen Bevölkerungsteils. In heißen Sommern iſt die Sterblichkeit blonder Kinder ſchon in Kleinaſien viel größer als die brauner Kinder [2]). Gegenausleſe des nordiſchen Volksteils und Raſſenmiſchung mußten nun auch Wandlungen im Geiſtesleben mit ſich bringen. Das Miſchlingstum des Hinduvolkes begann. Der alte Götterglauben der nordblütigen Inder erfuhr durch den Hindugeiſt ſeine Abwandlung und Verzerrung. „Der Hindugeiſt, dem alten Ariertum ſich immer tiefer entfremdend, erſchuf die Hindugötter mit ihren vielköpfigen, vielarmigen Ungeſtalten, durchlochert von Sinnlichkeit, Grauſamkeit, Wildheit“ [3]). Indeſſen noch im 7. Jahrhundert n. Chr. muß das nordiſche Blut der höheren Stände aufgefallen ſein. Bildniſſe aus dieſer Zeit beweiſen es. Heute tritt helle Haut nur vereinzelt auf, ſelten auch noch hellere Augen. Einige Stämme haben noch deutlich mehr nordiſches Blut erhalten, ſo

---

[1]) Angeführt nach H. St. Chamberlain, Ariſche Weltanſchauung. 1917.

[2]) So berichtet v. Luſchan, Völker, Raſſen, Sprachen. 1922.

[3]) Oldenberg, Die indiſche Religion, Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. III, 1.

z. B. die Sikhs, deren Körperhöhe durchſchnittlich noch 1,71 m beträgt[1]). Sonſt zeigen die oberſten indiſchen Kaſten, die Brahmanen, noch körperlich die nordiſche Beimiſchung am beſten. Sie weiſen eine (um 6—9 cm) größere Körperhöhe auf als die niederen Kaſten, haben eine hellere Haut gegenüber der braunen bis braunſchwarzen Haut der niederen Kaſten, haben ferner auch ein ſchmäleres Geſicht und ſchmälere Naſen. Man hat ſchon geſagt, in Indien ſtehe die Höhe der geſellſchaftlichen Schicht eines Menſchen durchſchnittlich im umgekehrten Verhältnis zur Naſenbreite. —

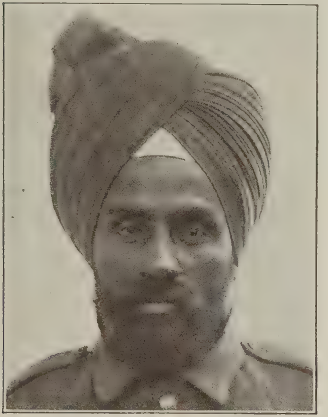


Abb. 305. Nordweſtindien. Sikh.
(Aufn.: v. Eickstedt.)
(Lichtbildverlag: Bildarchiv Freiburg.)

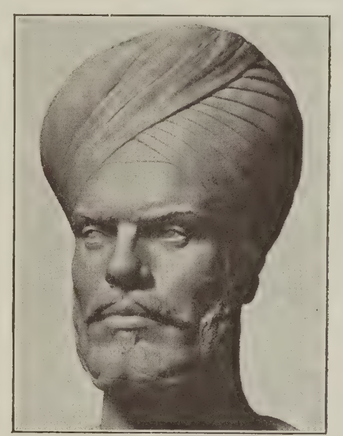


Abb. 306. Sikh nach einer Büſte des Bildhauers Rudolf Marcuſe[2]).

Die indiſche Sprache oder vielmehr: das, was durch Raſſenmiſchung aus der reichgeſtalteten indiſchen Sprache geworden iſt, wird zwar heute in weiteſten Gebieten Indiens geſprochen, das Blut aber der Überbringer dieſer Sprache iſt faſt ſpurlos verſiegt. Sprachlich ſind die heutigen Bewohner Indiens zwar zum größten Teil indogermaniſch, leiblich ſind ſie eine Miſchung mehrerer dunkler Raſſen geworden.

Wie ſich der Untergang der indiſchen Geſittung zugleich bis in Einzelheiten als der Untergang der nordiſchen Herrenſchicht beſchreiben ließe, ſo ließe ſich auch die griechiſche Geſchichte als eine Auseinanderſetzung der Raſſen darſtellen. Der vorige Abſchnitt hat gezeigt, wie in Griechenland und Kleinaſien eine weſtraſſiſche Geſittung endete unter dem Vordringen nordiſcher Stämme. Was die griechiſche Sage die ioniſche und doriſche Wanderung nennt, das ſind die volkstümlichen Erinnerungen an den Einbruch der Nordſtämme. Die griechiſche Sage und Geſchichte bewahren auch deutliche Erinnerungen an die ſelbſtändigen — vorwiegend weſtraſſiſchen, doch ſicher ſchon damals mit dinariſcher und vorderaſiatiſcher Raſſe ziemlich ſtark durchmiſchten — Völker des griechiſchen Bodens, vor allem an die Pelasger. Die griechiſchen Ortsnamen ſind häufig vorindogermaniſche Namen. Im Götterglauben der Griechen (Hellenen) haben ſich Geſtalten der vornordiſchen Zeit erhalten, ſo Poſeidon, ſo Hephaiſtos, und die ganze ſogenannte mykeniſche Kultur hat Schuchhardt als einen weſtlich-nördlichen Ausgleich klar beſchrieben, die Kultur alſo, die in der Zeit von 1500—1200 v. Chr. geblüht hat.

---

[1]) v. Eickſtedt, Raſſenelemente der Sikh, Zeitſchrift f. Ethnologie, 1920/21.

[2]) Der Künſtler, mit deſſen Genehmigung der Abdruck erfolgt iſt, hatte die Freundlichkeit über den Dargeſtellten mitzuteilen, „daß er (Kar Singh) 25 Jahre alt, etwa 177 cm groß war; Hautfarbe hellbraun, Augen dunkelbraun, Haar ſchwarz, faſt armlang, ebenſo ging der Bart, wenn er ihn auskämmte, bis auf die Bruſt. Mein Modell legte beſonders Wert auf die Feinheit und Weiche ſeines Haares und behauptete, daran könne man die edle Raſſe erkennen."

Wann ſind die Einwanderungen nordiſcher Stämme nach Griechenland vor ſich gegangen? — „Eins iſt ſicher: wie ein erſter Zuſtrom aus Mitteleuropa ſchon mit der Steinzeit nach Griechenland kam, das Megaronhaus, die geſtreckte Leichenbeſtattung und allerhand neue Ornamentik brachte und damit ſehr allmählich die mykeniſche Kultur aus der altmittelländiſchen erwachſen ließ, ſo iſt mehr als 1000 Jahre ſpäter, gegen Ende der Bronzezeit, ein zweiter ſolcher Zuſtrom erfolgt, von mehr nördlichem Charakter als der erſte und von einem hartnäckigeren Selbſterhaltungstriebe beſeelt. Er hat beſonders Böotien und Attika erfaßt und dann den Peloponnes mit Ausſparung von Arkadien überſchwemmt.“

„Von der erſten Einwanderung erklingen im Volksgedächtnis der Griechen nur einige dumpfe Untertöne: die Vorſtellung, daß es vor ihren erſten Nationalhelden, den Achäern, eine ſtammfremde Urbevölkerung, die Pelasger, im Lande gegeben habe, die aber nicht ausgerottet wurde, ſondern ſogar große Stücke ihrer alten Kultur auf das neue Geſchlecht vererbt habe, wie den Dionyſos- und Kabirenkult und die Hermenbilder.“ „Ein deutlicheres Bewußtſein, ſo hat man ſchon vielfach gemeint, habe ſich beim griechiſchen Volk von der zweiten nordiſchen Zuwanderung, die die Dipylonkultur brachte, erhalten.. Achtzig Jahre nach der Eroberung von Troja, erzählt die griechiſche Legende, ſeien die Dorer, die Herakliden, vom Norden her nach Griechenland gekommen“ [1]).

Die Heldenſagen der Griechen (Hellenen) ſpiegeln deutlich die Art der nordiſchen Raſſe wieder [2]). Sie haben deutlich Erinnerungen erhalten an die nicht ſehr ſtarke Herrenſchicht der erſten Abkömmlinge, die mit ihren Taten die griechiſche Welt erfüllten, deren Scharen im Gegenſatz zu den alten weſtiſchen Bogenſchützen unterm Helm daher kamen, mit Speer und Rundſchild bewaffnet. Dieſe Heldenſagen weiſen auf die früheſte griechiſche Vorzeit, in der gleichſam erſt einzelne Geſchlechter als eine Vorhut nordiſcher Raſſe den Weg nach Griechenland gefunden hatten. Dann mögen als erſte größere Volksſchar die Jonier — in der Bibel als Javan erwähnt — eingedrungen ſein. Es folgten die Aioler und Achaier, die „helläugigen Achaier“, wie Homer ſie nannte. Die mykeniſche Geſittung erſtand. Endlich, um 1100 v. Chr., ereignete ſich die letzte große nordiſche Einwanderung, die der doriſchen Stämme; die Dipylonkultur erſtand. Dieſer ſpäteren Einwanderung der doriſchen Stämme ſcheint es zu entſprechen, daß ſie in ihrer Mundart die altertümlichſten Formen des Griechiſchen bewahrt haben [1]).

---

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

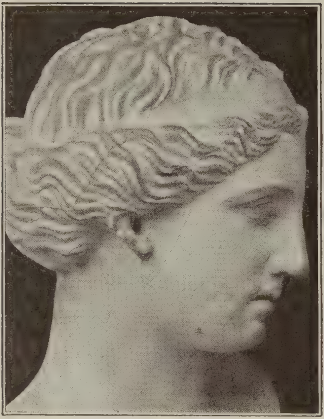
[2]) Auf das nordiſche Blut der Griechen hat Bulwer (Lord Lytton) in ſeinem Roman „Zanoni“ ſchon i. J. 1842 hingewieſen.

Bezeichnend iſt für all dieſe Stämme von Beginn der Einwanderungen das nordiſche Haus, nordiſche Stilarten und Waffen und ſeit der mykeniſchen Zeit die Leichenverbrennung, deren Brauch uns die Ilias überliefert. Die Geſittung, die man die doriſche Dipylonkultur nennt, weiſt deutlich auf das nordiſche Erbe hin. An Stelle des weſtiſchen Glaubens an eine Entrückung der Seele zu den Göttern oder in ſelige Inſelgefilde iſt der nordiſche Glaube an ein düſteres Totenreich getreten, an das Reich des Hades, das dem Reich der Hel im germaniſchen Glauben gleicht. Langſam erſt ſetzte ſich ſpäter wieder der weſtiſche Glaube durch und zwar von den Gegenden aus, in welche die nordiſche Einwanderung nicht gelangt war. Langſam entſteht aus der Welt der nordiſchen Herren und der Welt der weſtiſchen untergeſchichteten Bevölkerung jene glückliche Miſchung der Daſeinsformen, die wir als die „heitere“ griechiſche Welt betrachten. Die Oberſchicht der griechiſchen Anſchauungen aber: der Götterglaube eines Homer, die griechiſche Wiſſenſchaft und Philoſophie, die griechiſche Kunſt, zeigen das nordiſche Weſen der ſchöpferiſchen Menſchenſchicht Griechenlands deutlich an. Die Göttergeſtalten und die Götterſage haben jene heldiſchen Züge bewahrt, die für die nordiſche Raſſe bezeichnend ſind. Die blonde, blauäugige Athene iſt ſtreitbar bewaffnet wie die germaniſchen Walküren, das Leben der Götter bewahrt die Züge des griechiſchen Heldenzeitalters. Das eben iſt das Kennzeichen der Frühzeit aller nordraſſiſch-bedingten Völker, d. h. aller Völker, die durch eine nordiſche Schicht zu großen geſchichtlichen Taten und Werken des Geiſtes oft ungeſtüm mit fortgeriſſen wurden, daß ihre frühe Geſchichte deutlich ein Heldenzeitalter zeigt. Ob es ſich um die indiſche, perſiſche, griechiſche, römiſche, ob es ſich um die keltiſche, germaniſche oder ſlawiſche Frühzeit handle: überall entſteht eine Heldenzeit und mit ihr und nach ihr die Zeit der großen Heldendichtungen, jener Dichtungen, die überall eine ſolche Übereinſtimmung der heldentümlichen Anſchauungen zeigen, daß allein aus ihnen ſchon der Schluß auf eine gleiche Raſſe berechtigt wäre, auf eine Raſſe, die man füglich die heldiſche Raſſe nennen könnte. Den Griechen gibt Homer ihre Heldendichtung, und die Ilias iſt ein getreues Bild der Adelsanſchauungen aus dem Heldenzeitalter der Griechen, aus dem Zeitalter, da unter ihnen das heldiſche nordiſche Blut am friſcheſten war. Es iſt klar, daß wir — ſoweit wir uns nordiſchem Weſen angehörig fühlen — für unſere geiſtige Bildung die Ilias erſt dann ganz gewonnen haben, daß wir uns überhaupt das frühe Griechentum in ſeinem Handeln, Denken und Bilden erſt dann ganz zu eigen gewonnen haben, wenn uns einmal dieſe Welt klar dargeſtellt worden iſt und uns klar erſchienen iſt als die helleniſche Sondergeſtaltung nordiſcher Art, als

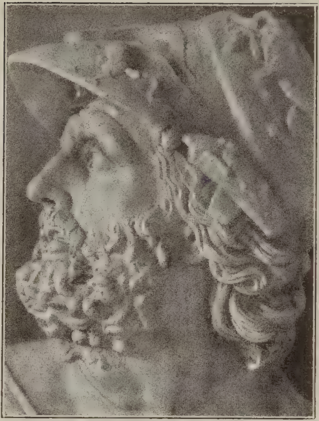
---

[1]) Auf die doriſche Mundart hatte der Sprachgeiſt der nicht-nordiſchen untergeſchichteten Bevölkerung noch am wenigſten einwirken können (vgl. hierzu den 20. Abſchnitt).

307



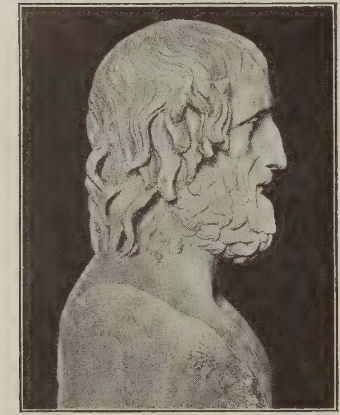
30



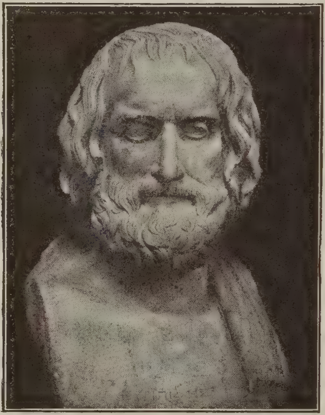
307. Aphrodite.

308. Menelaos.

309 a

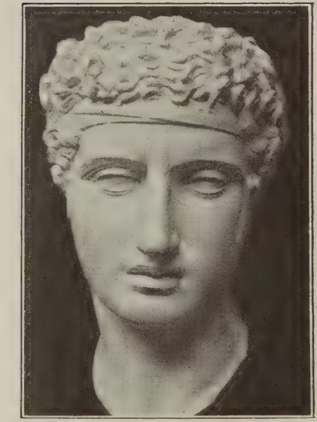


30

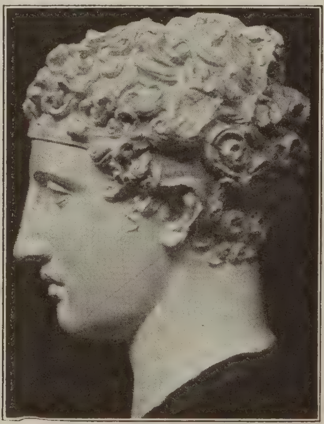


309 a, b. Euripides.

310 a

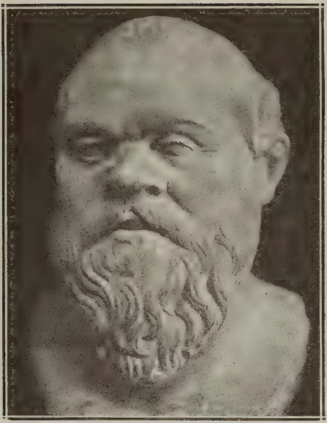


31

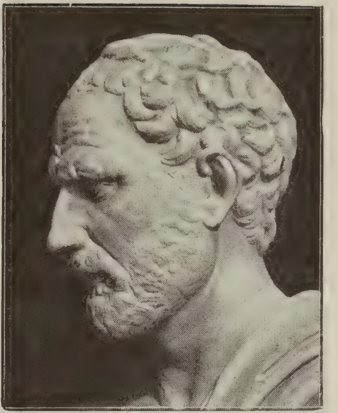


310 a, b. Kopf eines Siegers im Kampfſpiel.

311



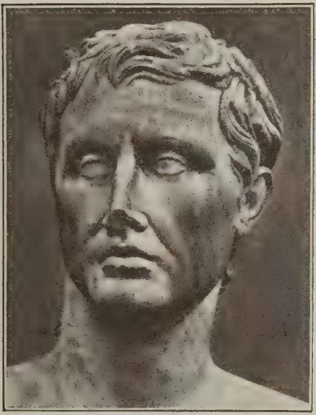
311. Sokrates.



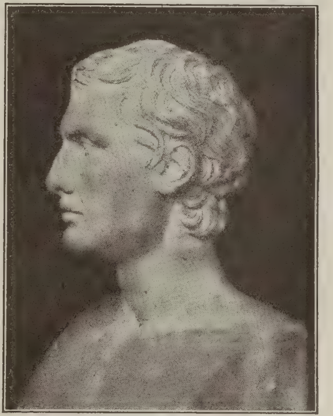
312

312. Demoſthenes.

13



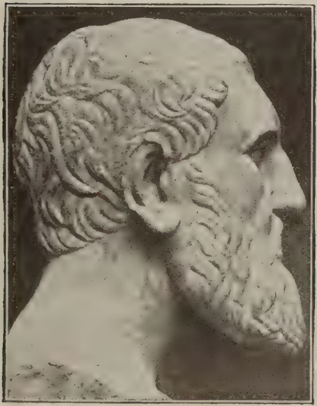
313. Menander.

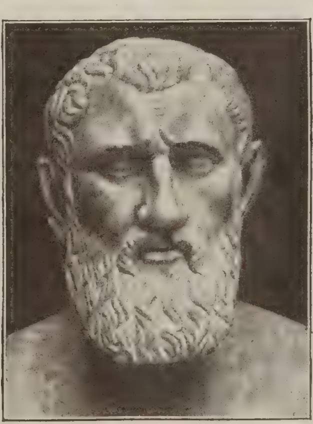


314

314. Menander.

5 a





315 b

315 a, b. Zenon.

die Schickſalsantwort nordiſcher Menſchen auf all jene Schickſalsfragen, die ihnen geſtellt waren mit dem Einbruch in dieſes beſondere Land und mit dem Herrſchertum über dieſe beſondere Unterſchicht[1].

Das Schönheitsbild des Griechentums iſt durchaus nordiſch[2]. Die griechiſchen Bildwerke zeigen immer wieder die reine Nordraſſe. Die Götter- und Heldengeſtalten ſind gekennzeichnet durch hohen Wuchs, helle Hautfarbe und helles Haar. Noch im 5. Jahrhundert n. Chr. ſchildert der Arzt Adamantios die griechiſche Bevölkerung ſo, daß man das nordiſche Blut noch erkennt: „Wenn irgendwelche noch den helleniſchen und ioniſchen Stamm rein bewahrt haben, ſo ſind dies hinlänglich große Männer von ziemlich breitem und geradem Wuchſe, gut gefügt, von ziemlich heller Haut und blond; ſie beſitzen eine mittlere Feſtigkeit des Fleiſches, gerade Gliedmaßen und wohlgebildete Extremitäten. Der Kopf iſt von mittlerer Größe und ſehr beweglich, der Hals kräftig, die Behaarung zum Blonden hinneigend, zart und leicht wollig, das Antlitz viereckig, die Lippen ſchmal, die Naſe gerade, und die Augen hellblickend, heftig und von ſtarker Leuchtkraft; denn unter allen Völkern hat das griechiſche die ſchönſten Augen“[3]. Dieſe Schilderung iſt nicht ſehr klar; man hat auch den Eindruck, als ſei ſie künſtlich in Übereinſtimmung gebracht worden mit dem Schönheitsbild des frühen Griechentums, denn es iſt ziemlich unwahrſcheinlich, daß ſich im 5. Jahrhundert n. Chr. in Griechenland noch viele reinraſſig nordiſche Menſchen gefunden hätten. Aber ein ſolches Zeugnis aus der Spätzeit des Griechentums zeigt doch gerade durch ſeine Abſicht mindeſtens noch die Richtung auf ein nordiſches Schönheitsbild, auf das Schönheitsbild des Heldenzeitalters. Das Schönheitsbild der vorchriſtlichen Jahrhunderte mögen am eheſten die

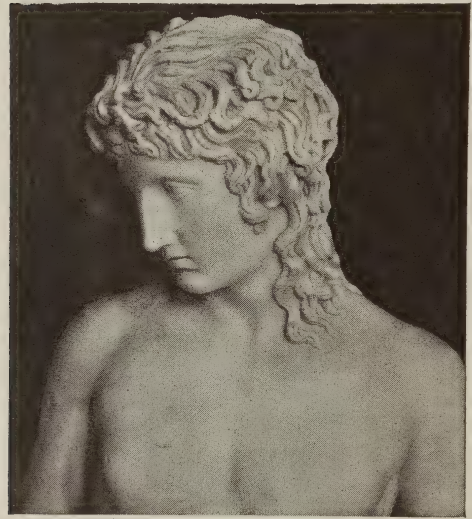


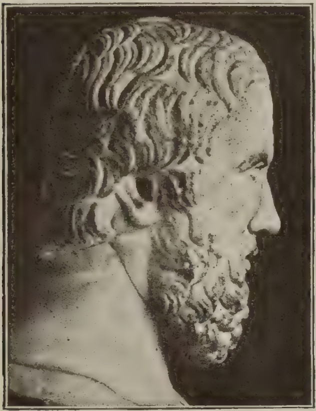
Abb. 316. Der ſogen. Eros von Centocelli. (Nach Woermann, Geſchichte d. Kunſt.)

---

[1] Gerade zwiſchen der frühen germaniſchen und der frühen griechiſchen Geſittung beſtehen ja beſondere verwandte Züge (vgl. Schuchhardt, Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen. Neue Jahrbücher f. d. klaſſ. Altertum, Bd. 11, 1908). Auf das ſtark entfaltete Naturgefühl gerade bei dieſen beiden Völkern nordiſcher Abkunft hat man ebenfalls ſchon hingewieſen.

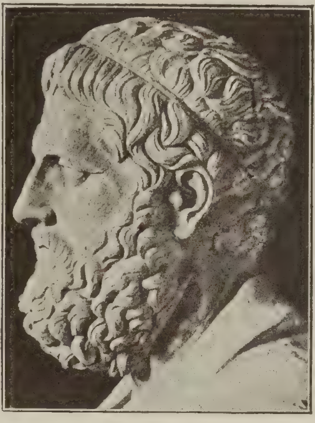
[2] Homer nennt in der Ilias die Aphrodite, die Demeter, den Rhadamanthys, die Aurora blond; er nennt blond den Achilleus, den Menelaos, den Meleager, die Helena, die Briſeis.

[3] Angeführt nach Hoernes, Natur- und Urgeſchichte des Menſchen. 1909.



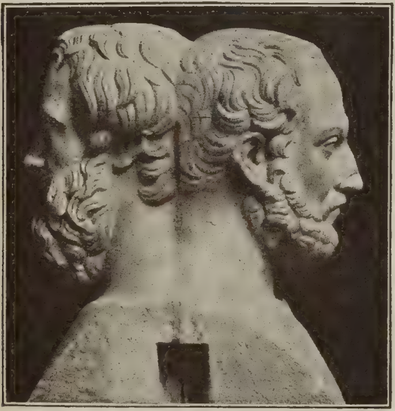
17

317. Herodotos. (Hinterhaupt ſteil abfallend, weil der Kopf der Herme Abb. 319 nachgebildet iſt?)



318

318. Sophokles.



19

319. Herodotos und Thukydides.

320

320. Ceres (geſchnittener Stein). Römiſche Darſtellung, zu S. 298.

kleinen, meiſt aus dem 4. vorchriſtlichen Jahrhundert ſtammenden Tonbildwerke (Terrakotten) wiedergeben, die man hauptſächlich bei Tanagra gefunden hat und welche meiſtens Frauen und Mädchen darſtellen und dieſen, ſoviel ſich noch erkennen läßt, oft helles Haar und blaue Augen gegeben haben, dazu die Geſichtszüge der nordiſchen Raſſe. „Das Haar erſcheint in den mir bekannten Beiſpielen ohne jede Ausnahme rotbraun, die Augen faſt ſtets, doch nicht immer, blau“ 1). Am ſchönſten empfand das griechiſche Altertum die Frauen Thebens, die Sophokles ebenfalls rühmt. „Sie ſind durch hohen Wuchs, durch ihren Gang, ihre Bewegungen die vollkommenſten unter allen Frauen in Griechenland. Sie haben blondes Haar und pflegen dies auf dem Scheitel aufgebunden zu tragen.“ So ſchildert

---

1) Kekulé, Griechiſche Tonfiguren aus Tanagra. 1878.

ein griechiſcher Schriftſteller (Dikaiarchos)[1] des zweiten vorchriſtlichen Jahrhunderts. Daß ſchon in früheren Zeiten dunkle Menſchen ſelbſt unter den Freien vorkamen, zeigt ſich bei Homer an Therſites und an Eurybates, dem Herold des Odyſſeus. Beide werden als wollhaarig geſchildert, Therſites als kreiſchend und läſternd, als „maßloſer Schwätzer“, Eurybates mit dunklem Geſicht und runden Schultern. „Man erkennt in Therſites ſofort den Raſſefremden, den levantiniſchen Mediterranen, der dem nordiſchen Menſchen auf die Nerven geht“[2]. Es ſcheint, daß ſchon in früher Zeit vom Balkangebirge her das Blut kurzköpfiger Raſſen in Griechenland eingeſickert iſt. Auf oſtiſches Blut weiſen die Geſichtszüge des Sokrates (Abb. 311) wie auch die Darſtellungen der Satyrn, Silene und Kentauren. Den oſtiſchen Menſchen muß man als lächerlich empfunden haben, das zeigt auch die Geſichtsbildung der ſogen. komiſchen Maske im Gegenſatz zu der rein nordiſchen tragiſchen Maske. In auffallender Weiſe zeigen griechiſche Spottdarſtellungen (meiſtens kleine Tonbildwerke) immer wieder Züge oſtiſcher und vorderaſiatiſcher Raſſe: breite, ſtumpfe Geſichter, kleine Augen oder ſtark vorſpringende oder vorhängende fleiſchige Naſen oder gelegentlich auch wulſtige Lippen negeriſcher Herkunft, jedenfalls immer ein Abweichen vom Bild der nordiſchen (und der weſtiſchen) Raſſe. Als ſolche nicht-nordiſche Menſchen im Hellenentum zahlreicher geworden waren, begann (wie anſcheinend in jeder Spätzeit eines Volkes indogermaniſcher Sprache) das Blondfärben der dunklen Haare häufiger zu werden. Euripides erwähnt Mittel zur Blondfärbung der Haare. So ſucht die an nordiſchem Blut arm gewordene Zeit äußerlich mit der Frühzeit und Heldenzeit übereinzuſtimmen.

Die griechiſche Geſchichte ließe ſich darſtellen als die Auseinanderſetzung des Geiſtes der nordiſchen Oberſchicht mit dem Geiſt der fremdraſſigen Unterſchicht in ſolcher Umwelt. Klar erſcheint der Raſſenaufbau des jetzt aus Herren und Unterworfenen entſtandenen Volkes in der Verfaſſung der doriſchen Spartaner mit ihren ſtreng geſchiedenen drei Klaſſen, deren oberſte die der reinraſſigen doriſchen Herren war, die Klaſſe der Spartiaten, deren zweite, die Klaſſe der zwar freien, heerespflichtigen, aber auch zinspflichtigen Periöken, wohl hauptſächlich aus den Nachkommen der vordoriſchen, aber immer noch vorwiegend nordraſſiſchen Achaier beſtand, und deren dritte, die Klaſſe der Heloten, die ſchon von Achaiern unterworfenen vorwiegend weſtraſſiſchen Leibeigenen umfaßte. Jede Spartiatenfamilie hatte ihr unveräußerliches Erbgut zugewieſen erhalten — auch das deutſche Wort Adel hängt mit einem Wort für Erbgut zuſammen. Der ſpartaniſche Staat erhielt ſich hauptſächlich durch die ſtrenge und echt nordiſche kriegeriſche Zucht, der alle Freien lebenslang unterſtellt waren.

---

[1] Dicaearchi Messenii composita, herausgeg. von Fuhr. 1841. — Dikaiarchos ſchildert die „Attiker“, wie er die nicht-gebildete Schicht der Athener nennt, als „neugierige Schwätzer“ (was auf das weſtiſche Blut der Unterſchicht hinweiſt), die „Athener“, die Oberſchicht, hingegen als „hochherzig, bieder, aufrichtig in der Freundſchaft“. Auch Platon („Die Geſetze“) ſcheidet zwiſchen Attikern und Athenern in der Bevölkerung Athens.

[2] Hauſer, Genie und Raſſe. 1917.

Minderdeutlich, aber doch beſtimmt erweisbar, iſt der raſſiſche Aufbau des atheniſchen Staatsweſens, das erſt durch ein Königtum, ſpäter durch eine Adelsherrſchaft geführt wurde. Deutlich aber zeigt ſich in Athen, wie in Sparta der Niedergang dadurch gekennzeichnet, daß das Blut der nordiſchen Raſſe verſiegt. Sobald in einem Staatsweſen, das auf Raſſenſchichtung beruht, anſtelle einer ſtändiſchen Schichtung die Schichtung nach Geldbeſitz eintritt, iſt der Beginn der Raſſenmiſchung klar angezeigt. Der reich gewordene unnordiſche Emporkömmling gewinnt immer mehr Macht über den Staat; der nordiſche grundbeſitzende Adel und Bauernſtand verliert ſeine Macht, fällt in den Kriegszügen, die allein der Schicht der Freien obliegen, fällt in Zweikämpfen, die für die nordiſche Schicht ſo bezeichnend ſind, geht ſchließlich Miſchehen ein, die am raſcheſten zur Verwiſchung aller Raſſengrenzen beitragen. Die Soloniſche Verfaſſung Athens (549 v. Chr.), die zuerſt nach dem Grundbeſitz gewertet hatte, wertet ſchließlich nach dem Geldbeſitz. Das zeigt den Raſſenwandel an. Das Auftreten von Tyrannen, die ſich auf das Volk ſtützen — Peiſiſtratos z. B. ſtützt ſich auf die handeltreibenden Küſtenbewohner und die ärmeren Gebirgsbewohner; beides ſicher unnordiſche Bevölkerungsteile —, ſolche Ereigniſſe zeigen eine vorgeſchrittene Wandlung der Raſſenverhältniſſe an. Schließlich erfolgen Hinrichtungen adliger Parteiführer, d. h. alſo die Ausmerzung der Kühnſten unter der nordiſchen Oberſchicht, Verbannung führender Männer, d. h. alſo ſchließlich Züchtung einer Maſſe, die einen großen Mann als ein öffentliches Unglück anſieht. Die Kriege mit den Perſern, die griechiſchen Bruderkämpfe, mußten ſchließlich zur ſchnellen Tilgung der kriegeriſchen Oberſchicht führen. „Wie der Glanz ſo erklärt ſich auch der Verfall Athens durch die Zuſammenſetzung ſeiner Bürgerſchaft, welche ſelten mehr als 30 000 Köpfe ſtark war. Nun verloren aber die Athener im Peloponneſiſchen Kriege allein durch den Zug nach Sizilien 60 000 Mann, natürlich nur zum Teil Vollbürger. Nach der Schlacht bei Chäroneia mußten 20 000 Nichtbürger in den Bürgerſtand aufgenommen werden. So verlor der Demos Athens ſeinen adeligen Charakter. Hier erinnern wir an die klaſſiſche Stelle in der Rede des Eupatriden Lykurgos wider den Leokrates, worin er die nach der Schlacht von Chäroneia eingetretene Notwendigkeit einer Ausdehnung des Bürgerrechtes beklagt und ſie als das ſchmerzlichſte an dem ganzen Unglücke der Stadt bezeichnet, da früher die reine Abkunft aus dem Lande der höchſte Stolz des atheniſchen Volkes war. Athen verfiel aus Mangel an Athenern, und was von ſeiner Herrlichkeit zurückblieb, gleicht dem Lichte eines jener Planeten, die in Wirklichkeit längſt verſchwunden ſind“[1].

Athen verfiel in gleichem Maße, wie das Blut ſeiner nordiſchen Oberſchicht verſiegte. Noch erſteht, ſchon mitten in der Volksherrſchaft, aus dem Blute des Adels der große Platon — aber er ſieht das Ende: er entwirft in ſeinem Werk „Die Geſetze“ Verfaſſungspläne voll außerordentlicher, man möchte ſagen raſſenhygieniſcher Einſicht, Verfaſſungspläne, die aufhalten und retten wollen; aber es iſt zu ſpät. Äußere Kriege und Bürgerkriege hatten die nordiſche Schicht getroffen. „Weiter ſcheint dazu die Malaria weſentlich beigetragen zu haben, gegen welche die nordiſche Raſſe augenblicklich viel weniger widerſtandsfähig iſt als die ſüdlichen dunklen“ [1]. Nun kam der Wandel der ſittlichen Anſchauungen hinzu. „Den eigentlichen Todesſtoß aber hat das Hellenentum erſt durch die abſichtliche Geburtenverhütung erhalten, die natürlich gerade wie bei uns in erſter Linie die oberen Stände betraf. Wie eine berühmte Stelle des Polybios bezeugt, wollten die Hellenen ſeiner Zeit nicht mehr heiraten oder, wenn ſie es taten, doch höchſtens ganz wenige Kinder aufziehen. Es waren mancherlei Maßnahmen zur Verhütung der Empfängnis im Gebrauch, und auch die Abtreibung wurde häufig geübt. Die gleichgeſchlechtliche Liebe, welche ſchon zur Zeit Platons gar nicht mehr als anſtößig galt, erfreute ſich zum guten Teil wohl eben, weil ſie nicht zur Fortpflanzung führte, ſo großer Beliebtheit. Auch das Ideal der Hetäre, d. h. des freien gebildeten Weibes, das dem Manne in freier Zuneigung und ohne Bindung durch die Ehe ihre Gunſt ſchenkte, war wohl z. T. aus der Furcht vor dem Kinde geboren. Wie ſehr es zum Untergang des Hellenentums beitrug, das veranſchaulicht eine Inſchrift auf dem Denkmal der Lais: Hellas, ſonſt unbezwinglich und fruchtbar an Helden, wurde beſiegt und geknechtet durch die göttliche Schönheit der Lais. Alle dieſe Umſtände zuſammenwirkend führten dahin, daß z. B. von dem doriſchen Militäradel der Spartiaten, der zur Zeit der Perſerkriege noch 8000 Mitglieder ins Feld geſtellt hatte, nach der Schlacht von Leuktra nur noch 2000 und im Jahre 230 nur noch 700 Mitglieder vorhanden waren“ [1].

---

[1] Hoernes, Natur- und Urgeſchichte des Menſchen. 1907.

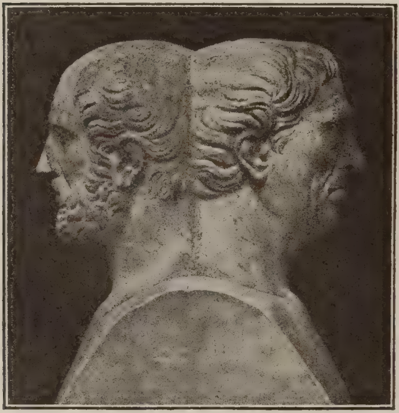


Abb. 321. Unbekannte Griechen.

Schon erſteht im Norden Griechenlands die Macht, die das Erbe antreten ſollte, eine Macht, zur Herrſchaft deutlich vorbeſtimmt durch ihre zu dieſem Zeitabſchnitt im Vergleich zu Griechenland viel ſtärkere nordiſche Oberſchicht: Makedonien. Gegenüber dem alternden, ſich raſſiſch verdunkelnden Griechenland waren jetzt die Makedonier das reiner gebliebene Nordvolk, das ſich zur Vorherrſchaft rüſtete. Wir wiſſen aus raſſenkundlichen Unterſuchungen, wie nordiſch die Makedonier Alexanders des Großen waren; wir wiſſen von Alexanders Ausſehen ſelbſt, daß er langköpfig, hellhäutig, blond und von ſo zarter Geſichtsfarbe war, daß er nicht nur in den Wangen, ſondern auch auf der Bruſt erröten konnte [2]. Seine nordiſchen Züge bewahren viele Bildwerke. Es iſt raſſenkundlich klar verſtändlich, warum jetzt Makedoniens Zeit gekommen war: in

---

[1] Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2] de Ujfalvy, Le type physique d'Alexandre le Grand.

22 a
322 b

Abb. 322 a, b. Alexander der Große.

Griechenland Verſiegen des nordiſchen Bluts, in Makedonien ein eben aufſtrebendes, vielleicht noch nicht allzu lange aus einer nördlicheren Heimat nach Süden gewandertes nordraſſiſches Volk. Raſſenkundlich liegt dieſer Machtübergang ebenſo klar wie das Zurücktreten Öſterreichs vor Preußen in der Führung des deutſchen Volkstums. Griechenland war erſchöpft: zählt man die großen Männer der einzelnen Zeiten griechiſcher Geſchichte, ſo ſieht man, wie ihre Zahl allmählich immer mehr abnimmt; man ſieht auch, wie mancher hochbegabte Grieche einen Vater oder eine Mutter aus dem Blut nördlicherer Stämme hatte, aus dem nordraſſiſchen thrakiſchen oder makedoniſchen Blut. Dieſe Nordſtämme, deren lichten, blauäugigen Menſchenſchlag und lichte, blauäugige Götter Xenophanes erwähnt, führte nun Alexander der Große zum Ruhm. — War das alte Griechenland in der Hauptſache durch eine nordiſch-weſtiſch-dinariſch-vorderaſiatiſche Miſchung gekennzeichnet, ſo ſind die ſpäteren Zeiten und das heutige Griechenland durch eine weſtiſch-vorderaſiatiſch-dinariſche Miſchung gekennzeichnet und anſcheinend durch ein immer ſtärkeres Einſickern des Blutes kurzköpfiger Raſſen vom Balkangebirge her.

Die Machterben aller Mittelmeergeſchichte des Altertums waren endlich **die Römer**, die gleichfalls dem nordiſchen Blut entſtammten. — Schon um 2000 v. Chr. zeigen die Pfahlbauten Oberitaliens „Eigentümlichkeiten, die auf einen Einfluß von nördlich der Alpen her ſchließen laſſen. Man hat ihn zuerſt beobachtet an der allgemeinen Kultur. Die Einwanderer bauen ſich ebenfalls geſchützt in den Seen an und verbrennen ihre Toten“ 1). Die Gefäßkunſt und die Totenverbrennung weiſen auf einen nordiſchen Einbruch. Da die norditalieniſchen Pfahlbauten kurzſchädlige und langſchädlige Menſchen aufweiſen, iſt anzunehmen, daß das von Norden gekommene Volk, wenn es ſchon die Totenverbrennung

---

1) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

mit ſich gebracht und daher keine Gebeinreſte überlaſſen hat, als Herrenſchicht über oſtiſch-weſtiſche Bevölkerungen geherrſcht habe. War es einer der italiſchen Stämme, der hier vor der eigentlichen italiſchen Einwanderung als deren erſte Ankündigung erſchienen war? — Die eigentliche italiſche Einwanderung erfolgte ſpäter, „in der vollen Bronzezeit“ [1]). Sie zeigt durch ihre Gefäßformen eine Einwanderung an, die aus einer mitteldeutſchen Urheimat erfolgt ſein muß, und auf eine mitteldeutſche Urheimat der Italiker (Italer) weiſen auch ſprachwiſſenſchaftliche Gründe hin. Much [2]) urteilt über die Urheimat der Italiker: „Daß die Italer einmal nördlich der Alpen ſeßhaft waren, iſt ein zwingender Schluß aus ihren verwandtſchaftlichen Beziehungen zu den europäiſchen Nordvölkern.“ „Die nach Italien auswandernden Stämme ſaßen aber wohl ſchon in ihrer nordalpinen Heimat mehr gegen Oſten — darauf weiſen griechiſche Beziehungen — und mehr ſüdlich von den Germanen, ſchon näher den Alpenübergängen als die nachmaligen Kelten.“ Den Weg der italiſchen Geſittungsformen beſchreibt Schuchhardt: „Dieſe Kultur dehnt ſich an der Adria entlang aus, überſchreitet dann den mittleren Appenin und zieht den Tiber hinunter nach Rom, wo die vorromuliſchen Forumgräber ihr angehören. Ein anderer Zweig hält ſich etwas nördlicher und gewinnt Tarquinii, alſo das ſüdliche Etrurien; zugleich geht aber die Ausbreitung öſtlich des Appenin weiter bis nach Tarent.“ „Bezeichnend iſt, daß die neue Kultur das Hauptgebiet Etruriens umgeht, offenbar weil hier ein wohlgefeſtigtes Staatsweſen Widerſtand leiſtete. Und die Kultur Etruriens bildet in der Tat einen alten feſten Block“ [1]) (vgl. S. 272).

Abb. 323.
Die Göttin Roma
(Nach Pflugk-Harttung, Weltgeſchichte.)

Man hat bei Betrachtung der römiſchen Geſchichte die Empfindung, als ob die Zahl der nordraſſiſchen Abkömmlinge, die ſich dann rüſteten, ein Weltreich zu begründen, im Verhältnis zu den nicht-nordiſchen Menſchen Italiens nicht ſehr hoch geweſen wäre, als ob aber die nordiſchen Geſchlechter (gentes) durch straffſte Willenszucht und einfach-harte kriegeriſche Sitten die römiſche Sondergeſtaltung nordiſcher Art ſo ausgeprägt und fortgepflanzt hätten, daß bis in ſpäte Zeiten hinein die Männer aus dem Blut der ſchöpferiſchen Raſſe wie ein immer wieder ſich gleichendes Geſchlecht von harter Tatgeſinnung erſchienen. Die ſagenhafte Zeit der Königsherrſchaft ſcheint noch Züge aus dem raſſiſchen Hin-und-her der erſten nordiſchen Eindringlinge feſtzuhalten. Die älteſte römiſche Verfaſſung bietet aber ſchon, ähnlich der doriſchen, ein deutliches Bild der raſſiſchen Schichtung: die 300 Patrizier, die allein den römiſchen Senat zuſammenſetzen, entſprechen den 300 Geſchlechtern des latiniſchen Stammes der nordiſchen Eroberer; die Plebejer entſprechen der vorwiegend weſtraſſiſchen, doch ſicher ſchon damals oſtiſch, dinariſch und vorderaſiatiſch untermiſchten Vorbevölkerung und ſind politiſch rechtlos. Patrizier und Plebejer ſtanden alſo urſprünglich nicht in einem Standesgegenſatz, ſondern in raſſiſcher Trennung einander gegenüber. Die Bürgerzucht und kriegeriſch einfache Sitte der altrömiſchen Zeiten erinnert in manchen Zügen an die echt nordiſche Geſittung, die zwei Jahrtauſende ſpäter auf

---

[1]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

[2]) Deutſche Stammeskunde. 1920.

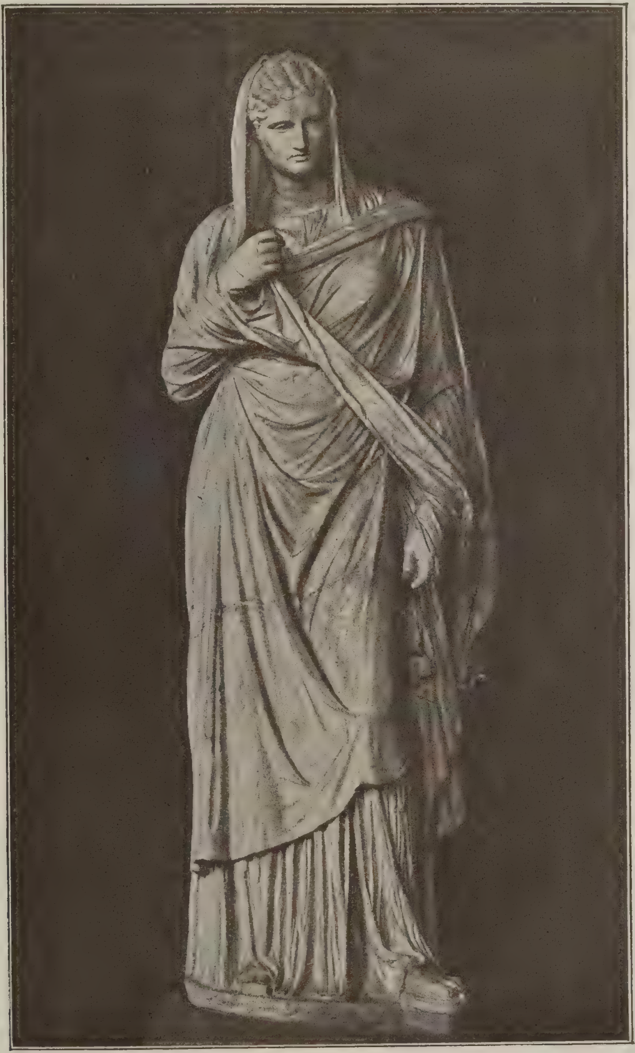
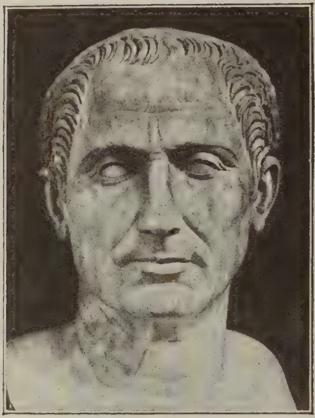
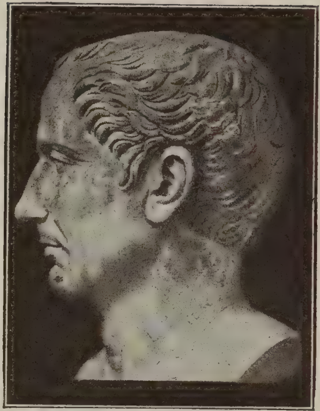


Abb. 324. Frau aus Herkulanum (in der Skulpturenſammlung Dresden).

325 a

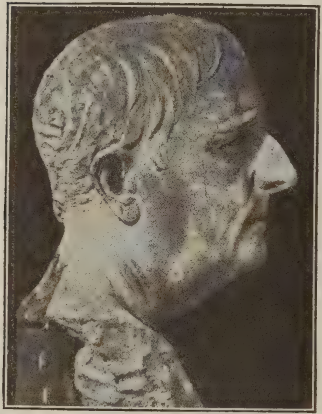


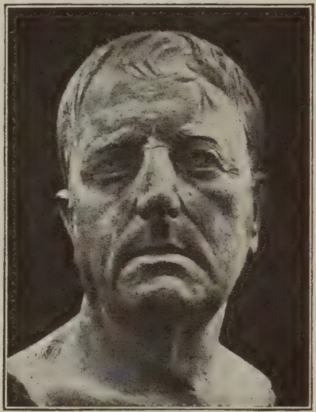


325

325 a, b. Julius Caeſar.

326 a

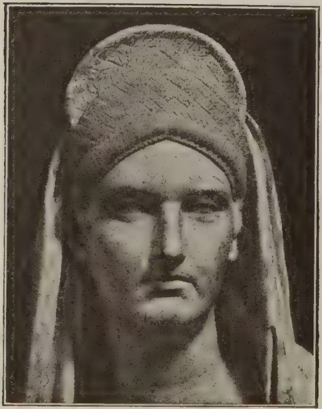




326

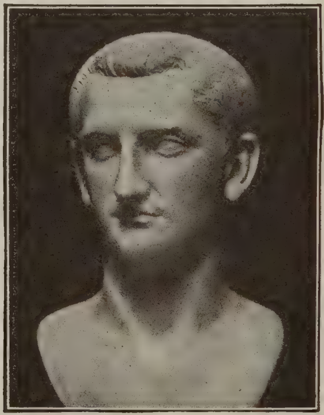
326 a, b. Unbekannter Römer.

327



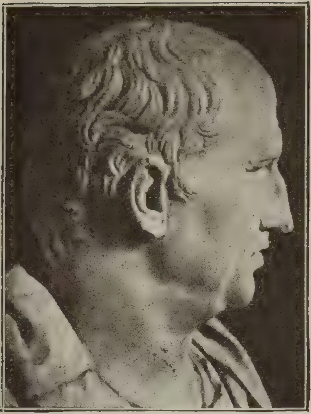
327. Matidia, Nichte Trajans. (?)

328

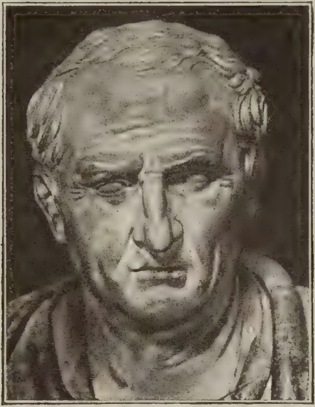


328. Mitglied des juliſchen Kaiſerhauſes. (?)

329



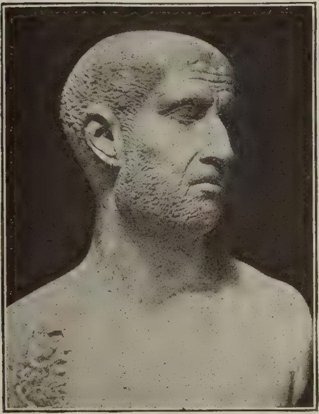
329. Cicero. (?)



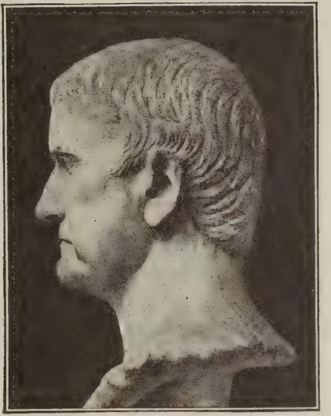
330

330. Cicero. (?)

331



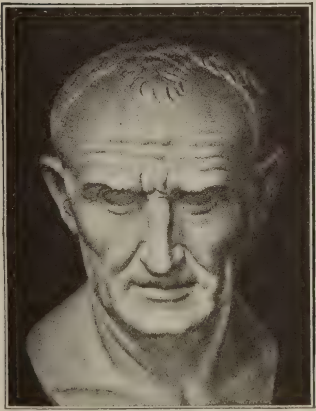
331. Tragiſcher Schauſpieler.



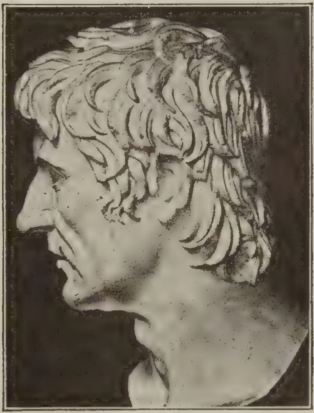
332

332. Unbekannter Römer.

333



333. Unbekannter Römer.



334

334. Unbekannter Römer.

Island herrſchte; ſelbſt im ſprachlichen Ausdruck der lateiniſchen Sprache hat man manches Vergleichbare gefunden mit dem ſprachlichen Ausdruck der isländiſchen Saga. An die ſelbſtändige Geſchichte der vorrömiſchen Völker erinnert wenig. Die römiſche harte Willenskraft ſcheint ſich ganz von der Vorbevölkerung abgeſchloſſen zu haben. Haben die blonden Römer den dunkelhaarigen Menſchen mißtraut? Ein von Horaz angeführtes Sprichwort ſagt: „Der iſt ſchwarz, vor dem hüte dich, Römer!“ (hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!) Dieſes Sprichwort erinnert an die im ſkandinaviſchen Altertum gebrauchte Redensart: bösartig und ſchwarz (illr og swartr). (Hauſer teilt dieſe Beiſpiele mit.)

Die republikaniſche Zeit brachte dann ſchon einige Wandlungen der raſſiſchen Schichtung. Der Konſul P. Valerius Poplicola führte Geſetze durch, die ihm die Gunſt der Plebejer ſichern ſollten: in den Senat ſollten fortan auch Reichgewordene aus unpatriziſchem Blut aufgenommen werden (510 v. Chr.). Kämpfe der beiden Schichten entſtehen, junge Patrizier wollen das Königtum wieder einführen, die Plebejer wandern aus auf den Heiligen Berg, um ihre Forderungen zu erzwingen; Spaltungen trennen ſchließlich ſelbſt die patriziſchen Geſchlechter von einander, bis endlich gegenſeitige Vergleiche geſchloſſen wurden, Vergleiche aber, die den Beginn der Raſſenmiſchung bezeichnen. Im Jahre 445 v. Chr. werden durch ein Geſetz — die lex Canuleia de connubio — Ehen von Patriziern und Plebejern für rechtsgiltig erklärt. Früher waren bei Miſchverbindungen die Kinder der pars deterior gefolgt, der „ärgeren Hand“, wie ein altdeutſcher Rechtsausdruck ſagt. Dadurch blieb das Blut der Oberſchicht rein erhalten. Jetzt folgen die Kinder dem Stand des Vaters: die Raſſengrenze iſt verwiſcht. — Die allmähliche weitere Wandlung der römiſchen Verfaſſung könnte man zugleich als die Wandlung der Raſſenſchichtung darſtellen. Das nordiſche Blut verſiegt langſam; aus ihm gehen hauptſächlich die Krieger hervor, die für Roms Größe kämpfen und fallen, aus ihm die Beamten, welche die unterworfenen Länder verwalten. Die Kämpfe mit den von Norden hereingebrochenen nordraſſiſchen Kelten hatten zu langen Kriegen geführt, in denen in den beiderſeitigen Heeren Nordraſſe der Nordraſſe gegenüberſtand. Das nordiſche Blut zehrte ſich auf im Dienſt für das Vaterland. Das Schwinden des Bauernſtands durch die Folgen der Getreideeinfuhr aus den Kolonien gab der raſſiſchen Kraft Roms (wie ſpäter der Englands) den ſtärkſten Stoß. In ländlicher Siedlung ſcheint ſich jeweils der nordiſche Volksbeſtandteil am geſündeſten und am längſten zu halten. Das Schwinden des Bauernſtandes ſcheint jeweils am raſcheſten zur Entartung beizutragen. Doch muß ſich im römiſchen Staat eine gewiſſe nordiſche Oberſchicht noch lange Jahrhunderte hindurch deutlich erhalten haben. Das Schönheitsbild auch der römiſchen Spätzeit iſt nordiſch; vielfach auch noch die Menſchen. Erſt von der Zeit des Auguſtus ab (31—14 v. Chr.) wird nach Hauſer[1]) lichtes Haar beſonders erwähnt. Der größte Teil der Bevölkerung muß aber um Chriſti Geburt ganz überwiegend weſtiſch-oſtiſch gemiſcht geweſen ſein; Caeſar erwähnt ja die geringe Körperhöhe der Römer gegenüber den Galliern, und Strabo

---

[1]) Genie und Raſſe. 1917.

(68—20 v. Chr.) erwähnt bei Beſchreibung eines britiſchen (keltiſchen) Stammes, der Coritavi (im heutigen Lincolnſhire), daß Jünglinge dieſes von ihm als blond bezeichneten Stammes, die er in Rom betrachtet habe, erheblich größer geweſen ſeien als die Bewohner Roms. Der römiſche Adel blieb jedoch noch vielfach an ſeinem blonden Haar kenntlich. Wer unter den Reichen und Vornehmen dunkles Haar beſaß, verbarg es gern: von Meſſalina erzählt Juvenal, daß ſie ihr ſchwarzes Haar unter blonder Perücke verberge. Die reichgewordenen Emporkömmlinge ließen ihren ſchwarzhaarigen Frauen und Töchtern blondes Haar in Germanien erhandeln. Man wollte ſich ein „adliges Ausſehen“ damit verſchaffen. Horazens Schönheitsbild iſt nordiſch, obzwar er ſelbſt dunkel, klein und dick war. Vergils Schönheitsbild iſt nordiſch[1]). Die meiſten Bildwerke, die Römer darſtellen[2]), zeigen einen nordiſchen oder vorwiegend nordiſchen Ausdruck. Das ſchmale Geſicht, der lange Schädel, das ſcharfe Kinn, die „Römernaſe“ — all dieſe Züge zuſammen ergeben immer wieder Köpfe, die von harten nordiſchen Köpfen unſerer Zeit nicht unterſchieden ſind. Auguſtus ſelbſt war nach Sueton hellblond und hatte helle Augen; ſein milder Ausdruck erinnert an gewiſſe ſtillere nordiſche Menſchen. Die ſpäteren Kaiſer der römiſchen Verfallszeit waren oft aus „barbariſchem“ Blut, aus dem Blut nördlicher Völker, und werden von den alten Schriftſtellern oft als nordiſche Männer geſchildert. Der erſte eigentliche Germane auf dem Thron der Caeſaren war Maximinus Thrax (235 bis 238), der in Thrakien geborene Sohn eines Goten und einer Alanin. Er war nach den Berichten der Alten rieſenhaft groß, auffallend ſchön, von blendend heller Haut. Unter dieſen ſpätrömiſchen Kaiſern, die oft aus germaniſchem Blut waren, ſtrömten ſo viele germaniſche Söldner ins römiſche Heer und ſiedelten ſich ſchließlich innerhalb der Grenzen Italiens an, daß von dieſer Spätzeit an ein neues Einſtrömen nordiſchen Blutes ins Römerreich begann, das deſſen Zerfall wieder einige Zeit aufhielt. Aber die eigentlich römiſch-nordiſche Schöpferkraft war verſiegt; das Reich ging ſeiner Auflöſung entgegen und wurde ſchließlich von der letzten nordiſchen Völkerwelle, den eindringenden

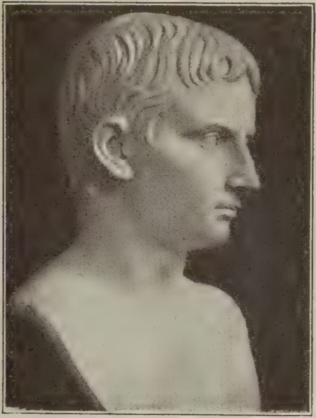


Abb. 335. Auguſtus.

---

[1]) Vergil nennt in ſeiner „Aeneis“ blond oder goldhaarig den Merkur, Turnus und Camillus, die Lavinia und ſelbſt die Phönikierin Dido. Daß er nach ſeiner Empfindung nicht anders konnte, als auch die Phönikierin Dido ſich blond vorzuſtellen, läßt ſich dem an die Seite ſtellen, daß Taſſo in ſeinem „Befreiten Jeruſalem“ (1681), worin er übrigens alle hervorragenden Menſchen nicht anders denn als Blonde darſtellt, ſich ſogar die Äthiopierin Chlorinda blond denken muß und dieſe Haarfarbe dann durch ein „Verſehen“ der Mutter erklären will.

[2]) Hekler, Die Bildniskunſt der Griechen und Römer. 1912.

Germanen, zerſchlagen. Der letzte römiſche Kaiſer Romulus Auguſtulus wurde — es wirkt wie ein Sinnbild — im Jahre 476 vom erſten germaniſchen König Italiens, von Odoakar, ſeines Thrones entſetzt. Was jetzt noch römiſches Volk hieß, ja, was ſchon zur Zeit eines Auguſtus römiſches Volk hieß, war ein Raſſenſumpf, entſtanden aus Völkerzerſetzung und Allvermiſchung, eine Maſſe, in der hin und wieder auch nordiſche Züge auftauchen mochten. Das zerfallende Römiſche Reich, wenigſtens die Mittelmeerländer, waren jetzt beſiedelt in der Hauptſache aus einer Miſchung der vorrömiſchen Weſtraſſe mit ſehr viel „ſemitiſchem" Blut, d. h. mit dem Miſchblut aus verſchiedenen Raſſen, vor allem aus vorderaſiatiſchen, orientaliſchen, hamitiſchen und negriden Beſtandteilen (vgl. Anhangsabſchnitt), dem Blut der vielen „ſemitiſchen" (d. h. aus Völkern ſemitiſcher Sprache ſtammenden) Sklaven und Freigelaſſenen. Dazu kamen in den Heeresdienſt eingeſtellte negerblütige Afrikaner und verſprengte inneraſiatiſche Raſſenbeſtandteile. In Italien ſelbſt kamen dazu ſtarke Einſchläge oſtiſcher und dinariſcher Raſſe. Es war der Untergang, ein wirklicher Raſſenſumpf, deſſen Entartung und Zerſetzung die ekelhaften Dinge gezeugt hat, von denen die ſpäteſte Zeit Roms berichtet 1). Es war der Sumpf — ſo habe ich mich an anderer Stelle einmal ausgedrückt — durch den das Chriſtentum erſt hindurch mußte, ehe es zu den germaniſchen Völkern kam. Die Bedeutung des Raſſentums eines Volkes erſcheint am römiſchen Beiſpiel. Der engliſche Staatsmann Diſraeli, ein ſeines Blutes ſtolzer Jude, drückte ſich einmal ſo aus: „Die Raſſenfrage iſt der Schlüſſel zur Weltgeſchichte", ein andermal: „Raſſe iſt alles, es gibt keine andere Wahrheit; und jede Raſſe muß untergehen, die ihr Blut ſorglos Vermiſchungen hingibt" 2). In Indien hatte die raſſiſche Scheidung durch unerbittliche Kaſtengeſetze lange beſtanden, ehe ſie durch Wandlungen der Weltanſchauung verwiſcht wurde; in Griechenland und Rom ſcheint der Raſſengegenſatz minder bewußt geweſen und ſchneller verwiſcht worden zu ſein. Überall aber war das Verſiegen des nordiſchen Blutes, war ſeine ſorgloſe Vermiſchung, gleichbedeutend mit dem Untergang einer ganzen Geſittung 2).

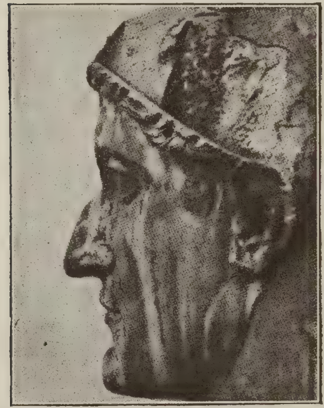


Abb. 336.
Konſtantin d. Gr.

---

1) Aus der Spätzeit Roms könnte Jahn die Einſicht gewonnen haben, die er in ſeinem „Deutſchen Volkstum" (1810) ſo ausdrückt: „Je reiner ein Volk, je beſſer; je vermiſchter, je bandenmäßiger."

2) Coningsby. 1844.

3) Die „Geſchichte des Untergangs der antiken Welt" (1910) von Seek, verwertet für ihre Darſtellung dieſes „Untergangs" ſchon vielfach raſſenkundliche und erbgeſundheitskundliche Einſichten, ſodaß man dieſes Werk ſchon faſt als ein Werk anthropologiſcher Geſchichtsbetrachtung bezeichnen möchte.

Wie es am Beiſpiel der drei betrachteten Völker erſchienen iſt, ſo könnte man die nordraſſiſchen Schöpfungen auch innerhalb des perſiſchen Reiches verfolgen, das ein ebenfalls nordiſches mediſches Reich ablöſte. Im Jahre 630 v. Chr. hatten die Perſer ſchon im Lande Elam ein Reich errichtet. Im Jahre 559 v. Chr. gründeten ſie, ein Gebirgsvolk mit kräftigen, einfachen Sitten, von Norden her vordringend, ihr Reich in Vorderaſien. Herodot beſchreibt ſie als hochgewachſen, kräftig und von ſtolzer Erſcheinung. Die Bildwerke zeigen ihr nordiſches Ausſehen: „Sie waren faſt alle hellblond oder rotblond wie die Griechen; ihr Geſichtsſchnitt war feiner, ihr Bau weniger kräftig als bei den Makedoniern“[1]). Ihre Sitten bezeugen echt nordiſche Anſchauungen; den umwohnenden Völkern fiel ihre Reinlichkeit auf; in manchen Einzelheiten, ſo in der Erziehung zu ſtrengſter Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, erſcheinen ſie nordiſcher als die Griechen. Ihr Reich war ſeiner Lage nach der Blutmiſchung, hauptſächlich der Miſchung mit vorderaſiatiſchem Blut, allzu ausgeſetzt und mußte mit dem Verſickern des nordiſchen Blutes untergehen. Auch der nordiſche Glaube der Perſer, die Lehre Zarathuſchtras, mußte mit dem nordiſchen Blut wieder ſchwinden. Um 400 v. Chr. ſchon drangen in den Volksglauben wieder vorperſiſche Anſchauungen ein. Um 330 v. Chr. vernichtete Alexander der Große mit ſeinem makedoniſchen Heer das perſiſche Reich.

Glauben und Sitte der Perſer, dieſer iraniſchen Gruppe der Nordvölker, ſcheint beſonders getreu nordiſche Art widerzuſpiegeln. Es ſcheint, daß eine Erforſchung des altperſiſchen Lebens, vor allem des altperſiſchen Glaubens, des ſogen. Mazdaismus, zur Erfaſſung nordiſchen Geiſtes beſonders viel beitragen müßte:

„Einen brauchbaren und zuverläſſigen Maßſtab für Werte der religiöſen Kultur bietet nun der Mazdaismus in weltgeſchichtlich maßgebender und vorbildlicher Weiſe. In ihm bildet die auf heidniſcher Glaubensüberlieferung beruhende Sitte einer beſtimmten völkiſchen Menſchenart, der Iranier, die Grundlage religiöſer Sittlichkeit. Dieſer Maßſtab iſt ein natürlicher, völkiſch beſtimmter. Zwar beruht er auf derſelben, aus gutem Gewiſſen ſtammenden Zuverſicht zum eigenen Weſen, die auch den Hellenen, wie allen auf eigenen Füßen ſtehenden Völkern, eigen war. Aber während die Hellenen es bei dieſem zuverſichtlichen Selbſtbewußtſein, alſo einer rein triebhaften Verhaltungsgewohnheit, bewenden ließen, geſtalteten Spitama ‚Zarathuſchtra‘ und ſeine Schüler daraus eine mit Bewußtſein aufbauende, erziehende und bildende ſittliche Weltanſchauung. Was dem Bewußtſein des reinen Volkes der Arier als edel oder ſchlecht, als nützlich oder ſchädlich erſchien, galt von nun an als ſittlich gut oder böſe, als zu verteidigender und zu ſchützender Weltwert oder zu vernichtender Unwert. So war zum erſtenmal in der Weltgeſchichte der Begriff der poſitiven Religion erſtanden und verbreitete ſich in Geſtalt von Sittlichkeitsſyſtemen verſchiedener Art über die ganze Erde. Und damit war auch mit einem Male der Begriff der Kultur in die Welt geſetzt, klar umriſſen und zutiefſt begründet“ [1]).

---

[1]) de Ujfalvy, L'Anthropologie, 1900, angeführt nach Wilſer, Die Germanen. 1918.

Volk auf Volk erſcheint aus dem Norden, Reich auf Reich wird gegründet und zerfällt wieder. Immer wieder verſickert das nordiſche Blut. Die **Philiſter**, ein Volk mit nordiſcher Oberſchicht, erſcheinen um 1000 v. Chr., aus Kreta kommend, in Paläſtina. Durch Paläſtina war ſchon, von Norden her, um 1500 v. Chr. ein blondes blauäugiges Volk gezogen — ägyptiſche Zeugniſſe berichten davon — und hatte die Oſtgrenze Ägyptens angegriffen. Die nordiſchen **Skythen** waren zu gleicher Zeit in Kleinaſien erſchienen und hatten die Hettiter unterworfen. Haben ſie die hettitiſche Sprache umgeſtaltet, daß ſie als eine Sprache zwar fremden Wortſchatzes, aber indogermaniſchen Baues erſcheint? Hängt mit ihrer Wanderung die Ausbreitung eines nordiſchen Stils im hettitiſchen Gebiet zuſammen, auf die Schuchhardt hinweiſt? „Die Sprachforſchung hatte die Indogermaniſierung des Hettitertums erkannt, die Archäologie zeigt den Weg, auf dem ſie erfolgt iſt, nämlich von der nördlichen Ägäis her“ [2]).

Im Falle der Hettiter war es nur zu einer Wandlung im künſtleriſchen Stil gekommen und zu einer gewiſſen Wandlung des Sprachbaues; im Falle der **Armenier** und einiger Kaukaſusvölker muß es zu einer ſolchen Herrſchaft nordiſcher Eroberer gekommen ſein, daß die völlige Aufnahme der indogermaniſchen Sprache erreicht wurde. Wo heute indogermaniſche Sprachen geſprochen werden, müſſen dereinſt Menſchen nordiſchen Blutes geherrſcht haben und zwar als Adel und Bauernſtand in ſo bedeutender Zahl, daß ſie die eigene Sprache durchſetzen konnten. In den meiſten ſüdoſteuropäiſchen und aſiatiſchen Völkern iſt das nordiſche Blut ſchon längſt verſiegt. Zumal unter den Armeniern ſcheint es völlig verſchwunden zu ſein. Doch leben im Kaukaſus einige Stämme, die helle Haut und gelegentlich helles Haar und helle Augen aufweiſen, Stämme, die heute nicht immer der indogermaniſchen Sprachgruppe angehören. Am auffälligſten iſt der Gehalt nordiſchen Blutes unter den Kurden in der Gegend von Karakuſch und Nimrud-dag und unter den Oſſeten, die allerdings auch noch indogermaniſche Sprachen ſprechen (vgl. S. 229).

Die neueſte Forſchung hat noch ein weiteres nordraſſiſches Volk oder wenigſtens ſeine (etwa aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. ſtammenden) ſprachlichen Reſte entdeckt, ein Volk, das bis zur Weſtgrenze Chinas vorgedrungen war, das **Volk der Tocharer**. Es muß mindeſtens eine ſtarke nordiſche Oberſchicht gehabt haben. Durch Auffindung dieſer indogermaniſchen Sprache an der Grenze Chinas ſind jetzt auch die alten chineſiſchen Aufzeichnungen erklärt, die von einem Grenzvolk der „Wuſun“ erzählen, das helles Haar und helle Augen habe. Durch die Auffindung der tochariſchen Sprachreſte ſind die chineſiſchen Tempelbilder erklärt, die einen ſolchen Menſchenſchlag darſtellen.

---

[1]) Geyer, Bildungswerte aus Oſten und Orient; Vortrag abgedruckt in dem „Forſchungsinſtitut für Oſten und Orient“. 1919.

[2]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Von all dieſen nordiſchen Völkern ſind nun für das heutige Europa und vor allem für Deutſchland beſonders wichtig: die Kelten und die Germanen, die zweitletzte und die letzte Welle der Nordraſſe. Die Vorherrſchaft der Kelten in Europa mag ſich zeitlich etwa vom Jahre 900 bis zum Jahre 200 v. Chr. erſtrecken. Ihre Urheimat verlegt die Sprachwiſſenſchaft nach Süddeutſchland, vor allem ins Donautal. Schuchhardt iſt zu dem Ergebnis gekommen, daß der keltiſchen Geſittung die ſogen. Bandkeramik, ein beſtimmter Gefäßſtil, zuzuſchreiben ſei, ein Gefäßſtil, in dem man wieder zwei Arten, die Spiralkeramik und die Hinkelſteinkeramik unterſcheidet. Als Urheimat dieſer Stile muß „das öſtliche Süddeutſchland mit Mähren und Böhmen“ gelten. Wieder weiſen ſo Sprachwiſſenſchaft und Archäologie auf gleiche Urheimat. Beide weiſen auch auf die gleichen Ausbreitungswege. Schon in frühester Zeit aber, in der Jungſteinzeit, zeigen ſich durch die Ausbreitung der Bandkeramik Völkerſcharen an, die vom Urgebiet des keltiſchen Volkes auszogen. Siebenbürgen wird erreicht, Südrußland wird erreicht und ſchon in einer Zeit, die der mykeniſchen vorausgeht. Sollen wir ſchon dieſes Vordringen mit einem Völkernamen der ſpäteren Zeiträume belegen? Wenn ja, ſo wird ſich am eheſten der Name der Kelten bieten, falls man nicht an die frühe Ausbreitung eines Volkes denken muß, das dann auch ſeiner Sprache nach in die öſtliche Nachbarſchaft der Kelten gehörte. — Auch in Deutſchland hat die Spiralkeramik ihr Gebiet erweitert. „Die Spiralkeramik iſt den Rhein hinuntergegangen bis zum Neuwieder Becken und von da wahrſcheinlich durch die Eifel nach Belgien“ (Schuchhardt). „Die böhmiſche Hinkelſteinkeramik aber hat ſich in einer großen Welle durch Sachſen und Thüringen bis in die Harzgegend geworfen. Ihre letzten Ausläufer erreichen öſtlich und ſüdöſtlich von Braunſchweig die Grenze der Megalithkultur“ (Schuchhardt). Urkeltiſche Stilformen erreichen alſo die Grenze gegen das Urgebiet der Germanen. Die Sprachwiſſenſchaft legt in Übereinſtimmung hiermit die Oſtgrenze der Kelten an eine Linie Lüneburger Heide—Hildesheim—Göttingen—Eiſenach—Thüringer Wald [1]). „Von Süddeutſchland und der Ebene zwiſchen Rhein und Weſer aus begann dann der Vorſtoß der Kelten nach dem ſpäteren Gallien, über deſſen Zeit wir allerdings gar nichts feſtſetzen können. Jedenfalls iſt der Stoß erſt nach dem Ablauf der helleniſchen Völkerwanderung erfolgt, alſo etwa nach 1000, ſicherlich aber vor 600, da um dieſe Zeit die Kelten ſchon nach Spanien zogen. Die erſte Einwanderung in das linksrheiniſche Gebiet kann mithin gut bis in die Zeit zwiſchen 900 und 800 v. Chr. zurückreichen“ [2]). Dieſe letztere Vermutung erweiſt ſich durch archäologiſche Funde als richtig: zur Hallſtattzeit, wie Schuchhardt (vgl. S. 278) ausgeführt hat, iſt der nordiſche Zuſtrom nach Frankreich und Spanien gelangt.

Es begann die weite Ausdehnung, die fernen Eroberezüge der Kelten, welche die nächſten Jahrhunderte umfaſſen. Das heutige belgiſche und franzöſiſche Gebiet wird keltiſch; nur einzelne iberiſche, d. h. alſo vorwiegend weſtraſſiſche Stämme des heutigen franzöſiſchen Bodens, bewahren zunächſt noch ihre Selbſtändigkeit. Um 600 v. Chr. beginnt die Eroberung Spaniens; in dieſe Zeit etwa fällt auch ein keltiſcher Übergang auf die britiſchen Inſeln, auf denen jedoch einzelne keltiſche Stämme, z. B. die Kaledonier, Hibernier und Briten ſchon lange vorher ſeßhaft geweſen zu ſein ſcheinen. Auch auf den britiſchen Inſeln hielten ſich weſtraſſiſche oder weſtiſch-nordiſche Stämme, zu denen wohl die Pikten zur Zeit ihres früheſten Auftretens auf heutigem ſchottiſchen Gebiet zu rechnen ſind. Dann muß der Einbruch der Kelten ins oberitalieniſche Gebiet erfolgt ſein, die Unterwerfung der dort lebenden Ligurer und Tyrrhener. Die Erſchütterung der etruskiſchen Macht durch Kelten muß erfolgt ſein; es ſcheint, daß die Etrusker (vgl. S. 272) in ihrer Spätzeit viel oſtiſches Blut aufgenommen haben; ein römiſches Sprichwort ſpricht von fetten Etruskern (pinguis etruscus). — Die Römer fühlten das ungeſtüme Vorwärtsdrängen der Kelten. Nach der für die Kelten ſiegreichen Schlacht an der Allia — nordiſches Blut floß auf beiden Seiten — fiel Rom als Beute den Kelten anheim (390 v. Chr.). Der keltiſche Feldherr Brennus zog erſt wieder ab, als ein Löſegeld bezahlt war. Aber auch die nächſten Jahrzehnte waren erfüllt von den Kriegszügen der Kelten; bald ſiegten ſie, bald die Römer. Oberitalien war unbeſtrittenes Keltengebiet und konnte nur langſam der wachſenden römiſchen Weltmacht einverleibt werden. Aus dem keltiſchen Oberitalien, das allmählich zur lateiniſchen Sprache überging, ſtammten dann eine Reihe der begabteſten Männer des römiſchen Staats- und Geiſteslebens, darunter Vergilius und Catullus. Es ſcheint, als habe Oberitalien ſein keltiſches, d. h. nordiſches Blut länger verhältnismäßig rein erhalten als die ſüdlicheren, römiſchen Gebiete Italiens.

---

[1]) Vgl. Hirt, Geſchichte der deutſchen Sprache. 1919.

[2]) Arldt, Germaniſche Völkerwellen. 1917.

Der keltiſchen Ausdehnung nach 600 v. Chr. entſprach die Ausbreitung der ſogen. La Tène-Kultur, einer reinen Eiſenkultur, welche die Hallſtattkultur ablöſte. Schon die Hallſtattkultur, die das Eiſen zunächſt nur für die Waffen verwendet hatte, war aber eine eigentlich keltiſche Kultur. Einer ihrer Mittelpunkte, das Alpengebiet um Hallſtatt (im Salzkammergut) muß wenigſtens in der ſpäteren Hallſtattzeit einem Volk entſprochen haben, das eine ſtarke keltiſche Herrenſchicht nordiſcher Raſſe hatte. Schon frühe müſſen erobernde Kelten in die Alpentäler eingedrungen ſein. Die Verbreitung der Hallſtattſtile nach Frankreich und Spanien war ein Werk der Kelten. Sie ſtellt ſich dar als „eine erſte vom Oſten her ausgeführte große Eroberung, die wir ... als die keltiſche erkennen können. Unter dieſem Geſichtspunkte iſt es doppelt wertvoll, über den Urſprung der Hallſtattkultur als eine im Donaulande autochthone völlig im klaren zu ſein.“ (Schuchhardt.)

Vom Donauland her, vom heutigen öſterreichiſchen Donautal aus, dieſer Urheimat keltiſchen Volkstums, drangen keltiſche Scharen auch nach Steiermark und Kärnten vor, nach Ungarn und in die venetianiſche Tiefebene, alſo in Gebiete, die ſchon damals wohl vorwiegend dinariſch waren. Ein ſtarker Vorſtoß führte volkreiche keltiſche Stämme um 280 v. Chr. auf die Balkanhalbinſel, von dort nach Thrakien und Kleinaſien. Sie überzogen Jahrzehnte lang dortige Völker mit Überfällen und Kriegen, ehe ſie im öſtlichen Phrygien ſeßhaft wurden, in dem Gebiet, das nach ihnen, den Galatern, Galatien genannt wurde. Schließlich verfielen ſie dort der Raſſenmiſchung, aber noch bis zum Jahre 25 v. Chr. beſaßen ſie ihre eigenen Fürſten, und noch Paulus, der Apoſtel, ſchreibt an ſie in einer Weiſe, die anzeigt, daß dieſes verſprengte keltiſche Volkstum ſich Achtung erzwungen hatte.

Das mächtige Volk der Kelten mußte in all ſeinen Eroberungsgebieten, in Frankreich und Spanien, in den Alpenländern und in der Poebene, langſam der Raſſenmiſchung verfallen und mit dem Verſiegen des nordiſchen Bluts langſam ſeinem Untergang entgegengehen. Auf deutſchem Gebiet mögen die Kelten anfänglich nahezu raſſenrein geweſen ſein, und mancher nordiſche Deutſche könnte ſchließlich ebenſowohl von Kelten wie von Germanen abſtammen, ja ſogar von Urgriechen oder Uritalikern, die deutſchen Boden beſiedelt hatten. Auf mitteleuropäiſchem Gebiet ſcheinen die Kelten außer in Böhmen und Schleſien weithin eine Verdrängung oſtiſcher und dinariſcher Menſchen erreicht zu haben; mindeſtens hat die keltiſche Herrſchaft, darunter die Herrſchaft der keltiſchen Helvetier in der Schweiz und im Alpengebiet, den Veroſtungsvorgang wieder aufgehalten. Wie ſich über die vorwiegend oſtiſch beſiedelte Pfahlbauſchicht Süddeutſchlands und der Schweiz mit dem Anbruch der Bronzezeit eine nordiſche Schicht gelegt hat, ſo muß wohl auf eine Zeit ungeſtörterer oſtiſcher, vielleicht auch dinariſcher Ausdehnung und Einſickerung der nordiſche Vorſtoß der Kelten erfolgt ſein, der dieſe Menſchen wieder in unwirtlichere Gebiete verdrängte. Waren die Kelten in Böhmen, in Süddeutſchland, im Alpengebiet und in Oberitalien der Vermiſchung mit oſtiſcher und dinariſcher Raſſe ausgeſetzt, ſo in Frankreich, England und Spanien hauptſächlich der Vermiſchung mit weſtiſcher Raſſe. Der Name der Keltiberer weiſt deutlich auf ein Volkstum hin, das aus einer nordiſchen Herrenſchicht und einer iberiſchen, d. h. weſtiſchen Unterſchicht beſtand. Eine ähnliche Raſſenmiſchung, in der allerdings mit der Zeit der oſtiſche Einſchlag immer ſtärker wurde, ſcheint dann in Frankreich das eigentliche „galliſche“ Weſen erzeugt zu haben, wie es die alten Schriftſteller, vor allem Caeſar, beſchrieben haben: jene Eigenſchaften, die wir auch im heutigen Franzoſentum noch zu erkennen glauben. Deutlich miſchten ſich da weſtiſch-leidenſchaftliches, erregbares Weſen mit nordiſch-kriegeriſchem Weſen, nordiſche Schöpferkraft mit weſtiſcher Munterkeit und Eitelkeit. Was wir heute als bezeichnend „keltiſch“ empfinden, iſt in der Hauptſache ein nordiſch-weſtiſcher Raſſenausgleich. Wo ſich „keltiſches“ Weſen zeigt, weiſt es dieſe Züge auf. Man hat gerade bei Betrachtung der heutigen Franzoſen das Gefühl, daß gewiſſe

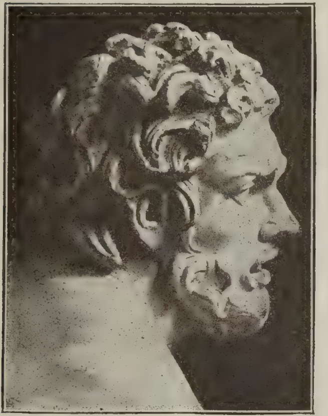


Abb. 337. Gallier (Kelte), etwa 200 v. Chr. Aus Bulle „Der Stil“.

ſeeliſche Eigenſchaften der Weſtraſſe bei ihnen, trotzdem ſie nur noch wenig (?) weſtiſches Blut zu haben ſcheinen, immer wieder auftreten.

Gänzlich falſch iſt es aber, den heutigen oſtiſchen Menſchen als „keltiſch", als „type celtique" (Broca) zu bezeichnen. Zu ſolcher Fehlbezeichnung läßt ſich verleiten, wer die heutigen Bewohner einiger ehemals keltiſcher Gebiete betrachtet. Die Kelten in ihrem mittel- und ſüddeutſchen Heimatbezirk waren vorwiegend nordraſſiſch, die keltiſchſprechenden Menſchen aber, die, aus England verdrängt, ſich in der Bretagne niederließen, waren vielleicht ſchon eine vorwiegend oſtiſche Bevölkerung geworden, ſodaß heute allerdings die keltiſchſprechende Bretagne oſtiſche Bewohner hat. Ebenſo darf man ſich zu der falſchen Bezeichnung „keltiſche Raſſe" auch dadurch nicht verleiten laſſen, daß die Bewohner des einſtens keltiſchen Machtgebiets Böhmens, der Alpen, gewiſſer Teile Süddeutſchlands und weiter Strecken Frankreichs heute vorwiegend oſtiſch ſind. In all dieſen Fällen hat mindeſtens ſeit dem ſpäteren Mittelalter eine ſich immer mehr verſtärkende Einſickerung oſtiſcher Raſſe das Bild der Bevölkerung gänzlich verändert. Die keltiſchſprechenden Teile Frankreichs ſind heute oſtiſch, die keltiſchſprechenden Teile Irlands ſind heute vorwiegend weſtiſch, die keltiſchſprechenden Teile Schottlands hingegen immer noch vorwiegend nordiſch.

Der Raſſenwechſel innerhalb des keltiſchen Volkstums zeigt ſich deutlich vor allem im Irland des frühen Mittelalters. Hier, in der iriſchen Saga, im iriſchen Schmuckſtil der Handſchriften und Bilder, zeigt ſich ein weſtiſch-nordiſcher Ausgleich, der in einigen Dingen an den weſtiſch-nordiſchen Ausgleich der Mykenezeit zu erinnern vermag. Man muß annehmen, daß in Irland und Südweſtengland die nordiſch-keltiſche Oberſchicht nicht ſo zahlreich war oder daß ſie ſchneller dahinſchwand. Die Geiſtesart des iriſchen Volkes, die aus der iriſchen Saga erſichtlich wird, iſt ſchon wieder deutlich weſtiſch beſtimmt. Heusler hat 1) einen Vergleich angeſtellt zwiſchen der (nordraſſiſch-)germaniſchen Saga der Isländer und der (weſtraſſiſch beeinflußten) keltiſchen Saga Irlands. Gegenüber der isländiſchen Saga, die Heusler als „zeitgeſchichtlich-lebenstreu, wirklichkeitsſcharf, nüchtern" ſchildert, gegenüber dem feſtbeſtimmten, männlichen Erzählerſtil der isländiſchen Saga, erſcheint die „ſeeliſche Zeichnung" der iriſchen Saga „maßlos, hyperboliſch"; die iriſche Saga „ſteigert die Rede oft ins Pathetiſche oder Hymniſche"; ferner „die äußere Erſcheinung der Menſchen wird ganz gewöhnlich in ſchwelgender Wortfülle geſchildert". „Die iriſche Saga liebt die Erwähnung leiblicher Zuſtände (z. B. bei Verwundungen), die in das Kraſſe, Mediziniſche, nach germaniſchem Geſchmack Unappetitliche hinübergehen", ſie „wechſelt zwiſchen dünner Skizzierung auch bedeutſamer Vorgänge und impreſſioniſtiſcher zerfließender Farbenglut in den ausgeführten Momenten". Die Saga der Iren zeigt gegenüber der zurückhaltenden Sachlichkeit der isländiſchen Saga eine ausſchweifende Einbildungskraft, eine Luſt an tollen Einfällen und über-

---

1) in den Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften, phil.-hiſt. Klaſſe, Jahrgang 1913, Nr. 9.

triebenen Schilderungen, die oft geradezu „morgenländiſch" anmuten: Man glaubt, eine Geiſtesart zu erkennen, deren Färbung, wenn man ſo ſagen darf, gelb und rot iſt und gar nicht mehr an das nordiſche Grün und Blau erinnert, eine Geiſtesart, deren Wärmezuſtand viel höher iſt als der der Nordraſſe. Man muß annehmen, daß die untergeſchichtete Weſtraſſe nach Schwinden der nordiſchen Oberſchicht wieder ganz zur Herrſchaft gekommen iſt. Dem entſpricht auch die überaus gründliche Umwandlung der iriſchen Sprache, die man bei ihrem ſpäteren erneuten Auftreten in Zeugniſſen der Neuzeit zuerſt gar nicht mehr als eine Weitergeſtaltung der altiriſchen erkannt haben ſoll.

Auch die heutigen ſüdengliſchen Mundarten ſcheinen den Einfluß der Weſtraſſe anzuzeigen. Dort iſt die germaniſche Sprache der Angelſachſen in weſtiſchem — daneben auch in oſtiſchem — Sinn beeinflußt worden, zugleich in einem Sinn, der an Erſcheinungen innerhalb des romaniſchen, ja ebenfalls weſtiſch-beeinflußten Sprachen erinnert. Mackintoſh[1] führt bei Betrachtung ſüdengliſcher Mundarten aus: „In einem Gebiet ſagen mindeſtens 19 Zwanzigſtel der Bevölkerung wir (we) für uns (us), her für she, ich (I) für mich (me) und umgekehrt. Sie ſprechen auch s aus, als ob es z geſchrieben wäre, t, als ob es d geſchrieben wäre uſw. Dieſes Gebiet umſchließt einen Teil von Dorſetſhire und Wiltſhire, faſt ganz Sommerſetſhire (Zommerzetſhire) und ein Teil von Devon." So äußert ſich die raſſiſche Zuſammenſetzung in der Umwandlung einer überkommenen Sprache; hierüber der nächſte Abſchnitt.

Der Entnordung und damit Verweſtung des alten Keltentums entſpricht vor allem auch das Auftreten ganz unnordiſcher Geſittungsanzeichen in der iriſchen Saga. Dieſe zeigt nämlich, daß der Weſtraſſe urſprünglich wohl mutterrechtliche Zuſtände arteigen geweſen ſein müſſen, eine Geſittung alſo, bei welcher die Kinder allein der Mutter folgen, die ſie geboren hat, in denen der jeweilige Vater in Sitte und Recht keine Stelle hat, die mit der Stellung des Vaters in nordiſch-bedingten Geſittungen zu vergleichen wäre. Das Weib mochte ſich verbinden, mit welchem Mann es wollte, und ſich wieder von ihm trennen; eine Eheform der dem heutigen Europäer vertrauten Art gab und gibt es innerhalb des Mutterrechts nicht, nur eine Zuſammengehörigkeit aller von der gleichen Mutter geborenen Kinder. Der Nordraſſe kommt das Vaterrecht, der Weſtraſſe das Mutterrecht zu. Die iriſche Saga zeigt, daß das Keltentum Irlands im frühen Mittelalter nur noch ein „Sprachkeltentum" (Zimmer) war, daß im keltiſchſprechenden Bereich der britiſchen Inſeln mutterrechtliche Zuſtände das Vaterrecht der dahingeſchwundenen echten, d. h. nordraſſiſchen Kelten wieder verdrängen wollten. Man muß annehmen, daß der ganzen Weſtraſſe das Mutterrecht arteigen war. Es findet ſich zu verſchiedenen Zeiten bei vielen Völkern des weſtraſſiſchen Gebiets. „Dieſes vielbeſprochene Mutterrecht wird von den Alten auf das beſtimmteſte für die Lykier in Kleinaſien bezeugt. In Spuren findet es ſich aber auch auf der Kleinaſien gegenüber gelegenen Inſel Kos und in Griechenland bei den epizephyriſchen Lokrern, in Ober- und Mittelitalien bei dem rätſelhaften Volke der Etrusker. Aus dem hohen Norden Europas wiſſen wir von den Pikten, die einen Teil der vorindogermaniſchen Bevölkerung Englands ausmachten, daß hier auf einen Herrſcher regelmäßig nicht der eigene Sohn, ſondern der Sohn ſeiner Schweſter folgte“ [1]). Die Basken, deren Sprache zwar durch Menſchen vorderaſiatiſcher Raſſe überbracht zu ſein ſcheint (vgl. S. 218, 224, 272), die aber in Spanien immer noch vorwiegend weſtiſch ſind, weiſen heute noch ein Erbrecht auf, das der älteſten Tochter eines Hauſes das Erbe übergibt; von ihr erſt erhalten dann die Söhne ihre Erbteile zugewieſen. Deutlich erſcheint die alte mutterrechtliche Überlieferung bei den Basken auch in der Sitte des ſogen. Männerkindbetts (der Couvade), einer Sitte, die meiſtens mit dem Mutterrecht zuſammengeht und die auch „aus dem alten Spanien, von den Balearen und den Tibarenern am Pontus gemeldet“ wird [1]).

---

[1] Anthropological Review IV. 1866.

Das Mutterrecht kennt den Begriff des Vaters nicht. Die Familie, wenn man dies ſo nennen darf, wird gebildet durch die Mutter mit ihren Kindern, gleichviel von welchem Mann dieſe ſtammen. Dieſe Kinder beerben nicht irgend einen Vater, ſondern ihre Mutter oder auch den Mutterbruder oder den mütterlichen Oheim. Ein Weib verbindet ſich mit einem Mann, der ihr ein Kind oder Kinder zeugt, auf längere oder kürzere Zeit, jedoch nie in einer Form, die an die heutige europäiſche „Ehe“ erinnern würde, d. h. an eine Ordnung, in der der Mann in rechtlicher Hinſicht eheliche und väterliche Macht beſitzt. „Allen dieſen Zuſtänden ſteht das, was wir von den Indogermanen wiſſen, aufs ſchroffſte gegenüber, die als ſchon in der Urzeit im Beſitze deſſen, was wir Vaterfamilie nennen, befindlich durch die vollkommenſte Übereinſtimmung der Verwandtſchaftswörter erwieſen werden“ [1]). Die klare Machtſtellung des Mannes als Gatte und Vater iſt Vaterrecht und galt innerhalb der Nordraſſe.

Dem Mutterrecht entſpricht ſehr oft eine — für nordiſches Empfinden — große Zügelloſigkeit der geſchlechtlichen Sitten. Zügelloſigkeit und Schamloſigkeit vor allem des weiblichen Geſchlechts ſchildert die iriſche Saga immer wieder. „Dieſer ausgeprägt ſinnliche Zug in der iriſchen Literatur muß jedem ſofort auffallen. Er hat zur Folge, daß die Frauengeſtalten in Heldenſage und Legende mit wenigen Ausnahmen einen gemeinen Charakter tragen, wie er mir in der Art bei meinen Studien nirgends ſonſt begegnet iſt“ [2]). Zimmer führt eine Reihe Beiſpiele dafür an, daß unter den keltiſchſprechenden weſtiſchen Bevölkerungen der britiſchen Inſeln eine Auffaſſung geſchlechtlicher Sittlichkeit beſtand, die für die Menſchen nordiſcher Raſſe ein Greuel ſein mußte. Schon an ſich kommt ja der Weſtraſſe eine ſtärker betonte oder minder zurückgehaltene Geſchlechtlichkeit zu; die mutterrechtlichen Zuſtände ſcheinen aber dazu beigetragen zu haben, dieſe Geſchlechtlichkeit unverhüllt und zügellos herrſchen zu laſſen. — Was beim neuerlichen Aufeinanderſtoßen nordiſcher und weſtiſcher Geſittung erfolgen mußte, das erfolgte beim Eindringen nordiſcher angelſächſiſcher Stämme:

---

[1]) Schrader, Die Indogermanen. 1919.

[2]) Zimmer, Keltiſche Beiträge, Zeitſchrift für Deutſches Altertum, Bd. 33.

dieſe iriſchen Zuſtände mußten den Menſchen der Nordraſſe als die widerlichſte Unzucht erſcheinen, als ein Greuel, der die Ausrottung verdiene. Jeder Raſſe kommt ihre arteigene Sittlichkeit zu; Vaterrecht kennzeichnet die Nordraſſe. Abzuweiſen iſt die Annahme, es habe in allen europäiſchen Geſittungen eine Entwicklung von urſprünglichem Mutterrecht zu ſpäterem Vaterrecht ſtattgefunden.

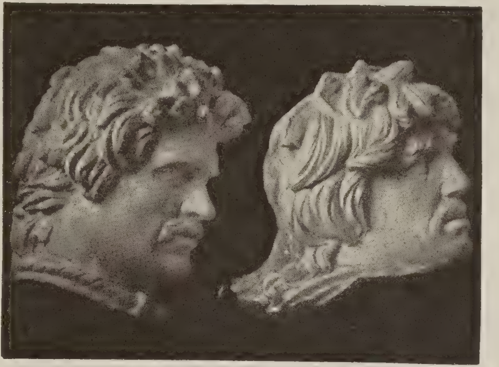
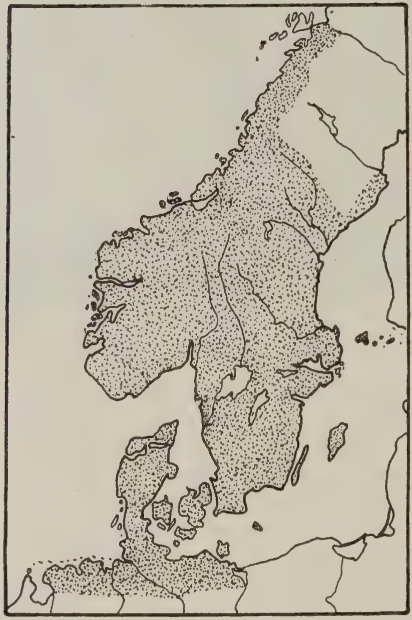


Abb. 338. Zwei Gallier (Kelten).
(Nach Koſſinna, Deutſche Vorgeſchichte.)

Wie am iriſchen Beiſpiel der Untergang der nordraſſiſchen Kelten erſchien — ſie konnten dem neuen Einbruch nordiſcher Scharen, den Angelſachſen, nicht mehr widerſtehen: die kriegstüchtige Oberſchicht war faſt geſchwunden — wie in Irland weſtraſſiſche Züge wieder auftauchten und die iriſche Sprache ſchließlich geſprochen wurde von einem Miſchvolk mit weſtiſchen, oſtiſchen und nordiſchen Beſtandteilen, ſo muß die keltiſche Macht auch in Spanien durch den Raſſentod der Oberſchicht langſam zerſetzt worden ſein, ſo ſchwand ſie in Frankreich und in Deutſchland langſam dahin. Es iſt ſehr bezeichnend, daß die keltiſchen Völker bei ihrem erſten Erſcheinen und in ihrer frühen Geſchichte von den Schriftſtellern des Altertums übereinſtimmend als hochgewachſen, blond und blauäugig geſchildert werden; von der Spätzeit keltiſcher Völker wird immer ſchon ein Wuchs überliefert, der nicht mehr die Größe der Germanen erreiche und eine mehr rötliche oder rote Haarfarbe. Alle Zeugniſſe keltiſcher Spätzeit zeigen eine Raſſenmiſchung an. In Süddeutſchland mag ſich der Bevölkerungswandel früher und ſchneller gezeigt haben. Von den Alpen her und aus den unwirtlichen Gebirgen heraus muß wieder die Oſtraſſe eingeſickert ſein. So entſtand in Frankreich ein keltiſchſprechendes Volk, das eine weſtiſch-oſtiſch-nordiſche Miſchung darſtellte, in dem aber im Lauf der Zeit die Oſtraſſe immer mehr Boden gewann; in Süddeutſchland ein keltiſchſprechendes Volk, das in der Hauptſache eine dinariſch-oſtiſch-nordiſche Miſchung darſtellte. Die Zeit war reif geworden zur Machtverſchiebung. Reine Nordraſſe mußte die Macht über Mitteleuropa erben: die Germanen rüſteten ſich dazu.

Es gibt in der frühen Geſchichte Völker, von denen die Forſchung nicht weiß, ob ſie zu den Kelten oder zu den Germanen zu rechnen ſeien. Die nördlichſten keltiſchen Völker des Niederrheins erſchienen leiblich genau ſo wie die Germanen, die noch in ihrer norddeutſchen Urheimat ſaßen. Hier iſt nicht der Raum, die erſten Anzeichen neuer nordiſcher Völkerwanderungen, die vom norddeutſchen Boden ausgingen, zu verfolgen. Die Kimbern und die Teutonen ſind bekannt, und die Geſchichte des Altertums erhallt von ihrem Heldentum und ihrem heldiſchen Untergang. Die keltiſchen Stämme wie das römiſche Reich erfuhren die neue Unruhe, die den Norden erfaßt hatte. Das letzte, jüngſte Volk der Nordraſſe, die Germanen — der Name bedeutet ſoviel wie „die Erhabenen“[1] —, rüſteten ſich zu einer Machtentfaltung ohnegleichen, zu jener Machtentfaltung, die der Geſchichte durch ihr ſichtbarſtes Ereignis, durch die Völkerwanderung, bekannt iſt. Man ſollte die Völkerwanderung genauer als die germaniſche oder letzte Völkerwanderung bezeichnen. Nur deshalb, weil dieſe Völkerwanderung geſchichtlich ſchon ſo aufgehellt und überhaupt in eigentlich geſchichtliche Zeiten fällt, iſt ſie zu dieſer beſonderen Bedeutung gekommen. Die eingehendere Forſchung aber enthüllt ſie nur als die letzte Welle der Nordraſſe und als die, welche für die Geſchichte unſerer Zeit die wichtigſte geworden iſt, weil ſie die Beſiedlungsverhältniſſe und Staatenbildungen Europas und Deutſchlands begründet und ſchließlich durch die Erſtarkung des engliſchen Volkes die vorwiegend nordiſche Beſiedlung Nordamerikas ermöglicht hat.



Karte X.

Das geſchloſſene Siedlungsgebiet der Germanen um 2000 v. Chr. (nach Montelius).

Die Germanen waren aber ſchon in der Jungſteinzeit über das geſchloſſene Siedlungsgebiet hinaus nach Finnland, in die baltiſchen Küſtenländer, nach Mitteldeutſchland und der Weichſel entlang vorgedrungen.

Sprachlich haben ſich die Germanen (durch die 1. Lautverſchiebung) im 2. vorchriſtl. Jahrtauſend von den anderen Völkern indogermaniſcher Sprache getrennt. — Im Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. haben ſich germaniſche Stämme über ganz Mittel-, Weſt- und Südeuropa verbreitet. — Sprachlich haben ſich die einzelnen germaniſchen Stämme im 4. Jahrhundert n. Chr. voneinander getrennt.

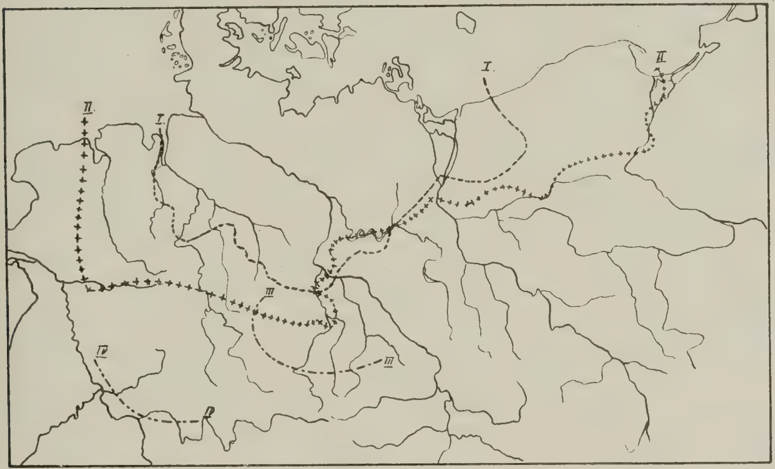
Man wird mit Arldt[2] die germaniſche Völkerwanderung — ſo iſt ſie am beſten zu bezeichnen — zeitlich begrenzen durch den Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. und wird dann noch eine letzte, die normanniſche Welle, von 700 bis 1100 n. Chr. verzeichnen. Sogar die Kriegszüge Guſtav Adolfs und der Schweden könnte man noch als einen Vorſtoß nordiſcher Raſſe deuten.

---

[1] Much, Deutſche Stammeskunde. 1920.

[2] Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen. 1917.

Schon lange aber vor dieſer Zeit von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr., ſchon Jahrtauſende vorher, in der Jungſteinzeit, laſſen ſich Wanderungen und Eroberungswege verfolgen, die aus dem Gebiet Norddeutſchlands hervorgegangen ſind. Zwei jungſteinzeitliche Bezirke weiſen in Deutſchland mit den Zeugniſſen ihrer Kunſtformen auf eine frühe Geſittung hin, die man einer germaniſchen Urzeit zuſchreiben muß: in Nordweſtdeutſchland der Bezirk der ſog. Megalithkeramik und in Thüringen der Bezirk der ſog. Schnurkeramik. Die älteſte Stufe iſt die nordweſtdeutſche der Megalithkeramik. Auf dieſem Gebiet der Megalithgräber (Hünenbetten) iſt in der Steinzeit zuerſt eine Geſittung erſtanden, die als eine *Urform germaniſcher Artung* angeſprochen werden darf. Faſt ſcheint es, man könne ſie ſchon einem Menſchenſchlag zuweiſen, dem die ruhige Beſtändigkeit der heutigen echten Niederſachſen eigen geweſen ſein müſſe. „Wes Stammes die Sachſen waren, desſelben waren auch die Megalithgräberleute, gleichviel ob ſie ſich ſelber ſchon Germanen nannten oder nicht“ [1]. Der Kreis der



Karte XI.

I. Südgrenze des geſchloſſenen Siedlungsgebiets der Germanen 1750—1400 v. Chr. (nach Koſſinna).
II. Südgrenze des geſchloſſenen Siedlungsgebiets der Germanen 1400—750 v. Chr. (nach Koſſinna).
III. Das Vordringen der ſwebiſch-erminoniſchen Stämme der Germanen bis um 600 v. Chr. (nach Wahle und Koſſinna).
IV. Das Vordringen der ſwebiſch-erminoniſchen Stämme der Germanen bis um 100 v. Chr. (nach Koſſinna).

---

[1] Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

Megalithkeramik führt Neuerungen gar nicht oder am ſpäteſten durch, indeſſen der thüringiſche Kreis der Schnurkeramik ſich ausbreitungsbedürftig zeigt und wandelbarer.

Aus dem thüringiſchen Gebiet hat ſich die urgermaniſche Form der Schnurkeramik über die mittlere Elbe verbreitet und iſt dann fernhin gewandert. Welche Einzelvölker mögen ſie verbreitet haben? — Ein Weg „hat die Weichſel hinauf- und den Dnjepr und Dnjeſtr hinuntergeführt. Es iſt ſchon derſelbe Weg geweſen, den ſpäter, kurz vor der römiſchen Zeit, germaniſche Völkerſchübe von der Oſtſeee zum Schwarzen Meer genommen haben. Es läßt ſich aber noch ein anderer Weg erkennen, auf dem ebenfalls von der mittleren Elbe her die Kultur nach dem Südoſten gedrungen iſt. Der geht zunächſt nach Süden in das Oſtalpengebiet und von da die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinſel" ¹). Mächtige Eroberungszüge mögen alſo ſchon früh vom heutigen oſtmitteldeutſchen Gebiet aus vorgedrungen ſein; die Sprachwiſſenſchaft wird die archäologiſchen Ergebniſſe mit den ihren vergleichen müſſen.

Man wird nur mit größter Vorſicht die Stilgebiete und Stilwanderungen einer ſo frühen ſteinzeitlichen Geſittungsſtufe mit Völkernamen belegen. Deutlicher ſchon bieten ſich aber die Verhältniſſe Nord- und Mitteldeutſchlands in der Bronzezeit, vor allem aber in dem Zeitabſchnitt, den im Süden des heutigen deutſchen Gebiets die Hallſtattzeit bezeichnet. Unbedenklich darf man die Hallſtattzeit und ihre Kunſtſtile hauptſächlich dem keltiſchen Volkstum zuweiſen, die ſpätere Hallſtattzeit vielleicht einem der Höhepunkte keltiſcher Machtentfaltung. Die ſüddeutſchen Stile der Hallſtattzeit breiten ſich weiterhin aus: die Kelten wollen ihren Machtbezirk erweitern. „Man hat in dieſer Zeit faſt den Eindruck, als ob auch Oſtdeutſchland ihren Ausdehnungsbeſtrebungen erliegen wird" ¹). Es mag die Zeit geweſen ſein, und man wird ſie in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. verlegen, da eine gewiſſe Vorherrſchaft des Keltentums den germaniſchen Sprachen eine Reihe von keltiſchen Wörtern als Fremdwörter übermittelt hat. Das Germanentum aber erlag dem Andrang nicht, im Gegenteil: um 700 v. Chr., in der frühen Eiſenzeit, ſcheint es von Nordweſtdeutſchland aus zum Niederrhein vorgedrungen zu ſein. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. verdrängt es die Kelten aus dem weſtlichen Mitteldeutſchland und erreicht die Mainlinie etwa um 100 v. Chr. Seine Abwehr und ſein Vordringen iſt der Forſchung erſichtlich aus dem Burgenbau der keltiſch-germaniſchen Grenzgebiete. Dieſe Burgen beſchützen vor allem ein Volkstum, dem die ſogen. Lauſitzer Kultur eigen war. Bei der Aufdeckung dieſer Burgen fanden ſich die rechteckigen nordiſchen Vorhallenhäuſer wieder, die ſchon für Mykene und Troja bezeichnend waren. Alles weiſt darauf hin, daß das Volk der Lauſitzer Kultur, das dann einen mächtigen Aufſtieg erlebte, eines der ſtärkſten Germanenvölker war, die Sweben und die ihnen nächſtverwandten Stämme. Weithin reichen die Einflüſſe ihres Kunſtſtils, deſſen Urheimat (nach Schuchhardt) die Mark Brandenburg und ein Stück von Böhmen und Schleſien iſt. Nach Weſten

---

¹) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

und Oſten breiten ſich dieſe Kunſtformen aus, die Nordſee wird erreicht. Bald reichen die Einflüſſe ſwebiſchen Stils bis an die Alpen. Noch in der Spätzeit Roms ſaß das ſwebiſche Volk in den alten nord- und mitteldeutſchen Sitzen. Aber dann war die Zeit nahe, wo das volksſtark gewordene Germanentum aller Stämme die Eroberungswege betrat, die aus der Geſchichte bekannt ſind.

Das Heldengedicht der germaniſchen Völkerwanderungen kann hier im einzelnen nicht betrachtet werden. Der Ausgang war, daß im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. Europa von Germanen beherrſcht wurde. Das Heldenzeitalter der Germanen war angebrochen und dauerte Jahrhunderte lang. Tacitus hatte die germaniſchen Stämme noch beſchrieben, da ſie in ihrer deutſchen Heimat ſaßen, ein nordraſſiſches Volk, „rein und nur ſich ſelber gleich“. Er und andere Geſchichtsſchreiber des Altertums berichteten immer wieder von dem rieſenhaften Wuchs der Germanen, von ihrer Körperkraft, vom ſchrecklichen Blick der hellen Augen und ihrem hellen Haar. Als die Germanen ſich zur Herrſchaft über Europa rüſteten, waren die Römer ſchon kleine, dunkle Miſchlinge, die Kelten hatten nicht mehr viel nordiſches Blut. Durch Raſſenmiſchung, Entnordung und Entartung waren die ſüdlicheren Völker geſchwächt; durch Raſſenreinheit waren die Germanen zur Eroberung gleichſam vorbeſtimmt, und durch ihren Kinderreichtum waren ſie volksſtark geworden.

Sie ſtießen bei ihrer Ausbreitung zunächſt auf keltiſche Stämme. Aber keltiſch bedeutete damals ſchon lange nicht mehr nordraſſiſch. Es mag ſein, daß z. B. die Bevölkerung Südweſtdeutſchlands, auf welche die Alemannen ſtießen, nachdem ſie den römiſchen Grenzwall überſchritten hatten, eine keltiſche Sprache ſprach; aber raſſiſch mag es annähernd der gleiche vorwiegend oſtiſche Menſchenſchlag geweſen ſein, der heute im Schwarzwald und Wasgenwald wohnt. Die ſinnloſe Bezeichnung „Wälderkelten“, die man in Baden hin und wieder auf ſolche oſtiſchen Gebirgsbewohner anwendet, ließe ſich höchſtens verteidigen, wenn man für die vorgermaniſchen Beſiedler unnordiſcher Art, auf welche die vordringenden Germanen ſtießen, wenigſtens eine keltiſche Sprache annimmt; raſſiſch waren ſie den Kelten der Frühzeit nicht mehr gleich. Den vordringenden Germanen traten bei Kämpfen um neues Gebiet wohl nur die freien Kelten, d. h. der keltiſche Adel nordiſchen Blutes, entgegen und fiel für die keltiſche Freiheit. Die keltiſchen Knechte unnordiſchen Blutes aber flohen entweder in die Gebirge und dichten Wälder oder ſie wurden die Knechte der Eroberer, wechſelten dann die keltiſche Sprache gegen die germaniſche aus und lebten weiter. Was die Germanen an „Kelten“ trafen und was an „Kelten“ unter ihnen fortlebte, war vielleicht zum geringſten Teil aus nordiſchem Blut. Süddeutſchland mag ſchon wieder vorwiegend oſtiſch und dinariſch-oſtiſch, Frankreich ſchon wieder oſtiſch und weſtiſch geweſen ſein. Eine neue Verdrängung der Oſtraſſe, eine neue Vernordung dieſer Gebiete begann; und die darauf folgende neue Einſickerung der Oſtraſſe, die neue Veroſtung, iſt daher nun ſchon die Bevölkerungsbewegung, die ſich deutlich ſeit dem ſpäteren Mittelalter und heute noch in Deutſchland und in Europa vollzieht, entſprechend dem langſamen Raſſentod der heutigen und letzten nordiſchen Schicht, der germaniſchen Volksbeſtandteile.

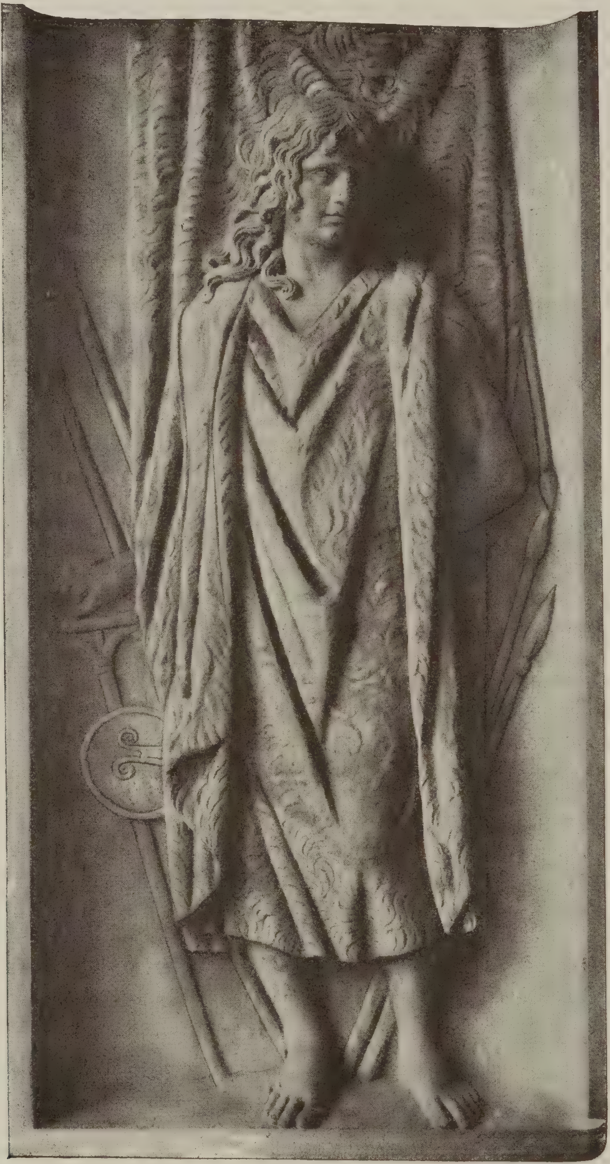


Abb. 339. Germane. Bildwerk von einem römiſchen Siegesdenkmal. (Nach Heyne, Körperpflege und Kleidung der Germanen.)

Noch deutlich zeichnet ſich aber in der Beſiedlungskarte Deutſchlands die germaniſche Völkerwanderung ab. Zu Beginn dieſes Abſchnitts iſt erwähnt worden, wie Virchow nach dem Ergebnis ſeiner Schulkinderunterſuchung auf die germaniſchen Siedlungsſtraßen hingewieſen hat (vgl. S. 276). Deutlich zeigt ſich das Vordringen der Germanen auch auf der Raſſenkarte Frankreichs. Aufzudecken ſind die germaniſchen Spuren noch in Spanien und in Italien; und wo die körperlichen Merkmale heute nicht mehr von nordiſcher Raſſe zeugen, da zeugen Bauten, Schmückſtile, Sagen, Waffenfunde und unter den Bauten vor allem wieder die nordiſchen rechteckigen Säle von germaniſcher Heldenzeit. Albrecht Haupt hat ein herrliches Buch über „Die älteſte Kunſt, insbeſondere die Baukunſt der Germanen“ (1909) geſchrieben. Er bildet darin u. a. den Grundriß eines weſtgotiſchen Königspalaſtes ab, der ſich in Portugal dadurch erhalten hat, daß er im Mittelalter zur Kirche St. Maria de Naranca umgebaut wurde. Das Langhaus dieſes Palaſtes, ein echt nordiſches Langhaus, wie es ſchon die Griechen aus ihrer nordiſchen Urheimat mitgebracht hatten und wie es jetzt die Germanen in den Gebieten ihrer Eroberungen verbreiteten, gleicht ſich ganz jenem Saal an, in welchem im Nibelungenlied der heldiſche Untergang der Burgunden erhallt. Haupt verfolgt die meiſterlichen Kunſtſchöpfungen dieſer kriegstüchtigen und hochbegabten Stämme, und ſtaunend ermißt man die unerſchöpflichen Geiſtesgaben aus nordiſchem Raſſentum. Bezeichnend für die letzte nordiſche Völkerwanderung, die germaniſche Völkerwanderung, iſt vor allem das germaniſche Schlingband (Tierornament), eine echt nordiſche

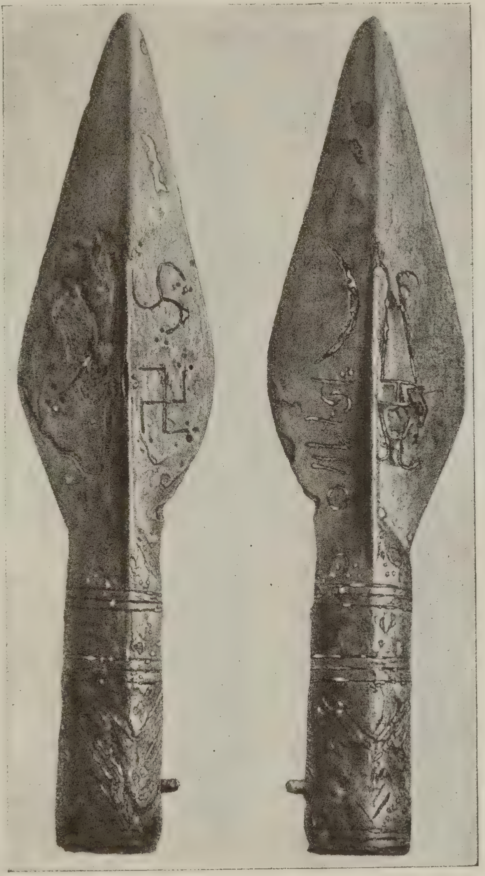


Abb. 340. Müncheberger Speerſpitze mit Hakenkreuz und der Runeninſchrift: „Raninga“ (= dem Raninge.) Weſtgotiſch? Burgundiſch? Nach Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte.

Kunſtform, die Geräte und Schmuck überzieht, die ſich zum Schlingwerk an Säulen und Pfeilern ausgeſtaltet und mit ihrem eigenartigen Stil ſtärkſter innerer Spannung und kraftvollſten Willensausdrucks eine Keimform, ein Urgebild gotiſchen Stiles darſtellt, des gotiſchen Stiles, der aus gleichem nordiſchem Geiſt in einer ſpäteren Entfaltung im damals rein nordraſſiſchen Nordfrankreich (Isle de France) zuerſt erſtand und im damals ebenfalls noch nordiſchen Deutſchland ſeine höchſte Ausbildung finden mußte. Das germaniſche Schlingband iſt eine gotiſche Schöpfung, am Schwarzen Meer in den dortigen gotiſchen Sitzen entſtanden, dadurch, daß dort nordiſcher Geiſt Eigenes und Fremdes zu einer neuen nordiſchen Einheit verſchmolz. Dann aber ward es germaniſches Gemeingut und wanderte mit den einzelnen Stämmen. „Solch Geräte und Schmuck findet ſich an der unteren Donau, von Italien durch Deutſchland bis Skandinavien, in Frankreich und Spanien, überall, wo frühgermaniſche Stämme geſeſſen haben oder gewandert ſind“ 1).

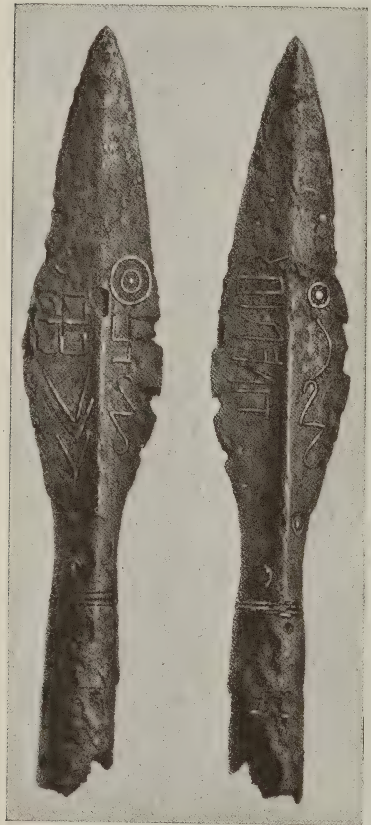


Abb. 341. Speerſpitze von Suſzyczno, Kr. Kowel (weſtgotiſch?) mit Hakenkreuz und der Runeninſchrift: „Tilarids“ (etwa = Reittüchtig). Nach Koſſinna, Die deutſche Vorgeſchichte.

Da ſich all dieſe Wanderungen germaniſcher Stämme in geſchichtlicher Zeit ereignet haben, ſind diesmal die nordiſchen Eroberungen nicht nur aus Gebeinen — das Chriſtentum brachte die Beſtattung mit ſich — oder aus Waffen (Abb. 340, 341) und Gefäßen zu erkennen. Die Geſchichtsſchreiber des Altertums und frühen Mittelalters beſchreiben bis ins Einzelne germaniſche Fahrten, Taten und Werke, germaniſche Menſchen und Sitten, germaniſche Größe und germaniſchen Untergang. Die Welt des frühen Mittelalters hallt wider von dem ungeſtümen Heldenlied germaniſchen Raſſentums. Schon Seneca 2) (3—65 n. Chr.) muß bewundernd ausrufen: Wer iſt mutiger als die Germanen? wer angriffsfreudiger? (Germanorum, quid est animosius? quid ad incursum acrius?)

In Deutſchland die Reiche der Sachſen, Thüringer, Alemannen und Franken; in England die Reiche der Angelſachſen; in Frankreich die

---

1) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

2) de ira (1, 11), geſchrieben um 41 n. Chr.

Reiche der Burgunden und Weſtgoten; in Spanien das Reich der Weſtgoten und ein Reich der Sweben; in Italien das Reich Odoakars, in Pannonien am mittleren Donaulauf das Reich der Oſtgoten, in Korſika, Sardinien und Nordafrika das Reich der Wandalen — ſo wurde Weſt- und Mitteleuropa ein Beſitztum germaniſcher, aus Deutſchland ausgezogener Stämme. Eine Raſtloſigkeit war in das Geſchick Europas gekommen. Die Goten waren in Südrußland geweſen, in der Krim war ein Teil ihres Stammes zurückgeblieben, der noch im 17. Jahrhundert dort ſeine gotiſche Sprache ſprach. Die Goten hatten Kleinaſien durchzogen, ehe ſie ein italieniſches Reich gründeten, das auf Odoakars Herrſchaft folgte. Die Weſtgoten hatten den Balkan und Griechenland durchzogen, ehe ſie ihr ſpaniſches und franzöſiſches Reich gründeten. Und wie ſie, ſo wanderten die anderen Stämme. Es kam zu gegenſeitigen Kriegen: in ganz Europa liegen germaniſche Krieger beſtattet. Das Chriſtentum fand Einlaß und brachte den Wandel von der nordiſchen Leichenverbrennung zur Beſtattung mit ſich: die Beſtattung hatte das Chriſtentum aus dem Judentum mitübernommen. So finden ſich denn fortan die germaniſchen „Reihengräber“ (vgl. S. 25 und 277), die es dartun, wie die germaniſche Völkerwanderung ein faſt reinraſſig nordiſches Geſchlecht über ganz Deutſchland verbreitete. Mittel- und Weſteuropa mag in der Merowingerzeit etwa ſo nordiſch geweſen ſein wie heute Schweden. Die reinſten nordiſchen Gebeine liegen oft in langen Reihen nebeneinander: „der Reihengräbertypus“, ſo wurde oft die nordiſche Raſſe von der Forſchung bezeichnet.

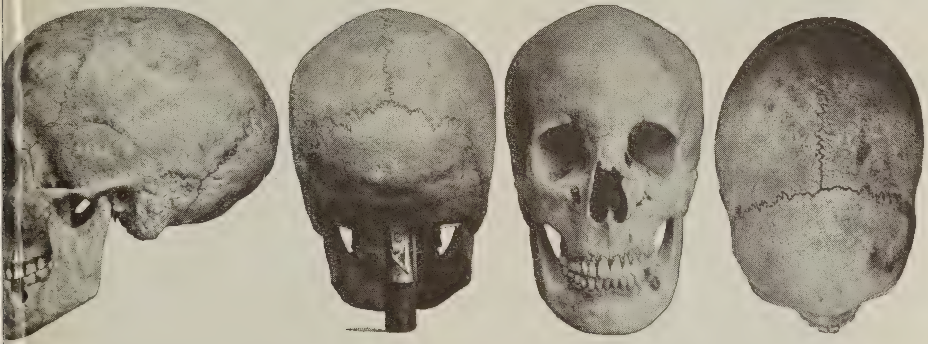


Abb. 342. Weiblicher (?) Schädel aus einem bajuwariſchen Gräberfeld im Salzburgiſchen. (Nach Much, Deutſche Stammeskunde.)

Die Staaten der Germanen löſten ſich ab, oft waren es Gründungen des Heldentums einer an Zahl geringen Schar; die nächſte ſtärkere Welle mußte ſie ſtürzen. Mit dem Kampf der einzelnen germaniſchen Stämme gegeneinander, ja ſchon mit dem Kampf der germaniſchen Legionen des römiſchen Heeres gegen germaniſche Stämme, hatte aber auch ſchon die wirkſamſte Ausmerzung des nordiſchen Blutes begonnen, die ſich durch die Geſchichte Europas bis zum Weltkrieg verfolgen läßt. Schon in der

Völkerwanderung zerſchlug immer wieder ein germaniſcher Stamm die Staatengründung des andern[1]. Die Raſſenmiſchung konnte beſonders im Süden nicht ausbleiben und mußte den Niedergang der Macht zur Folge haben. Auf das Reich der Oſtgoten, das ſich über Italien und das Alpengebiet bis zur mittleren Donau erſtreckte, folgte ein Reich der Langobarden. Die Vorherrſchaft des fränkiſchen Reiches kündete ſich endlich an; das karolingiſche Kaiſertum wurde zum Erben mehrerer germaniſcher Königreiche. Allmählich wuchſen ſich feſtigende Staaten aus den vergänglichen Gründungen der germaniſchen Völkerwanderung hervor. Das mittelalterliche Deutſche Reich als ein ſelbſtändiges Gebilde erſtand.

Die Normannenzeit, das Wikingszeitalter, begann. Dieſer Zeitabſchnitt der germaniſchen Ausdehnung zur See erklärt die Eigentümlichkeiten in der Beſiedlung der vor der Rheinmündung liegenden Inſeln (vgl. S. 191), die ſeewärts nordiſch, landwärts mehr oſtiſch beſiedelt ſind. Das Wikingszeitalter und die Normannenzeit erklärten ferner den auffälligen nordiſchen Küſtenſaum der Bretagne (vgl. S. 214) und die auffällig nordiſchere Beſiedlung des Gebiets der unteren Seine. Auch in England zeigt ſich noch heute in einigen Gebieten der ſtärker nordraſſiſche Küſtenſaum, der auf Wikingsſiedlungen beruht, ſo z. B. in Nordſchottland und auf den Hebriden, wo Maclean[2] die Nordraſſe am reinſten fand „in all den Gebieten, die von See aus zugänglich ſind und wo gute Landungsplätze häufiger ſind". Auch die ſtark nordiſche Beimiſchung innerhalb der Bevölkerungen der nördlichen und öſtlichen Oſtſee ſcheint zu nicht geringem Teil auf die Normannenzeit zurückzugehen. Normannen gründeten ihr franzöſiſches Reich, die Normandie, um 1012, ſie gründeten ein ſiziliſches Reich um 1061 und von dort aus ſüditalieniſche Staaten, ſie riſſen im Jahre 1066 die Herrſchaft über England an ſich. Norweger beſiedelten Island (867), Grönland (982) und entdeckten ſchließlich Amerika (1000), das ſie Winland hießen. Die Isländergeſchichten (Sagas) ſpiegeln jene Heldenzeiten und Fahrten wieder und ſind zugleich wie die „Germania" des Tacitus herrliche Zeugniſſe germaniſchen Weſens. — Skandinaviſche Stämme, hauptſächlich die Waräger, wurden ſchließlich die Herren Rußlands.

Die Eroberungszüge nordiſcher Menſchen über ganz Europa brachten mit ſich die letzte gründliche Aufprägung des nordiſchen Schönheitsbildes auf den größten Teil Europas. Seitdem ſich über ganz Weſt-, Mittel- und Südeuropa germaniſche Reiche erhoben hatten, gilt der nordiſche Menſch auch da, wo er heute wieder geſchwunden iſt, als das Maß des Schönen.

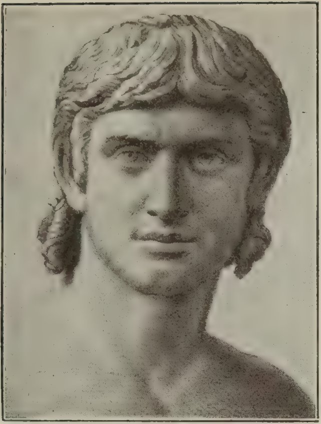
Die Schriftſteller des frühen Mittelalters bezeugen immer wieder die überragende Schönheit der germaniſchen Menſchen; mit Staunen ſahen vor allem die Menſchen des ſüdlichen Raſſenſumpfes die germaniſche

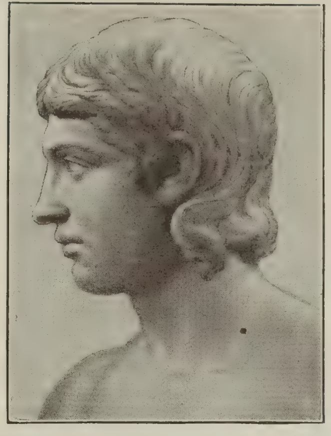
---

[1] Geradezu ſinnbildlich für die gegenſeitige Ausmerze der Tüchtigſten unter den germaniſchen Stämmen wirkt das angelſächſiſche Gedicht „Byrhtnoths Tod" (The battle of Maldon), das vom Kampf einer däniſchen gegen eine angelſächſiſche Schar berichtet; und geradezu entſetzlich zu leſen iſt in dieſer Hinſicht: „Das Ende der Jomsburger" (Neckel, Germaniſches Heldentum. 1915), der Untergang einer Wikingsſiedlung im Gebiet der Odermündung.

[2] Anthropological Review IV. 1866.

343 a

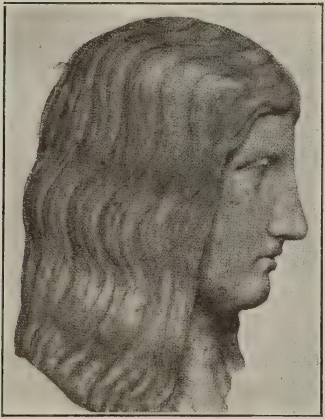


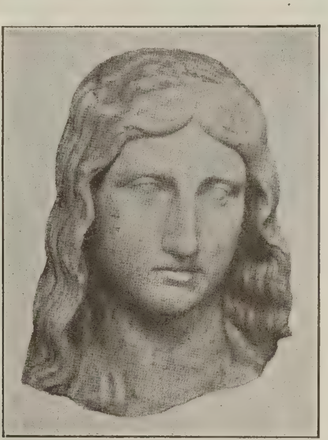


343 b

343 a, b. Germane.

344 a

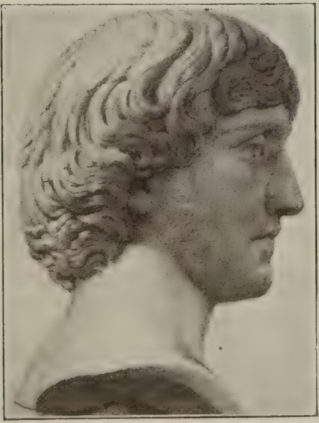


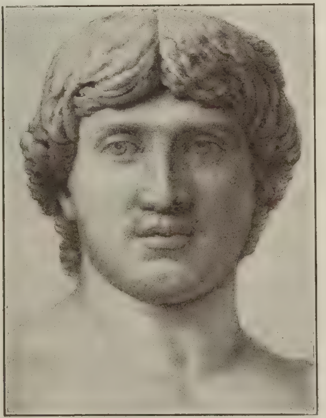


344 b

344 a, b. Germanin. (?)

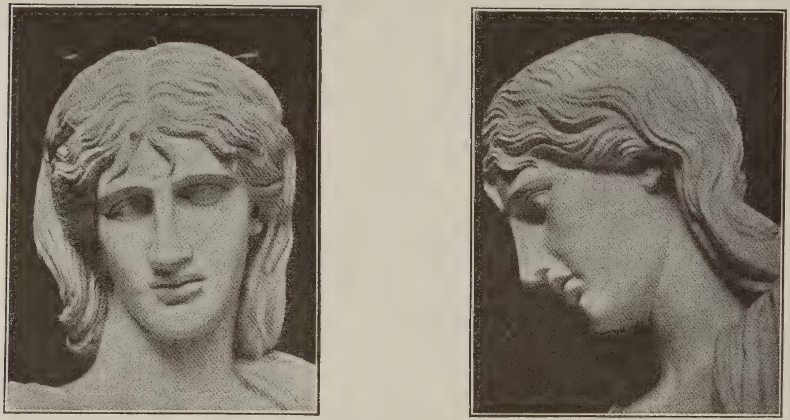
345 a





345 b

345 a, b. Germane.



346 a

346 b

346 a, b. „Thusnelda“ in der Loggia dei lanzi in Florenz.

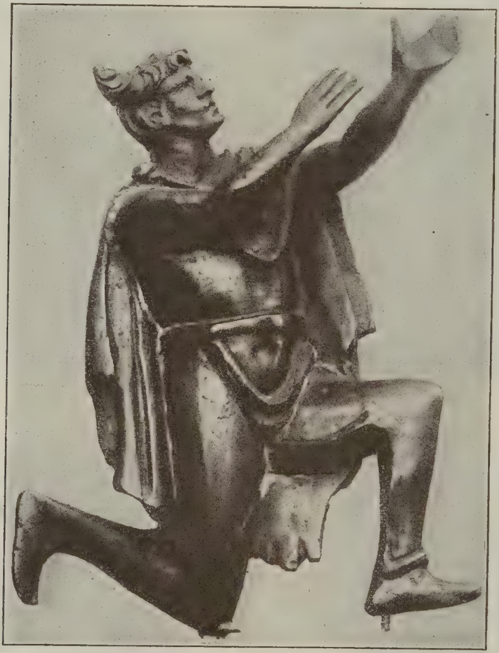


Abb. 347. Germane.

Leibeserſcheinung. Öfters mögen ſich die leicht beeindruckbaren ſüdlichen Menſchen willig unter die Herrſchaft einer ſchon körperlich ſo ausgezeichneten Herrenſchicht begeben haben. Die gewaltige Körperhöhe, die roſigweiße Haut, das Gold der Haare — die Dichter der römiſchen Spätzeit beſingen dieſe Züge im Gegenſatz zu den dunklen Farben unnordiſcher

Menſchen. Ein ſpätrömiſcher Kaiſer, Caracalla, trug eine blonde Perücke und germaniſche Tracht, um als Germane zu erſcheinen. Von der Völkerwanderung bis ins 19. Jahrhundert galt unumſtritten der nordiſche Menſch als Schönheitsbild. „Die brünette Hautfarbe galt im Mittelalter für unſchön wie die ſchwarzen Haare“ [1]).

Im Süden mußte der nordiſche Menſch allmählich untergehen. Schon körperlich war er dem Himmelsſtrich minder angepaßt als die dort heimiſchen Menſchen. Die Raſſenmiſchung aber kam hinzu. Wohl gab es da und dort Geſetze, die Miſchehen vermeiden ſollten: auf die Dauer entſtand doch aus der unnordiſchen Unterſchicht und der nordiſchen Oberſchicht, dem Adel und freien Bauernſtand, ein mehr oder minder abgeſchloſſenes Volk, das ſich untereinander verband. Die Raſſenmiſchung war aber nirgends ſo ſtark, daß nicht auch heute noch der Adel des ſüdlichen Europas die nordiſchen Züge da und dort bewahrt hätte. In ganz Europa aber iſt der Adel urſprünglich nordiſch geweſen, und Ebenbürtigkeit war ſoviel wie gleiche Reinheit des nordiſchen Blutes. Raſſenkundlich kann man — in Anwendung auf die indogermaniſchen Völker — ſagen: es gibt überhaupt nur eine Ebenbürtigkeit; das iſt die des reingebliebenen nordiſchen Blutes. Der miſchraſſige Adlige z. B. iſt raſſiſch einer geſunden reinraſſig nordiſchen Bauerntochter nicht ebenbürtig. Wenn Adel wieder einen raſſiſchen Sinn erhalten ſoll, ſo iſt ihm die Erzielung nordiſcher Raſſenreinheit als erſte Aufgabe zugewieſen [2]).

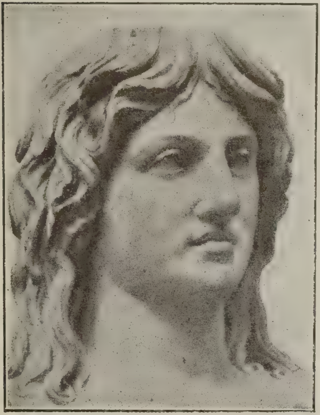


Abb. 348. Germanin.

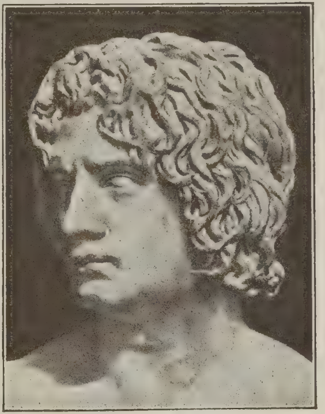


Abb. 349. Germane.

---

[1]) Hertz, Spielmannsbuch, 1912, worin S. 377 für die Geltung des nordiſchen Schönheitsbildes beſonders für das franzöſiſche Mittelalter Beiſpiele gegeben werden.

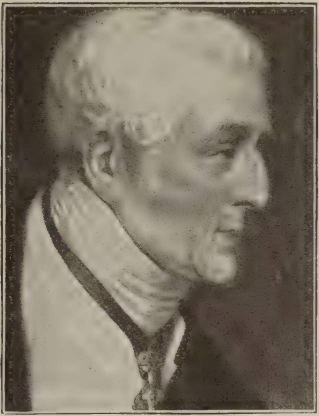
[2]) Es könnte ſehr zur Weckung einer Aufmerkſamkeit auf Blutfragen beitragen, wenn der zur Erſtrebung nordiſcher Raſſenreinheit taugliche Teil des Adels ſeinen Ebenbürtigkeitsanſchauungen dadurch eigentlich zum erſtenmal eine ſichere Grundlage ſchüfe, daß er die Ebenbürtigkeit im raſſiſchen Sinn verſtünde und dementſprechend z. B. ſeine Anſchauungen und Erbgebräuche ſo ab-

Daß die nordiſche Adelsſchicht in den ſüdlichen Germanenreichen dahinſchwinden mußte, lag vor allem auch darin begründet, daß ſie allein die Kriege führte, daß ſie allein auch jene Ehre in ſich ausgebildet hatte, die zu Krieg und Zweikampf aufrief. Zu Tauſenden lagen nach den Schlachten des Mittelalters die ritterbürtigen Herren und ihre Söhne auf dem Feld, das ihre Geſinnung „das Feld der Ehre“ nannte. Die mittelalterlichen Kriege führten zur raſchen Tilgung der nordiſchen Oberſchichten. Bald waren ſie in manchen Ländern nicht mehr ſtark genug, ihre germaniſche Sprache durchzuſetzen. Früh ſchon muß in Burgund die burgundiſche Sprache geſchwunden ſein, ein ſicheres Zeichen, daß die raſſiſche Sonderung geſchwunden und die nordiſche Oberſchicht zu dünn geworden war. Heute erinnert im ehemals burgundiſchen Gebiet nur noch ein häufiger vorkommender höherer Wuchs an die nordiſche Beſiedlung — wenn dieſes Merkmal nicht einem dinariſchen Einſchlag zuzuſchreiben iſt. Man wundert ſich nicht, daß der franzöſiſche Maler Puvis de Chavannes in ſeinen Gemälden faſt nur nordraſſiſche Menſchen darſtellt und nordraſſiſche Körpermerkmale oft ſo vollendet ausdrückt, wenn man erfährt, daß er aus dem burgundiſchen Adel ſtammt und ſelbſt vorwiegender Nordraſſe zugehört. — Die oſtgotiſche Sprache ſcheint in Italien noch im 9. Jahrhundert, vielleicht ſogar noch ſpäter, geſprochen worden zu ſein. In der Krim hat ſich eine oſtgotiſche Mundart, das ſogen. Krimgotiſch, ſogar noch bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Auch das nordiſche Blut ſcheint heute noch in der Krim gelegentlich zu erſcheinen. Das Langobardiſche ſcheint in Italien noch um das Jahr 1000 geſprochen worden zu ſein. Das nordiſche Blut aber der langobardiſchen (lombardiſchen) Männer hat den deutſchen Kaiſern des Mittelalters durch den wilden nordiſchen Freiheitstrotz viele Kämpfe gekoſtet, die auf beiden Seiten zum Fall vieler nordiſcher Männer führen mußten. Das nordiſche Blut erſcheint aber auch auf der Raſſenkarte Oberitaliens noch heute angedeutet (vgl. S. 219).

Man könnte die Raſſenkarte eines jeden europäiſchen Volks aus dem Einbruch und Schwinden nordraſſiſcher Stämme erklären. Erwähnenswert iſt die Raſſenſchichtung Englands, weil vom engliſchen Volkstum die landläufige und verkehrte Meinung beſteht, es verdanke ſeine Tüchtigkeit einer vielfältigen Raſſenmiſchung. Davon bietet aber gerade die Raſſengeſchichte Englands ſehr wenig, und alle Anzeichen haben ja darauf hingewieſen, daß Raſſenmiſchung und Schwinden der Führerſchicht den Niedergang eines Volkes bedinge. Die Weſtraſſe und vereinzelte oſtraſſiſche Siedler waren in England nach Süden und Weſten verdrängt

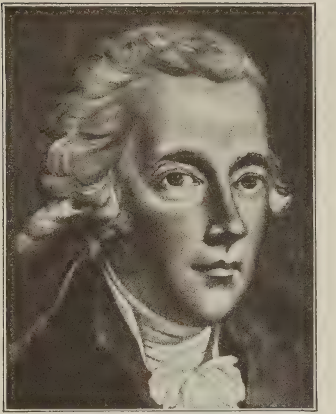
---

wandelte, daß er ſeine Söhne im Hausgeſetz auf entſprechend nordiſche oder nordiſchere Gattenwahl hinwieſe, wobei die im Standesſinne „ebenbürtige“ oder nicht-„ebenbürtige“ Herkunft eines Mädchens begreiflicherweiſe keine Rolle ſpielte, da allein die raſſiſche und erbliche Herkunft (ob nordiſch, ob geſund und klug) zu betrachten wäre. Solch eine auf das Bluterbe begründete Wandlung der Ebenbürtigkeiteanſchauungen müßte zur Heranzüchtung vorbildlicher Geſchlechter führen und würde auch ihre Wirkung auf nicht-adlige Kreiſe nicht verfehlen. — In den Beſtrebungen der Deutſchen Adels-Genoſſenſchaft zeigt ſich auch ſchon der Beginn einer Aufmerkſamkeit auf Raſſefragen.



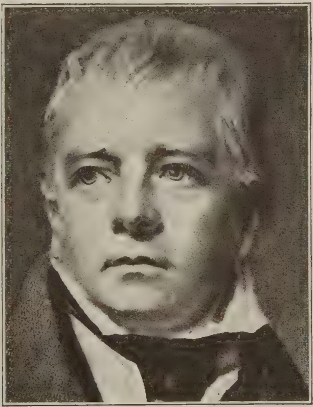
350

350. Herzog von Wellington, Heerführer und Staatsmann. Nordiſch. (Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges., Charlottenbg.)



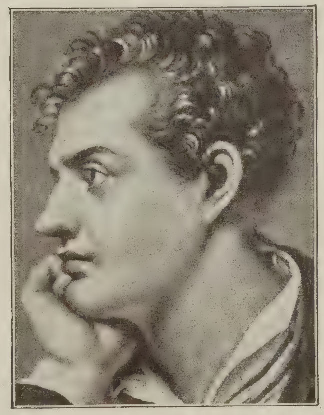
351

351. William Pitt d. Jüngere, Staatsmann. Vorwiegend nordiſch.



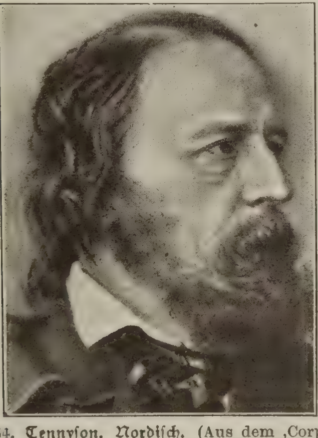
352

352. Walter Scott. Vorwiegend nordiſch.



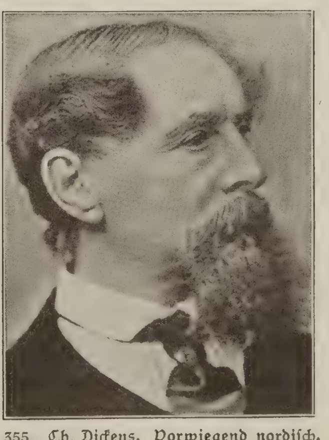
353

353. Lord Byron. Vorwiegend nordiſch.



354

354. Tennyſon. Nordiſch. (Aus dem ‚Corpus Imaginum' der Photogr. Ges., Charlottenbg.)



355

355. Ch. Dickens. Vorwiegend nordiſch. (Haargeſpinſt unnordiſch.)

England.

worden von den einbrechenden Kelten. Das Keltentum brachte den erſten ſtärkeren Einbruch der Nordraſſe über alle britiſchen Inſeln. Es mag vom Feſtland her ſchon eine gewiſſe Anzahl oſtiſcher Knechte mitgebracht haben, deren Gebeine dann in gewiſſen Schichten der Bronzezeit und Hallſtattzeit ſich eher und häufiger finden müſſen als nordiſche Gebeine: die nordiſchen Schichten innerhalb der damaligen europäiſchen Volkstümer waren ja ſchon zur Verbrennung übergegangen. Zahlreich kann aber die oſtiſche Unterſchicht des nach England eindringenden Keltentums nicht geweſen ſein. Beim Schwinden der nordraſſiſchen Oberſchicht des Keltentums mußten daher in der Bevölkerung, die jetzt keltiſche Mundarten ſprach, die urheimiſchen weſtraſſiſchen Züge wieder auftauchen. Dieſe Verhältniſſe ſind bei Betrachtung des iriſchen Volkstums (vgl. S. 310 ff.) erwähnt worden. Ein weiterer nordraſſiſcher Einbruch in England erfolgte durch die Angelſachſen. Er brachte eine gründliche Vernordung Englands mit ſich. Die angelſächſiſchen Staaten aber — waren ſie Bildungen eines ſeeliſch verhältnismäßig weicher veranlagten Volkes? Die angelſächſiſche Dichtung möchte es ſo erſcheinen laſſen — die angelſächſiſchen Staaten wurden zertrümmert von den harten Normannen. Die Normannen, welche wie die Angelſachſen nordiſchen Blutes waren und der Raſſenkarte Frankreichs die hellen Gebiete der Normandie und den Küſtenſaum der Bretagne ſichtbar hinterlaſſen haben, wurden die Herren Englands. Ihre Eroberung war der dritte geſchichtlich bezeugte Einbruch nordiſchen Blutes. Welche Völker, welche einzelnen Wikingſcharen, den engliſchen Boden immer betreten mochten: Kelten, Angeln, Sachſen, Jüten, Dänen, norwegiſche und isländiſche Wikinge, Normannen — immer waren es vorwiegend nordraſſiſche Völker. *Völker*miſchungen bezeichnen die engliſche Geſchichte; zur *Raſſen*miſchung kam es jeweils nur im Süden und Weſten, wohin jede neue Eroberung der Nordvölker die weſtiſchen und oſtiſchen Menſchen verdrängt hatte. Die engliſche Geſchichte iſt an Völkerbewegungen reich, Raſſenbewegungen weiſt ſie wenig auf.

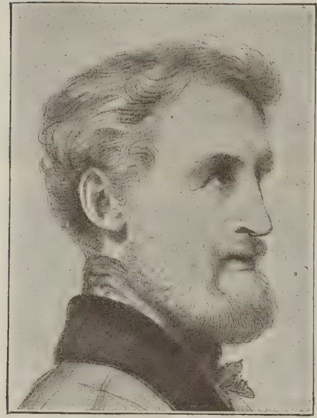


Abb. 356. England. Falkener (Baumeiſter). Nordiſch. Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.

Iſt England heute verhältnismäßig nordiſcher als Deutſchland? — Manche Beobachter beſtreiten es. Überraſcht hat mich, daß Beddoe in ſeinen Betrachtungen über deutſche Raſſeverhältniſſe auch noch in ſehr unnordiſchen Gebieten Deutſchlands und der Schweiz bei der Bevölkerung ziemlich viel „germaniſches“ Ausſehen findet und dieſe Gebiete dann öfters mit engliſchen Gebieten vergleicht. Daraus läßt ſich ſchließen, daß in manchen Gebieten Englands die Entnordung auch ſchon ziemlich weit vorgeſchritten iſt. Beddoe weiſt in ſeinem Aufſatz „Farbe und Raſſe“ ¹)

---

¹) Colour and Race, Journal of the Anthropological Institute, XXXV, 1905.

mit Beſorgnis darauf hin, daß die reine nordiſche Raſſe auch in England ſchwinde und zwar vor einem lebhaften (mobile) dunklen Schlag[1]. Die Weſtraſſe ſcheint alſo zuzunehmen. Damit kündet ſich ein Wandel an, der für die engliſche Macht unberechenbar iſt. Aber auch oſtiſche Züge ſcheinen ſich in England wieder durchzuſetzen. Man darf die oſtiſche Beimiſchung in England nicht als zu gering anſehen. Ein Dichter des 17. Jahrhunderts, William Davenant z. B., zeigt faſt ſchon mongoliſche Züge. Starke oſtiſche Beimiſchung, dazu leicht vorſtehende Kiefer, zeigen die Geſichter der Schriftſteller Goldſmith und Thackeray. Verhältnismäßig ſtark oſtiſch wirken z. B. auch die Schriftſteller Conan Doyle und Thomas Hardy, ebenſo einige zeitgenöſſiſche engliſche Staatsmänner. Beddoe frägt ſich, ob das künftige engliſche Volk imſtande ſein werde, das zu erhalten, wofür die echten Angelſachſen geſtorben ſeien. Nach manchen Beobachtungen ſollen die Blonden und Hochgewachſenen in den engliſchen Großſtädten ſchon ſehr ſelten ſein. Peters ſchrieb 1912 im „Tag“: „Der geſunde engliſche Volksſchlag der Dickensſchen Periode iſt zugrunde gegangen. Die alte angelſächſiſche blonde Bevölkerung des merry old England, welche den Grund und Boden bearbeitete und die Grundlage bildete für die Armee Wellingtons und die Schiffe Nelſons, beſteht nicht mehr. Dafür drängt ſich in den Induſtrieſtädten von Jahr zu Jahr mehr ein kleiner, dunkler Menſchenſchlag, unter dem ſich die alte Ariſtokratie und die Gentry wie vereinzelte blonde Recken abheben. In den Reſtaurationen Londons aber ſchimmert es ſchwarz von einem Ende bis zum andern. Das iſt die „neue Ariſtokratie“ aus der City, die großen Männer (aber nur im Gehirn groß), welche die Kurſe herauf- und herunterſchieben, um die Märkte der Kolonien und der Fremde in Abhängigkeit zu halten. Die füllen die eleganten Reſtaurants von heute an. Blonde Londoner gibt es kaum noch, jedenfalls ſieht man ſie nur vereinzelt.“ Dieſe ſogenannte neue Ariſtokratie Englands beſteht in der Hauptſache aus Juden, die vielfach aus Deutſchland („German Jews“) ſtammen. Die engliſchen Kolonien ſcheinen zum Teil zum Fortkommen der nordiſchen Raſſe nicht ſonderlich geeignet zu ſein. Durch einen gewiſſen Ausleſevorgang, der das nordiſche Blut ausmerzt, ſoll Auſtralien allmählich zu einem von Kurzköpfen beſiedelten Land werden. Jedenfalls ſcheint die nordiſche Schicht des engliſchen Volkes am Schwinden zu ſein. Ihr Untergang müßte zum Niedergang und ſchließlich Untergang des Britiſchen Reiches führen. Durch die Vernichtung des freien Bauernſtandes hat England ſich am ſchwerſten geſchädigt. „Wie die engliſche Anthropologiſche Geſellſchaft vor dem Weltkriege feſtſtellte, iſt die Zahl der Blonden, die vor etwa 100 Jahren in den engliſchen Städten ſich zu der der Braunen noch wie 2:5 verhielt, in Glasgow zurückgegangen auf 1:4; in Mancheſter auf 1:5, in London gar auf 1:7“[2]. England ſcheint heute verhältnismäßig etwas weniger nordiſches Blut zu haben als Deutſchland (?), jedoch im Geſamterbe kaum weniger als 60%; doch ſcheint in England die Zahl reinraſſig nordiſcher Menſchen verhältnismäßig noch größer zu ſein.

---

[1] Hat zur Bildung des engliſchen Wortes „Mob“ (= Großſtadtpöbel) aus lateiniſchem mobile vulgus unbewußte raſſiſche Einſicht beigetragen?

[2] Holle, Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanſchauung, Lebensführung und Politik. 1919.

Überblickt man all die Untergänge der großen Reiche und der ſchöpferiſchen Geſittungen von Indien bis übers Abendland hin: immer erſcheint dies klar erſichtlich, daß jeder „Untergang“ eines Volkes indogermaniſcher Sprache bedingt iſt durch das Verſiegen des Blutes der ſchöpferiſchen Raſſe, der Nordraſſe. — Ein Buch macht gegenwärtig die Runde in Deutſchland und Europa: „Der Untergang des Abendlandes“ von Oswald Spengler. Alle Zeichen eines jeden Niedergangs der großen Geſittungen hat Spengler in ſeinem Buch betrachtet, die Urſache ſelbſt, das Verſiegen des nordiſchen Blutes innerhalb der betrachteten Volkstümer, hat Spengler nicht geſehen. Es lohnt ſich heute, die Spenglerſchen Behauptungen raſſenkundlich zu prüfen. Ich führe hierher gehörige Sätze aus einer Beſprechung an, die ich ſeinerzeit für die „Beiträge zur Philoſophie des deutſchen Idealismus“[1] geſchrieben habe. Die Bedeutung, die man dem Spenglerſchen Buch zumißt, rechtfertigt wohl ein Verweilen bei ihm und mag auch die Selbſtanführung rechtfertigen:

„Für Spengler iſt die ſogenannte Anthropologiſche Geſchichtsbetrachtung noch nicht fruchtbar geworden — was indeſſen heute noch kaum ein Vorwurf iſt. So kommt es zu falſchen Deutungen. Dafür ein Beiſpiel:

„Spengler ſieht es gleichſam als ein Sich-ſelbſt-ergreifen der griechiſchen, geſchichtslos, dauerlos lebenden Seele an, „als ein Symbol erſten Ranges und ohne Beiſpiel in der Kunſtgeſchichte“, daß die Hellenen der Vorzeit „plötzlich“ vom Steinbau zum Holzbau „zurückkehren“. Und weiter ſtellt er feſt: „In der homeriſchen Zeit ſo gut wie in der vediſchen erfolgt der plötzliche, materiell nicht zu motivierende Schritt vom Begräbnis zur Verbrennung.“ So muß Spengler bei all dem überſehen, daß es nicht die gleiche „Seele“ iſt, die ſich ſo äußert. Er muß dies überſehen: die nordraſſiſchen (ariſchen), erobernd eindringenden Inder der vediſchen Zeit wie die nordraſſiſchen, erobernd eindringenden Griechen der „homeriſchen“ Zeit bringen ihre nordiſchen Sitten „plötzlich“ mit ſich in die Länder, in denen ſie dann ihr „Seelentum“ weiter entfalten: ſie bringen die Verbrennung mit, die allen nordraſſiſchen Völkern gemeinſam iſt[2], ſie bringen den Holzbau mit (S. 273), der bei den nordraſſiſchen Skandinaviern heute noch herrſcht. So überſieht Spengler immer wieder die raſſiſchen Bedingungen des Geſchichtsbildes. Beiſpiele könnten gemehrt werden. Hier fehlt der Raum. Hätte ſich Spengler eine raſſenkundliche Geſchichtsauffaſſung dienen laſſen, ſo hätte ihm auch nicht entgehen können, daß man von einem Altern des griechiſchen Volkes, ſtreng beobachtend, gar nicht reden darf, ebenſowenig von einem Altern des römiſchen Volkes und ebenſowenig von einem in oder nach einer Spätzeit heraufkommenden „neuen Lebensgefühl“. Das „entartende“ Volk iſt ja ſchon lange nicht mehr das nordraſſiſche griechiſche Volk, deſſen Ebenbilder ſeine Künſtler in Marmor bildeten. Das entartende Rom iſt ſchon lange nicht mehr das nordraſſiſche Rom, das ein Weltreich gegründet hatte. Das „neue Lebensgefühl“ aber war jedesmal das Lebensgefühl der Miſchbevölkerungen, die in der „Spätzeit“ nach wie vor ihr Maſſenleben unſchöpferiſch fortlebten, und jeder „Untergang“ der Geſchichte von Indien bis übers Abendland hin war immer das Verſiegen des Blutes der ſchöpferiſchen Raſſe in einem Staats- und Geiſtesleben.“

---

[1] Bd. 2, Heft 1. 1921.

[2] Vgl. Ilias, Beowulf.

Fiſcher faßt ſolche Erſcheinungen des „Untergangs“ und „Alterns“ einmal ſo zuſammen: „Ein Altern eines Volkes gibt es wohl, niemals aber das Altern einer Raſſe. Die menſchlichen Raſſen altern an ſich ebenſowenig und ſterben ebenſowenig wie tieriſche und pflanzliche Raſſen. Sie können nur ausgetilgt werden, alſo eines unnatürlichen Todes ſterben. Was der Hiſtoriker als Degeneration, Siechtum und Altern eines Volkes, ja was er als Untergang eines Volkes ſieht, ſind die Folgen verkehrter Ausleſe der Raſſenbeſtandteile des betreffenden Volkes. Wenn die erbmäßigen Träger der betreffenden Begabung, wenn die raſſenmäßigen Führer durch irgendwelche Ausleſevorgänge ausgetilgt oder ausgeſchaltet ſind, iſt eben das Volk nicht mehr dasſelbe, was es vorher war. Wenn ein Volk durch kriegeriſche oder auch durch friedliche, allmählich durch Einwanderung erfolgende Raſſenmiſchung in ſeiner raſſenmäßigen Zuſammenſetzung ein anderes geworden iſt, wird auch ſeine geiſtige Leiſtung eine andere werden müſſen. Dieſe andere Art, vor allen Stücken ein wirtſchaftliches und politiſches Sinken, wird, wie geſagt, der Geſchichtsforſcher häufig als Alterserſcheinung auffaſſen, es iſt in Wirklichkeit eine raſſenmäßige Veränderung“ [1]).

Wenn man alſo vom „Altern“ eines Volkstums indogermaniſcher Sprache ſprechen will, ſo kann darunter nur verſtanden werden: das Schwinden des Blutes der ſchöpferiſchen Oberſchicht. Vor Spengler hatte ſchon Breyſig [2]) auf die Gleichläufigkeit der griechiſchen, römiſchen und deutſchen Geſchichte hingewieſen und dargetan, daß ein Grieche der Zeit 500 v. Chr. etwa auf gleicher „Stufe“ ſtehe wie ein Römer der Zeit 330 n. Chr. und ein Deutſcher der Zeit 1500 n. Chr. Aber Breyſig hat ebenſowenig wie Spengler erkannt, daß dieſe Art der „Gleichzeitigkeit“ in der Geſchichte indogermaniſcher Völker durch die gleiche Stufe der Entnordung bedingt iſt [3]).

---

[1]) Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2]) „Der Stufenbau und die Geſetze der Weltgeſchichte.“ 1905. — Als Erſter vertrat jedoch den Gedanken des „Stufenbaus“ im Völkerleben der italieniſche Philoſoph Vico (1688—1744), den Gedanken des „Untergangs“ des Abendlandes als Erſter Graf Gobineau.

[3]) Breyſig betrachtet aber auch das „Altern“ von Völkern weit außerhalb des Bezirks der (von nordiſchen Stämmen überbrachten) indogermaniſchen Sprachen, von Völkern alſo, bei denen nicht eine Entnordung als Urſache des Niedergangs angeſehen werden darf. Eingehendere Forſchung wird jedoch auch in ſolchen Fällen — falls eben nicht gewaltſame Zerſtörung von außen vorliegt — jeweils das Schwinden einer ſchöpferiſchen Oberſchicht vermuten dürfen und feſtſtellen können — das Schwinden einer dem Volksdurchſchnitt raſſiſch gleichgearteten Schicht Höherbegabter oder das Schwinden einer vom Volksdurchſchnitt raſſiſch verſchiedenen Oberſchicht. Ich neige zu der Annahme, daß der größte Teil aller zu beobachtenden Geſittungsaufſchwünge aus Übereinanderſchichtung zweier Raſſen entſtanden iſt, aus der Kraftentfaltung, die anſcheinend jeweils beim Zu-

Man könnte beim Verfolgen des Gedankens der Vernordung und Entnordung der Bevölkerungen indogermaniſcher Sprache geradezu eine Formenlehre nordraſſiſcher Ausbreitung und Stammesgeſchichte entwerfen, welche die gemeinſamen Züge im Entſtehen und Niedergang aller nordraſſiſch bedingten Völker aufzeigt. Da iſt es bemerkenswert, wie ſich einzelne Züge im Bild der Geſittungen ſchon ändern, ſobald der engſte Bezirk, die engſte Urheimat der Nordraſſe in Deutſchland, der nordweſteuropäiſche Bezirk alſo der ſogen. Megalithkeramik (vgl. S. 315), verlaſſen wird. Das nordweſtdeutſche Gebiet der Megalithkeramik, ein Gebiet früheſter nordiſcher Geſittung in Europa, iſt immer gekennzeichnet geweſen durch eine beſondere Langſamkeit der Entfaltung, durch ein beſonderes Beharren und Feſthalten des Altüberlieferten. Neue Geſittungsformen regen ſich öfters erſt dann, wenn nordiſche Scharen den älteſten Heimatbezirk verlaſſen. So entſtand die für die Ausbreitung der Nordraſſe ſo bezeichnende Leichenverbrennung im thüringiſchen Kreis nordiſcher Geſittungsformen, im Kreis der Schnurkeramik (vgl. S. 316). „Der Megalithkreis hat die Verbrennung gewiß nicht erfunden, in ſeinem Bereiche iſt nicht ein einziges Beiſpiel nachzuweiſen. Seine Bewohner waren offenbar ſchon ebenſo konſervative Leute wie die heutigen niederſächſiſchen Bauern. Nur wo die Megalithkultur ſich über ihre alten Grenzen hinausbegibt und in der Fremde unter dem Einfluß hauptſächlich der Schnurkeramik, einmal auch des Gemiſchs von Schnur- und Bandkeramik (Röſſen) gerät, nimmt ſie die Verbrennung an“[1]. Die Sitte der Leichenverbrennung verbreitete ſich dann vom thüringiſchen Kreis der Nordraſſe aus im ganzen Gebiet nordraſſiſcher Völker, und wohl tauſend Jahre ſchon vor der homeriſchen Zeit, am Ende der Steinzeit, mögen die ſüd- und oſtwärts dringenden Nordſcharen die Sitte der Leichenverbrennung überallhin mit ſich gebracht haben, wie ſie auch überallhin den Bernſtein des Oſtſeegebiets zur Herſtellung von allerhand Schmuck verbreitet haben. Die Geſellſchaftsform, die politiſche Form — wenn man für dieſe Frühzeit derlei Ausdrücke gebrauchen darf — änderte ſich wohl zumeiſt beim Verlaſſen der Urheimat. Da, wo Nordraſſe reinerhalten in geſchloſſenem Gebiet ſiedelt, muß ſich eine Art Volksherrſchaft ergeben, ausgeübt von den angeſehenſten Männern der einzelnen Stämme. Den Gebieten reiner Raſſe konnte wohl eine Art republikaniſcher Ordnung eignen, weil hier einmal in Wirk-

---

ſammenwirken Führender und Geführter entſteht. [Ich glaube, eine ſolche Vermutung ſchon ausgeſprochen gefunden zu haben in der „Anthropologie“ (1822) von Steffens.] Damit ergäbe ſich bei jedem „Untergang“ eines Volkes und einer Geſittung die Frage, ob nicht eine übergeſchichtete Raſſe und welche Raſſe in dem betreffenden Volk dahingeſchwunden iſt. Es iſt z. B. überaus wahrſcheinlich, daß der Bedeutung der nordiſchen Raſſe im Leben der indogermaniſchen Völker die Bedeutung entſpricht, welche die hamitiſche (äthiopiſche) Raſſe im Leben vieler Afrikaſtämme, beſonders der Stämme hamitiſcher Sprache, gehabt hat und hat. Wenn hingegen ein Volk und eine Geſittung durch eine lange Zeitdauer eine gewiſſe Stetigkeit der kennzeichnenden Züge zeigen, wie es in China erſcheint, ſo wird man auch eine verhältnismäßig ungeſtörte Bevölkerungsſchichtung mit etwa gleichbleibendem Erhaltungszuſtand der einzelnen Schichten annehmen dürfen.

[1] Schuchhardt, Die Anfänge der Leichenverbrennung, Sitzungsberichte der preuß. Akademie der Wiſſenſchaften, XXVI, 1920.

lichkeit lauter Freie und Gleiche ſiedelten und eine Schichtung nur möglich ward durch die beſondere Begabung und Tatkraft einzelner Sippen und nur ſolange deren Tatkraft dauerte und ſich forterbte. Die Volksherrſchaft, eine Art Republik, konnte ſich einſtellen wie unter den nordiſchen Isländern, ſo unter den nordiſchen Dithmarſchen und ſo auch in früheſter Vorzeit überall in den Gebieten reiner nordiſcher Raſſe. Sobald aber der Heimatboden verlaſſen war, mußten ſich ariſtokratiſche Formen, mußte ſich eine Adels- oder Königsherrſchaft ergeben. Man zog durch fremdes Land, man unterwarf ſich fremdraſſiges Volk, man beherrſchte es als Adels- und Bauernſchicht, als die Herren. Burgen mußten zur Beherrſchung errichtet werden. Es iſt ſehr bezeichnend, daß das nordweſtdeutſche Urheimatgebiet nordiſcher Raſſe keine Burgen kennt. Es iſt ſehr bezeichnend, daß Burgen den Weg aller Nordvölker bezeichnen, Burgen, in denen die rechteckigen Häuſer und Säle ſtehen [1]).

Von Gebiet zu Gebiet als Herrenvolk von Nordweſteuropa aus ſich vorſchiebend, nicht einſickernd, ſondern einbrechend und erobernd, vollzogen ſich die ſüdlich und öſtlich gerichteten Wanderungen. — Für die Landnahme all dieſer Nordvölker (deren letztes die Germanen waren) iſt bezeichnend die Herausforderung des Führers eines ſich etwa entgegenſtellenden fremden Heeres zum Zweikampf. Immer tritt der nordiſche Anführer vor ſeine Schar hin und ruft den fremden Anführer zum Zweikampf. „Zwiſchen zwei Heeren" (untar heriun twêm), wie es im Hildebrandslied heißt, kommt es zum Zweikampf der Fürſten. Der „Rieſe" Goliath, der nordiſch hochgewachſene Herzog ſeines Volks, iſt eines der Beiſpiele ſolcher Herausforderung. „Die *Philiſter* ſind offenbar ein von Kreta hierhergekommenes Volk mit mykeniſcher Kultur geweſen. Sie ſind die Puleſata der ägyptiſchen Inſchriften, die aus dem Kefti-Lande ſtammen, dem Kaphtor der Bibel [2]). Ihre Keramik von Geſer iſt eine entartete mykeniſche, ebenſo die Rüſtung Goliaths, Beinſchienen und Helm, ſowie ſeine Neigung zum Einzelkampfe, die den Juden ebenſo ſchreckenerregend ungewohnt iſt, wie ſie den homeriſchen Helden entſpricht" [3]).

---

[1]) Die (S. 355 wiedergegebene) Meitzenſche Karte der Beſiedlungs- und Dorfformen Deutſchlands (Meitzen, Siedelung und Agrarweſen der Weſtgermanen und Oſtgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 1895) zeigt für die letzte nordiſche Völkerwelle, die Germanen, wie ſich die Anbauform der Siedlungen ändert, ſobald das Gebiet reinſter nordiſcher Raſſe, das geſchloſſene Siedlungsgebiet der germaniſchen Stämme (vgl. Karte X u. XI, S. 314, 315), verlaſſen wird. Die Karte zeigt, wie in den Gebieten, wo die germaniſchen Stämme nur als mehr oder minder ſtarke Oberſchicht ſaßen, ſogleich andere Formen der Siedlung auftreten und Peßlers Karte der Hausformen (S. 379) läßt vermuten, daß die nordweſtdeutſche ſog. altſächſiſche Hausform die Urform des germaniſchen Hauſes der deutſchen Stämme iſt. Auch die Hausform ändert ſich beim Verlaſſen des nordweſtdeutſchen Bezirks ſtärkſten Vorwiegens der nordiſchen Raſſe.

[2]) Jeremias 47, 4.

[3]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919. Die Philiſter ſind allem Anſchein nach ein Volk geweſen, dem mykeniſchen entſprechend, alſo ein Volk mit weſtiſcher Unterſchicht und nordiſcher Oberſchicht, mit nordiſchen „Rieſen" als Führern. Um das Jahr 1000 v. Chr. müſſen ſie beim Erobern ihres ſpäteren Gebiets auf die Iſraeliten geſtoßen ſein. Bezeichnend iſt es, wie die echt nordiſche Herausforderung zum Zweikampf der Führer den Juden völlig fremd iſt: da Goliath,

In Indien unter den nordraſſiſchen Indern die gleiche Luſt am Zweikampf der feindlichen Führer: die indiſchen Sagen bezeugen es. „Die Führer der beiden Streitkräfte treten bisweilen vor die Scharen zum Zweikampf vor, ‚daß alle Welt es ſehe'"[1]). Die gleiche Sitte des Einzelkampfs im alten Griechenland und dazu der bezeichnende Wortwechſel der Helden, die gegenſeitigen Fragen nach Sippe und Stamm — überall, in der indiſchen, griechiſchen, perſiſchen und germaniſchen Heldendichtung die gleichen Äußerungen adliger Geſinnung. Der Zweikampf der Führer erſcheint wieder bei den Kelten: die römiſche Geſchichte verzeichnet die Zweikämpfe des T. Manlius Torquatus und des M. Valerius Corvus mit keltiſchen Anführern z. Zt. der oberitalieniſchen Kämpfe (367—349 v. Chr.). Die perſiſche Sage erzählt vom heldiſchen Zweikampf des Vaters und des Sohns (Roſtem und Sohrab), wie es das deutſche Hildebrandslied tut (Hiltibrant und Hadubrant). Immer kennzeichnet dieſer Führerzweikampf das Vordringen nordiſcher Stämme, und die Heldenſagen der Perſer und Inder wie der Griechen, der Römer und Kelten wie der Germanen, bewahren die entſcheidenden Ereigniſſe. Die isländiſche Saga erzählt immer wieder vom „Holmgang" zweier Kämpfer und das Nibelungenlied ſtellt den Fall der Burgunden durch eine Reihe von Führerzweikämpfen dar.

In dauernden Kämpfen mag das Schickſal der einzelnen Stämme ſie dahin geführt haben, wo ihre eigentliche Siedelung begann. Waren die einzelnen Nordvölker erſt ſeßhaft geworden, hatten die Nachſchübe nordiſcher Scharen einmal aufgehört, ſo begann der Vorgang, der zur Ausbildung geſonderter Volkstümer führen mußte. Die Oberſchicht fühlte ſich ſchließlich nicht mehr als fremd, ſondern eben als der Adel und Bauernſtand eines beſtimmten Volkes. Die Verſchmelzung der beiden Schichten zu einem ſich eins fühlenden Volk liegt den geſchichtlichen Aufzeichnungen meiſtens ſchon weit voraus. In die Geſchichte treten meiſtens ſchon klarbegrenzte geſchichtete Volkstümer ein: der nordiſche Grieche ſieht den nordiſchen Makedonier als ſeinen Feind, der nordiſche Römer ſieht den nordiſchen Kelten als ſeinen Feind und tritt ihm entgegen als der Schützer auch der weſtiſchen und oſtiſchen Unterſchicht. Die Verſchmelzung der Raſſen iſt damit vorbereitet. Langſam geht ſie vor ſich, ſolange die Adels- oder Königsherrſchaft beſteht, ſolange die klaren Standesgrenzen beſtehen, Standesgrenzen, entſtanden aus Raſſengrenzen. Dieſe Zeiten klarer Schichtung ſind zugleich die Heldenzeitalter der einzelnen nordraſſiſch-bedingten Völker. Ein Wettbewerb der Kühnheit, der Fahrten und Kämpfe, reißt das ganze Volk zu den Taten fort, von denen die altindiſche und altperſiſche Dichtung berichten, von denen die griechiſche Ilias, der angelſächſiſche Beowulf, die Edda, die isländiſche Saga wie das deutſche Nibelungenlied künden. Die adligen Menſchen ſolcher Zeiten fragen ſich immer, ob all ihr Tun vor den „Vätern" beſtehen könne; ſie haben ein

---

ſeiner Art entſprechend und gleiche Sitte vermutend, zum Kampfe vortritt, trifft ihn tödlich aus der Entfernung der geſchleuderte Stein.

[1]) E. Waſhburn Hopkins, The Social and Military Position of the Ruling Cast in Ancient India.

feſtes Geſetz der Ehre, ſie halten viel auf Sippenzucht, ſie wählen ſich das Weib faſt nur aus den andern freien Geſchlechtern, geben ihre Töchter faſt nur den bewährten Männern. Die Sippen, die an Tüchtigkeit und Tatkraft berühmt ſind, verbinden Töchter und Söhne miteinander. Schwächliche Kinder werden ausgeſetzt oder getötet[1]. Das oberſte Geſetz iſt Heldentum, der Einzelne denkt weniger an ſich als an Sippen- und Stammesehre. Streng fordert er von ſich, daß er alle überlieferten Geſetze der Rache, des Zweikampf, des Erbrechts und des Glaubens halte. Es gilt: Treue gegen ſich ſelbſt, Treue gegen die Artgenoſſen, Ausbreitung und Verteidigung des entſtandenen Volkstums; geſchätzt iſt Freigebigkeit, Großmut, Edelſinn, Wahrheitsliebe, Selbſtvertrauen. Die „angeborne Farbe der Entſchließung“[2], dieſe echt nordiſche Farbe, gehört zu Weſen und Anblick der nordiſchen Menſchen dieſer Frühzeiten. So erſtehen die Geſittungen der Frühzeit nordiſch-bedingter Völker, die uns durch die unbewußt ſichere Erfaſſung der Geſetze reinen Blutes, geſunder Nachkommenſchaft und kriegeriſcher Ehre immer wieder erſtaunen.

Doch ſchon die Volkwerdung der nordiſchen Oberſchicht mit der unnordiſchen Unterſchicht hat die Möglichkeit der Raſſenmiſchung geſchaffen. Jede Verfaſſungsänderung kann die Schichtung ſtören und dient uns heute als ein Anzeichen einer Störung des Raſſentums. Die untergeſchichteten Volksteile drängen mit dem Schwinden der Oberſchicht auf Machtverſchiebung. Darum ſchreitet die Raſſenmiſchung vor, ſobald „das Volk“ (der Demos, die Plebejer, die unteren Kaſten) die Schichtung erſchüttert hat. Dies geſchieht oft unter der Anführung nordiſcher Männer, die aus dem oder jenem Grund Adelshaſſer geworden ſind. Die Unterſchicht erhält Rechte; viele ihrer Glieder ſind reich geworden und ihr Geld erwirbt ihnen Einfluß im Staat. So kommt es allmählich zu einer „Volksherrſchaft“. Volksherrſchaft bedeutet jetzt aber etwas ganz anderes als in den Gebieten reiner Nordraſſe, wo tatſächlich Freie und Gleiche auf ihrem Grund und Boden ſaßen[3]. Jetzt iſt Volksherrſchaft gleichbedeutend mit dem Maſſentum, das keine bedeutenden Männer mehr erträgt, wie es einmal der aus dem Adel ſtammende Philoſoph Herakleitos von Epheſos ingrimmig ſchildert, der nach ſeiner Anſchauung den Epheſern riet, ſie möchten ſich alle „Mann für Mann“ hängen, da es ihre Meinung ſei: „Von uns ſoll keiner der wackerſte ſein oder, wenn ſchon, dann anderswo und bei andern“ [1]). Volksherrſchaft bedeutet jetzt Maſſentum, geleitet durch einzelne Umſtürzer und vor allem durch das Geld der unnordiſchen Emporkömmlinge. Die Verfaſſung wird eine Verfaſſung des Maſſentums. Sie richtet ſich nicht mehr nach Grundbeſitz und Abſtammung, ſondern nach dem Geldbeſitz. Die grundbeſitzende Adelsſchicht verarmt gegenüber der geldbeſitzenden Schicht der Emporkömmlinge. Die Verarmung führt den Adel zu fragwürdigen Verbindungen mit der geldbeſitzenden Schicht ſelbſt; ſo entarten viele ſeiner Glieder. Kapitaliſtiſche Zuſtände ſind ſchon Kennzeichen einer Verſchiebung im Raſſentum und fördern raſch das Schwinden der nordiſchen Oberſchicht. Der griechiſche Elegien- und Spruchdichter Theognis, der zur Zeit eines ſolchen Wandels lebte, hat von ſeiner Adelsanſchauung aus eine ſolche Machtverſchiebung deutlich geſchildert.

---

[1] Platon, zwar ſchon in einer minder verantwortungsbewußten Spätzeit lebend, fordert in ſeinem „Staat“ (5. Buch) doch die Ausſetzung untüchtiger und mißgebildeter Kinder, „wie es ſich gehört“; und ſo auch noch der in einer Spätzeit lebende Seneca: „Es iſt nicht Fanatismus, ſondern Vernunft, das Tüchtige vom Untüchtigen zu ſondern“ (angeführt nach Baur-Fiſcher-Lenz). Man wird weder Platon noch Seneca rohen Empfindens zeihen dürfen, beide ſind eher von milder Gemütsart. — Bei den alten Germanen erkannte ein Vater ſein Kind erſt dadurch als aufzuchttauglich an, daß er das in feierlicher Handlung vor ihm auf die Erde gelegte Neugeborene aufhob; andernfalls wurde es ausgeſetzt. — An Stelle der für unſer Empfinden nicht mehr möglichen Beſeitigung Untüchtiger iſt in der Geſetzgebung der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Unfruchtbarmachung getreten, welche von vielen hierfür in Betracht kommenden Menſchen ſogar ſelbſt beantragt wird.

[2] Shakeſpeare, Hamlet.

[3] Damit iſt zu vergleichen, daß „der demokratiſche Gedanke“ im ſchwediſchen oder norwegiſchen Volksleben nicht ganz dasſelbe bedeutet wie „der demokratiſche Gedanke“ im Volksleben ſtärker entnordeter Völker.

Raſſenkundlich iſt es nun ſehr bezeichnend, daß der Emporkömmling auffällt und ſich lächerlich macht. Der Reichtum war ſolang edel, als er weſentlich Grundbeſitz war und einer Schicht angehörte, die raſſenmäßig zum Herrſchen befähigt und zum Beſitz erzogen war, die den Reichtum nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern um der Machtausdehnung, Hortesfreude und Ehre willen begehrte. Der Reichtum wird etwas Gemeines, ſobald ihn eine Schicht anſammelt, die nicht die große Geſinnung dazu hat; er wird etwas Gemeines in dem Augenblick eines nordiſch-bedingten Volkes, wo der unnordiſche Menſch zu Reichtum kommt. Dieſer hat nicht die Lebensweiſe geerbt, die zum Reichtum gehört, damit Reichtum nicht unedel ſei. Herrſchen und Beſitz liegt ihm nicht im Blut; daher übertreibt er, daher ſucht er die Kleidung und die Gebärden der nordiſchen Schicht nachzuahmen und macht ſich dabei lächerlich, denn er vergreift ſich darin täglich. Der „Protz“, der Emporkömmling, der Reichgewordene — ſolche Geſtalten ſind nordraſſiſch ſehr ſelten. Würde etwa einmal ein nordiſcher Menſch aus der Armut in den Reichtum verſetzt, er hätte die Lebensweiſe der urſprünglich übergeſchichteten Raſſe ſo in ſich, daß er nicht auffiele. Lächerlich und widerlich macht ſich der Emporkömmling dadurch, daß er die Lebensweiſe nordiſcher Raſſe nachahmen will [2]). Die Geſchichte aller nordraſſiſch-bedingten Völker zeigt die Geſtalt des politiſch einflußreichen Reichgewordenen — die römiſchen Satiriker zeichnen oft ſein Bild — und der Zeitpunkt, in dem er auftritt, zeigt den Raſſenwandel an. Von dieſem Augenblick an beſchleunigt ſich der Niedergang eines ſolchen Volkes.

Er mag ſich auch im Denken und in der geltenden Sittlichkeit zeigen. Das frühe Denken der nordiſchen Oberſchicht iſt in ſeiner Bildkraft der Urſchau (dem Mythos) noch nahe, iſt jedenfalls noch keine Philoſophie im Sinne einer ſtrengen Wiſſenſchaft. (Beiſpiele: die indiſchen Veden, Herakleitos.) Dieſe bildhaft geſtaltenden frühen Denker, „zum Sehen geboren, zum Schauen beſtellt", wenden ſich nicht ableitend und beweiſend, ſchlußfolgernd und begrifflich, an „wiſſenſchaftliche" Menſchen und an deren nachprüfenden Verſtand, ſie wenden ſich vielmehr reinen arteigenen Ausdrucks an die Artgleichen, die es unmittelbar aufnehmen, denen kein Satz davon „bewieſen" werden muß, weil gleiches Blut das gleiche Blut begreift. Zugleich iſt dieſes Denken „ariſtokratiſch": überragende Einzelne geſtalten ihr Welterlebnis, und die jeweilige Geſtaltung läßt eigentlich nur Nachfolge oder Entgegnung gleichſchöpferiſchen Denkens zu. Anders die Zeiten beginnender Miſchung. Da wandeln ſich das Denken und die ſittlichen Anſchauungen. Der Zweifel beginnt, Zwieſpälte treten auf, der „angeborenen Farbe der Entſchließung" wird jetzt „des Gedankens Bläſſe angekränkelt". Zwieſpälte haben ſich ergeben: der Einzelne fühlt anders als ſeine Umwelt, der Miſchling fühlt ſich in ſich ſelbſt zerſpalten, ſeeliſche Abſtände ergeben ſich zwiſchen den Menſchen des gleichen Volks, oder es ergeben ſich einem Menſchen zwei Seelen in ſeiner Bruſt. Jetzt will der Denker beweiſen, ableiten, Allgemeingiltiges erſchließen, Gedanken finden, die für alle, für Oberſchicht und Unterſchicht, für „den Menſchen überhaupt" giltig und unabweisbar ſein ſollen. Die Fähigkeit des bildhaften Geſtaltens iſt geſchwunden, die des begrifflichen Trennens hat ſich ausgebildet. (Beiſpiele: die indiſche Sâmkhyaphiloſophie, Ariſtoteles.) Das Denken iſt ſchließlich „demokratiſch" geworden: eine Arbeitsteilung verteilt die Unterſuchung einzelner „Probleme" auf verſchiedene emſige Forſcher als deren jeweilige Arbeitsfelder; und wo ein Forſcher die Unterſuchung geendet hat, da können geſchulte Nachfolger in das geſchaffene Begriffsgebäude eintreten und es weiter ausbauen. Die eigentliche Wiſſenſchaft der ſpäteren Zeiten iſt entſtanden. — Das Drama iſt entſtanden: in ihm ſtehen die Menſchen ſich ſelbſt und den andern ganz anders gegenüber als die Menſchen der Heldendichtung, die noch ganz der reinraſſigen Frühzeit entſprochen hatte.

---

[1]) Diels, Fragmente der Vorſokratiker, Bd. I, 1912.

[2]) In dieſem Zuſammenhang könnte man darauf hinweiſen, daß man in Frankreich von Menſchen unvornehmeren Ausſehens oder Auftretens ſagt: „Il n'a pas de race“ („Er hat keine Raſſe“, d. h. nichts von dem Blut der [wenigſtens früher] führenden nordiſchen Raſſe).

Die Zerklüftung zeigt ſich im täglichen Leben. Untergeſchichtete Volksteile ſind zu Reichtum gekommen, Volksteile, die in ſich keine eigene Ehre ausgebildet hatten, die, ungehemmt durch überliefertes Würdegefühl, ihren Reichtum ausnützen. Jetzt wird alles käuflich: der Staat wird käuflich, das blonde Haar, das Adel vortäuſchen ſoll, der Adel ſelbſt wird käuflich. Die Anſchauungen der früheren Oberſchicht werden dem ſich wandelnden Volk lächerlich: das Heldenzeitalter liegt weit dahinten. Gebräuche, die aus dem Raſſentum der vornordiſchen Bevölkerung ſtammen, tauchen wieder auf. Die Sitten ändern ſich, die Schichtung des Volks wird durch ſchrankenloſe Freiheit und Freizügigkeit, vor allem aber durch das Aufſteigen der neuen Reichen verwiſcht. Die Raſſenvermiſchung hat den Adel zerſetzt, die neuen Reichen beſtimmen den Staat und wenden ihre Macht gegen die freien Bauern an, die jetzt noch das verhältnismäßig reinſte nordiſche Blut haben. Das Land verödet, die Städte wachſen. Die Allvermiſchung (Lundborg: „das Blutchaos"), zu der das Herbeiſtrömen fremder Raſſenbeſtandteile beiträgt, erzeugt den Pöbel der großen Städte, Menſchenmaſſen, die ihrem Miſchblut nach gänzlich richtungslos und als Maſſe jedem Einfluß ausgeſetzt ſind. Das ſpäte Rom iſt dafür ein gutes Beiſpiel.

Waren die Frühzeiten durch ein unbewußtes raſſeförderndes und tüchtigkeitsförderndes Verhalten gekennzeichnet, ſo hat ſich jetzt ein Wandel vollzogen, der zur Erhaltung gerade des minderwertigen Blutes führt, zur Erhaltung und Vererbung krankhafter Erbanlagen: die Tüchtigkeit iſt jetzt nicht mehr Ausleſegrundſatz, eher die großſtädtiſche Geriſſenheit; die Tochter des tüchtigſten Geſchlechts wird nicht begehrt, ſondern die Tochter aus reichem Haus, mag ſie auch die ſchlechteſten Erbanlagen beſitzen. Eine gewiſſe Flucht vor Verantwortung gegenüber der Volkszukunft mag zur Aufzucht auch ſolcher Kinder führen, die man früher ausgeſetzt oder getötet hätte. Bei Homer iſt Therſites der einzige Krüppel, bei den römiſchen Schriftſtellern der Spätzeit ließen ſich lange Aufſtellungen von körperlichen Mißbildungen und Entartungsanzeichen finden. Zum Fortkommen dient in ſolchen Spätzeiten eine aufrechte Geſinnung am wenigſten; den Aufrechten mag oft Meuchelmord oder Verbannung (Oſtrakismos, Proſkription, Religionsverfolgungen, Adelsvertreibungen) gleichſam aus dem Erbgang des Volkstums entfernen. Die Spätzeiten beſchleunigen ſo jeweils die Entartung ſo ſehr, daß ſich ein Volkstum in kurzer Zeit völlig verwandelt. Der Geldreichtum ſelbſt mag ſich für ſeine Zwecke unbewußt oder bewußt geradezu Entartung und Pöbel züchten, eine Maſſe fällt ihrer Art nach am eheſten dem Geldeinfluß anheim; ſie läßt ſich vom neuen Reichtum, dem unſichtbaren Geldreichtum, Brot und Spiele bezahlen und ſich dann gegen die letzten Beſtände des zwar viel geringeren, aber ſichtbaren Reichtums des Grundbeſitzes lenken.

Das Ende Griechenlands, wie das Ende Roms iſt gekennzeichnet durch den Mangel überragender Menſchen: das Nordblut iſt zum größten Teil verſiegt. Das Ende Griechenlands, wie das Ende Roms iſt gekennzeichnet durch mehr oder weniger unſichtbare Herrſchaft einzelner Geldmänner, durch Pöbelgeſinnung des immer mehr entartenden, immer gründlicher miſchraſſigen Volks, endlich durch ein langſames Ausſterben ganzer Gebiete. Die Zeugniſſe des Altertums erwähnen den Zerfall ehemals volkreicher Städte: die Mittelmeerländer waren erſchöpft. Nur die Nachkommen der Sklaven aus fernſten Erdgebieten empfanden keinen Ekel. Tauſende aber — und ſicher gerade die Beſtgeſinnten — nahmen begierig das Mönchstum des ſich ausbreitenden Chriſtentums an ſich, wandten ſich von dieſer faulenden Welt und ſtarben ohne Nachkommen. Der „Untergang“ war da.

So etwa endete notwendig die Geſchichte aller nordraſſiſch-bedingten Völker, die einmal in ihrem Fortgang eine Richtung eingeſchlagen hatten, die zur Austilgung der nordiſchen Volksglieder führte. Der Verlauf mußte ſich beſchleunigen in den Völkern, die einmal endgiltig vom Heimatbezirk nordiſcher Raſſe abgetrennt worden waren. Inder, Griechen, Perſer, Römer und Teile des keltiſchen Volkes waren ihren Gebieten nach getrennt vom Zuſammenhang nordiſcher Völker, wie er im deutſchen Gebiet, nahe der Urheimat, beſtehen bleiben mußte. Eine Erneuerung nordiſchen Blutes war innerhalb dieſer ſüdlichen Völker unmöglich. Schwand daher die nordiſche Schicht, ſo mußte dies der Untergang ſein. Aber auch die Völker, die ſich im Heimatbezirk nordiſcher Raſſe bildeten, waren und ſind dem Untergang ausgeſetzt: Heute haben nur noch Skandinavien, Deutſchland, England und vielleicht Nordamerika ſoviel nordiſches Blut, daß die Annahme möglich iſt, hier könnte die Durchdringung mit nordiſcher Raſſe einen anderen geſchichtlichen Verlauf bedingen, hier, gleichſam an der Quelle nordiſchen Blutes, könnte durch ein entſtehendes nordiſches Raſſebewußtſein ein neuer Aufſtieg erfolgen.

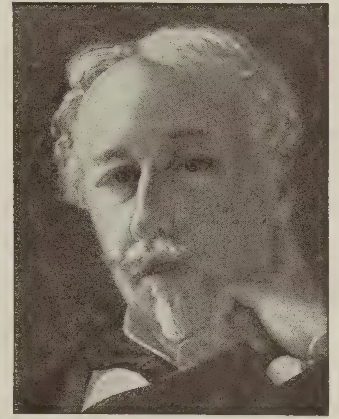


Abb. 357.
Frankreich. Graf Gobineau.
Vorwiegend nordiſch. A: braun.

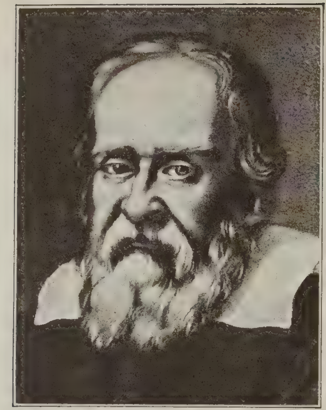
Die zuerſt vom Grafen Gobineau (vgl. S. 22) erkannte entſcheidende Bedeutung, welche für ein Volk und für ein Geiſtesleben die nordiſche Raſſe hat, iſt hauptſächlich zutag getreten durch die Forſchungen Woltmanns (vgl. S. 159). — Kaum begreiflich erſcheint uns die geiſtige und künſtleriſche Großtat der italieniſchen Wiederbelebungszeit: wie inmitten eines raſſiſch ſo gründlich vermiſchten Volks, nachdem durch ein Wiederentdecken der altgriechiſchen Welt der Ruf ergangen iſt, aller Enden ſchöpferiſche Geiſter erwachen und in raſchem Ergreifen und freudigem Geſtalten in kurzem Zeitraum die Werke ſchaffen, die eine Höhenzeit des Geiſtes bedeuten. Seit Woltmanns Forſchungen iſt die Erſcheinung der italieniſchen Wiederbelebungszeit deutlich gemacht als ein erneuter Einſtrom nordiſchen Blutes in ein Volks- und Geiſtesleben.

Geweckt durch die weſensverwandte, weil ebenfalls nordiſch-bedingte Welt des Griechentums, ſind allerorten im früher langobardiſchen Oberitalien und im früher normanniſchen Unteritalien nordiſche Männer entſtanden und haben in raſtloſem Schöpfertum eine neue Welt geſchaffen. Giotto, Maſaccio, Filippo Lippi, Donatello, Signorelli, Boticelli, Lionardo da Vinci, Andrea del Sarto, Tizian, Dante, Petrarca, Taſſo, Galilei — alle ſind ſie aus nordiſchem Blut und ſtellen, wenn ſie Künſtler ſind, Menſchen nordiſcher Artung dar. Es iſt ſehr bedeutſam, wie wenig begabte Menſchen das am meiſten gemiſchte Mittelitalien, die Stadt Rom und das Gebiet um Rom, hervorgebracht haben. Die größten Männer der Zeit ſind faſt ohne Ausnahme aus einſtens germaniſch beſiedelten Gebieten, und ihr nordiſches Blut läßt ſich in ihrer Herkunft oft bis ins einzelne nachweiſen. Bezeichnend iſt auch, wie ein Miſchling, wie etwa Perugino (Abb. 366) auch immer wieder Menſchen malt, beſonders Frauengeſtalten, die genau die gleiche oſtiſch-nordiſche Miſchung zeigen wie der Maler ſelbſt (Abb. 362)¹).

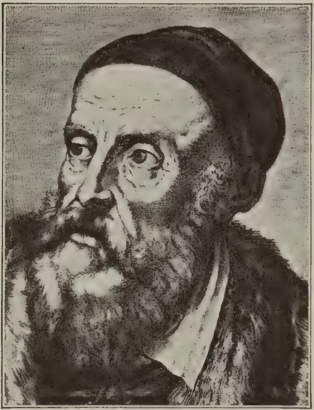
---

¹) Jeder Künſtler verleiht ſeine Raſſe oder Raſſenmiſchung mehr oder weniger auch den Menſchen, die er darſtellt. Mindeſtens weicht er gerne von dem

358



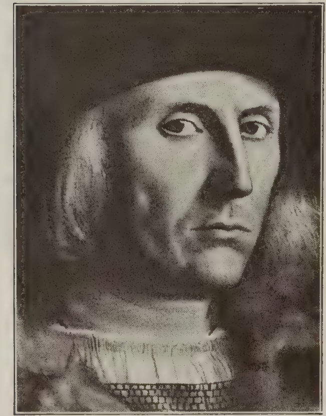
358. Galilei. Vorwiegend nordiſch.



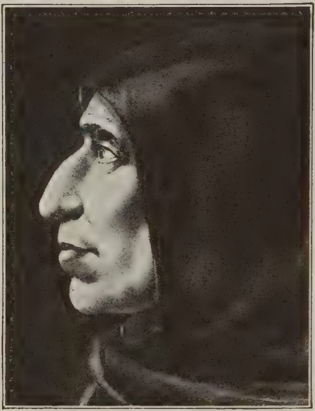
359. Tizian. Vorwiegend nordiſch.

35

360

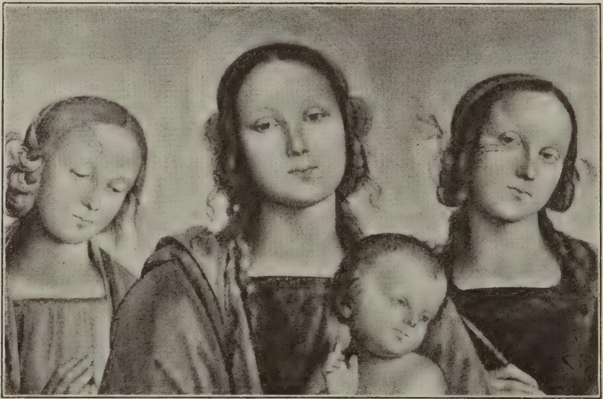


360. Aus veroneſiſchem Adel. Vorwiegend nordiſch. (Gemälde: Morando.)



361. Savonarola, Vorläufer der Reformation. Dinariſch.

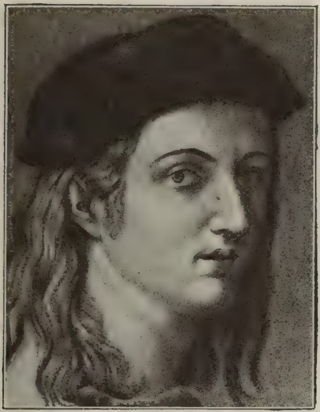
36



362. Perugino, Maria mit dem Kinde und zwei Heiligen (Ausſchnitt).

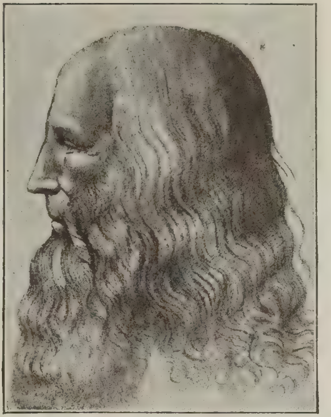
Italien.

363



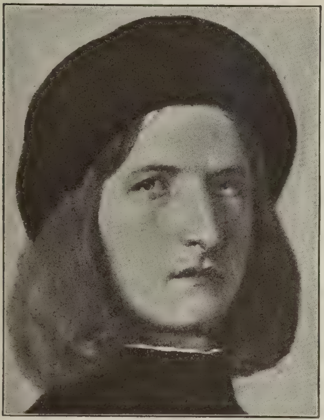
363. Raffael. Nordiſch.
(Stich: Morghen nach Selbſtbildnis).

364



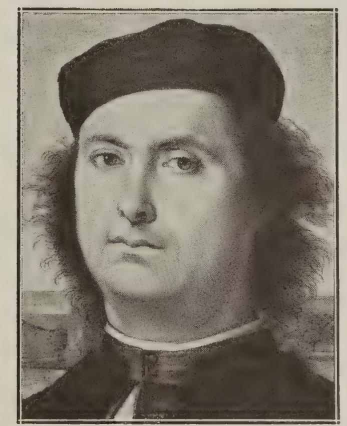
364. Lionardo da Vinci. Nordiſch.
(Selbſtbildnis).

365



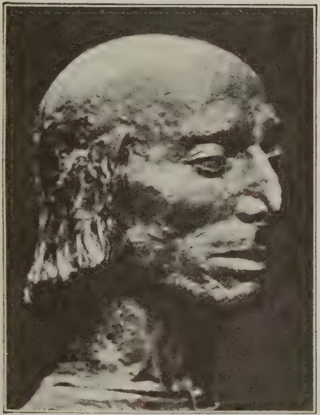
365. Jacopo dei Barbari. Dinariſch-oſtiſch. (Selbſtbildnis.)

366



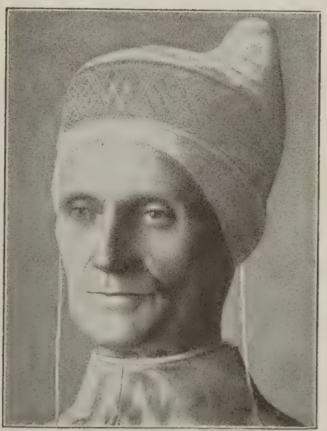
366. Perugino. Oſtiſch-nordiſch. (Selbſtbildnis.)

367



367. Machiavelli, Staatsmann.
Vorwiegend dinariſch.

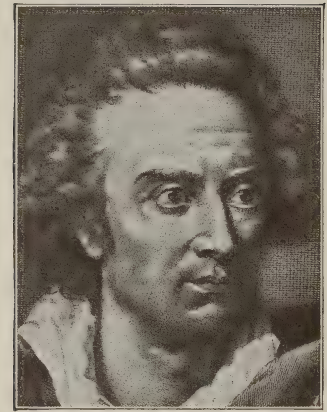
368



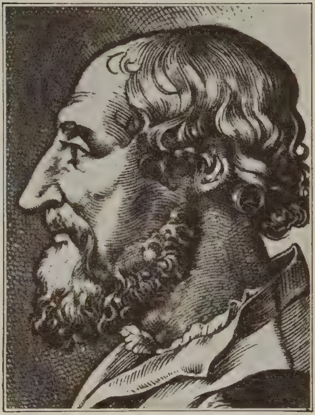
368. Loredan, Doge von Venedig.
Vorwiegend nordiſch.

Italien.

369



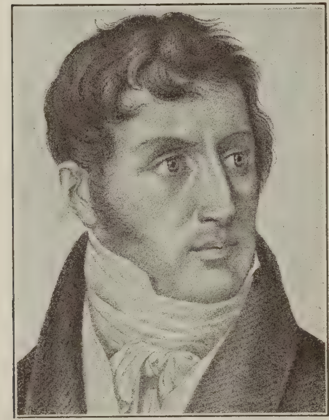
369. Alfieri (aus piemontiſchem Adel), Dichter. Nordiſch.



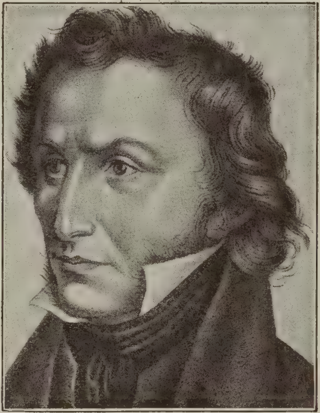
37

370. Arioſto, Dichter. Nordiſch-dinariſch.

371



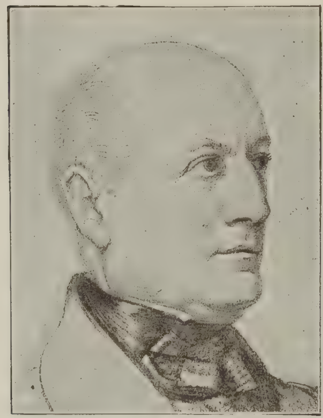
371. A. Manzoni, Schriftſteller. Vorwiegend nordiſch.



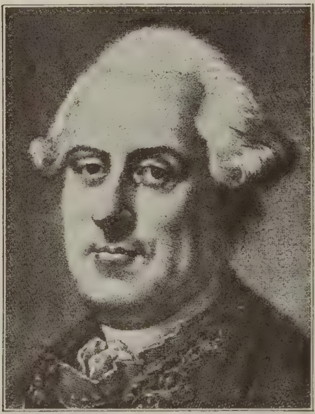
37

372. N. Paganini, Tonkünſtler. Dinariſch-nordiſch (der din. Einſchlag auf anderen Bildern viel deutlicher).

373



373. Graf Visconti, Archäologe. Vorwiegend nordiſch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.)



37

374. General Paoli (aus Korſika). Vorwiegend nordiſch. (Nach Goethe: blond.)

Italien.

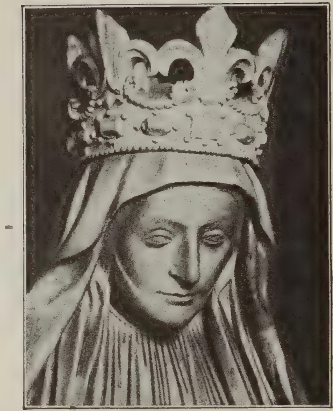
Disraelis Wort, die Raſſenfrage ſei der Schlüſſel zur Weltgeſchichte, wird aber nicht nur durch die italieniſche Wiederbelebungszeit erwieſen. Die Wahrheit dieſes Wortes wird erwieſen auch durch die neueren Zeiten der italieniſchen Geſchichte: ihre führenden Männer im Staats- und Geiſtesleben ſind zumeiſt nordiſche Männer. All die Bildniſſe, die Woltmanns Buch (vgl. S. 159) enthält, zeigen nirgends einen „echten Italiener“; meiſtens aber Züge, die man heute eher im weſtfäliſchen oder holſteiniſchen Gebiet wiederfinden wird. Das gleiche Ergebnis haben Woltmanns Unterſuchungen für Frankreich und Spanien erbracht: das ſwebiſche, gotiſche, burgundiſche, fränkiſche und normanniſche Blut dieſer Länder war ihr beſtes Blut, bedeutete ihre Schöpferkraft, und ſein Schwinden bedeutet ihren Niedergang.

Deutlich ſpricht die Raſſengeſchichte Frankreichs. Das Blut der Goten, Burgunden, Franken und Normannen hat Frankreich (Frank-reich) die beſten Volkskräfte mitgeteilt. Die echt nordiſche Erſcheinung des gotiſchen Bauſtils entſtand in Nordfrankreich, wo die Bevölkerung im Mittelalter noch faſt rein nordiſch war. Der Adel Frankreichs war anſcheinend minder nordiſch als der Adel anderer Völker im Gebiet der germaniſchen Eroberungen. In ſeine Kreiſe war durch Verbindung mit einer raſſiſch verdunkelten geadelten Schicht der galloromaniſchen Spätzeit anſcheinend ziemlich viel nicht-nordiſches Blut eingedrungen. Das Schönheitsbild aber der Troubadours der Provence, alſo auch Südfrankreichs, war nordiſch. Doch ſchon der Kreuzzug gegen die Albigenſer (1209 bis 1229) tilgte wohl einen großen Teil der nordiſcheren Oberſchicht der Provence. Raſch ging die Entnordung auch im nördlicheren Frankreich wie in allen Gebieten Europas dadurch vor ſich, daß die mittelalterlichen Kriege allein von der ritterbürtigen Schicht geführt wurden. Die ſtaatliche Feſtigung Frankreichs ging von ſeinem nordiſchſten Gebiet aus. Eine Höhenzeit franzöſiſcher Geſittung begann. Der Normanne Corneille ſchrieb ſeine heldiſchen Schauſpiele, die aus dem Geiſt der Nordraſſe kamen, und zu ſeiner Zeit ſchufen andere nordiſche Männer ein ſtaatliches und geiſtiges Leben lebendigſter Art. Die Schichten des

---

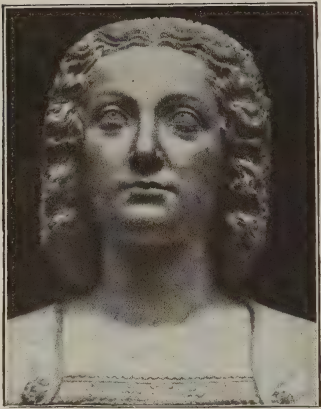
für ſein Volk geltenden Schönheitsbild ab im Sinne der Raſſenmiſchung, die er ſelbſt vertritt. Solche Einwirkungen erklären neben anderem manche „Unähnlichkeit“, erklären auch die einander widerſprechenden Bildniſſe eines und desſelben Dargeſtellten, falls er nicht, wie z. B. Dürer nach dem „Kanon“ der menſchlichen Geſtalt und damit unbewußt nach dem Schönheitsbild der ſchöpferiſchen Schicht ſeines Volkes ſuchend, von dem Bild ſeiner eigenen (bei Dürer der nordiſch-dinariſchen) Miſchung abweicht in der Richtung auf das Schönheitsbild dieſer führenden Schicht: Dürer z. B. hat ſich auf ſeinem bekannten Münchner Selbſtbildnis, das ſeiner Kanon-Vorſtellung entſprechen ſollte, deutlich vernordet; er hatte, wie Bilder mit Seitenanſichten zeigen, eine ſtark herausſpringende, derbe dinariſche Naſe. Allein aus den oft ſo überraſchend reinnordiſchen Menſchen, welche uns die italieniſchen Maler der Wiedergeburtszeit dargeſtellt haben, ließe ſich die raſſiſche Richtung jener Kunſt und ihrer Schöpfer erſchließen. Da, wo Lionardo nicht gezwungen iſt, einen beſtimmten Menſchen darzuſtellen, wie dies beim Bildnis der Mona Liſa der Fall war, folgt er ganz ſeiner reinen nordiſchen Raſſe. Die Lionardoſchen Handzeichnungen, die nordiſche Frauen darſtellen, weiſen die Richtung ſeines Schauens deutlich genug.

375



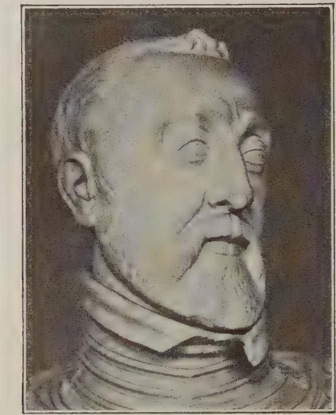
375. Marie von Anjou, Königin von Frankreich. Nordiſch.

37



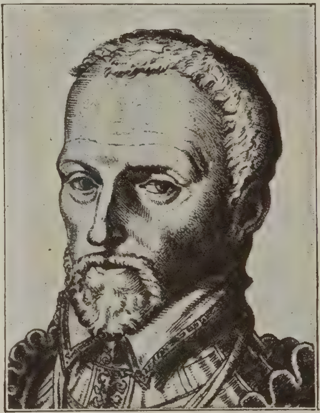
376. Claude von Frankreich, Gemahlin Franz I. 1499—1524. Nordiſch.

377



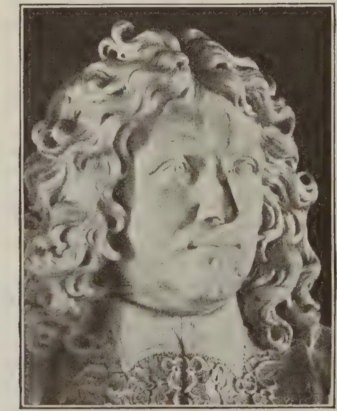
377. König Heinrich II. (von Goujon 1518—1559). Nordiſch.

37



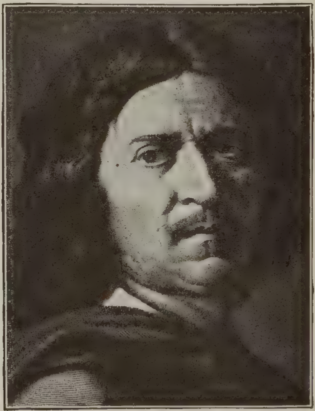
378. Admiral Coligny. Nordiſch.

379



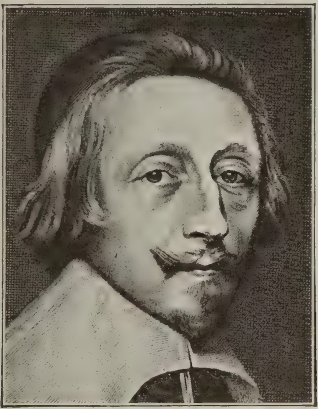
379. Colbert, Staatsmann (von Coyzevox.) Nordiſch.

38

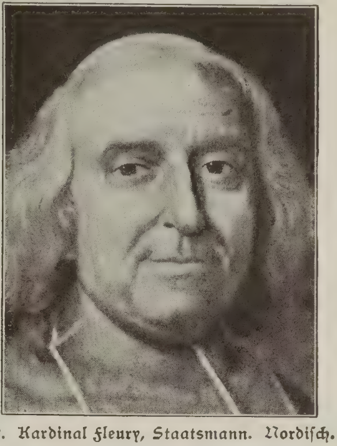


380. Pouſſin (Selbſtbildnis). Vorwiegend nordiſch.

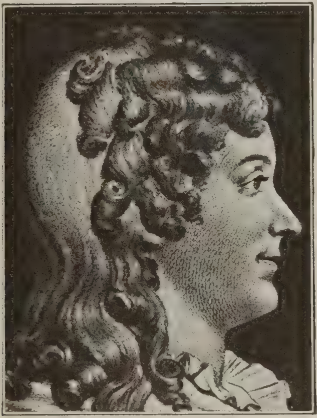
Frankreich.

381 

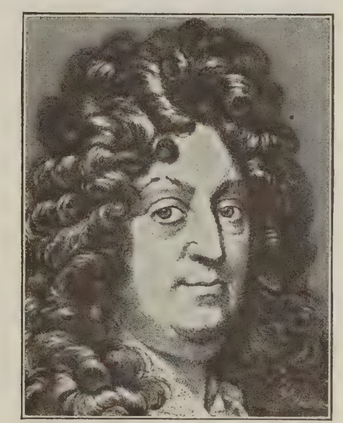
381. Kardinal Richelieu, Staatsmann. Nordiſch.

382 

382. Kardinal Fleury, Staatsmann. Nordiſch.

383 

383. Marie Jeanne Roland de la Platière,
Frau des Staatsmannes R. d. P.
Vorwiegend nordiſch (Naſenwurzel zu flach).

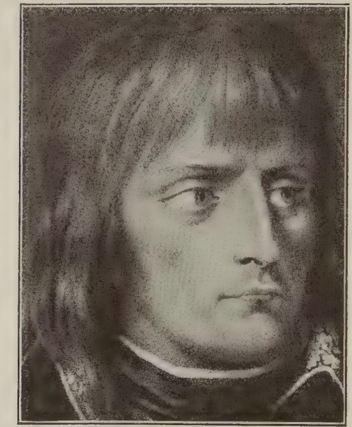
384 

384. Racine, Dichter.
Vorwiegend nordiſch.

Frankreich.

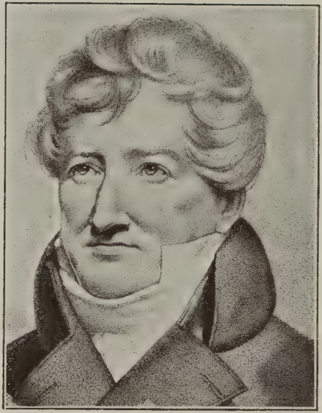
Adels in ganz Frankreich und die des oberen Bürgerſtandes der nördlichen Hälfte Frankreichs zeigen ſich noch lange hindurch vorwiegend nordiſch. Da tilgten die Religionskämpfe einen großen Teil des nordiſchen Blutes. Durch ſie verlor Frankreich wieder einen Teil ſeiner beſten Menſchen und ſeiner ſtandhafteſten Geſchlechter. Die wegen ihrer Überzeugung auswandernden und vertriebenen Proteſtanten — 50 000 Familien wanderten (1685) nach Holland, England und Brandenburg aus — kamen mit ihrem Bluterbe vielfach dem deutſchen Volkstum zugut, das durch den Dreißigjährigen Krieg geſchwächt war. Deutſchland erhielt durch die Auswandernden vielfach tüchtigſte Menſchen nordiſchen Blutes. Es iſt bezeichnend, daß die zeitweilige Freiſtätte der Hugenotten, die Stadt La Rochelle und ihre Umgebung, noch heute durch eine ſtärkere Blondheit

385



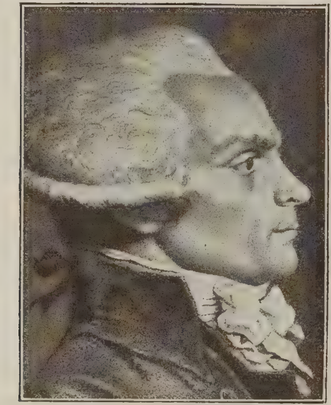
385. Korſika. Napoleon I. aus lombardiſchem (langobardiſchem) Adel. Vorwiegend nordiſch.

386



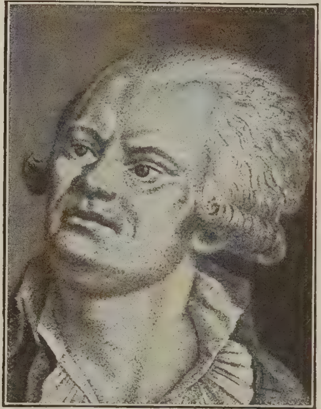
386. G. Cuvier, Naturforſcher. Nordiſch.

387



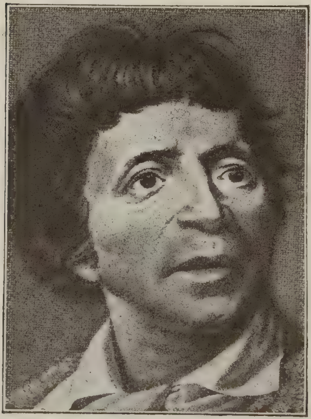
387. Robespierre. Vorwiegend nordiſch.

388



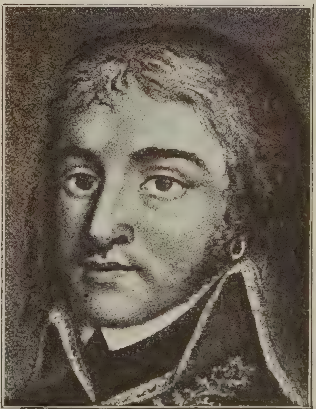
388. Danton. Oſtiſch-nordiſch.

389



389. Marat. Dinariſch-oſtiſch.

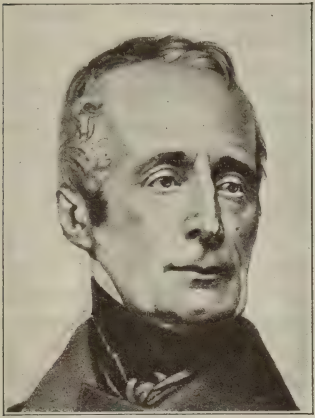
390



390. General Hoche. Anſcheinend weſtiſch-nordiſch.

Frankreich.

391

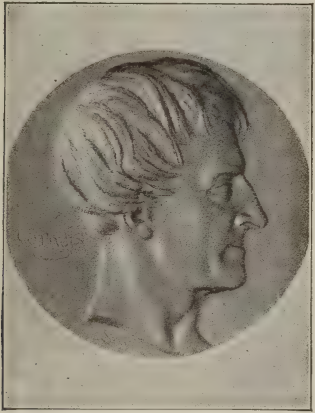


391. Lamartine, Dichter. Nordiſch-dinariſch.

392

392. Courier de Méré, Schriftſteller. Vorwiegend nordiſch.

393



393. Carnot, Staatsmann (nach David d'Angers). Nordiſch.

394

394. Châteaubriand, Staatsmann u. Schriftſteller. Vorwiegend nordiſch.

Frankreich.

auffällt. Man erinnert ſich des Satzes des franzöſiſchen Raſſenforſchers de Lapouge, der nordiſche Menſch ſei ſeiner Veranlagung nach Proteſtant (vgl. S. 155). Auch die franzöſiſche Revolution brachte Deutſchland wieder nordiſches Blut zu durch die Flucht oder Vertreibung franzöſiſcher Adliger (Emigranten) und anderer den Machthabern verdächtiger Menſchen. Die franzöſiſche Revolution iſt eine gründliche Entnordung Frankreichs geweſen. Es genügte damals öfters, blond zu ſein, um aufs Blutgerüſt gezerrt zu werden. Die franzöſiſche Revolution iſt zu verſtehen als oſtiſch-weſtiſche Auflehnung gegen eine adlig-bürgerliche Oberſchicht nordiſcher Raſſe. Die Führer der Revolution waren aber bezeichnenderweiſe faſt alle nordiſche Männer. Einer dieſer Führer, Sieyès, ſelbſt aus nordiſchem Blut, muß den Zuſammenhang zwiſchen der germaniſchen Eroberung und dem Beſtehen einer Adelsſchicht gekannt haben; daher ſein Aufruf, den

Adel wieder in die „germaniſchen Sümpfe“ zurückzujagen, woher er gekommen ſei.

Mit der Revolution aber war Frankreich vielleicht ſchon bis auf geringe Reſte entnordet. Napoleon, langobardiſchem Adel entſtammt, riß noch einmal an kriegeriſchen Menſchen an ſich, was Frankreich bot, und es ſcheint, als ob er — der übrigens bis auf ſeine kleine Geſtalt ſelbſt nordiſchen Blutes war (Abb. 385) — als ob er einen großen Teil der noch verbliebenen nordiſchen Männer in Schlacht und Tod geriſſen hätte. Die Huſaren um den Marſchall Ney hatten nach der zeitgenöſſiſchen Schilderung Beyles (Stendhals) alle bis auf einen einzigen gelbe Schnurrbärte [1]). Heute iſt Frankreich ein vorwiegend oſtiſches Land. Sehr ſchnell, geradezu auffällig ſchnell, hat ſich die Oſtraſſe in Frankreich gerade im 19. Jahrhundert verbreitet. „Gerade im 19. Jahrhundert ſcheint das Steigen des Index beſonders raſch geweſen zu ſein, und dieſe Bewegung ſteht nicht ſtille, denn überall, wo man mit Zwiſchenräumen von einigen Jahren Lebende gemeſſen hat, geben die letzten Erhebungen die höchſten Mittelzahlen. Ebenſo verhalten ſich die Farben, und das geht ſo raſch, daß nicht nur die älteſten Leute, ſondern wir ſelbſt die augenfällige Abnahme der hellen Farben feſtſtellen können. Der Franzoſe der Jetztzeit iſt in anthropologiſcher Hinſicht ein ganz anderer Menſch als der des Mittelalters, ſelbſt der Renaiſſance.“ „Die Überhandnahme der Rundköpfe iſt nicht bloß eine anthropologiſche Tatſache. Auch die Geiſtesrichtung des franzöſiſchen Volkes hat ſich mit der Geſtalt des Gehirns geändert. Die Gemütsart der zeitgenöſſiſchen Franzoſen, ihre Betrachtungsweiſe der politiſchen, religiöſen, moraliſchen, ja ſogar der literariſchen Fragen, iſt eine ganz andere als früher. Der Unterſchied macht ſich umſo bemerklicher, je mehr die Verpöbelung der Sitten und Einrichtungen den Einfluß der höheren Stände durch den der unteren erſetzt. Dies zeigt ſich in den geringſten Einzelheiten. Es genügt, die Poeſie des Tingeltangels, eine wahre Negerpoeſie, mit der volkstümlichen Dichtung des Mittelalters zu vergleichen, um ſich den geiſtigen Rückſchritt klar zu machen.“ So urteilt der Franzoſe de Lapouge und ſetzt in bezug auf die europäiſche Geſchichte hinzu: „Es iſt das erſte Mal in der Geſchichte, daß ein rundköpfiges Volk zur Herrſchaft gelangt iſt. Die Zukunft allein kann lehren, wie dieſer merkwürdige Verſuch ausfallen wird“ [2]).

In dem angeführten Aufſatz führt de Lapouge aus, daß die Oſtraſſe auch ſehr raſch die ehemals weſtraſſiſchen Gebiete beſiedelt, ſodaß ſich die ehemalige Raſſenverteilung Frankreichs nur noch in der mehr oder minder ſtarken Zumiſchung nordiſcher oder weſtiſcher, im Gebiet der

---

[1]) Hauſer, Die Germanen in Europa. 1916.

[2]) de Lapouge, Die Raſſengeſchichte der franzöſiſchen Nation; Politiſch-Anthropologiſche Revue, IV. 1905/06. — Man wird auch in der franzöſiſchen „Vorherrſchaft“ der Nachkriegszeit die ſeeliſchen Eigenſchaften der oſtiſchen Raſſe als mitwirkend erkennen dürfen, daneben auch den weſtiſchen Hang zur Grauſamkeit (vgl. S. 169). Amerikaniſche (alſo minder empfindungsbeteiligte) Beurteiler vermiſſen in der Politik der neuzeitlichen Franzoſen alle ſchöpferiſchen Gedanken (constructive ideas); dem raſſenkundlichen Betrachter erklärt ſich das aus der weit vorgeſchrittenen Entnordung Frankreichs.

Alpen und des Wasgenwalds auch dinariſcher Raſſe, innerhalb der ſonſt vorwiegend oſtiſchen Bevölkerung zeigt. „Die rundköpfigen Bezirke beſiedeln die andern, und man muß ſich darauf gefaßt machen, in 100 bis 200 Jahren im größten Teil des Landes einen Index von 90 und darüber zu finden“ 1). Bezeichnend iſt es, daß die ſchöpferiſchen Männer Frankreichs, des heute vorwiegend oſtraſſiſch gewordenen Frankreichs, immer wieder der Nordraſſe angehören, darauf wieſen die Unterſuchungen Odins ſchon hin (vgl. S. 159). Wie früher Ronſard, Pouſſin, Voltaire, Houdon, Montesquieu, Mirabeau, Pascal, Diderot, Cuvier, Puvis de Chavannes, Muſſet, Lamartine und andere mehr vorwiegend nordiſchen Blutes waren, ſo auch führende Männer des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart, ſo Berlioz, ſo Manet und ſo auch Romain Rolland.

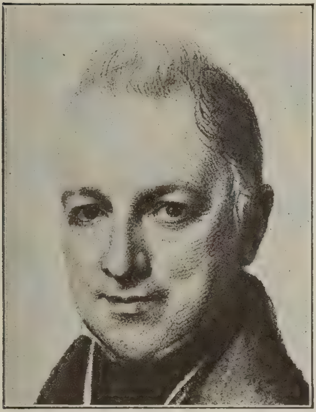


Abb. 395. Spanien. Paez de la Cadena, Staatsmann. Nordiſch. Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.

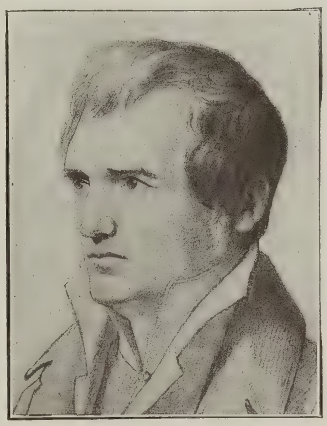


Abb. 396. Spanien. Alvarez, Bildhauer. Nordiſch. Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.

Was für Italien und Frankreich gilt, das gilt ebenſo auch für *Deutſchland*: die nordiſche Raſſe hat auch dem deutſchen Staats- und Geiſtesleben faſt alle die ſchöpferiſchen Männer gegeben, und die Entnordung Deutſchlands iſt zwar nicht ſo weit vorgeſchritten wie in den andern Ländern Europas mit Ausnahme Skandinaviens und vielleicht Englands, aber ſie ſchreitet vor und, falls ſie nicht aufgehalten wird, wird ſich auch in Deutſchland ein völliger Raſſenwandel vollziehen.

Die Nachforſchungen nach der raſſiſchen Zugehörigkeit der ſchöpferiſchen Menſchen innerhalb der europäiſchen Völker haben 2) bis heute dieſes Verhältnis ergeben: „Das Hauptergebnis iſt, daß die genialen Perſönlichkeiten zu drei Vierteln und darüber dem nordiſchen Typus rein oder nur wenig getrübt angehören, zu etwa 20 Prozent einem gemiſchten, zu 2 Prozent oder darunter dem brünetten (rein oder doch nur wenig getrübt) und dies auch in Ländern mit faſt ganz brünetter Bevölkerung

---

1) de Lapouge, Politiſch-Anthropologiſche Revue, IV. 1905/06.

2) Nach Meyers Konverſationslexikon, Bd. 23, unter „Typenforſchung“.

(Italien, Frankreich)“. Dieſe nach Woltmannſchen Forſchungen (vgl. S. 159) gewonnene Annahme wird man indeſſen etwas einſchränken müſſen, da Woltmann (und ſo auch der ihm folgende Hauſer, vgl. S. 160) nichts vom Beſtehen einer dinariſchen Raſſe wußte und in ſeinen Büchern manchen Geſichtszug, der dinariſchen Einſchlag zeigt, als nordiſch aufgefaßt hat. Gerade die ſchöpferiſchen Menſchen Italiens und Frankreichs zeigen öfters neben hellen nordiſchen Farben einen mehr oder minder ſtarken dinariſchen Einſchlag in der Kopf- und Geſichtsbildung. Der weite Vorſprung der nordiſchen Raſſe zeigt ſich trotzdem deutlich genug. Die Erforſchung der Körpermerkmale ſchöpferiſcher Menſchen bedarf noch vieler Einzelunterſuchungen. „Röſe ſchätzt übrigens, daß in Deutſchland auf einen genialen Kurzkopf 3—6 geniale Langköpfe kommen. Johann Sebaſtian Bach, Goethe, Shakeſpeare, Richard Wagner und wohl auch Luther waren augenſcheinlich Langköpfe, Bismarck auf der Grenze der Mittel- und Langköpfigkeit, Kant ein (allerdings rachitiſcher) Kurzkopf (vgl. S. 233), aber wohl kaum Napoleon I., wie Röſe meint, denn Bilder und beſonders Porträtbüſten laſſen einen Langkopf vermuten“[1]. Schon nach den bisherigen Unterſuchungen erhellt jedenfalls klar:

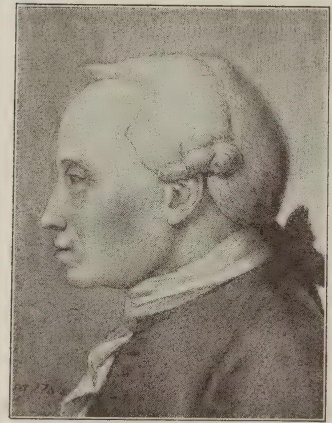


Abb. 397. Königsberg. Kant. Vorwiegend nordiſch. A: blau. (Zeichn.: v. Schnorr.)

Macht und Anſehen eines Volkes, ſeine Geiſtesſchöpfungen, ſein Aufſtieg und ſein Niedergang, ſind alſo eng geknüpft an ſein Raſſentum. Schwindet die nordiſche, die ſchöpferiſche Raſſe, ſo ſchwindet die Größe und Schöpferkraft. Daraus muß ſich folgerichtig ergeben, daß die Raſſenreinheit und der Kinderreichtum der nordiſchen Menſchen eines nordiſch-bedingten Volkes deſſen koſtbarſte Güter ſind.

Nachdem heute die Anthropologiſche Geſchichtsſchreibung die Einſicht in die Schöpferkraft und die unvergleichliche Begabung der großen nordiſchen Männer vermittelt hat, muß dem Deutſchen vor allem die Raſſengeſchichte Deutſchlands wichtig ſein. — Deutlich ergibt ſich da aus Gräberfunden und geſchichtlichen Tatſachen, daß Germanien in der Zeit des Römers Tacitus (geſtorben 117 n. Chr.; die „Germania“ 98—99 n. Chr.) beſiedelt war von deutſchen Stämmen nordiſchen Blutes. Ein Volk, rein und nur ſich ſelber gleich — ſo beſchreibt ſie Tacitus. Was bedeutet aber in dieſem Bericht die Bezeichnung „Volk“? — Nur die Freien können gemeint ſein, nicht die Knechte, die „welſchen Knechte“, wie die Edda einmal ſagt.

---

[1] Ploetz, Sozialanthropologie im Band „Anthropologie“, Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Das Altertum hat die Sklaven nie zum „Volk“ gezählt. Wahrſcheinlich iſt aber, daß die germaniſchen Stämme, je ſüdlicher ſie ſiedelten, neben nordraſſiſchen Kriegsgefangenen aus keltiſchen und feindlichen germaniſchen Stämmen deſto mehr auch oſtiſche (und dinariſche?) Menſchen unter ihren Knechten hatten. Entgegen der landläufigen Meinung wurde die Landnahme und Eroberung von germaniſchen Stämmen verhältnismäßig milde durchgeführt. Die Vorbewohner wurden zu Knechten gemacht, als ſolche aber mit der Beſonnenheit behandelt, die ein nordiſcher Raſſenzug iſt.

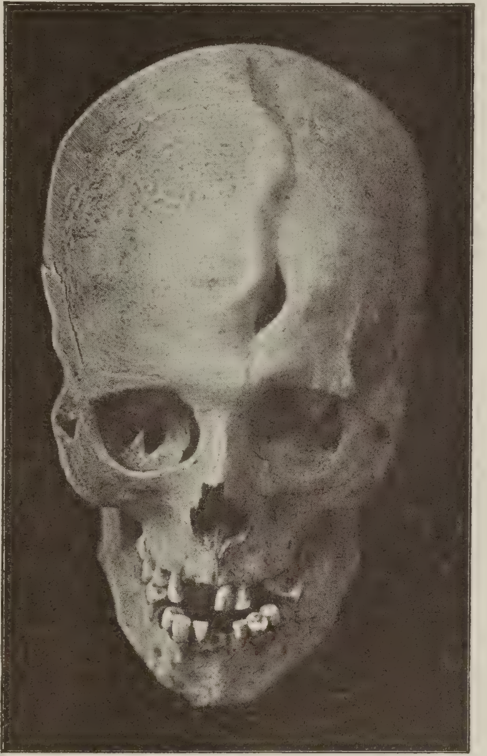


Abb. 398. Germaniſcher Schädel mit wohlverheilter Verletzung. (Aus Wilſer, Deutſche Vorzeit. Verlag P. Hobbing, Berlin.)

Die „Kelten“, auf welche die germaniſche Landnahme ſtieß, waren meiſt oſtiſch-nordiſche Miſchlinge. Sie wurden Knechte, ihr Blut erhielt ſich. Aus ſolchen Verhältniſſen erklärt ſich die frühe gründliche Zerkreuzung der Oſtraſſe. Innerhalb der Knechteſchicht miſchten ſich ja fortan oſtiſche Menſchen mit den nordiſchen Menſchen, welche die Kriegsgefangenſchaft zu Knechten gemacht hatte. Die nordiſche Schicht der Freien blieb raſſenrein; die Schicht der Knechte wurde früh ſchon zur Miſchlingsſchicht. — Die Raſſenzucht der Freien ſcheint zwar unbewußt, aber doch ſtreng geweſen zu ſein. Die nordiſche Raſſe muß ſich im deutſchen Volkstum Jahrhunderte lang ziemlich rein erhalten haben. Bemerkenswert iſt, daß die germaniſchen Stämme, die, von Böhmen und Mähren einrückend, das heutige Öſterreich beſiedelten und von Oſten her gegen das heutige Bayern vordrangen, daß die Markomannen und Bajuwaren in ihren Gräbern ſchon hin und wieder kurze Schädel aufweiſen, kurze Schädel weiblichen Geſchlechts. Das zeigt an, daß der Weg dieſer Stämme durch kurzköpfig beſiedelte Gebiete geführt hat und daß die junge Mannſchaft, die vielleicht am ſchnellſten und dann außerhalb des Stammesverbands vordrang, ſich in ſolchen Gebieten Weiber nahm, die ſich den nordiſchen Männern auf ihrem Zuge anſchloſſen[1]). So ſcheint der erſte Schritt zur Vermiſchung geſchehen zu ſein in den Gebieten, wo germaniſche Stämme, abgetrennt vom großen Zuſammenhang des Stammvolks, durch fremdraſſige Umgebung zogen. Häufiger ſcheint ſolche Vermiſchung aber nicht geweſen zu ſein, und das eigentliche Germanien blieb rein. Die Raſſen blieben dort ſcharf getrennt. „Ein bezeichnendes Beiſpiel ſind hier Gräberfunde auf Heilbronner Boden. Die Schädel eines Reihengräberfeldes aus der La-Tène-Zeit ſind ausnahmslos langköpfig, während die Einzelflachgräber aus derſelben Zeit ebenſo nur Brachyzephale [Kurzſchädel] enthalten“[2]).

Da brachte der Wandel der Weltanſchauung, wie es in Indien geſchehen war, eine grundſätzliche Wendung mit ſich, die ſich zwar in der Wirklichkeit wahrſcheinlich nicht ſchnell vollzog, aus Gräberfunden jedoch erſchloſſen werden kann: das Chriſtentum brachte die halb unbewußt empfundenen und errichteten Schranken zu Fall. Mit der Einführung des Chriſtentums — ſo hat v. Hölder es in Württemberg beobachtet — werden oſtiſche Schädel oder Miſchlingsſchädel in den Gräbern häufiger. Der chriſtlichen Lehre nach waren nun alle Menſchen gleich. Ganz langſam mußte ſolche Unterweiſung die Raſſengrenzen verwiſchen. Das chriſtliche Gebot hatte gelautet: „Lehret alle Völker“. Die geſchichtliche Folge konnte bei vielen Lehrern des Chriſtentums die Bekämpfung jeglicher Beſonderung ſein: „Hier iſt kein Jude noch Grieche, hier iſt kein Knecht noch Freier“[3]). Der Lehre nach war der Weg zur Allvermiſchung offen (die man indeſſen nicht etwa dem Chriſtentum allein zuſchreiben darf, zu der dieſes aber beigetragen hat). In Wirklichkeit hat die halb unbewußte Raſſenzucht des Volkes die Schranken noch Jahrhunderte lang erhalten. Was früher Raſſenſchichtung war, wurde jetzt zur mittelalterlichen Ständeſchichtung. Die mittelalterliche, genau abgegrenzte Geſellſchaftsordnung entſtand; ſie war kein raſſiſches Werk mehr, aber ſie wirkte vielfach raſſiſch-abgrenzend. Wieder traten Verhältniſſe ein, die zur weiteren Zerkreuzung der Oſtraſſe, bzw. der vorwiegend oſtiſch beſiedelten Gebiete, führen mußten. Die freien Bauern, die ſo weit verarmten, daß ſie den Aufwand für ihren Heeresdienſt nicht mehr aufbrachten, wurden in die Schicht der Hörigen verſetzt. Dadurch wurde einerſeits viel nordiſches Blut der Vernichtung durch den Kriegsdienſt entzogen, andererſeits wurde wieder die Zerkreuzung der urſprünglich vorwiegend nicht-nordiſchen Leibeigenenſchicht gefördert. Im ganzen erhielt das Mittelalter durch ſeine Ständeſchichtung auch die Raſſenſchichtung und wehrte die Allvermiſchung ab. Die beſonderen Standesehren, die Heiratsgebräuche, Zunftgeſetze und Sitten erhielten die nordiſche Raſſe rein bis in die unterſten Volksſchichten hin. All dieſe Vorſchriften über den Nachweis deutſcher Ahnen, welche die Zünfte und andere Verbände forderten, dienten unbewußt der Erhaltung

---

[1]) Auf ſolche Erſcheinungen weiſen deutlich die Gräberfunde der germaniſchen Bevölkerung, welche die Schnurkeramik nach Schleſien und Böhmen brachte; die männlichen Schädel der betr. Gräber ſind nordiſch, die weiblichen zum größten Teil kurz, alſo nicht-nordiſch.

[2]) Schliz, Eine Schulkinderunterſuchung zum Zwecke der Raſſenbeſtimmung. Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

[3]) Galater 3, 28.

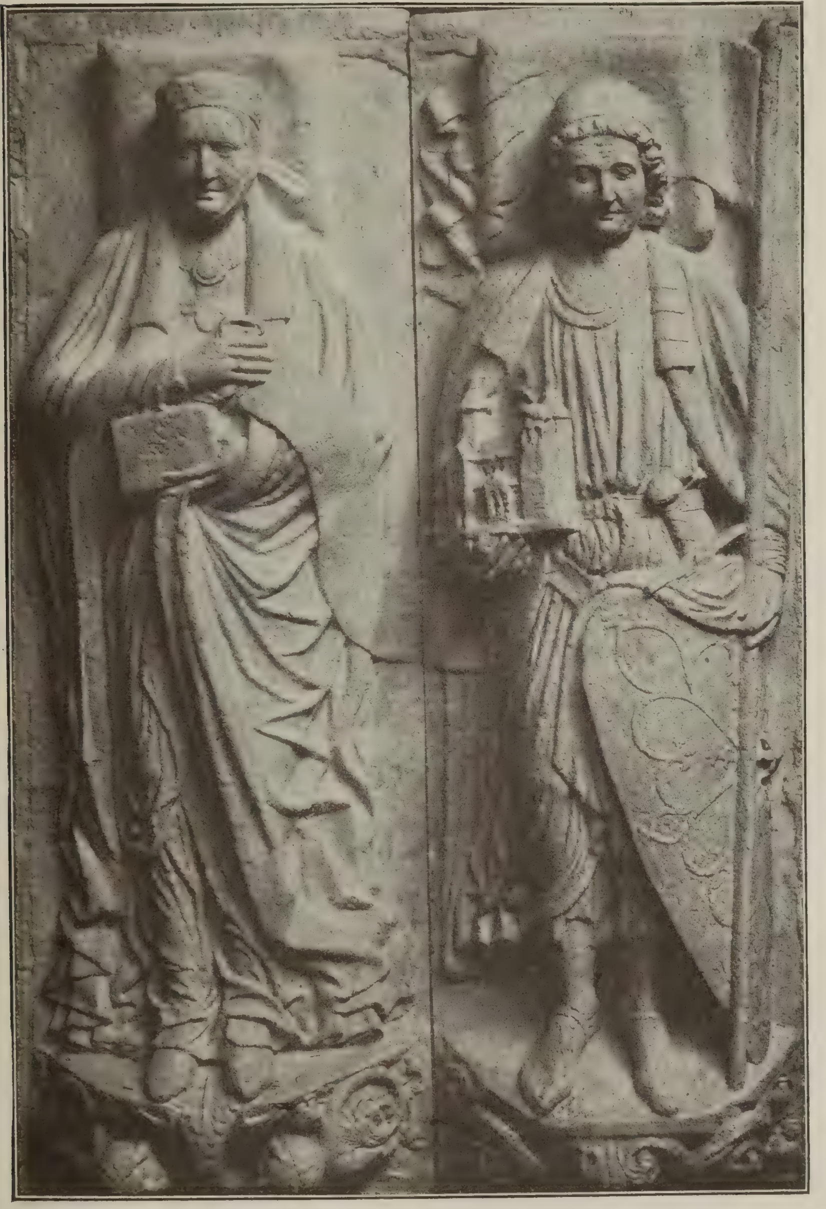


Abb. 399. Dedo V., der Feiſte, Graf v. Groizſch, Markgraf der Niederlauſitz (1142—1190) und ſeine Gemahlin Mechthildis, Tochter des Grafen Goswin von Heinsberg (geſt. 1189).
(Grabmal in der Schloßkirche zu Wechſelburg.)

des nordiſchen Bluts. Dieſe Schranken und Geſetze waren vor allem gegen das Einſickern wendiſchen und überhaupt ſlawiſchen Blutes gerichtet, dann aber überhaupt gegen alles Fremdblut.

Bei der ſlawiſchen Beſiedlung Oſtdeutſchlands muß die Darſtellung einen Augenblick verweilen, da ſich über dieſe Dinge falſche und widerſprüchliche Anſchauungen gebildet haben. — Die Urſlawen waren ein nordiſches Volk, das ſich aus einer in öſtlicher Richtung abgewanderten Gruppe nordiſcher Raſſe gebildet hatte, ſtark genug, dem Oſten Europas die ſlawiſchen Sprachen aufzuzwingen. Ihren Urbezirk ſieht die heutige Sprachwiſſenſchaft im mittleren oder ſüdlichen Rußland. Sie rückten in die bei der Völkerwanderung von den Germanen verlaſſenen Gebiete des ganzen öſtlichen Deutſchlands ein und beſiedelten dieſe, ohne Widerſtand zu finden, etwa bis zu der Grenze, die man zu Karls des Großen Zeit den Limes sorabicus genannt hat, d. h. bis zu einer Linie, die etwa von Kiel über Lüneburg, Magdeburg, Merſeburg, Naumburg, Rudolſtadt, Bamberg, nördlich Regensburg zum Böhmerwald und von da zur Ennsmündung, zum Oberlauf der Drau und zum Golf von Trieſt führt[1]). Man erkennt an Gräbern und ſonſtigen Funden des oſtdeutſchen Bodens ſofort die Zugehörigkeit zum ſlawiſchen Volkstum. „Die Slawen brechen mit einer ganz fremden Kultur in Oſtdeutſchland ein. Ihre Keramik unterſcheidet ſich ſo ſehr von der dort hergebrachten germaniſchen, daß man jede Scherbe leicht unterſcheiden kann“[2]). Sie rücken ein mit Stilformen, die auf ſüdoſteuropäiſche Einflüſſe ſchließen laſſen. Die Zierformen verraten, „daß die Slawen, die zu uns kamen, mit Balkankultur durchtränkt geweſen ſein müſſen“[2]).

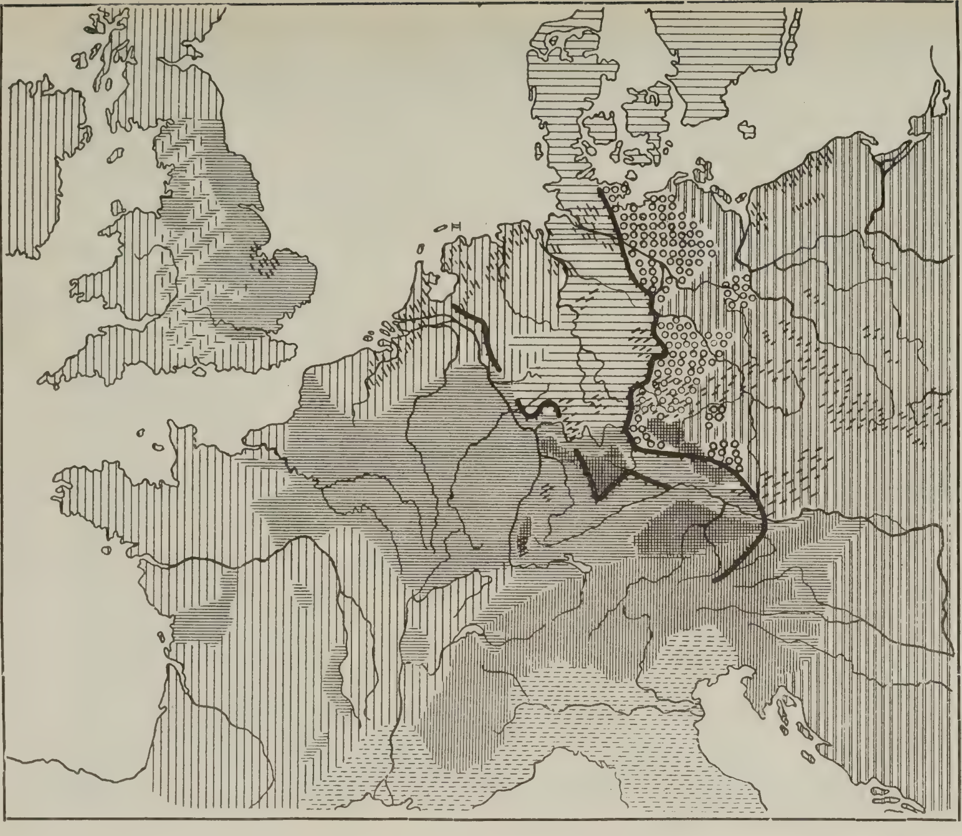
So läßt ſich alſo die Ausbreitung der ſlawiſchen Geſittung in Oſtdeutſchland von der germaniſchen archäologiſch, der Stilform nach, klar unterſcheiden. Die Dorfanlagen der von Slawen beſiedelt geweſenen Gebiete Deutſchlands (d. h. die Rundlinge und die Straßendörfer; vgl. Karte XII, S. 355) hat man früher für ſlawiſche Gründungen angeſehen[3]). Heute ſcheint das ſelbſt für die Straßendörfer nicht mehr mit Sicherheit angenommen werden zu können. Raſſenkundlich aber, d. h. alſo aus Gebeinfunden der Gräber allein, wäre eine Scheidung nicht durchzuführen: die Urſlawen, dieſe Oberſchicht der ſlawiſchen, damals wohl nordiſch-oſtiſchen, nordiſch-dinariſchen und nordiſch-mongoliſchen Völker, die eine beſondere Beſtattung erfuhr, waren nordiſcher Raſſe wie die Germanen. Dadurch, daß den ſlawiſchen Gebeinen als Kopfſchmuck die ſogen. „Schläfenringe“ mitgegeben ſind, kann man ſie von den körperlich gleichartigen Gebeinen germaniſcher Gräber unterſcheiden, bevor man die ſonſtigen Beigaben betrachtet. — So bedeutete alſo die ſlawiſche Welle, die ſich weſtwärts bewegte, raſſiſch zunächſt nur eine geringe Entnordung Oſtdeutſchlands. Erſt im Lauf desjenigen Zeitraums, der bis zur völligen

---

[1]) Die Sorbengrenze findet ſich eingezeichnet auf Karte III, S. 187 und geht hervor aus Karte XII, S. 355.

[2]) Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

[3]) Über Dorfformen vgl. „Reallexikon der germaniſchen Altertumskunde“ unter „Dorfformen“ und vor allem auch die Erörterung und anſchauliche Schilderung von Dorfformen in der vorbildlichen „Niederſächſiſchen Volkskunde“ (1922) von Peßler.



Karte XII. **Die ländlichen Siedlungsformen in Mittel- und Nordwesteuropa (nach Meitzen und Schlüter).**

1. Germaniſche Gewanndörfer (Haufendörfer) des alten geſchloſſenen Siedlungsgebiets der Germanen.
2. Germaniſche Gewanndörfer (Haufendörfer) des Gebiets der frühmittelalterlichen Eroberungen.
3. Einzelhöfe keltiſchen (?) Urſprungs.
4. Einzelhöfe verſchiedenen Urſprungs.
5. Grundherrliche Weiler.
6. Rundlinge, meiſt deutſche Gründungen der oſtdeutſchen Koloniſationszeit (ſeit dem 12. Jahrhundert).
7. Straßendörfer ſlawiſcher (?) Herkunft.
8. Siedlungen römiſcher Herkunft.
9. Reihendörfer mit Marſchhufen, nach holländiſchem Vorbild, zum Teil von ins Land berufenen Holländern angelegt, meiſt Gründungen des 12. und 13. Jahrhunderts.
10. Reihendörfer mit Waldhufen, Gründungen des 9. bis 13. Jahrhunderts.

Die Slawengrenze (limes sorabicus) der Zeit Karls des Großen iſt von Kiel bis in die Oſtalpen eingezeichnet, ebenſo von Donau bis Niederrhein die Nord- bzw. Oſtgrenze römiſcher Herrſchaft der erſten nachchriſtlichen Jahrhunderte. — Die Karte ſtellt völkerkundliche, bzw. stammeskundliche Erſcheinungen dar und kann der Raſſenkunde nur mittelbar dienen.

Verdrängung der Slawen aus den ehemals germaniſchen Gebieten Oſtdeutſchlands verging, erſt allmählich mögen vorwiegend oſtiſche und mongoliſche (innerasiatiſche) Menſchen ſlawiſcher Sprache in größerer Zahl eingeſickert ſein, und ſchließlich, nach Schwinden der nordiſch-ſlawiſchen Oberſchicht mögen dann die Menſchen ſlawiſcher Sprache das oſtiſche oder oſtiſch-nordiſche und mongoliſch-nordiſche Körperbild erreicht haben, das wir heute vielfach als „ſlawiſch" empfinden. Eine „ſlawiſche Raſſe" aber gab es und gibt es nicht. Menſchen, die man „ſlawiſch" findet, ſind meiſt oſtiſch-nordiſch oder mongoliſch-nordiſch.

Die Entnordung der Slawen auf ehemals germaniſchem Boden muß entweder nicht ſo gründlich geweſen ſein oder die Verdrängung der oſtiſch-nordiſch und mongoliſch-nordiſch gewordenen ſlawiſchen Stämme durch die wieder eindringenden deutſchen Stämme ſeit der Zeit, da ihnen ein Heinrich der Löwe (1129—1195) durch Eroberung den Weg nach Oſten gewieſen hatte, muß ſo gründlich geweſen ſein, daß ſchließlich Nordoſtdeutſchland und das öſtliche Mitteldeutſchland wieder vorwiegend nordiſch wurden und heute noch immer Gebiete vorwiegender Nordraſſe, allerdings mit Spuren mongoliſcher Beimiſchung, ſind. Vielleicht darf man ſich vorſtellen, daß die Verdrängung der raſſiſch verhältnismäßig minder nordiſchen Slawen nicht ſo gründlich geweſen wäre, wenn die Beſiedlung der oſtelbiſchen Länder nicht von einer Ausleſe der unternehmungsmutigſten und vermutlich auch nordiſchſten Deutſchen aller Stämme, insbeſondere der nordweſtdeutſchen, unternommen worden wäre. Das Volkslied „Naar Oſtland willen wy ryden" zeugt noch vom Unternehmungsmut dieſer deutſchen Ausleſe, aus welcher dann als weitere Ausleſe der Adel der oſtelbiſchen Länder ſich erhoben hat. Solche Ausleſeerſcheinungen haben die ſtaatliche Tüchtigkeit des Preußentums mitbedingt. Die großen nordiſch-kühnen und nordiſch-ſachlichen Unternehmungen des Ritterſtaates des deutſchen Ordens und die noch weiter ausgreifenden Unternehmungen der Hanſa mit ihren Gründungen Reval, Dorpat, Riga (1201) führten deutſche Bürger und Bauern nach Oſten und begründeten eine deutſche Herrſchaft auf der Oſtſee. In Pommern und Schleſien dringen deutſche Siedler im 13. Jahrhundert ein, und Ende des 13. Jahrhunderts war die Herrſchaft der Deutſchherren über das Land Preußen geſichert1). Die wilden Kämpfe gegen Slawen und Litauer mußten zur Bildung einer Ausleſe führen: auf beiden Seiten konnten ſich nur tatkräftige und ſtaatskluge Sippen erhalten. Sicherlich ſind jedoch die verhältnismäßig dunkleren Gebiete des nordmitteldeutſchen und norddeutſchen Bodens, die breiten, verhältnismäßig dunkleren Landſtrecken links und rechts der Oder (vgl. S. 189) und von der Oder über die mecklenburgiſchen Lande bis ins Lauenburgiſche dem zeitweiligen ſlawiſchen Vordringen zuzuſchreiben. In den thüringiſchen und ſächſiſchen, ſowie in den ſüddeutſchen Gebieten ehemaliger ſlawiſcher Siedlungen mag aber die heutige

---

1) Den Aufſtieg und Niedergang der Ordensmacht ſchildert (in einer Begeiſterung weckenden Weiſe) Heinrich von Treitſchke in ſeinem Aufſatz „Das deutſche Ordensland Preußen" (1862; heute neu herausgegeben als Nr. 182 der Inſel-Bücherei). Für Begründung und Niedergang einer nordraſſiſchen Staatsmacht iſt dieſer Aufſatz außerordentlich lehrreich.

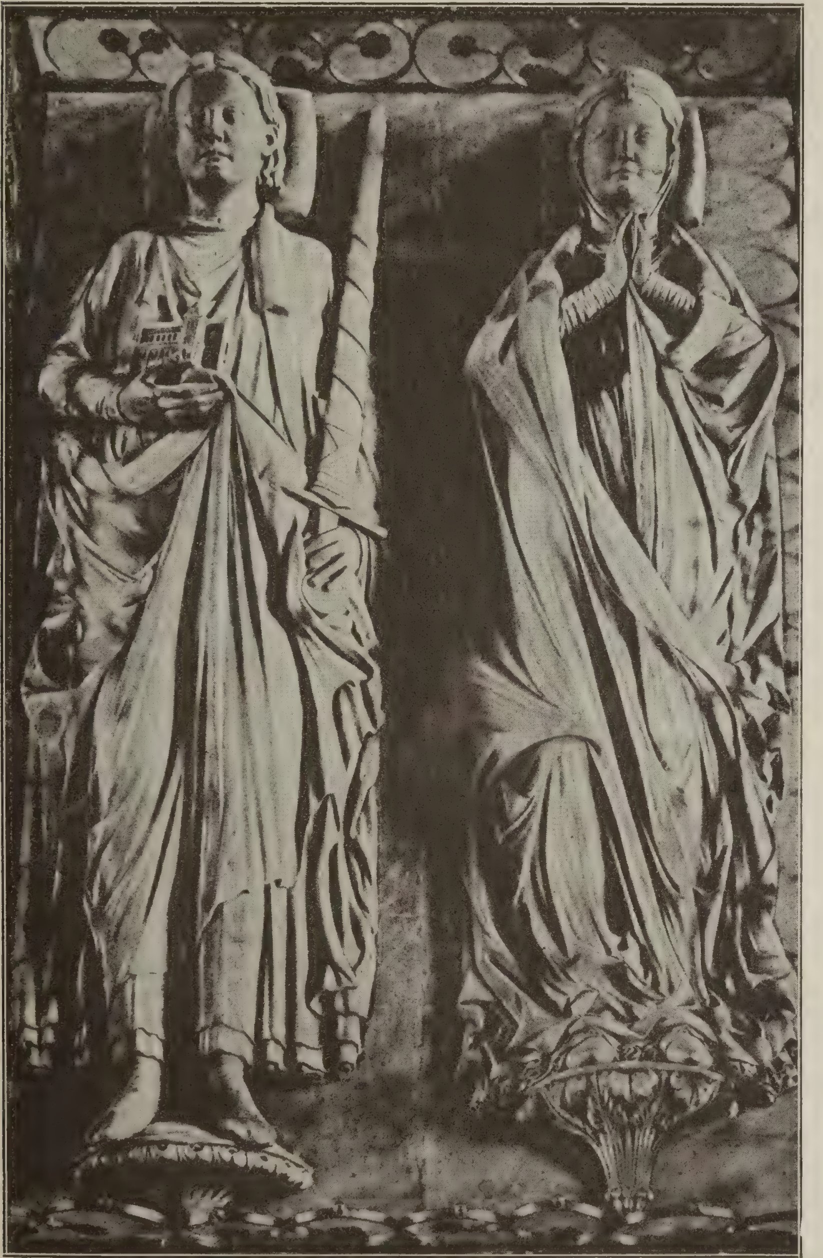


Abb. 400. Heinrich der Löwe (1129—1195) mit ſeiner Gemahlin Mathilde, Tochter des Königs von England. Grabmal im Dom zu Braunſchweig. (Nach Haſak, Geſchichte der deutſchen Bildhauerkunſt.)

dunkle Zumiſchung weniger auf die Slawen zurückgehen, als dem Umſichgreifen oſtiſcher und dinariſcher Raſſe, bzw. der Entnordung zuzuſchreiben ſein, die etwa ſeit dem ſpäteren Mittelalter eingeſetzt haben muß. Im äußerſten Südoſten des deutſchen Volksgebiets, in Kärnten, Steiermark, Tirol und Oberbayern war die ſlawiſche (windiſche) Einwanderung nicht mit oſtiſcher Einwanderung, ſondern mit dinariſcher Einwanderung gleichbedeutend; hierüber das Ende dieſes Abſchnitts. Der Limes sorabicus (vgl. S. 354 und Karte III, S. 187) mag auch heute noch ungefähr die Grenze ſein, bis zu der von Oſten her auf deutſchem Gebiet ein gewiſſer mongoliſcher (innerаſiatiſcher) Einſchlag deutlicher wahrnehmbar iſt.

Die heutigen ſlawiſchen Volkstümer, die im Oſten Deutſchlands angrenzen, ſind mit Ausnahme des Küſtenſtreifens der Oſtſee durch ſtarken mongoliſchen und da und dort ſtärkeren dinariſch-oſtiſchen Beiſatz gekennzeichnet. War ſchon das mittelalterliche Slawentum dunkler als das Deutſchtum, ſo hat ſich das damals ſtark nordiſche, wenn nicht rein nordiſche, deutſche Volkstum des ſlawiſchen Blutes durch ſtrengſte Geſetze erwehrt. „Die Wenden mußten in Wendenvierteln oder Wendengaſſen abgeſchloſſen, lokal, ſozial und wirtſchaftlich von den Deutſchen getrennt leben und waren vom Bürgerrecht und den Zünften ausgeſchloſſen“ [1]. Wie gegen die Wenden, ſo richtete ſich das mittelalterliche deutſche Volkstum gegen alles fremde Blut, dadurch, daß zur Erlangung von Bürgerrechten, Zunftrechten, Eheſchließungen uſw. deutſche und freie Geburt und oft bis zu vier Ahnen nachzuweiſen war. Solche Geſetze erhielten ſich da und dort bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Ja ſogar auf die Gattinnen der Zunftgenoſſen wurde die Ahnenprobe ausgedehnt. „1752 wurde zu Neuendamm (Neumark) ein Tuchmacher aus dem Gewerk ausgeſtoßen, weil er eine Frau genommen, deren Großmutter aus einem Schäfergeſchlecht entſproſſen ſein ſollte. Die Schäfer waren wendiſche Hörige“ [1]. Die mongoliſche (innerаſiatiſche) und oſtiſche Beimiſchung im ſlawiſchen Volkstum, der raſſiſche Abſtand, muß gefühlt worden ſein; das Deutſchtum hat ſich des ſlawiſchen Blutes rückſichtslos erwehrt.

„Erſt durch die Zunftreform von 1731—40, die die Zunftordnung in allen deutſchen Staaten einheitlich auf ſtaatlicher Grundlage regelte, wurden ſolche Geburtsbriefe eingeführt, auf denen die vier Ahnen fehlten. Daß dieſes aber auf Widerſtand ſtieß, beweiſt die Beſchwerde der Berliner Gewerke. Auch blieben die alten Grundſätze in der Praxis noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Drucke des alten Heimatsrechtes, des behördlichen Heiratskonſenſes und der mangelnden Freizügigkeit zum guten Teil beſtehen, obwohl die alles gleichmachende Idee der franzöſiſchen Revolution, unterſtützt durch die ſich einbürgernden Begriffe der Humanität und Menſchenrechte auch im Raſſebewußtſein längſt nivellierend gewirkt hatten“ [1].

Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſcheint da und dort das Bewußtſein lebendig geweſen zu ſein, wie wertvoll für ein Volkstum, damit es eine einheitliche Macht darſtelle, das reinerhaltene

---

[1] Meinhold, Deutſche Raſſepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl.

Blut ſei. Im Jahre 1664 erſchienen Erläuterungen zur „Germania" des Tacitus, in denen der Verfaſſer, Kirchmayer, darlegt, Tacitus habe uns mit ſeinem Werk die „höchſt nützliche Lehre eingeſchärft, daß man das Blut nicht leichtſinnig mit Angehörigen fremden Stammes vermiſchen dürfe". „Sicher ändert und verdirbt man dadurch mit dem Körper auch den Geiſt" 1).

Vielleicht war eine ſolche Äußerung auch durch die Ereigniſſe des Dreißigjährigen Kriegs hervorgerufen, der ja Kriegsvolk „aus aller Herren Länder" nach Deutſchland gebracht hatte. Aber mir ſcheint, man darf den Dreißigjährigen Krieg nicht als eine der Haupturſachen der Entnordung Deutſchlands anſehen, denn einerſeits waren die Heere aus mittel- und ſüdeuropäiſchen Staaten damals ſicherlich noch viel nordiſcher als heutige Menſchen dieſer Gebiete und dazu nicht eigentlich beſonders ſtark an Mannſchaftszahl, andrerſeits kann man die Heere des Schwedenkönigs geradezu als eine letzte ſchwächere Welle nordiſcher Raſſe anſehen (vgl. S. 315).

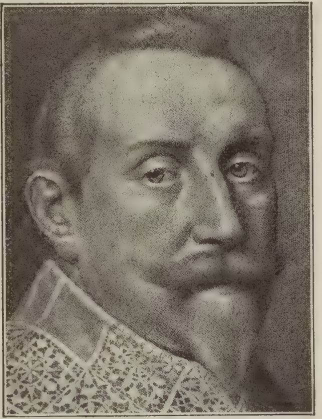


Abb. 401. Guſtav Adolf, König von Schweden. Stich: Delft.

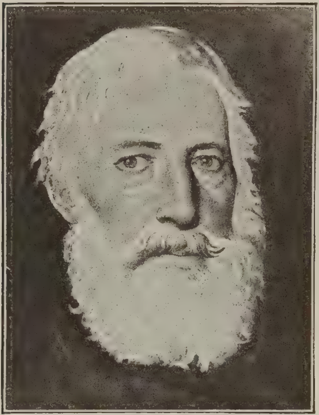
Viele Anzeichen weiſen darauf hin, daß die allmähliche Entnordung, die ſchon etwa mit dem 6. Jahrhundert begonnen haben mag, ihre Beſchleunigung erſt mit dem Anbruch der neueſten Zeit, mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, erfuhr.

Durch Recht und durch Sitte erhielt ſich das Deutſchtum — in Norddeutſchland mehr, in Süddeutſchland weniger — vorwiegend nordraſſiſch. Mindeſtens ging der Beginn der Entnordung nicht nur und nicht am ſtärkſten von den Gebieten aus, in denen ſich ſlawiſche Bevölkerungsreſte hielten oder etwa von der Grenze des Deutſchtums gegen das Slawentum. Die Entnordung Deutſchlands begann und ging vor ſich aus den gleichen Urſachen, die auch bei den andern nordraſſiſch-bedingten Völkern eine Entnordung bewirkt haben. Die ritterbürtige Schicht der Nordraſſe verlor ihre beſten Geſchlechter auf all den Schlachtfeldern, wohin die Ritter zur Ehre des deutſchen Kaiſertums ausgezogen waren. Der politiſch fragwürdige Gedanke eines „Römiſchen Reiches deutſcher Nation" hatte Blutopfer auf Blutopfer gefordert und immer wieder von der reinſt nordiſchen Krieger- und Adelsſchicht.

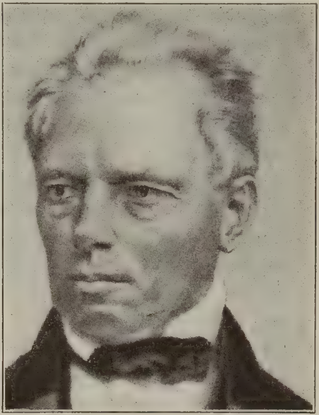
Der Zerfall der mittelalterlichen Ordnungen muß aber vor allem in Süddeutſchland der Beginn ſtärkerer Raſſenmiſchung geweſen ſein. Jene „Kelten" Süddeutſchlands, die vorwiegend oſtiſchen Menſchen der ſüddeutſchen Wälder und Gebirge, drangen allmählich in deutſche — das hieß damals noch — nordiſche Geſchlechter ein. Aber das Einſickern oſtiſchen

---

1) Vgl. Bieder, Geſchichte der Germanenforſchung, 1. Teil. 1921.

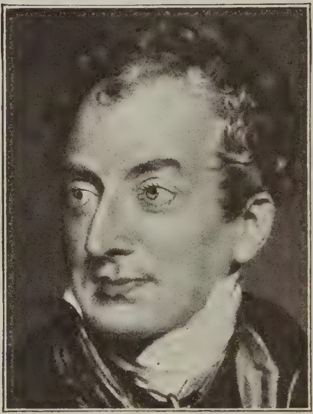


402. Staufen bei Freiburg i. Br. J. Metzger, Kupferſtecher. Nordiſch — vielleicht mit geringem dinariſchem Einſchlag. Haar und Bart: goldblond. (Farbige Zeichn.: Lair.)



403. Heſſen. K. Th. Welcker, Staatsrechtslehrer. Nordiſch-oſtiſch.

Blutes in den Kern des deutſchen Volkstums vollzog ſich noch immer ſehr langſam, ſo langſam, wie eben die mittelalterlichen Schranken ſelbſt fielen. Die Befunde zeigen, daß die heutige Allvermiſchung erſt das Werk der letzten Jahrhunderte iſt, erſt der neueſten Geſchichte angehört. Schliz[1] hat in Heilbronn eine größere Anzahl Schädel des 14. Jahrhunderts unterſucht, die aus einer dortigen Stadtkirche ſtammen; er fand unter ihnen keinen einzigen Kurzſchädel. Die Unterſuchung von Schädeln, die aus einem vom Land in die Stadt verlegten „armen Kloſter“ ſtammen, ergab keinen einzigen Langſchädel. Ganz ſcharf ſcheinen demnach früher die Grenzen geweſen zu ſein: das eine Dorf ganz nordiſch, das andere ganz oſtiſch. Beiſpiele ſolcher ſcharfen, unverwiſchten Abgrenzung ſollen ſich in Sachſen und Thüringen da und dort heute noch erhalten haben. Zur gründlichen Allvermiſchung ſcheint erſt die Zeit nach der franzöſiſchen Revolution geführt zu haben, vielleicht erſt das 19. Jahrhundert.



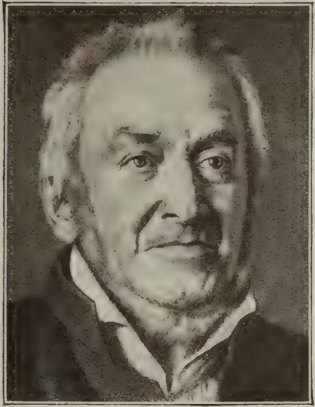
404. Fürſt Metternich aus rheiniſchem Geſchlecht. Vorwiegend nordiſch — mit einem Einſchlag dinariſcher oder vorderaſiatiſcher Raſſe (Naſe) und orientaliſcher Raſſe (Unterlippe)?

Die wachſende Verbreitung der Großbetriebe, der Großwerke und Maſſenunternehmungen im 19. Jahrhundert ſcheint vor allem eine außerordentlich ſtarke Zunahme der Oſtraſſe bewirkt zu haben. Die Oſtraſſe ſcheint auch in weniger geſunder Umgebung fortzukommen; ſie vermag die

---

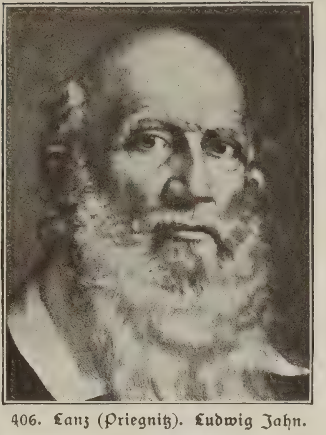
[1] Eine Schulkinderunterſuchung zum Zwecke der Raſſenbeſtimmung; Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

405



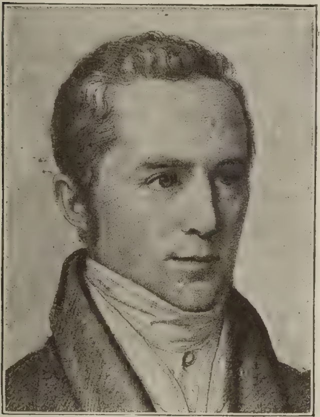
405. Inſel Rügen. Ernſt Moritz Arndt.

406



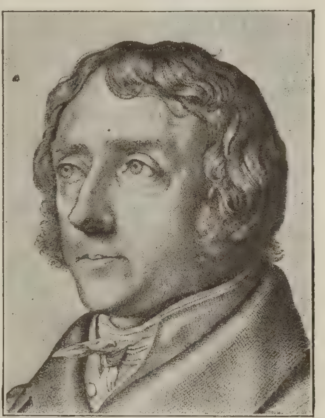
406. Lanz (Priegnitz). Ludwig Jahn.

407



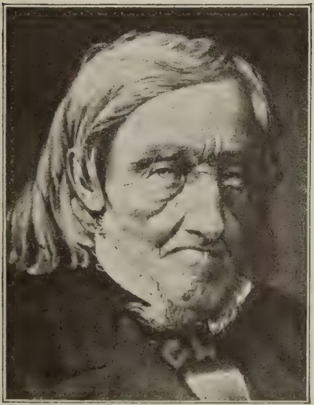
407. Leipzig. Carus, Arzt und Maler.
Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.

408



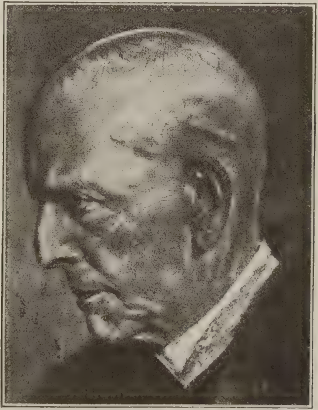
408. Kopenhagen; aber niederſächſiſcher Herkunft.
Niebuhr, Geſchichtsforſcher. Zeichn.: Vogel v. Vogelſtein.

409



409. Eſtland. Karl Ernſt v. Baer, Naturforſcher.

410



410. Mecklenburg. Moltke. (Gemälde: Lenbach.)

Nordiſche und vorwiegend nordiſche Männer deutſcher Vergangenheit.

im Großbetrieb geforderte Arbeit ihrer ſeeliſchen Anlage nach eher zu leiſten, das Stadtleben ſchadet ihr weniger. Die Städte, die an ſich ſchon den Beſtand der Nordraſſe ſchädigen, wuchſen zu Großſtädten an, in denen der langſame Raſſentod der nordiſchen Raſſe vor ſich geht. Es iſt ſehr bezeichnend, daß die frühmittelalterlichen Kaiſer die freien deutſchen Bauern geradezu zwingen mußten, in die Stadt zu ziehen. Immer iſt die Nordraſſe am beſten gediehen als eine Raſſe des freien Landbeſitzes. Wie raſch die Nordraſſe im ſtädtiſchen Leben, vor allem im Leben der Induſtrie, ausſtirbt, das ſcheint ſich beſonders deutlich in England zu zeigen. (Vgl. S. 329).

Die Gegenwart iſt ſo erklärt. Die Oſtraſſe hat die weitaus ſtärkere Geburtenzahl für ſich. Was im Mittelalter ſich langſam vorbereitete, iſt heute in voller Auswirkung: die Entnordung Europas und damit ſein Niedergang, die Entnordung Deutſchlands und damit ſein Niedergang. Süddeutſchland und die Schweiz waren im frühen Mittelalter mindeſtens ſo nordiſch wie heute Norddeutſchland, wahrſcheinlich aber noch nordiſcher. Mittel- und Norddeutſchland müſſen nahezu reinraſſig nordiſch geweſen ſein. Dann begann in Norddeutſchland die langſamere, in Süddeutſchland die raſchere Entnordung. Man kann nach den ſüddeutſchen Gräberfunden die ſich ſteigernde Verbreitung kurzköpfiger Menſchen von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlich verfolgen. In den bayeriſchen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit kommen auf 100 Schädel 88 Langſchädel. Von da ab nimmt die Zahl der Langſchädel allmählich ab, die der Kurzſchädel allmählich zu. Heute kommt in Südbayern auf 100 Schädel nur noch ein Langſchädel[1]). Francé[2]) urteilt über den Raſſenwandel der Münchner Bevölkerung: „Jedenfalls aber — und daran ſoll feſtgehalten werden — war der Münchner der Frühbayernzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg, alſo der Mitte des 17. Jahrhunderts, ein anderer als der heutige, und die beiden Städte: das München des Mittelalters und das der Neuzeit, ſtehen ſich mindeſtens ebenſo verſchieden einander gegenüber, wie — etwa eine ſüddeutſche und eine norddeutſche Stadt.“

Der gleiche Raſſenwandel läßt ſich an den Funden ganz Süddeutſchlands nachweiſen. Immer mehr dringt die Oſtraſſe aus ihren urſprünglichen Zufluchtsgebieten wieder hervor, beſiedelt ehemals nordiſche Landſtrecken und muß ſo allmählich von den ſüd- und mitteldeutſchen Gebirgen her immer mehr nordwärts dringen. Die begonnene Entnordung muß raſch zunehmen, ſodaß für Deutſchland dieſelbe Verſchiebung bevorſteht, welche am Beiſpiel Frankreichs gezeigt worden iſt. Auf 100 Menſchen kommen in Schweden 20 Menſchen, die alle Merkmale der nordiſchen Raſſe beſitzen, in ganz Deutſchland etwa 7, in Baden auf 200 Menſchen etwa 1 Menſch nordiſcher Raſſe. Heute iſt demnach in Deutſchland eine äußerſte Lage entſtanden, eine äußerſte für den, der die Folgerung aus der Geſchichte aller ehemals nordraſſiſchen Volkstümer zieht. Raſſiſch betrachtet iſt die Zeit ganz außerordentlich ernſt, und erwogen muß werden, was zu tun iſt, damit das deutſche Volk ein nordraſſiſch-bedingtes Volk bleibe.

---

[1]) Die Langſchädligkeit der nordiſchen Raſſe iſt allerdings ein überdeckbares Merkmal (vgl. S. 239).

[2]) Francé, München, Die Lebensgeſetze einer Stadt. 1920.

Einzelne werden die Frage aufwerfen: warum ſoll das deutſche Volkstum gerade nordiſch bedingt ſein? Warum ſoll es nicht allmählich ein oſtiſch-bedingtes Volkstum werden? — Zur Beantwortung ſolcher Fragen ſoll der 21. Abſchnitt beitragen.

Hier kommt es nun vor allem noch einmal auf die Frage nach dem Eindringen dinariſcher Menſchen ins deutſche Volkstum an, und das erſte ſtärkere Eindringen ſcheint dem frühmittelalterlichen Vordringen windiſcher (ſüdſlawiſcher) Stämme im Oſtalpengebiet gleichzukommen. Das mutmaßliche Auftreten der dinariſchen Raſſe in der Vorgeſchichte Europas iſt ja ſchon im 18. Abſchnitt behandelt worden. Dort hat es ſich aber um Zeitabſchnitte gehandelt, welche die Verwendung von Völkernamen noch nicht rechtfertigen. Zudem wurde dort die Anſicht ausgeſprochen, es könne ſich bei der dinariſchen Raſſe um zwei Wellen des Vordringens nach Weſteuropa handeln. In geſchichtlicher Zeit handelt es ſich jedenfalls um das Vordringen ſloweniſcher Stämme vorwiegend dinariſcher Raſſe in die damals gerade von den germaniſchen und vorwiegend nordiſchen Langobarden verlaſſenen Gebiete. Hierüber berichtet der Slowene Krek in ſeinem Aufſatz „Die Slowenen“ [1]).

„Gemeinſam mit den übrigen Stämmen der Südſlawen waren auch die heutigen Slowenen dem großen Völkerzug und dem Drange nach Süden gefolgt, und als im Jahre 568 die Langobarden die weiten Ebenen Pannoniens gegen die ſonnigen Gefilde Italiens vertauſcht hatten, beſetzten ſie die verwüſteten Gebiete. Längs der natürlichen Straßen der Drau, Save und Mur drangen die Slowenen talaufwärts in die Alpenländer, beſetzten Krain, Kärnten, Steiermark und das Küſtengebiet an der Adria. Sie drangen bis auf das Toblacher Feld nach Tirol hinein; längs der Mur kamen ſie über Oberſteiermark in das heutige Ober- und Niederöſterreich. Das Puſtertal, Tirol, das ſalzburgiſche Lungau und das Tal der Enns hatten ſloweniſche Anſiedlung; die Donau trennte ſie von den Tſchechen. Im Südweſten taten ihrem weiteren Vordringen die friauliſchen Herzöge Einhalt, ſie beſetzten aber trotzdem den ganzen nördlichen Gebirgsteil bis zum Tagliamento (wo ſie noch heutzutage leben); im ſüdlichen Teil der Furlanei erinnern uns nur noch Ortſchaften wie Beograd
o, Paſſiano, Schiaveneſco, Turiacco (Turjak-Auersberg) an einſtige ſloweniſche Anſiedlungen.

„Freilich konnten ſich die Slowenen in den meiſten dieſer weit vorgeſchobenen Poſten nicht lange behaupten, denn ſie hatten dieſe Gebiete eben zu wenig kompakt und zuſammenhanglos mit dem Kernſtock des Volkes beſiedelt; in verhältnismäßig kurzer Zeit gingen ſie unter der noch aus der Völkerwanderungszeit teilweiſe zurückgebliebenen germaniſchen Bevölkerung und den herandrängenden Bajuwaren auf, deren natürlicher Stärke noch der Staat und die Kirche mit ihrer höheren Kultur zuſtatten kamen. Immerhin gab es aber auch im 13. Jahrhundert weit nach Norden vorgeſchobene ſloweniſche Anſiedlungen, z. B. Kindsberg im Mürztale

---

[1]) Milčinović und Krek, Kroaten und Slowenen. 1916.

(Ullrich v. Lichtenſtein). Heute zeugen noch zahlreiche Ortsnamen mitten im deutſchen Sprachgebiet von der einſtigen ſloweniſchen Beſiedlung dieſer Stücke (ſo z. B. Windiſch-Matrei, Admont-Vodmat, Udmat, Auſſee-Oſoje, Graz-Gradec, Fernitz uſw.) — außerdem legen die vielen ſloweniſchen ſprachlichen Elemente im kärntniſchen und ſteiermärkiſchen Sprachgebrauch, ſowie manche Sitten und Gebräuche Zeugnis ab vom mächtigen ſloweniſchen Einfluß auf die neuen deutſchen Koloniſten."

Nun darf man aber nicht annehmen, daß die Slowenen etwa rein dinariſchen Blutes geweſen ſeien. Die Südſlawen des frühen Mittelalters werden von zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreibern als rotblond beſchrieben. Wie ſchon ihre indogermaniſche Sprache anzeigt, müſſen ſie eine ſtarke nordraſſiſche Herrenſchicht gehabt haben, wie das ja für das heute vorwiegend dinariſche albaniſche Volkstum mit ſeiner indogermaniſchen Sprache ebenſo gilt. Die Slowenen des 6. Jahrhunderts, die in die Oſtalpen eindrangen, deren politiſche Macht aber von den bayeriſchen Herzögen bald wieder gebrochen wurde, mögen noch ziemlich viel nordiſches Blut gehabt haben. Die Unterſchicht ihres Volkstums aber muß wohl der dinariſchen und in geringerem Grad der oſtiſchen Raſſe angehört haben. Die nordiſche Schicht ſchwand dahin und wohl gerade ſie oder nur ſie, zog ſich als Herrenſchicht vor der Macht deutſcher Herzöge aus den beſetzten Alpengebieten wieder zurück; die dinariſche und oſtiſche Schicht blieben beſtehen und wechſelten das Volkstum. Dem einmal gewieſenen Einwanderungsweg folgend, mögen ſeit dem 6. Jahrhundert immer wieder und immer mehr Menſchen aus dem dinariſchen Reingebiet in die Alpen und ſomit ins deutſche Volkstum eingedrungen ſein, wenn auch dieſes Eindringen kein Eindringen ſloweniſchen Volkstums mehr war. Noch einmal ſei darauf hingewieſen, daß ſloweniſch die Bezeichnung für ein Volkstum, dinariſch die Bezeichnung für eine Raſſe iſt, und daß die Slowenen nur eben diejenigen geweſen ſein müſſen, deren Einwanderung dem deutſchen Volkstum zuerſt in ſtärkerem Grad dinariſches Blut übermittelt hat.

Ich glaube aus mancherlei Sonderheiten der raſſenkundlichen Karten folgende geſchichtliche Vermutung über das Eindringen dinariſchen Blutes wagen zu dürfen:

Von ihrem Heimgebiet, ihrem verhältnismäßig reinſten Gebiet, von den Dinariſchen Alpen, von Montenegro, Albanien, Kroatien, Bosnien und Slawonien aus hat ſich die dinariſche Raſſe den großen Flußläufen der Drau und Sau entlang nach Nordweſten ausgebreitet. Sie drang ins Murtal hinauf, erreichte das Quellgebiet der Mur; ſie drang aber vor allem das Drau- und Sautal hinauf. Das Drautal mag ſie bis zum Quellgebiet beſiedelt haben und heute noch ſtark vorwiegend beſiedeln. Bis ins Quellgebiet der Drau reichen auch höhere Körpermaße. Vor einem ſolchen Einbruch dinariſcher Raſſe ſind vielleicht die nordiſcheren Miſchlinge des Iſel-, Kalſer- und Tauerntals in die Höhe hinauf ausgewichen und haben ſo in der Abtrennung die Spuren nordiſcher Beimiſchung deutlicher bewahrt. Läßt ſich ſo auch die ſtärkere Beimiſchung nordiſchen Blutes im Oſtpuſtertal erklären?

Die dinariſche Durchdringung der Sau entlang ſcheint im Gebiet der Karawanken zwiſchen Krainburg an der Sau und Villach an der Drau durch ein helleres Gebiet durchgebrochen zu ſein; das Kartenbild führt zu der Annahme einer gewiſſen Stauung dinariſcher Raſſe vor Krainburg; dort iſt ein ſehr dunkles Gebiet nördlich umſchloſſen von beſonders hellen. Dann ſcheint ſich der dinariſche Zuſtrom der Sau entlang mit dem Drauzuſtrom vereint zu haben. Vom Drau-Oberlauf ſcheint ſich die dinariſche Einwanderung über den Katſchbergpaß ins Ennstal gewandt zu haben und weiter über den Brenner ins Inntal. Das Inntal muß er hinabgedrungen ſein und ſich im Gebiet des Achenſees, nachdem er vielleicht eine gewiſſe Zahl nordiſcherer Miſchlinge das Zillertal hinaufgedrängt hatte, zum Nordhang der Alpen und über Tegernſee und Walchenſee zur Hochebene hinabgewandt haben. Weitere Abzweigungen dieſes dinariſchen Zuſtroms mögen ſchon vom oberen Inntal aus den Nordhang der bayeriſchen Alpen und ſchließlich auch der Allgäueralpen erreicht haben. — Die Einwanderung durch das Ennstal hinab mag zu der vermuteten dinariſchen Beimiſchung im Südteil des Böhmerwalds geführt haben[1].

Im Jahre 595 fand im Puſtertal unter der Führung des bayeriſchen Herzogs Thaſſilo eine Schlacht der Bayern gegen die Winden (Südſlawen) ſtatt. Soll man bei Betrachtung der in die Berge gedrängten nordiſcheren Bewohner des Iſel-, Kalſer- und Tauerntals an ſolche Ereigniſſe denken? Soll man an ein Ereignis jener Zeit windiſchen (ſüdſlawiſchen) Vordringens denken bei Betrachtung der in ein höheres Seitental des Inn gedrängten Bewohner des Zillertals? Dieſe Verhältniſſe zu klären, wird Sache der Geſchichtswiſſenſchaft ſein.

Ob das dinariſche Blut im deutſchen Volkskörper abnimmt oder zunimmt, ob auch die dinariſche Raſſe von der oſtiſchen Raſſe allmählich verdrängt werde, ſteht nicht feſt. Sicherlich ſind die dinariſchen Menſchen ein Beſtandteil des deutſchen Volkstums, der — vom Standpunkt deutſcher Ertüchtigung aus — hoch zu werten iſt, mindeſtens höher zu werten als der oſtiſche Beſtandteil. — In der Verteilung der vier europäiſchen Raſſen innerhalb des deutſchen Volkstums zeigt ſich jedenfalls deutlich an, daß die oſtiſche Raſſe im Zunehmen, die nordiſche im Abnehmen iſt, daß damit eben die Raſſe im raſchen Abnehmen iſt, die dem deutſchen Volkstum ſeine eigentliche Größe, ja ſeine Richtung und ſeinen Sinn überhaupt gegeben hat. Das führt zu der Folgerung, daß Deutſchland den gleichen Raſſenwandel und Geſinnungswandel etwas ſpäter erfahren wird, wie ihn de Lapouge für Frankreich geſchildert hat.

---

[1] Auf dieſe Vermutungen war ich durch Kartenbeobachtung gekommen, ehe ich erfahren hatte, daß dem Weg Drautal—Brenner—Inntal—Achenſee—bayeriſche Hochebene eine alte Völkerſtraße entſpreche, und ehe ich durch Meitzens Karte (vgl. S. 355) die Oſtgrenze ſlawiſcher Siedlungen im Alpengebiet kennen gelernt hatte. Dieſe Oſtgrenze verläuft hier etwa in einer Linie Ennsmündung (ſüdlich Linz a. D.)—oberes Ennstal—oberes Murtal—oberes Drautal—Golf von Trieſt. Ich war auch auf obige Vermutung der Einwanderungsſtraßen dinariſcher Raſſe gekommen, ehe ich von den Südſlawen(Winden)einbrüchen der frühmittelalterlichen Geſchichte ein genaueres Bild hatte. Nun aber nach Zuſammenſtellung all dieſer Tatſachen, ſchien meine Vermutung beſtärkt und ſchien auch die Zweiteilung des Weges über Katſchbergpaß und Brenner gerechtfertigt. Seltſamerweiſe ſtimmten dieſe vermuteten Züge dinariſcher Einwanderung auf der Karte mit Gebieten beſonderer Dunkelheit und um den Brenner auch mit ſolchen größerer Körperhöhe überein. Die Forſchung müßte, da überall die oſtiſche Raſſe beigemiſcht iſt, die bezeichneten Straßen einmal beſonders unterſuchen.

Nochmals ſei hier angemerkt, daß die dinariſche Raſſe nicht mit dem ſüdſlawiſchen Volkstum verwechſelt werden darf. Nur im deutſchen Sprachgebiet der Alpen müſſen dinariſche Zuwanderungen neuerer Zeit zugleich als ſüdſlawiſche gedacht werden. Sonſt aber verbietet ſchon die nicht-ſlawiſche Sprache der vorwiegend dinariſchen Albanier eine ſolche Gleichſetzung. Es gibt dinariſche Menſchen, die eine ſüdſlawiſche Sprache ſprechen, es gibt ſolche, die italieniſch, auch ſolche, die rutheniſch, türkiſch oder ſolche, die griechiſch ſprechen. Nie darf Sprachzugehörigkeit und Raſſenzugehörigkeit verwechſelt werden.

20. Raſſe und Sprache.

Die Verbreitung der indogermaniſchen Sprachen zeigt den weiten Umkreis an, über den ehemals nordraſſiſche Völker oder beſſer: nordraſſiſch-bedingte Völker verbreitet waren und zum Teil heute noch verbreitet ſind. Man kann daher vielleicht ſagen: die Höhepunkte nordraſſiſcher Ausbreitung liegen weit dahinten. Einen ſolchen Höhepunkt ſtellt etwa die entwickelte Bronzezeit dar, als Indien blühte, Griechenland und Rom vor ihrer Entfaltung ſtanden und die Kelten ihre Ausdehnung begannen. Einen zweiten Höhepunkt nordraſſiſcher Ausbreitung ſtellt das Ende der germaniſchen Völkerwanderung dar, das 6. Jahrhundert, als Mittel- und Weſteuropa germaniſch waren. Die neuere Ausbreitung der europäiſchen Mächte in Amerika, Afrika und Auſtralien durch Beſiedlung von Schutzgebieten und Kolonien wird man infolge der ſeit dem frühen Mittelalter eingetretenen Miſchungen nicht ohne Einſchränkung der Ausbreitung der Nordraſſe zuzählen, ſondern als eine Ausbreitung der europäiſchen Menſchenarten überhaupt anſehen müſſen. Die Beſiedelung Nordamerikas allerdings geſchah bis in neuere Zeit hauptſächlich durch nordiſche und vorwiegend nordiſche Menſchen, ebenſo die Südafrikas. Aber von eigentlich nordraſſiſcher Ausbreitung wird man in dieſen Fällen nicht mehr reden können.

Wie der heutige europäiſche Bereich germaniſcher Sprachen, der Bereich der deutſchen, engliſchen und ſkandinaviſchen Sprachen, nur noch einen inneren Teilbezirk jener großen germaniſchen Ausbreitung des frühen Mittelalters darſtellt, wie alſo in einem weiten äußeren Umkreis die unter Fremdvölkern lebenden Germanenſtämme, da ihre Oberſchicht zu gering war, ſchließlich die Sprachen der beherrſchten Völker angenommen haben, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß nordiſches Blut geherrſcht hat auch über den Kreis der indogermaniſchen Sprachen hinaus. Man weiß, daß die indiſche Sprache weit über Vorderindien hinausgedrungen war: Ortsbezeichnungen (z. B. Singapur) legen noch heute Zeugnis davon ab. Auch finden ſich unter den Singhaleſen doch noch hin und wieder Geſichter, die an europäiſche Züge erinnern. Man hat beobachtet, daß birmaniſche Schauſpielerinnen ſich weiß ſchminken, daß Chineſinnen und Japanerinnen ſich weiß und roſenrot ſchminken: eine ſolche Störung im Schönheitsbild verrät immer eine einſtige Störung im Raſſentum eines Volkes (vgl. S. 262). Es iſt anzunehmen, daß indiſche Stämme in Aſien weit nach Oſten und Süden vorgedrungen ſind; anzunehmen iſt ferner — und die Auffindung der indogermaniſchen Sprache des tochariſchen Volkes weiſt deutlich darauf hin —, daß auch im mittleren und nördlichen Aſien nordraſſiſche Völker gewohnt haben. Sowohl Japan wie China zeigen eine raſſiſche Schichtung derart, daß die oberen Stände hellere Haut, etwas längere, bzw. minder kurze

Köpfe, ein ſchmäleres Geſicht mit ſtärkerer, ſchmälerer Naſe und höheren und feineren Wuchs zeigen, die unteren hingegen dunklere Haut, breitere Geſichter, breite, flache Naſen und gedrungenen groben Wuchs[1]). Marco Polo[2]) berichtet von Dſchingis Khans Enkel, Kublai Khan, er habe „eine lichte Geſichtsfarbe mit leichtem Rot überzogen“ gehabt und ſeine Naſe ſei „wohlgezogen und vortretend“ geweſen. Seine Weiber aber ließ er ſich zuführen aus einem Gebiet der Tartarei, deren Bewohner „wegen ihrer ſchönen Geſichtsbildung und lichten Hautfarbe“ berühmt waren[3]). Chineſiſche Chroniken wiſſen von blonden, hellhäutigen und helläugigen Stämmen zu berichten, die in großer Volkszahl im Weſten und Norden des chineſiſchen Reiches geſeſſen hätten. Aus dem weiten Vordringen ſolcher nordiſcher Völker erklärt ſich wohl der Wandel im Schönheitsbild der Oſtaſiaten, das Auftreten eines artfremden Schönheitsbildes. Immer wieder findet ſich bei aſiatiſchen und auch bei afrikaniſchen Völkern — bei letzteren allerdings durch die hamitiſche Ausbreitung bedingt — der Zug, daß gewiſſe Gebiete beſonders gerühmt werden wegen ihrer hellen Haut, oder daß die Herrſcherſchicht eines Volkes durch hellere Farben gekennzeichnet iſt. Die Völkerkunde wird ſolchen Erſcheinungen innerhalb eines Volkes noch viel mehr Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen.

Die heutige Sprachforſchung muß die tochariſche Sprache, die Sprache alſo jenes nordraſſiſchen Volkes, das im Weſten Chinas wohnte, als diejenige uns erhaltene indogermaniſche Sprache betrachten, die am weiteſten nach Oſten vorgedrungen iſt. Ein Umſtand iſt dabei beſonders auffällig und weiſt wieder auf den Eroberungsmut der nordiſchen Völker hin: die tochariſche Sprache iſt eine Kentum-Sprache. — Man muß aus ſprachlichen Gründen die indogermaniſchen Sprachen in zwei große Gruppen einteilen: eine Kentum-Gruppe, die Gruppe der weſtlichen indogermaniſchen Sprachen (tochariſch, griechiſch, lateiniſch, keltiſch, germaniſch) und eine Satem-Gruppe, die Gruppe der öſtlichen indogermaniſchen Sprachen (indiſch, perſiſch, armeniſch, albaniſch, ſlawiſch, litauiſch, lettiſch). Zu dieſer Einteilung hat die Betrachtung der Lautgeſetze geführt und zu den Bezeichnungen kentum und satem die Wörter für das Zahlwort hundert: in der öſtlichen Gruppe ſteht der s-Laut in beſtimmten Fällen da, wo die weſtliche Gruppe den k-Laut hat, der dann in den germaniſchen Sprachen durch die ſog. erſte Lautverſchiebung zum h-Anlaut geworden iſt[4]).

Nun gehört die tochariſche Sprache zur Weſtgruppe und nicht, wie man aus ihrem Gebiet ſchließen würde, zu der ihr doch örtlich viel näheren Oſtgruppe. Das tochariſche Volk, vielmehr die nordraſſiſche Schicht der Tocharer, muß alſo durch Wagemut und durch ein beſonderes Schickſal beſonders weit von der Urheimat fortgeführt worden ſein. Weit außerhalb des weſtlichen Bezirks der Kentum-Sprachen findet ſich vereinzelt die tochariſche Sprache, ebenfalls eine Kentum-Sprache. Aus ſprachlichen Gründen hat die Sprachwiſſenſchaft ſchon die Vermutung ausgeſprochen, es müſſe ſich im Fall der Tocharer, bzw. deren nordiſcher Schicht, um einen den Kelten naheſtehenden oder ſogar ſelbſt keltiſchen Stamm handeln. — Ein gleiches Verhältnis, gleichbezeichnend für die durch Eroberungszüge gekennzeichnete Ausbreitung der Nordvölker, bietet das Krimgotiſche. Weit außerhalb des Kreiſes der germaniſchen Sprachen, in der

---

[1]) Soll man dieſen Unterſchied aus einem Einſchlag nordiſchen Blutes erklären und dazu an das Vorkommen von Dolmen (vgl. S. 271) in Japan erinnern?

[2]) Seine Reiſen fielen in die Jahre 1271—1295.

[3]) Hauſer, Genie und Raſſe. 1917.

[4]) Der Satemgruppe entſpricht eine Geſittungsſtufe viehzuchttreibender Stämme, während die Urgeſittung der Kentumgruppe ſchon eine Vereinigung von Viehzucht und Ackerbau zeigt.

Nachbarſchaft ſlawiſcher und aſiatiſch-mongoliſcher Sprachen hat ſich eine gotiſche Mundart in der Krim bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Ein holländiſcher Geſandter hat Ende des 16. Jahrhunderts „eine wertvolle Wortliſte dieſer germaniſchen Sprache gegeben, die er zwei Männern in Konſtantinopel abgefragt hatte“ [1]) (vgl. S. 321, 326).

Wie das Tochariſche und das Krimgotiſche ausgeſtorben ſind, ſo mag in weiter Vereinzelung noch manche indogermaniſche Sprache ſo verſchwunden ſein, daß keine Spur von ihr geblieben iſt. Groß iſt der Reichtum ſprachlichen Geſtaltens, deſſen die nordiſchen Stämme ſeit Vorzeiten fähig geweſen ſind. Wenn ſich die einzelnen nordraſſiſchen Menſchen von Menſchen anderer Raſſen durch ſtärker ausgeprägte Einzeltümlichkeit unterſcheiden, durch einen beſonderen Trieb zur ſeeliſchen Freiheit und Abſtändigkeit, ſo zeichnen ſich auch die indogermaniſchen Sprachen aus durch reichſte einzeltümliche Geſtaltung. Obgleich ſie alle dem Sprachforſcher an ihrer Eigenart ſogleich als zuſammengehörig und grundſätzlich eigene Gruppe auffallen, hat doch jede für ſich ihre Sonderart ſo ausgeprägt, ihren Sondergeiſt mit ſolcher klarer Kühnheit bis ins Letzte ſo entfaltet, daß ſchon die Betrachtung dieſer Sprachen die Anſchauung verleiht von einer unvergleichlich begabten, zu kühner Tätigkeit wie zu kühnem Denken gleichbefähigten Menſchenart.

Eine eingehende Unterſuchung der indogermaniſchen Sprachen und der ihnen gemeinſamen Eigenart müßte der Forſchung, auch wenn gar keine raſſenkundlichen, archäologiſchen und ſonſtigen Befunde vorlägen, ſchon an ſich allein die Möglichkeit geben, die ſeeliſche Eigenart der dieſen Sprachen entſprechenden Raſſe klar zu bezeichnen. Es liegt zutag, daß Raſſe und Sprache nicht ohne weiteres aufeinander bezogen werden dürfen. Die geſchichtliche Entwicklung führt einmal dazu, ein nordiſches Volk ſeine Sprache verlieren zu laſſen, ein andermal dazu, einem fremdraſſigen Volk eine nordiſche Sprache durch eine nordiſche Oberſchicht aufzwingen zu laſſen. Nur in den Anfängen der nordraſſiſchen Ausdehnung waren Raſſe und Sprache eines nordiſchen Volkes von gleicher Art und Herkunft (vgl. S. 280). Mit der Raſſe, mit der raſſenhaft-beſtimmten Bildung der Sprechwerkzeuge, haftet ſchließlich, wenn ein Volk ſeine eigene Sprache aufgegeben hat, nur noch die Sprechweiſe, die raſſenhaft beſtimmte Ausſprache. Durch die Art, wie ein Volk, das ſeine eigene Sprache verloren hat, die angenommene artfremde Sprache ausſpricht, verrät es immer noch ſeine Raſſenzugehörigkeit. Die gleiche Sprache wird z. B. im Munde eines breitgeſichtigen Menſchen anders klingen als im Munde eines ſchmalgeſichtigen. Der breitgeſichtige Menſch hat eine andere Ausſprache als der ſchmalgeſichtige, mindeſtens eine andere Ausſpracheneigung. Kommt es alſo irgendwo dahin, daß eine Schicht ihre Sprache aufgibt, ſo wird ſie ihre Raſſe doch noch in der Ausſprache verraten. Auf ſolche feinſten Wandlungen der Ausſprache muß alſo die Sprachforſchung immer dann achten, wenn irgendwo raſſiſche Schichtungen, Einwanderungen, Eroberungen oder Untergänge raſſiſcher Oberſchichten ſtattgefunden haben, was auf der ganzen Erde da und dort immer wieder geſchehen ſein mag. Nicht nur dann, wenn ein Land ſeine Sprache wechſelt, hat ſich ein Raſſenwandel vollzogen; ein Raſſenwandel kann auch dann erfolgt ſein, wenn ſich in einer Sprache die Ausſprache wandelt. Man muß wohl annehmen, daß die nordraſſiſchen Stämme, ſolange ſie noch in geſchloſſenem Siedlungsgebiet in ihrer Urheimat (ſüdliches Skandinavien, Dänemark, Schleswig-Holſtein) ſaßen und ſolange ſie noch raſſenrein waren, kaum irgendwelche mundartlichen Unterſchiede ihrer gemeinſamen indogermaniſchen Urſprache aufwieſen (vgl. S. 283).

---

[1]) Hirt, Geſchichte der deutſchen Sprache. 1919.

Es ſcheint auch tatſächlich, als ob die indogermaniſche Grundſprache ſogar noch zur Zeit der erſten Eroberungszüge noch kaum geſpalten geweſen ſei. Die indiſchen und iraniſchen Wörter für Kupfer ſtimmen noch mit den entſprechenden lateiniſchen und germaniſchen Wörtern ſo überein, daß man annehmen muß, in der Kupferzeit, dieſer Vorſtufe der Bronzezeit, habe unter den indogermaniſchen Stämmen noch ein nachbarlicher Verkehr ſtattgefunden. Das Wort für Kupfer muß ſich alſo von den Fundorten dieſes Metalls aus — in Betracht kommen (nach Schuchhardt) Spanien, die Alpenländer, Irland, England und Ungarn — von ſolch einer Fundſtelle aus muß ſich mit dem Kupfer ſelbſt auch das Wort dafür über die nordraſſiſchen Stämme von den Urgermanen bis zu den Urindern hin verbreitet haben. So mag erſt während des 3. vorchriſtlichen Jahrtauſends eine gewiſſe mundartliche Spaltung innerhalb der Grundſprache eingetreten ſein, zuerſt wohl die Spaltung in Kentum- und Satemſprachen. Much[1]) verlegt die Spaltung der indogermaniſchen Grundſprache in die beginnende Metallzeit (Kupferzeit), Meillet[2]) möchte ſie etwas ſpäter anſetzen, auf das Ende des 3. oder den Anfang des 2. Jahrtauſends v. Chr. Alle Anzeichen ſprechen dafür, daß die einzelnen indogermaniſchen (nordraſſiſchen) Sprachen ihre Sondergeſtaltung erſt dann erfuhren, als die einzelnen Stämme ſchon als Oberſchicht beſtimmter Völker in ihren Endſitzen ſiedelten. Man muß jede indogermaniſche Sprache ihrem Geiſt nach faſſen als eine beſondere Schickſalsantwort nordiſcher Stammesart auf die Schickſalsfragen, die ein beſtimmtes erobertes Gebiet mit einer fremden unterworfenen Bevölkerung geſtellt hatten. Erſt die Auseinanderſetzung mit der fremden Umwelt, erſt die geſonderte Volkwerdung der nordiſchen Oberſchicht zuſammen mit der nichtnordiſchen Unterſchicht ſchaffen die geſonderte indogermaniſche Einzelſprache. Jetzt erſt entſtehen Indiſch, Perſiſch, Griechiſch, Italiſch uſw., jetzt erſt iſt auch ſprachlich die Verbundenheit mit der Nordheimat gelöſt[3]). Jede indogermaniſche Sprache iſt ein Ausgleich der angeſtammten nordiſchen Art und des erlebten beſonderen Stammesſchickſals, ein Ausgleich ferner, entſtanden aus dem nordiſchen Sprachgeiſt und der Einwirkung der nichtnordiſchen Vorbevölkerung. So wird es auch verſtändlich, warum die Sprachen, die ſich auf ehemals unnordiſchem Boden verbreitet haben, auch alsbald wieder in ſich ſelbſt mundartlich zerſpalten werden, warum hingegen die Sprachen, die am Boden der Urheimat haften geblieben ſind, mundartlich noch ungeſpalten, noch eine Einheit ſind, ſolange noch keine ſtärkere Raſſenmiſchung eingetreten iſt: die griechiſchen Stämme wie die italiſchen treten ſchon in ihren Frühzeiten mit ihren beſonderen Mundarten auf. Als die Germanen den Römern gegenübertraten, hatte das Latein des latiniſchen Stammes ſchon Mundarten der anderen italiſchen Stämme als Staatsſprache unterdrückt; die Sprache der Germanen jener Zeit war noch faſt einheitlich, die vielen einzelnen Stämme verſtanden ſich noch[4]). In gewiſſer Hinſicht iſt auch das Germaniſche des 4. nachchriſtlichen Jahrhunderts noch ſo „altertümlich“ wie das homeriſche Griechiſch des 8. oder 9. vorchriſtlichen Jahrhunderts. Wie es der indogermaniſchen Grundſprache erging, ſo ſpäter der germaniſchen Grundſprache: erſt der fremde Boden und die Raſſenmiſchung ſchaffen Sondergeſtaltungen und einſchneidende Wandlungen, erſt die Schickſalsfragen der Eroberungszüge ſchaffen die Schickſalsantwort der geſonderten Sprache wie die des geſonderten Volkstums (vgl. S. 281). Iſt aber die Sonderung geſchehen, ſo entſteht eben kraft der einzeltümlichen Begabung der Menſchen nordiſcher Raſſe ſchnell ein Volkstum und eine Sprache, die ſelbſtherrlich leben und ſich zu kräftigſter Sonderart ausgeſtalten. Alle ſind nordiſchen Blutes: die alten Inder, Perſer, Griechen, Römer, Kelten, Slawen und Germanen; all ihre Sprachen ſind von gleicher Herkunft, und doch hat in ihnen die unvergleichliche Begabung der Raſſe ebenſoviel eigengiltige, an Eigenwert unvergleichlich wertvolle Volkstümer und an geiſtiger Höhe unvergleichlich wertvolle Sprachen geſchaffen.

---

[1]) In Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde, unter „Germanen".

[2]) Aperçu d'une histoire de la langue grecque. 1913.

[3]) Das gleiche wiederholt ſich mit der germaniſchen Grundſprache. Sie bleibt von ihrer Ausbildung im 2. vorchriſtl. Jahrtauſend bis ins 4. Jahrh. n. Chr. allen germaniſchen Stämmen gemeinſam. Die Zeit der Völkerwanderung ſchafft dann ſehr raſch Spaltungen der Grundſprache und ſo ſchließlich die einzelnen germaniſchen Sprachen (vgl. S. 314).

[4]) Bei den italiſchen Stämmen war alſo nach einer Vielheit von Mundarten die ſozuſagen künſtliche Einheit einer Staatsſprache entſtanden, während zu gleicher Zeit, als dieſe Staatsſprache ſich weithin ausbreitete, die germaniſchen Stämme noch die gemeinſame germaniſche Grundſprache ſprachen, noch vor der Ausbildung von Mundarten ſtanden.

Den Geiſt des Eroberns, der Tätigkeit und Kühnheit, und ebenſo den Geiſt des tiefen Denkens und herrlichen Dichtens laſſen dieſe indogermaniſchen Sprachen ſchon in ihrer Geſtaltung, in ihrem Bau, erkennen. Ein Beiſpiel: man hat ſich ausgedrückt, die Schaffung des Zeitworts ſei „eine der Hauptgeiſtestaten der indogermaniſchen Völker“[1].

Zu dem Verſuch, die Schöpfung des Zeitworts verſtändlich zu machen, dient am beſten ein Vergleich des Weſens ural-altaiſcher Sprachen, der Sprachen alſo, die der mongoliſchen Raſſe zuzuweiſen ſind, mit dem Weſen der indogermaniſchen Sprachen, der Sprachen der Nordraſſe. Da zeigt ſich gleich, daß es ein Zeitwort in den uralaltaiſchen Sprachen eigentlich gar nicht gibt. Die indogermaniſchen Sprachen drücken ſich zeitwörtlich (verbal) aus: „Ich züchtige (du züchtigſt, er züchtigt) den Hund.“ Der gleiche Gedanke bietet ſich in uralaltaiſchen Sprachen hauptwörtlich (nominal): „Mein (dein, ſein) den-Hund-züchtigen (iſt vorhanden).“ — Der nordiſche Menſch fühlt ſich als der Tätige, der mongoliſche Menſch ſtellt eine Tätigkeit feſt. „Mein den-Baum-ſehen (iſt vorhanden)“ — das mag die Tatſache ungeſpannter Wahrnehmung ſogar beſſer bezeichnen als das indogermaniſche: „Ich ſehe den Baum.“ Kennzeichnend iſt eben, daß ſogar im Gebiet faſt untätigen Wahrnehmens der Menſch der indogermaniſchen Sprachen ſich noch tätig fühlt, während der Menſch der uralaltaiſchen Sprachen ſelbſt für die eigene Tätigkeit ſprachlich nur den Ausdruck der Feſtſtellung eines Vorgangs findet. Bis ins Einzelne könnte dieſer grundſätzliche Unterſchied verfolgt werden. Da dieſes Buch nicht Sprachwiſſenſchaft treibt und deren Begriffe nicht vorausſetzen darf, muß es bei dieſen Andeutungen bleiben. Der große Abſtand der Geiſtesarten erſcheint aber ſchon deutlich aus obigen Angaben. Das Ungeſtüm, der Eroberungsdrang, die Tatkraft der nordiſchen Raſſe erſcheint ſchon in ihren Sprachen: eine Friſche und Kühnheit, ein unverzagter Griff des Geiſtes in die Welterſcheinung hinein — hieraus ſpringt die Schöpfung des Zeitworts. Hier heißt es: „Die Männer kommen.“ In mongoliſcher Geiſtesart hingegen bald: „Der Männer Kommen (iſt vorhanden“), bald: „Die Männer (verhalten ſich) kommend“, bald: „Die Männer (ſind) im Kommen.“ Wohl geſtalten ſich in den uralaltaiſchen Sprachen aus einem Hauptwortſtamm und den angefügten Silben (Sehen-mein, Sehen-dein, Sehen-ſein uſw.) ſchließlich zeitwortähnliche Sprachgebilde; aber, was man für Perſonenendungen (wie treib-e, treib-ſt, treib-t) nehmen könnte, ſind immer deutlich die beſitzanzeigenden Anfügeſilben. Anfügeſilben dienen da, wo in indogermaniſchen Sprachen ein Zeitwort gebeugt, ein Hauptwort gebeugt und in einzelne Fälle (casus) geſetzt wird; Anfügeſilben drücken aus, was in indogermaniſchen Sprachen Vorwörter und Verhältniswörter ausdrücken (in dem Haus = Haus-innerhalb; in meinem Haus = Haus-mein-innerhalb; der Tiſch, der ſich in meinem Haus befindet = Haus-mein-innerhalb-befindlich(er) Tiſch). Daher heißen dieſe uralaltaiſchen Sprachen *fügende* (agglutinierende) *Sprachen*. Sie ſind für eine raſſenkundliche Betrachtung deshalb wichtig, weil die der europäiſchen Oſtraſſe zuzuweiſende Sprachart von uralaltaiſcher, fügender Art gedacht werden muß. Mit einer fügenden Sprache, mit ſolch einer Sprache des Vorgangfeſtſtellens, mindeſtens mit der Keim- und Urform einer ſolchen fügenden Sprache, muß wohl die europäiſche Oſtraſſe gegen Weſten hin in Europa eingeſickert ſein. Eine fügende Sprache uralaltaiſcher Art muß wohl die arteigene Sprache der Oſtraſſe geweſen ſein in dem Zeitabſchnitt der Vorgeſchichte, da die Oſtraſſenſtämme noch ein ſelbſtändiges Daſein führten. Reinem oſtraſſiſchem Weſen entſpricht auch nur der Geiſt einer uralaltaiſchen Sprache. Das Einſickern der Raſſe in der Vorzeit, ihr unſchöpferiſches oder mindeſtens weniger tätiges Weſen, ihre — man möchte ſagen — dumpfe Zähigkeit: all dieſe Züge würden ſich mit der Geiſtesfriſche und dem Angriffsgeiſt der indogermaniſchen Sprachen nicht vereinen laſſen.

---

[1] Naumann, Kurze hiſtoriſche Syntax der deutſchen Sprache. 1915.

Es gibt Völker in Europa, die ihre uralaltaiſchen Sprachen nicht aufgegeben haben: die Finnen, die Ungarn und die Türken; und wenn auch dieſe Sprachen mehr oder minder deutliche Einwirkungen durch den Geiſt der ſie umgebenden indogermaniſchen Sprachen und durch das Blut nordiſcher Menſchen erfahren haben: die Finnen, Ungarn und Türken beſitzen doch noch ihre *arteigenen* Sprachen und haben ſich dadurch die Möglichkeit ſelbſtändiger Geſittung erhalten. Anders muß die Art der vorgeſchichtlichen Oſtraſſenſtämme geweſen ſein. Sie gaben das Arteigene in Sprache und Schönheitsbild auf. Sie haben leiblich und ſeeliſch eine Umzüchtung erfahren, zugleich aber jede Möglichkeit ſelbſtändigen Geiſteslebens ſchon in der Vorzeit verloren (vgl. die Fußnote S. 266). Den rein oſtiſchen Menſchen iſt jede eigentliche Schöpfergabe verſagt, und der Sinn oſtraſſiſchen Daſeins kann nur die Bemühung ſein, an der einmal übernommenen artfremden Geſittung, ſoweit dies möglich iſt, mitzuarbeiten.

Haben aber — ſo muß die nächſte Frage lauten — die vielen unterworfenen Vorbewohner im Bereich der indogermaniſchen Sprachen nicht durch ihre Geiſtesrichtung auf die übernommenen und fortan von ihnen gebrauchten Sprachen auch ihr Teil eingewirkt? Haben die Sprachen der nordraſſiſchen Stämme nicht Einflüſſe erfahren durch weſtiſche oder oſtiſche oder auch irgendwelche aſiatiſchen Geiſtesarten? — Dieſe Fragen ſind oben ſchon zum Teil dahin beantwortet worden, daß überhaupt das *Entſtehen* der gründlichen Verſchiedenheiten zwiſchen den Nordſprachen als ein Ausgleich der indogermaniſchen Urſprache mit der fremden Umwelt gedeutet wurde. Noch nicht an Raſſenmiſchung muß dabei gedacht werden; ſchon das Erlebnis der fremden Umwelt in ihren Endſitzen muß ſich im Sprachleben der Nordſtämme ausgedrückt haben.

Es ließen ſich aber ſicherlich, wenn die Sprachwiſſenſchaft erſt die Fährten gefunden hat, in jeder indogermaniſchen Sprache ſchon in frühen Zeiten geringe Einwirkungen fremden Geiſtes feſtſtellen. Oben (S. 311) iſt auf eine Einwirkung weſtiſchen Blutes auf die südengliſchen Mundarten hingewieſen worden. Durch weſtiſchen Geiſt abgewandelt erſcheinen ſchon die alten keltiſchen Sprachen Englands. Pokorny hat[1] auf den Einfluß einer „iberiſchen" Sprache (alſo einer arteigenen Sprache weſtiſcher Raſſe) auf das *Keltiſche* in England hingewieſen, einen Einfluß, der ſich nicht etwa nur in der Entlehnung einzelner Wörter zeigt, ſondern auch im Satzbau und in der Art des Zählens. Da weſtiſcher Geiſt anſcheinend ſtark auf die indogermaniſchen Sprachen des vorwiegend weſtiſchen und weſtiſch untermiſchten Gebiets eingewirkt hat — der Bau der romaniſchen Sprachen bezeugt es ja —, ſo wird man die außerordentlich bedeutſamen Verluſte und Abwandlungen, die das Engliſche (vom Standpunkt der germaniſchen Grundſprache aus) erfahren hat, auf die nicht zu unterſchätzende Durchmiſchung des engliſchen Volkes mit weſtiſchem Blut zurückführen dürfen. Oſtiſcher und mongoliſcher Geiſt iſt anſcheinend nicht ſo ſtarker Einwirkung auf die indogermaniſchen Sprachen fähig wie der weſtiſche. Das Altindiſche hat ſprachliche (wenigſtens Satzbau-) Formen, die an den Geiſt aſiatiſcher Sprachgeſtaltung erinnern, und leicht läßt ſich das aus der indiſchen Umwelt raſſenkundlich erklären. Eine wichtigſte Tatſache jedoch der Sprachgeſchichte findet ihre Erklärung durch raſſiſche Verhältniſſe; wenigſtens verſucht dieſes Buch eine ſolche Erklärung anzubahnen. Es handelt ſich um die Tatſache der ſogen. germaniſchen Lautverſchiebung, die auch die erſte Lautverſchiebung genannt wird. Durch dieſen Lautwandel nämlich, der ſich im 2. vorchriſtlichen Jahrtauſend allmählich durchgeſetzt haben mag, haben ſich die germaniſchen Sprachen als eine Sondergruppe ſcharf von allen andern indogermaniſchen Sprachen geſchieden. Nach dieſem Lautwandel entſprach u. a. jedem indogermaniſchen p, t, k ein germaniſches f, þ (geſpr. wie engl. th), h; jedem indogermaniſchen b, d, g ein germaniſches p, t, k.

---

[1] In einem Vortrag vom 12. Februar 1919 (Sitzungsberichte der Anthr. Geſ. Wien, 1918/1919).

Man hat ſich nun immer gefragt: welches iſt der Grund dafür, daß die Germanen dieſe Lautverſchiebung vollzogen haben? — Auf dieſe Fragen ſind ſeit Jakob Grimm eine Reihe ſich widerſprechender Antworten gegeben worden; darunter auch wieder ſolche, welche die germaniſche Lautverſchiebung aus dem Aufenthalt des urgermaniſchen Volkes in einem Gebirge erklären wollten. Eine befriedigende oder wenigſtens allgemeiner angenommene Erklärung hat ſich noch nicht geboten. Man hat die erſte Lautverſchiebung aus einer Völkermiſchung, bzw. aus dem Einfluß einer nicht-indogermaniſchen Sprache auf das Indogermaniſche der Urgermanen, erklären wollen, und Nörrenberg hat als Erſter[1]) ein deutliches Bild ſolcher Einwirkungen entworfen; er nimmt an, daß die Germanen vor der germaniſchen Lautverſchiebung beim Zuſammentreffen und ſchließlichen Durcheinanderwohnen mit den Finnen im Gebiet des finniſchen Meerbuſens durch finniſchen Spracheinfluß den Anſtoß zur erſten (germaniſchen) Lautverſchiebung erfahren hätten. Die vielen germaniſchen Wörter im Finniſchen beweiſen eine langdauernde enge Berührung germaniſcher und finniſcher Stämme[2]). Das Finniſche zeigt nicht nur ſeit alters Erſtbetonung, wie ſie dann die Germanen im Gegenſatz zu anderen indogermaniſchen Stämmen durchgeführt haben, ſondern auch lautliche Erſcheinungen ſolcher Art, daß eine urgermaniſche Sprache in finniſchem Munde Veränderungen in der Richtung erfahren mußte, welche dann die Germanen mit der erſten Lautverſchiebung einſchlugen. Nörrenberg nimmt an, daß germaniſche Kinder Ausſpracheeigenheiten des finniſchen Geſindes, zwiſchen dem ſie aufwuchſen, angenommen hätten, gleichwie heute deutſche Kinder im deutſch-polniſchen Grenzgebiet die Ausſpracheeigenheiten des polniſchen Geſindes annähmen. Was Nörrenbergs Anſicht gefährdet, ſcheint mir vor allem die Ausbreitung der erſten Lautverſchiebung über das Gebiet aller germaniſchen Stämme. Läßt ſich dieſe Ausbreitung, wie Nörrenberg will, damit wirklich erklären, daß die Oſtſeeländer damals ein großes Verkehrsgebiet waren, von dem aus die ſprachlichen Wandlungen zu allen germaniſchen Stämmen verbreitet worden ſind? Das ſcheint mir fraglich. Vor allem aber: den Anſtoß zu gleichgerichteten Lautverſchiebungen und zur Erſtbetonung haben ja auch nicht-germaniſche Sprachen erfahren, Sprachen weit außerhalb des Bereichs finniſcher Nachbarſchaft. Eine Neigung zur Verſchiebung war demnach auch in nicht-germaniſchen Sprachen einmal wirkſam. Mir ſcheint eine raſſenkundliche Betrachtung zu ergeben, daß die Frage nach dem Entſtehen der Lautverſchiebung gerade umgekehrt geſtellt werden muß, daß gerade nach dem Grund des Nicht-Entſtehens der Lautverſchiebung bei den nichtgermaniſchen Völkern gefragt werden muß: Welches iſt der Grund, warum die Nicht-Germanen die Lautverſchiebung nicht vollzogen haben?

---

[1]) Nörrenberg, „Was bedeutet Nord?“ Globus, Bd. 77, 1900. Vgl. neuerdings, die Nörrenbergſche Annahme ſtärkend, Karſten, Germaniſch-finniſche Lehrwortſtudien, 1915.

[2]) Kluge, Deutſche Sprachgeſchichte, 1921, § 19.

Die Antwort wäre die: die Nicht-Germanen wurden auf ihren Zügen der Urheimat, dem eigentlichen Gebiet der Verſchiebungsneigung, entzogen und ſiedelten gerade unter Völkerſchaften, deren Raſſenart und deren Einwirkung auch jede beginnende Verſchiebung aufhalten oder rückgängig machen mußten. Die erſte Lautverſchiebung zeigt ſich — wie auch ſpäter die zweite — hauptſächlich gekennzeichnet durch ein Entſtehen von Reibelauten aus Verſchlußlauten, durch ein Sprechen alſo, das gleichſam mit mehr Lungenkraft geſchieht. Da die zweite Lautverſchiebung, die im 5. Jahrhundert n. Chr. vollzogen geweſen ſein muß, und die die deutſche Sprache in Hoch- und Niederdeutſch geſpalten hat, wieder durch den gleichen Zug gekennzeichnet iſt — z. B. aus anlautendem p, t, k wird pf, z, ch —, ſo zeigt ſich, daß am deutſchen und überhaupt nordiſchen Urheimatgebiet die Neigung zu ſolchen Verſchiebungen dauernd haftete. Bezeichnend iſt, daß bei der zweiten Lautverſchiebung, der ſogen. *hochdeutſchen Lautverſchiebung*, das niederſächſiſche Gebiet, das den Neuerungen abholde Gebiet, noch heute nicht nachgefolgt iſt (vgl. S. 315, 332), während ſich die Verſchiebungsneigung heute auch im Däniſchen bemerkbar macht: „t neigt dort zu ts wie im Althochdeutſchen“[1].

Die Neigung zur Verſchiebung in gleicher Richtung, in der Richtung auf eine verſtärkte Hauchanwendung, auf eine Behauchung (Aſpiration) (wie die Sprachwiſſenſchaft ſagt) läßt ſich nun aber auch in einigen nicht-germaniſchen Sprachen beobachten, wenn es auch in dieſen nicht zu einer entſprechenden vollen Verſchiebung gekommen iſt. Im Uriraniſchen zeigen ſich vor Mitlautern Verſchiebungen von p, t, k zu f, þ, ch. Verſchiebungen gleicher Richtung zeigen ſich in indiſchen Mundarten, auch in der indiſchen Sprache der Zigeuner. Verſchiebungen gleicher Richtung zeigen ſich im Keltiſchen und zeigen ſich im Armeniſchen: „Das Armeniſche zeigt eine faſt ganz gleichgerichtete Lautverſchiebung“[1]. Schon die bh, dh, gh der alten Inder weiſen auf ſtarke Behauchung, und all dieſe Zeugniſſe laſſen es ſehr wahrſcheinlich erſcheinen, daß auch die andern indogermaniſchen Sprachen, daß z. B. auch das Griechiſche und Lateiniſche ihre p, t und k ſtark behaucht ausgeſprochen haben. Daß es aber in all dieſen nicht-germaniſchen Sprachen nicht zu einer Auswirkung der Verſchiebungsneigungen kam, ſcheint ſeinen Grund darin zu haben, daß den nicht-nordiſchen, anſcheinend beſonders den vorwiegend weſtraſſiſchen, Bevölkerungen im Umkreis der indogermaniſchen Sprachen die gehauchte Ausſprache artfremd war und iſt. Man wird daraus raſſenkundlich vielleicht auf eine geringere Lungenkraft ſchließen dürfen. Die hauchloſe Ausſprache der p, t und k z. B. im Franzöſiſchen iſt bekannt: die weſtiſche oder vorſichtig geſagt: die nicht-nordiſche Beimiſchung äußert ſich ſo. Frühzeitig wurden ſchon im Lateiniſchen die h ſtumm, das Keltiſche verwandelt f zu h, das Spaniſche, von einem keltiberiſchen Miſchvolk geſprochen, verwandelt ſeine f ebenfalls zu h und läßt ſie dann verſtummen. So ſcheint ſich überall die Weſtraſſe zu äußern. Sie äußert ſich genau ſo in ſüdengliſchen Mundarten, wo das h ebenfalls im Verſtummen iſt. Auf die Landesſprache ſelbſt kommt es nicht an, nur auf die Raſſe. Die überall im Weſten und Süden Europas als Urbevölkerung wohnende Weſtraſſe mußte zwar die artfremden indogermaniſchen Sprachen annehmen, mußte ſie aber nach weſtiſcher Art ausſprechen, und weſtiſche Art duldet die gehauchten Laute nicht. Wo immer in einer indogermaniſchen Sprache die Neigung zur Verſchiebung vorhanden war, da mußte vor allem die Weſtraſſe ſie durch ihre Ausſprache tilgen. Auswirken konnte ſich die — vom Gebiet des heutigen Mitteleuropas ſich mit entſprechender Erbanlage ausbreitende? — Neigung zur Verſchiebung nur im reingebliebenen Heimatbezirk der indogermaniſchen Völker, ſchließlich nur in Germanien. Die Sprachwiſſenſchaft wird auch Verſchiebungsneigungen, nicht nur vollzogene Verſchiebungen, aufdecken müſſen. Der indogermaniſchen Grundſprache muß die Richtung auf die Verſchiebung von je eigen geweſen ſein, d. h. eine große Anzahl der dieſe Grundſprache ſprechenden Menſchen ſcheint eine entſprechende Erbanlage gehabt zu haben. Die aus der Urheimat auswandernden Stämme entzogen ſich gleichſam dem Zuſammenhang reinen Blutes, innerhalb deſſen die Verſchiebung ſich auswirken mußte; die nichtgermaniſchen Völker ſiedelten dazu in ihren Endſitzen ſchließlich gerade unter Völkern, deren Sprechweiſe auch den Beginn einer Lautverſchiebung hindern mußte und miſchten ſich endlich mit dieſen.

---

[1] Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 1917.

So etwa ſtellen ſich mir die Beziehungen zwiſchen Raſſe und Sprache im Hinblick auf die Tatſache der erſten Lautverſchiebung dar. Doch kann begreiflicherweiſe die obige Darſtellung nur ein Beitrag zur Deutung der hier betrachteten Fragen ſein. Eine Löſung der Fragen bedürfte noch vieler Einzelbetrachtungen. So wird ſich z. B. in dieſem Zuſammenhang auch alsbald die Frage einſtellen, warum die germaniſchen Völker (etwa in der Zeit zwiſchen 1000 und 500 v. Chr.? — jedenfalls nach völlig durchgeführter erſter Lautverſchiebung) die Erſtbetonung der Wörter — die Betonung der erſten Silbe des Wortes, bzw. der Stammſilbe — durchgeführt haben im Gegenſatz zu den indogermaniſchen Völkern, die zum Teil faſt bei der freien indogermaniſchen Betonung verblieben ſind (wie das Litauiſche und Serbiſche), oder dieſe in anderer Weiſe, meiſt aber nicht im Sinne einer Erſtbetonung, abgeändert haben. Auch hier hat Nörrenberg (vgl. S. 372) an finniſchen Spracheinfluß gedacht: das Finniſche hatte und hat Erſtbetonung. Aber zur Zeit des Durchdringens der Erſtbetonung müſſen ſich die einzelnen germaniſchen Stämme ſchon weit über das baltiſche Gebiet (vgl. Karte X u. XI) hinaus verbreitet haben. Sie alle aber haben die Erſtbetonung durchgeführt. So ergibt ſich wieder eine gleiche Betrachtung wie gegenüber den Lautverſchiebungen. Auch hier läßt ſich feſtſtellen, daß andere indogermaniſche Sprachen ebenfalls Spuren einer Erſtbetonung zeigen. „Im Keltiſchen hat das Irländiſche ebenfalls einen ſtarken Wortton auf die erſte Silbe gelegt, der ſtarke Einwirkungen ausgeübt hat.“ „Im ſehr altertümlichen Latein iſt die erſte Silbe anders behandelt worden als die Mittelſilben“[1]) — alles Anzeichen durchgeführter Erſtbetonung oder aufgehobener Neigung zur Erſtbetonung.

Im Urheimatbezirk der Nordraſſe mußte ſich die Neigung zur Hauchverſtärkung der Ausſprache immer mehr auswirken: die zweite, die hochdeutſche Lautverſchiebung ſetzte fort, was die erſte begonnen hatte. Sie bedeutet „eine teilweiſe Wiederholung der Erſcheinungen der erſten Lautverſchiebung unter etwas verſchiedenen Formen“[1]). Dieſe zweite Lautverſchiebung, die nach Meillet im 1. nachchriſtlichen Jahrhundert begann, muß vor dem Ende des 5. Jahrhunderts vollzogen geweſen ſein. Bei dieſer Verſchiebung kann man den Ausgangspunkt genau beſtimmen: er liegt auf hochalemanniſchem Gebiet. Vom hochalemanniſchen Gebiet der Schweiz aus ſind die Verſchiebungen der einzelnen Laute nordwärts gedrungen, ſo aber, daß die vordringenden Verſchiebungswellen nicht alle gleichweit nordwärts gelangt ſind. Man kann drei oder ſogar fünf ungleich weit nördlich reichende Verſchiebungswellen unterſcheiden — ſie haben die mundartlichen Grenzen innerhalb des deutſchen Sprachgebiets mitbeſtimmt — und aus ihrer ungleichen Verbreitung geht ihr Erregungsmittelpunkt, die Schweiz, klar hervor.

---

[1]) Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 1917.

Es hat nun Forſcher gegeben, die ſich die Tatſache der zweiten Lautverſchiebung aus der Übertragung der germaniſchen Sprache auf ehemals keltiſche Gebiete erklärt haben. Das Hochdeutſch ſtelle gleichſam den „Kolonialſtil" (Kaufmann) der deutſchen Sprache dar. (Nach Nörrenberg [1900] hätte man ſich die zweite Lautverſchiebung auch einfach als Auswirkung desjenigen Anſtoßes vorſtellen können, den die germaniſchen Stämme ſprachlich zur Zeit der erſten Lautverſchiebung erhalten hätten.) Aber angenommen: die germaniſche Sprache wäre in Süddeutſchland echt-keltiſchen, d. h. nordraſſiſchen Menſchen aufgezwungen worden — deren Sprechwerkzeuge hätten keinen Wandel hervorgebracht, da ſie raſſenhaft von ganz gleichem Bau wie die Sprechwerkzeuge der Germanen geweſen ſein müßten. So bliebe nur, falls man in der hochdeutſchen Lautverſchiebung fremdraſſigen Einfluß vermuten wollte, die Deutung übrig, in Süddeutſchland ſei die deutſche Sprache einer fremdraſſigen Vorbevölkerung aufgezwungen worden. Dieſe Vorbevölkerung könnte man ſich auf hochalemanniſchem Gebiet nicht anders denn als vorwiegend oſtiſch (allenfalls oſtiſch-dinariſch) denken, als die vorwiegend oſtraſſiſchen Menſchen, die jetzt anſtelle ihrer früheren keltiſchen eine germaniſche Oberſchicht erhielten. Solch eine Vermutung hat Sigmund Feiſt[1] ausgeſprochen, leider ohne ſich mit Nörrenbergs Anſicht auseinanderzuſetzen, und ſeinem Aufſatz ſind einige der oben angeführten Verſchiebungserſcheinungen innerhalb nicht-germaniſcher Sprachen entnommen. Seine Ausführungen, die zu der allen Tatſachen widerſprechenden Anſicht führen, die Germanen hätten ihre indogermaniſche Sprache von einem von Oſten einwandernden Volk erhalten, hätten dann an der ihnen artfremden indogermaniſchen Sprache zuerſt die erſte Lautverſchiebung durchgeführt und wären dann im ſüddeutſchen Bereich weiter ſprachlich ſo beeinflußt worden, daß die Sprache der deutſchen Stämme die zweite Lautverſchiebung erfahren hätte — dieſe Ausführungen Feiſts ſind ſprachwiſſenſchaftlich nach dem Urteil des Sprachwiſſenſchafters Behagel[2] nicht haltbar. Indeſſen hat Feiſt ſeine Unterſuchung vorgenommen, bevor die vorgeſchichtlichen Erſcheinungen ſo geklärt waren, wie ſie heute geklärt ſind. Ein Volk nämlich, das mächtig genug geweſen wäre, den Germanen zur Zeit der germaniſchen (erſten) Lautverſchiebung ſeine Sprache aufzuzwingen, müßte ſich durch Grabfunde und Stilwanderungen in der Vorgeſchichte (und zwar im 2. vorchriſtl. Jahrtauſend) unverkennbar ausgewieſen haben. Ein ſolches Volk iſt nicht bekannt und ſomit Nörrenbergs Grundlagen (die germaniſch-finniſchen Beziehungen) viel haltbarer als die Feiſts. Feiſt hat dann zu ſeiner Betrachtung der hochdeutſchen Lautverſchiebung einfach die heutige Raſſenverteilung in Deutſchland nach Ripleys Karten herangezogen. So mußte er überſehen, daß gerade in den frühmittelalterlichen Jahrhunderten, gerade in dem Zeitraum, innerhalb deſſen die hochdeutſche Lautverſchiebung ſich vollzog, Süddeutſchland mindeſtens ſo rein nordraſſiſch beſiedelt war wie heute Norddeutſchland (vgl. S. 362). Die vielen ſüddeutſchen Funde von Reihengräbern der Bayern, Schwaben, Alemannen und Franken zeigen eine faſt rein nordiſche Bevölkerung an. Die Wiederausbreitung der von der germaniſchen Völkerwanderung teils wieder ausgerotteten, teils zurückgedrängten Oſtraſſe und anſcheinend auch die Ausbreitung der dinariſchen

---

[1] Die germaniſche und die hochdeutſche Lautverſchiebung ſprachlich und ethnographiſch betrachtet; Beiträge z. Geſchichte der deutſchen Sprache, Bd. 36, 1910.

[2] Geſchichte der deutſchen Sprache. 1916.

Raſſe hat erſt im ſpäteren Mittelalter eingeſetzt und ſich dann allerdings, wie unten ausgeführt werden ſoll, auch ſprachlich bemerkbar gemacht.

Die Bezeichnung „Kolonialſtil" iſt für das Hochdeutſch aber dennoch nicht ſchlecht gewählt. Wie die deutſchen Städte der oſtelbiſchen wiedereroberten Länder dadurch gekennzeichnet ſind, daß ihre Anlage mächtiger iſt, ihre Dome eine gewaltigere Baugeſinnung zeigen, wie ſich alſo die „Koloniſation" als das Werk beſonders entſchloſſener Menſchen ausweiſt, ja geradezu als das Werk einer nordraſſiſchen Ausleſe (vgl. S. 356), ſo zeichnet ſich auch der „Kolonialſtil" der deutſchen Sprache, das Hochdeutſch, dadurch aus, daß es in der Richtung der erſten Lautverſchiebung noch entſchloſſener vorgeſchritten iſt. Unter den Erbanlagen der nach Süden vorgedrungenen Stämme ſcheint ſich durch Ausleſeverhältniſſe eine Erbanlage beſonders ausgebreitet zu haben, welche durch eine leichte Abwandlung der Sprechwerkzeuge die zweite Lautverſchiebung bewirkt hat. Beſonders vielſagend iſt aber in dieſem Zuſammenhang die Tatſache, daß auch die Sprache der Langobarden, die bis ums Jahr 1000 in Oberitalien geſprochen worden iſt, die zweite Lautverſchiebung aufweiſt, alſo eine germaniſche Sprache, die ſeit früher Zeit ſich außerhalb des Zuſammenhangs mit den Mundarten der in Deutſchland ſiedelnden Stämme entfaltet hatte. Die Verſchiebungsneigung muß auch ihr von alters her eigen und ſo ſtark geweſen ſein, daß ſie ſich auch im Fremdgebiet durchſetzen konnte. Unverſchoben iſt in Deutſchland nur die frieſiſche, niederfränkiſche und niederſächſiſche Mundart geblieben, nur die Mundarten alſo des nordweſtdeutſchen Gebiets, das ſich ſchon zur Zeit der Megalithkultur als beſonders neuerungsabhold gezeigt hatte. Sehr bemerkenswert iſt es in dieſem Zuſammenhang, daß die hochdeutſch-niederſächſiſche Sprachgrenze ungefähr der Südgrenze des ehemaligen Herzogtums Sachſen entſpricht (ſ. Karte I S. 134)[1]. Unverſchoben geblieben ſind die germaniſchen Sprachen, die außerhalb des deutſchen Heimatbezirks der Verſchiebungsneigung gelten: das Engliſche, das Norwegiſche, das Isländiſche und das Schwediſche, indeſſen das Däniſche den Beginn einer gewiſſen Verſchiebung zeigt (vgl. S. 373). Da die Sprechweiſe durch Erbanlagen der Sprechwerkzeuge bedingt iſt, ſcheint ſich demnach durch Ausleſeverhältniſſe innerhalb der germaniſchen Stämme, welche die zweite Lautverſchiebung in ihrer Mundart (bzw. Sprache) durchgeführt haben, eine Erbanlage ausgebreitet zu haben, welche ſich im Bereich der niederdeutſchen, frieſiſchen, engliſchen und ſkandinaviſchen Stämme nicht verbreitet hat.

Eine ſprachliche Erſcheinung des 9.—11. Jahrhunderts ſcheint aber doch ſchon die Einwirkung nichtnordiſchen, in dieſem Fall dinariſchen Blutes zu verraten. Sie iſt durch auffällige Umſtände gekennzeichnet: Erſtens: ſie verläuft in einer Richtung, die derjenigen der beiden Lautverſchiebungen gerade entgegengeſetzt iſt; ſie macht nämlich aus einem Reibelaut wieder einen Verſchlußlaut: das þ wird zu d (vgl. engl. thing = deutſch Ding). Zweitens: dieſer Wandel von þ zu d geht um 750 n. Chr. vom bayeriſchen Süden aus (altbayr. d), dringt ein wenig ſpäter in der alemanniſchen Mundart durch, gewinnt im 11. Jahrhundert die Gebiete der mittel- und niederfränkiſchen Mundarten und erſt im 13. und 14. Jahrhundert die nördlichen Gebiete niederſächſiſcher Mundart[2]. Es iſt ſehr bezeichnend, daß der Wandel von der bayeriſchen Mundart ausgeht: die Bayern hatten in ihren Gräbern am früheſten kurze Schädel gezeigt; ſie hatten auf ihrem Einwanderungsweg oſtiſche, oſtiſch-dinariſche und dinariſche Gebiete durchſchreiten müſſen. Frühzeitig muß Öſterreich und Bayern einem ſtarken Wiedereinſickern der Oſtraſſe und noch ſtärkerer Vermehrung dinariſchen Blutes von den Alpen her ausgeſetzt geweſen ſein.

---

[1] Die hochdeutſch-niederdeutſche Sprachgrenze verläuft heute von Aachen über Düſſeldorf, Kaſſel, Magdeburg, Lübben a. d. Spree nach Birnbaum.

[2] Vgl. Kluge, Deutſche Sprachgeſchichte. 1921.

Dinariſch oder dinariſch-oſtiſch zu deuten iſt aber auch die ſogen. Diphthongierung: langes i, u und ü wurden zu ei (ai), au und eu (äu). Dieſe Diphthongierung iſt vorgedrungen vom Gebiet der bayeriſch-öſterreichiſchen Mundarten und zeigt ſich dort zuerſt im 13. Jahrhundert. Bezeichnend iſt, daß auch im Tſchechiſchen, alſo in einem ebenfalls dinariſch durchmiſchten Sprachgebiet, u in gewiſſen Fällen zu au wird, und daß auch in England die Diphthongierung vom Süden her, alſo aus unnordiſchem Gebiet, vorgedrungen iſt. In Nordengland wie in Niederdeutſchland gilt immer noch die Ausſprache „Hus“; bis in den Norden hat ſich das nicht-nordiſche „Haus“ in beiden Ländern noch nicht durchgeſetzt.

Ein Einwand mag ſich ergeben: „Hus“ gilt auch im Alemanniſchen, deſſen Gebiet heute vorwiegend nicht-nordiſch iſt. Aber der Einwand wird hinfällig, wenn man ihm die raſſenkundlich ebenfalls bezeichnende Tatſache entgegenhält, daß das alemanniſche Gebiet einem norditalieniſch-franzöſiſch-alemanniſch-niederfränkiſchen Ausſprachekreis angehört, in welchem langes u zu ü geworden iſt oder werden will, in welchem, wenn nicht der Lautwandel ſelbſt, ſo die Neigung dazu, ein Entſtehen von au aus u verhindert. In einem großen Teil des alemanniſchen Gebiets, z. B. auch im Elſaß, gilt die Ausſprache „Hüs“. Die ſprachliche Erſcheinung aus u ein ü gebildet zu haben oder bilden zu wollen, gilt im Franzöſiſchen durchaus und tritt ebenſo im Norditalieniſchen, Alemanniſchen und Niederfränkiſchen auf. In einigen franzöſiſchen Mundarten iſt der u-Laut (geſchrieben ou) ſchon faſt zu ü geworden[1]). Dieſer Ausſprachekreis ſcheint im Gegenſatz zu dem vorher betrachteten vorwiegend dinariſchen Kreis einem Ausſprachekreis vorwiegend oſtiſcher Raſſe zu entſprechen (ſ. Karte I und II). Mindeſtens wird man einen Ausſprachekreis (wie auch Hausformenkreis) ſtärkſter dinariſcher und einen Ausſprachekreis (wie auch Hausformenkreis) ſtärkſter oſtiſcher Einwirkung umgrenzen können.

Aber nicht nur die Sprechweiſe einer Raſſe oder Raſſenmiſchung wirkt auf die übernommene Sprache ein; auch die Geiſtesart einer Raſſe muß auf eine übernommene Sprache einwirken. Aus ſolchen Raſſenerſcheinungen erklärt ſich, wie oben (S. 369) ausgeführt wurde, die raſche Beſonderung der einzelnen indogermaniſchen Sprachen und ihre dann ſich immer mehr erweiternde Entfernung voneinander. Aus Raſſenmiſchungen erklärt ſich aber auch zum Teil die Zerſpaltung einer Sprache in Mundarten. Sie wird vielleicht gerade da am größten ſein, wo noch verhältnismäßig viel nordiſches Blut in einem Volkstum zur ſtarken Ausbildung unterſchiedlicher, einzeltümlicher Geſtaltungen treibt. Wie reich iſt die deutſche Sprache an ſtark unterſchiedenen Mundarten und ebenſo die ſüdeuropäiſchen und weſteuropäiſchen Sprachen, die Sprachen der Völker, welche ſtarke nordiſche Oberſchichten beſaßen. — Die ſlawiſchen Sprachen indeſſen haben ſich wenig voneinander entfernt, und innerhalb des Ruſſiſchen z. B. ſind die mundartlichen Unterſchiede ſo gering, daß man zu dem raſſenkundlichen Ergebnis kommen möchte: eine dünne, aber kräftige nordiſche Oberſchicht habe ihre ſlawiſche Sprache den Vorbevölkerungen aufgezwungen und ſei dann im Süden und Oſten des ſlawiſchen Gebiets ſchnell geſchwunden. Die ſtark mongoliſch durchmiſchten Bevölkerungen hätten ſich dann die indogermaniſche (zur Satemgruppe gehörige) Sprache der nordraſſiſchen Urſlawen nach ihrer minder ſchöpferiſchen Art zurecht gebildet, dabei aber eigentlich wenig und nur gleichſam im Kleinen abgewandelt: die auffallend vielen Anfügeſilben für Verkleinerungsformen und andere einen Begriff leicht abwandelnde Anfügeſilben weiſen vielleicht auf Einwirkungen mongoliſchen (innerаſiatiſchen) Weſens hin und erinnern an die uralaltaiſche Sprachform. Aber der Trieb zur Einzeltümlichkeit, die nordiſche Neigung zur Beſonderung, war mit der nordiſchen Oberſchicht geſchwunden. Die ſich ſelbſt überlaſſenen nordiſch-mongoliſch-oſtiſchen Miſchlinge gebrauchen die ihnen aufgezwungene Sprache nach deren Anpaſſung, ohne ſie in ſich noch einmal einzeltümlich zu Mundarten zu zerſpalten. So mögen ſich erklären die erhalten gebliebene Altertümlichkeit des Formenbaus der ſlawiſchen Sprachen einerſeits, ihre Abweichungen von der indogermaniſchen Grundſprache und vom Urſlawiſchen andrerſeits.

---

[1]) Auch das zum ü neigende norwegiſche u wird man in dieſem Zuſammenhang anführen können.

Man wird annehmen müſſen, daß der ſprachliche Ausdruck oſtiſcher Menſchen ſich durch geringere Geſtaltungskraft kennzeichnet und wird die Mundarten europäiſcher Sprachen daraufhin unterſuchen müſſen. Außert ſich z. B. in der ſüdweſtnorwegiſchen Mundart die Oſtraſſe? Außert ſie ſich in der Mundart der Auvergne, in der walloniſchen Mundart? — Ich glaube einen weſentlichen Unterſchied beobachtet zu haben zwiſchen dem Reichtum, der Ausdrucksfähigkeit und Neuſchöpfungsfähigkeit der ſchwäbiſchen Mundarten des ziemlich vorwiegend nordraſſiſchen Neckartals und der Wortarmut und Ausdrucksdürftigkeit der Mundarten des oſtraſſiſchen Hochſchwarzwalds. Auch auf die in bayeriſchen und ſchwäbiſchen Mundarten auftretende Näſelung der Selbſtlauter wird zu achten ſein: ſollte ſie nicht eine oſtiſche oder oſtiſch-dinariſche Erſcheinung ſein?[1] — Die Mundartenforſchung würde bei raſſenkundlicher Einſtellung ſicherlich viel Einzelheiten ſolcher Art, deren noch einige anzuführen wären, aufweiſen und aufhellen können. Man wird die Mundarten auch deuten können als die Abwandlungen einer Grundſprache, die gewiſſen Raſſenmiſchungsverhältniſſen entſprechen.

Kann man — worauf die oben betrachteten Lautveränderungen im Deutſchen hinweiſen ſollten — z. B. das heutige Bajuwariſche nicht auffaſſen als dasjenige Deutſch, das auf einem im großen und ganzen vorwiegend dinariſchen Gebiet entſtanden, das Alemanniſche nicht als dasjenige Deutſch, das auf einem im großen und ganzen vorwiegend oſtiſchen Gebiet entſtanden iſt, und das zwiſchen dieſen beiden Mundarten herrſchende Schwäbiſche nicht als dasjenige Deutſch, das auf einem eben noch vorwiegend nordiſchen Gebiet entſtanden iſt? Die von Peßler entworfenen Karten[2] weiſen auf die der Sprachwiſſenſchaft erwachſende Notwendigkeit ſolcher Unterſuchungen hin, beſonders, wenn die Tatſachen, die aus den Peßlerſchen Karten ſprechen, mit dem verglichen werden, was der 15. Abſchnitt dieſes Buches über die Verteilung der Raſſen auf dem Gebiet deutſcher Sprache ausgeführt hat. — Es iſt ein großes Verdienſt Peßlers, durch ſeine Forderung einer „Ethnogeographie" der deutſchen Landſchaften[3] zur Betrachtung ſolcher Fragen aufgefordert zu haben. Seine Karten, die für die Verbreitung der Mundarten und Hausformen[4] eigenartige Bezie-

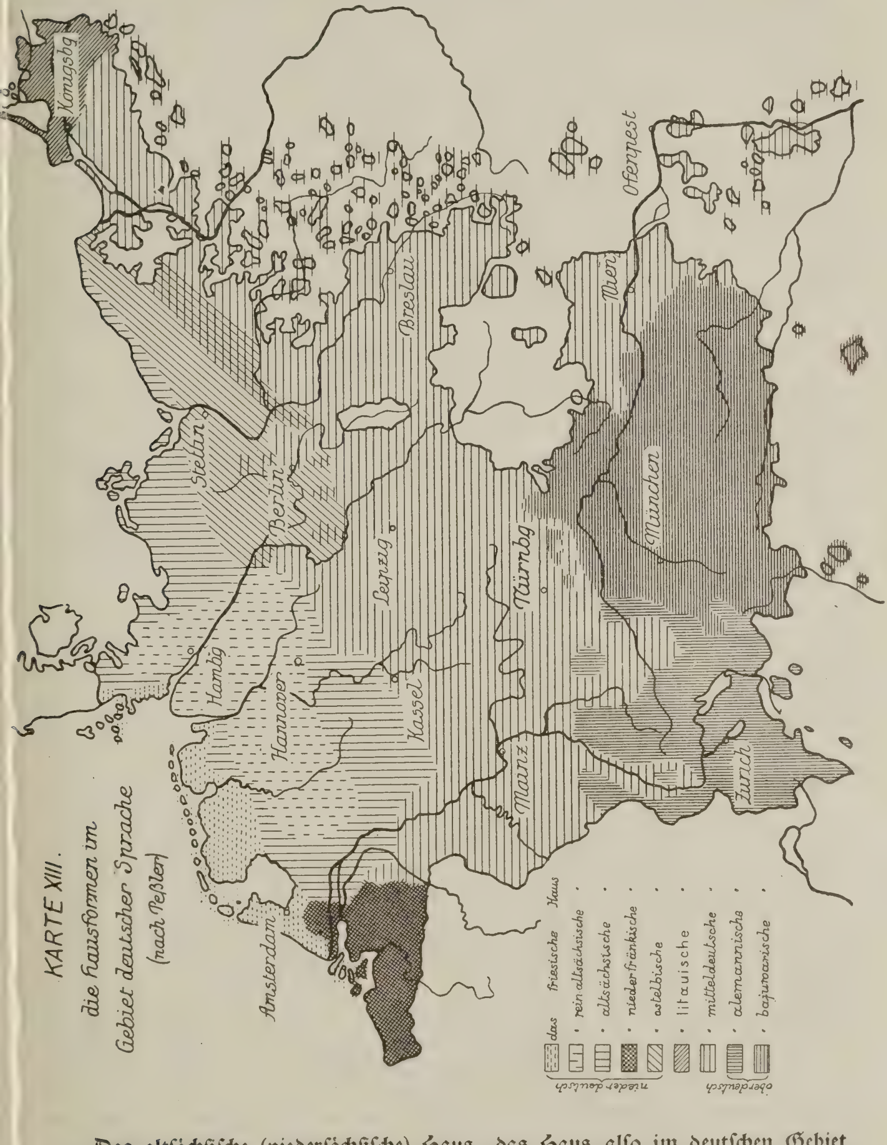
---

[1] Die Näſelung findet ſich ja auch im Franzöſiſchen und Polniſchen; eine gewiſſe Unfähigkeit, genäſelte Laute zu ſprechen, zeigt ſich hingegen in Norddeutſchland und ebenſo in Skandinavien und England (vgl. die Ausſprache von franz. bon als bong), alſo im vorwiegend nordiſchen Gebiet.

[2] In der Zeitſchrift „Wörter und Sachen", Bd. III, 1911. Heft 1.

[3] So vor allem in ſeinen Aufſätzen „Die Haustypengebiete im Deutſchen Reiche", Deutſche Erde, 1908; „Deutſche Ethnogeographie und ihre Ergebniſſe", Deutſche Erde, 1909, Heft 7 und 8 und 1910, Heft 1; und „Ziele und Wege einer umfaſſenden deutſchen Ethnogeographie" in „Wörter und Sachen", Bd. III, 1911, Heft 1.

[4] So möchte man die bajuwariſche Hausform als die Hausform im Gebiet ſtärkſten Vorwiegens der dinariſchen Raſſe erkennen, die alemanniſche Hausform als die Hausform im Gebiet ſtärkſten Vorwiegens der oſtiſchen Raſſe. Dem



KARTE XIII. die Hausformen im Gebiet deutscher Sprache (nach Peßler)

Königsbg
Stettin
Berlin
Breslau
Leipzig
Nürnbg
München
Wien
Ofenpest
Hambg
Hannover
Kassel
Mainz
Zürich
Amsterdam
das friesische Haus
rein altsächsische
altsächsische
niederfränkische
ostelbische
litauische
mitteldeutsche
alemannische
bajuwarische
niederdeutsch
oberdeutsch

Das altſächſiſche (niederſächſiſche) Haus, das Haus alſo im deutſchen Gebiet ſtärkſten Vorwiegens der nordiſchen Raſſe, ſcheint die germaniſche Hausform am beſten bewahrt zu haben. Andere deutſche Hausformen haben demgegenüber Abwandlungen durchgeführt, und das oberdeutſche (alemanniſche und bajuwariſche) Haus ſcheint nichtgermaniſchen Urſprungs zu ſein (vgl. Peßler, Niederſächſiſche Volkskunde, 1922).

hungen zur raſſenhaften Beſiedlung vermuten laſſen, zeigen einen Forſchungsweg, der zu bedeutſamen Ausblicken führen kann. Sie ſprechen durch ſich ſelbſt, ſodaß ein Verweilen bei ihnen, das innerhalb dieſes Buches zu weit von der Hauptunterſuchung ablenken würde, ſich erübrigt. Hier ſollen ja immer nur die Ausblicke gewieſen werden, die ſich von der Raſſenkunde her auf das Gebiet des geſamten deutſchen Volkslebens erſchließen.

Aber nicht nur in den Mundarten einer Sprache, auch in den einzelnen Sprachen Europas wird man den Raſſenausdruck der Bevölkerungen erkennen müſſen. Entſpricht nicht die Geſchmeidigkeit der ſpaniſchen Sprache am meiſten dem Körperausdruck und Weſen der Weſtraſſe? Entſpricht nicht das Italieniſche mit ſeiner derberen, wenn auch immer noch munter bewegten Kraft einer weſtiſch-dinariſch-oſtiſchen Einwirkung? Entſpricht nicht die ſizilianiſche, ſo erheblich vom Italieniſchen abweichende Mundart wiederum mehr der reineren Weſtraſſe? Zeigt nicht das Rumäniſche durch die Erſcheinung des Lautausgleichs (der Vokalharmonie) ſchon den Einfluß uralaltaiſcher Sprachen, vor allem des Türkiſchen, und damit auch den Einfluß oſteuropäiſcher Raſſenmiſchungen?

Betrachtet man aber einmal ſchon das Herauswachſen aller romaniſchen Sprachen aus dem ſogen. Vulgärlatein, ſo zeigt ſich eine Tatſache, die lebhaft an das vorgeſchichtliche Entſtehen der indogermaniſchen Sprachen ſelbſt wieder erinnert: die romaniſchen Sprachen entfalten ihre gänzliche Selbſtändigkeit in den Jahrhunderten, da in ihren Gebieten germaniſche Stämme ihre eigenen Sprachen aufgeben und ſich fortan ſelbſt der romaniſchen Sprachen bedienen. Den Sprachwiſſenſchaftern ſind ſchon immer ſprachliche Neubildungen aufgefallen, die ſich in den erſten nachchriſtlichen Jahrhunderten in den germaniſchen Sprachen und im Vulgärlatein durchſetzen. Eine Einwirkung der beiden Sprachkreiſe aufeinander iſt dabei keinesfalls anzunehmen, weshalb auch die Sprachwiſſenſchaft keine Erklärung für dieſe auffallenden Übereinſtimmungen finden konnte. Einer raſſenkundlichen Betrachtung liegt es ſehr nahe, daran zu denken, daß ſich hier innerhalb zweier Sprachen die Geiſtesart der gleichen Raſſe ausgedrückt hat. So führen Latein und Deutſch etwa zu gleicher Zeit die Neuerung durch, daß ſie das perſönliche Fürwort (ich, du, er, uſw.) beim Zeitwort gebrauchen (deſſen Endung die Perſon ja ſchon angab)[1]. Zwiſchen 350 und 750 ſetzt ſich im Vulgärlatein (aus dem die romaniſchen Sprachen entſtehen) und in den germaniſchen Sprachen die umſchreibende Vergangenheitsform mit dem Hilfszeitwort „haben“ durch (nicht mehr feci, ſondern ego habeo factum). Zu gleicher Zeit tritt in beiden Sprachgebieten die umſchreibende Leideform mit „werden“ bzw. „ſein“ auf (nicht mehr amo, ſondern amatus sum „ich werde geliebt“). Auch in den Lautgeſetzen gleichgerichtete Neuerungen, ſo wenn im 5. und 6. Jahrhundert ſowohl im galliſchen Vulgärlatein wie im Germaniſchen durch Auslautkürzungen aus Zweiſilbigkeit Einſilbigkeit, aus Dreiſilbigkeit Zweiſilbigkeit der Wörter entſteht. Andere Erſcheinungen könnten angeführt werden[2], die alle eine Einwirkung des gleichen Geiſtes in zwei getrennten Sprachen bezeugen und ſo immer wieder auf das nordiſche Blut hinweiſen[3]. Mit dem verſtärkten Einſtrömen germaniſchen, nordiſchen Blutes

---

helleren Mainneckarzuſtrom nordiſcher Raſſe und der ſchwäbiſchen Mundart etwa entſprechend zeigt ſich ein ſüdlich gerichtetes Vordringen der mitteldeutſchen Hausform. Das deutſche Gebiet ſtärkſten Vorwiegens der nordiſchen Raſſe zeigt die altſächſiſche Hausform (vgl. Karte XIII).

[1] Letzter Reſt der älteren Ausdrucksweiſe in unſerem: „danke“, „bitte“ ſtatt „ich danke“, „ich bitte“.

[2] Vgl. Kluge, Deutſche Sprachgeſchichte, 1921, § 27.

[3] Schon de Méril (Essai philosophique sur la formation de la langue

durch die Völkerwanderung entſtehen dann die ſtarken Beſonderungen im Vulgärlatein; erſt die einzeltümliche Neigung nordiſcher Raſſe treibt das noch wenig geſchiedene Vulgärlatein zu ſich trennenden, einzeltümlichen Sprachgeſtaltungen, zu den getrennten romaniſchen Sprachen. Es iſt z. B. bezeichnend, wie gerade etwa vom 7. bis zum 10. Jahrhundert auf dem Gebiet des heutigen Frankreichs die Lauterſcheinungen ſich durchſetzen, die das beſtimmt abgeſonderte Franzöſiſch und das beſtimmt abgeſonderte Provenzaliſch erſtehen laſſen (älteſtes franzöſiſches Sprachdenkmal 842 n. Chr.). Das nordiſche Blut der jetzt in der angenommenen romaniſchen Sprache heimiſch gewordenen Germanen hat ſeine ſchöpferiſche Kraft auch an der übernommenen Sprache betätigt. Die romaniſchen Sprachen (Rumäniſch, Italieniſch, Ladiniſch, Provenzaliſch, Franzöſiſch, Katalaniſch, Spaniſch, Portugieſiſch) können auch in ihrem Bau und Geiſt das Raſſentum der germaniſchen Stämme nicht verleugnen. Der vorwiegend nordraſſiſche Dante hat den Grund gelegt zum heutigen italieniſchen Sprachbau.

Am Beiſpiel gewiſſer Erſcheinungen der ruſſiſchen Sprache und der rumäniſchen Sprache iſt darauf hingewieſen worden, wie innerаſiatiſcher (uralaltaiſcher) Geiſt auf indogermaniſche Sprachen eingewirkt hat. Das Umgekehrte, eine Einwirkung nordiſchen — oder ſprachwiſſenſchaftlich geſagt: indogermaniſchen — Geiſtes auf eine nichtnordiſche Sprache ſoll ſich am Finniſchen nachweiſen laſſen und zwar in ſeinem Sprachbau ſelbſt und nicht nur darin, daß das Finniſche viele germaniſche Fremdwörter ſchon der urgermaniſchen Sprachſtufe entnommen hat. Dieſe Einwirkung würde dem entſprechen, daß das finniſche, urſprünglich alſo mongoliſche (innerаſiatiſche) Volkstum außergewöhnlich viel nordiſches Blut in ſich aufgenommen hat. Schon aus dem ſtarken Zuſchuß nordiſchen Blutes im finniſchen Volkstum ließe ſich ſchließen, daß die Sprachart nordiſcher Raſſe, der indogermaniſche Sprachgeiſt, auf das Finniſche eingewirkt haben muß.

Eine ſolche Einwirkung ließe ſich in geringem Maß auch am Türkiſchen nachweiſen, das in ſeinem Satzbau durch perſiſchen Spracheinfluß indogermaniſche Einwirkung zeigt. Ein ſolcher Einfluß hätte vielleicht nicht ſtattfinden können, wenn das türkiſche Volkstum nicht ſo gründlich miſchraſſig wäre und nicht wirklich auch nordiſches Blut in ſich aufgenommen hätte. Aufſchlußreich iſt aber die Tatſache, daß das Ungariſche, das äußerlich ſoviel reiner und fremdwortfreier iſt als das mit arabiſchen, perſiſchen, griechiſchen und ſonſtigen Fremdwörtern verunreinigte Türkiſch, daß das äußerlich verhältnismäßig ſo reine Ungariſch ſeinem inneren Bau, ſeinem Sprachgeiſt nach, Erſcheinungen aufweiſt, die ſich nicht anders deuten laſſen denn als eine Entfremdung von ſeinem urſprünglich rein uralaltaiſchen Weſen, nicht anders deuten laſſen denn als eine begonnene innere Indogermaniſierung. Die uralaltaiſchen Sprachen drücken an ihrem „Zeitwort“, d. h. an der Wortart, die dem indogermaniſchen Zeitwort entſpricht, die Verneinung, die Zeiten, das wechſelſeitige (reziproke) Verhältnis uſw. mit unſelbſtändigen Anfügeſilben aus. Das Ungariſche hingegen hat in indogermaniſcher Weiſe ein ſelbſtändiges Wort für „nicht“, es hat ein Hilfszeitwort für die Zukunftszeitform uſw. Das Ungariſche beſitzt zwar noch eine Anfügeſilbe für die Zukunftszeitform, aber dieſe Ausdrucksweiſe veraltet immer mehr. Noch einige Beiſpiele, vor allem aus dem Gebiet des Satzbaus, ließen ſich angeben, die alle dartun, wie ſich in der ungariſchen Sprache ein gewiſſer Wandel feſtſtellen läßt, eine Wendung des Sprachgeiſts zum Geiſt

---

française, 1852) hat auf ſolche Einwirkungen des Blutes hingewieſen, indem er ausführte, die Germanen im Gebiet der römiſchen Sprache hätten fortgefahren, „deutſch zu denken, was ſie lateiniſch ausdrückten“.

der indogermaniſchen Sprachen hin. Auffällig iſt auch die Erſcheinung, daß finniſchem p und k ungariſch f und h entſpricht; das deutet auf einen Lautwandel, der ſich ganz im Sinne der germaniſchen Lautverſchiebungen vollzogen hätte. — Dem entſpricht nun der raſſiſche Befund des ungariſchen Volkstums, dieſes urſprünglich mongoliſchen (innerаſiatiſchen) Volkstums, das aber ſeit ſeiner Anſiedlung in Europa neben oſtiſchem und dinariſchem auch immer wieder nordiſches Blut in ſich aufgenommen hat und das von Völkern indogermaniſcher Sprache umgeben iſt.

So muß einem Raſſenwandel, der ſich innerhalb eines Volkstums vollzieht, ein Wandel im Sprachgeiſt des Volkes nachfolgen. Jeder Raſſe kommt eine beſtimmte ſprachliche Ausdrucksweiſe zu. Hätte es Eroberungszüge, Wanderungen und Einſickerungen nie gegeben, ſo beſäße jede Raſſe ihre beſondere Sprachart; die Schichtung der Raſſen in einzelnen Volkstümern führt dazu, die urſprünglich klaren Beziehungen von Raſſe und Sprache zu verdunkeln, führt zum Aufgeben arteigener Sprachen einmal durch unterworfene Schichten, ein andermal durch allzu dünne Herrenſchichten[1]. Wo in einem raſſiſch verhältnismäßig einheitlichen Miſchgebiet, wie z. B. in Oſtaſien, zwei Spracharten wie die fügende uralaltaiſche und die (aus urſprünglicher fügender Sprachart entſtandene?) einzelſilbige (monoſyllabe, iſolierende) Sprachart des Chineſiſchen nebeneinander vorkommen, wird man auch auf eine frühere deutliche Raſſenzweiheit ſchließen dürfen.

Die arteigene Sprache der dinariſchen Raſſe muß man ſich nach der Art der kaukaſiſchen (alarodiſchen) Sprachen vorderaſiatiſcher Raſſe vorſtellen, alſo als Sprache fügender Art (jedoch nicht von der fügenden Art uralaltaiſcher Sprachen[2]). Die arteigenen Sprachen der weſtiſchen Raſſe hingegen möchte ich eingeſtellt erblicken in einen weiteren Sprachenkreis, der die indogermaniſchen, ſemitiſchen und hamitiſchen Sprachen umfaßt und möchte ſomit als einander entſprechend erblicken: die nordiſche Raſſe und die indogermaniſchen Sprachen, die weſtiſche Raſſe und die urſprünglichen Sprachen der Bevölkerungen vorwiegend weſtiſcher Raſſe (z. B. das Iberiſche, Liguriſche und vielleicht das Minoiſche), die orientaliſche Raſſe und die ſemitiſchen Sprachen, die hamitiſche (äthiopiſche) Raſſe und die hamitiſchen Sprachen. Nur innerhalb des Kreiſes dieſer vier ſchlanken, langſchädligen, ſchmalgeſichtigen, ſchmalnäſigen, weichhaarigen Raſſen und von dieſem Kreis ausgehend zeigen ſich Sprachen, die ein grammatiſches Geſchlecht beſitzen (vgl. Karte IX, S. 224).

Sehr aufſchlußreich müßte werden eine Entzifferung der ſogen. minoiſchen Schriftdenkmäler, die man auf Kreta gefunden hat und die bis heute noch niemand leſen kann. Sie würden vielleicht eine arteigene Sprache weſtiſcher Raſſe ergeben. Einzelne Bevölkerungen vorwiegend weſtiſcher Raſſe hätten ſomit die ſprachliche Zugehörigkeit zu umfaſſenderen Sprachkreiſen zweimal gewechſelt, ſo die Etrusker, die erſt ihre arteigene Sprache aufgegeben hätten zugunſten einer Sprache, die ihnen von Menſchen vorderaſiatiſcher Raſſe überbracht wurde, dann dieſe angenommene Sprache ſpäter wieder aufgegeben hätten zugunſten der indogermaniſchen Sprache der Italiker (Römer). Die Basken hingegen hätten ihre arteigene Sprache weſtiſcher Raſſe zwar auch aufgegeben, dann aber die angenommene kaukaſiſche (alarodiſche) Sprache vorderaſiatiſcher Raſſe bis heute beibehalten.

In den Uranfängen kommt jeder Raſſe ihre beſondere Sprachart zu. Sobald Miſchungen und Schichtungen entſtehen, verwirren ſich die Beziehungen[1]), und ſchließlich mag ſich eine Raſſe nur noch durch ihre beſondere Sprechweiſe verraten, durch dieſe aber, da ſie im raſſiſchen Bau der Sprechwerkzeuge begründet iſt, wird ſie ſich auch deutlich noch verraten müſſen[2]). Nur muß die Sprachwiſſenſchaft zur Aufdeckung ſolcher Verhältniſſe einmal die Einſicht in das Mitwirken des Raſſentums bei ſprachlichen Wandlungen gewonnen haben[3]).

---

[1] Vgl. hierzu den Aufſatz von Reche, „Raſſe und Sprache", Archiv für Anthropologie, N. F. 18, 1921.

[2] Winkler, La langue basque et les langues ouralo-altaïques. 1917.

Zum Schluß dieſes Abſchnitts darf eine veraltete ſprachwiſſenſchaftliche Annahme, die ſich außerhalb ſprachwiſſenſchaftlicher Kreiſe immer noch mit Zähigkeit hält, nicht unerwähnt bleiben, nämlich die Annahme von der Herkunft der indogermaniſchen Sprachen aus Aſien. Die indogermaniſchen Sprachen ſollten ſich etwa von der Pamirhochfläche her ausgebreitet haben. Zu dieſer Anſchauung war man im Beginn des 19. Jahrhunderts dadurch gekommen, daß man die Sprache der alten Inder entdeckt und kennen gelernt hatte. Man fand in ihr, da ihre älteſten Sprachdenkmäler, die Veden, ins zweite vorchriſtliche Jahrtauſend zurückreichen, überhaupt das altertümlichſte indogermaniſche Sprachzeugnis und eine ſo altertümliche Geſtaltung einer indogermaniſchen Sprache, daß man das Altindiſche gleichſam für die indogermaniſche Urſprache ſelbſt hinnahm, oder wenigſtens für eine Sprache, die ſich von der indogermaniſchen Grundſprache kaum entfernt hätte. Daher verſuchte man nun, die andern indogermaniſchen Sprachen aus dem Altindiſchen abzuleiten. Die Unvollkommenheit der damaligen Sprachforſchung konnte allein ſolche Verſuche möglich machen. Man war dazu noch befangen in den Anſchauungen der altteſtamentlichen Überlieferung von einem Entſtehen aller menſchlichen Geſittung in Aſien. Man dachte an das Zweiſtromland, an andere aſiatiſche Gebiete, und kam ſchließlich aus ſprachlichen und anderen Scheingründen auf die Hochfläche von Pamir. Von dorther ſollten „die Indogermanen“ mit Ausnahme der Inder nach Weſten und Nordweſten gewandert ſein.

Unter der Wirkung ſolcher Behauptungen der Sprachforſcher ſuchten nun auch Vorgeſchichtsforſcher, Archäologen und Anthropologen nach dieſen „indogermaniſchen“ Völkern, und als z. B. Sergi die jungſteinzeitliche Einſickerung der Oſtraſſe über die Alpen nach Italien nachgewieſen hatte, erklärte er, dieſe Einſickerung müſſe die Einwanderung der Indogermanen, in dieſem Fall alſo der Italiker, geweſen ſein (vgl. S. 259). Aber die unvoreingenommen forſchende Anthropologie konnte, je mehr neue Funde zutage traten, deſto weniger mit den Behauptungen der Sprachwiſſenſchaft anfangen. Die widerſprüchliche Lage der Vorgeſchichtsforſchung äußerte ſich in dem ſpöttiſchen Satz des Raſſenforſchers Broca: „Woher ſtammen die europäiſchen Raſſen? Aus Europa. Woher ſtammen die europäiſchen Sprachen? Aus Aſien.“

Während die Archäologie immer deutlichere Zeugniſſe der nordweſteuropäiſchen Herkunft aller Geſittungen der indogermaniſchen Völker entdeckte, kam die Sprachwiſſenſchaft infolge der falſchen Grundanſchauung nicht vorwärts.

---

[1]) Wie die Raſſenforſchung vorgehen kann, um Beziehungen zwiſchen Raſſe und Sprache aufzudecken, zeigt die Arbeit von Struck: Somatiſche Typen und Sprachgruppen in Kordofan, Ztſchr. f. Ethnologie, Bd. 52/53; 1920/21.

[2]) Mach, Prinzipien der Wärmelehre (1900): „Wenn auch nicht ganze Worte angeboren ſind, ſind doch für die Raſſe charakteriſtiſche Lautelemente angeboren.“

[3]) Die arteigenen Sprachen der hamitiſchen (äthiopiſchen) Raſſe ſind die hamitiſchen Sprachen (vgl. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, 1912); die arteigenen Sprachen der negeriſchen Raſſe ſind die einzelſilbigen (monoſyllaben) Sudanſprachen (vgl. Weſtermann, Die Sudanſprachen, 1911, und Struck, Der Schlüſſel der Sudanſprachen, Allg. Miſſions-Zeitſchrift, Bd. 40, 1913, Heft 8 u. 9.

Endlich fand man aber auf rein ſprachwiſſenſchaftlichem Weg, daß das Griechiſche in mancher Hinſicht altertümlicher ſei als das Altindiſche, und entdeckte ſchließlich, daß das *Litauiſche* diejenige indogermaniſche Sprache ſei, die der indogermaniſchen Urſprache in vieler Hinſicht noch heute am allernächſten ſtehe. Dieſe Eigenſchaft des Litauiſchen hätte ebenſo zu einer Feſtlegung der indogermaniſchen Urheimat auf das Gebiet des litauiſchen Volkstums führen können. Indeſſen war jetzt durch die inzwiſchen ermöglichte Vergleichung des Wortſchatzes *aller* indogermaniſchen Sprachen und durch die ſich hieraus ergebenden Schlüſſe auf den älteſten Wortbeſtand nachgewieſen worden, daß als Urheimat der indogermaniſchen Stämme, aus welcher ſich der älteſte Wortbeſtand der indogermaniſchen Sprachen erklären laſſe, *nur* ein mitteleuropäiſches Gebiet in Betracht kommen könne und zwar eines, das „an Oſt- oder Nordſee oder an beide Meere“[1] heranreiche. Mühelos glich ſich jetzt dieſer Anſchauung die Vorgeſchichtsforſchung an. Die heutigen ſprachwiſſenſchaftlichen Annahmen über die Urſitze indogermaniſcher Stämme ſind unſchwer etwa mit den Ergebniſſen Schuchhardts[2] zu vereinen. Wohl ſind die einzelnen Erſcheinungen der Vorgeſchichte und der Sprachwiſſenſchaft noch nicht alle bis ans Ende klar verfolgt, aber die neugewonnenen Einſichten in die nordweſteuropäiſche Urheimat der indogermaniſchen (nordraſſiſchen) Völker, bzw. ihrer Führerſchichten, müſſen alsbald zur Löſung noch mancher bisher ungelöſten Frage führen.

Aus allen obigen Ausführungen geht hervor, daß man heute ſehr wohl ſagen könnte: indogermaniſch gleich nordraſſiſch. Es empfiehlt ſich aber, nordiſch und indogermaniſch *nicht* wahllos gleichzuſetzen, und nordiſch der Raſſenkunde, indogermaniſch der Sprachwiſſenſchaft zuzuweiſen; denn immer iſt zu bedenken, daß *heute* indogermaniſche Sprachen von vielen Völkern geſprochen werden, die kaum noch nordiſches Blut haben[3].

Es wird eine Aufgabe der Sprachwiſſenſchaft ſein, aus der Vergleichung der indogermaniſchen Sprachen jetzt gleichſam den *Begriff einer nordraſſiſchen Grammatik* zu bilden, als deren einzelne Abwandlungen dann die Grammatiken der einzelnen indogermaniſchen Sprachen erſcheinen würden. Der Begriff einer nordiſchen Grammatik erhält für uns ſeine Klärung aus der Betrachtung der Idee, des Urbilds, indogermaniſcher (nordiſcher) Sprachgeſtaltung. — Wir könnten ſchließlich auch nach dem Urbild oſtraſſiſcher Sprachart forſchen; denn ſicherlich iſt dem Geiſt der Oſtraſſe ein beſonderer Sprachgeiſt zuzuweiſen, wenn ſich dieſer oſtiſche Sprachgeiſt heute auch nicht in einer beſtimmten Sprache äußert, ſondern nur noch in der Einwirkung auf die von der Oſtraſſe angenommenen, ihr aber artfremden indogermaniſchen Sprachen äußern kann. Zu Recht beſteht der Begriff einer nordraſſiſchen Sprachform. Sind die indogermaniſchen Sprachen Schickſalsantworten auf Schickſalsfragen, die nordraſſiſchen Stämmen geſtellt worden ſind, *ſo muß aus dem gemeinſamen Geiſt all dieſer Antworten der nordiſche Sprachgeiſt klar zu erkennen ſein*. Noch iſt die indogermaniſche Sprachwiſſenſchaft allzuſehr Wortforſchung und Darſtellung der Lautgeſetze. Aber all dieſe Einzelforſchungen werden ihr ſchließlich die Einſicht erſchließen in den *nordiſchen Geiſt*, der ſich unvergleichlich ſchöpferiſch in all dieſen indogermaniſchen Sprachen geoffenbart hat [1].

---

[1] Much, Deutſche Stammeskunde. 1920.

[2] Alteuropa. 1919.

[3] Dennoch weiſt ſelbſt heute noch auf die nordiſche Raſſe „auch die Gegenprobe: es gibt keine andere Raſſe, die allen oder auch nur den meiſten indogermaniſchen Völkern gemeinſam iſt, es kommt alſo gar keine andere Raſſe als Schöpferin des Sprachtypus [der indogermaniſchen Sprachen] in Betracht“. (Reche, Raſſe und Sprache, Archiv f. Anthr. N. F. Bd. 18, 1921.)

Zweifellos hängt die Schöpferkraft der nordiſchen Raſſe und ihre Fruchtbarkeit an ſchöpferiſchen Männern auch damit zuſammen, daß dieſe Raſſe ſich durch ihre ganze Geſchichte in ihren Hauptvölkern in arteigenen Sprachen ausdrücken konnte. Man darf vielleicht weiter ſagen: die ſtarke dichteriſche Begabung der deutſchen Stämme mag damit zuſammenhängen, daß die deutſche Sprache innerhalb der germaniſchen Sprachen an Reinheit, Ausdrucksmacht und Fülle am wenigſten verloren hat. Wohl hat auch ſie Verluſte erlitten (Verluſte, die übrigens von der Sprachforſchung immer wieder gelegentlich als „Fortſchritte" gedeutet werden). Auch die deutſche Sprache hat an Formenreichtum eingebüßt, iſt dadurch wohl „praktiſcher" geworden, nicht aber zeugender an Geiſt. Der Formenreichtum der alten indogermaniſchen Sprachen beweiſt ja gerade die außergewöhnliche Begabung der nordiſchen Raſſe, beweiſt die Durchdringung ihres Sprachſtoffs mit einem Geiſt gedanklichen Beherrſchens, mit einem Geiſt klaren Schauens und kräftigen Sichtens. Es iſt kein Zweifel: ein europäiſches Volk unſerer Zeit wäre deſſen nicht fähig, die Schöpfung einer dieſer alten Sprachen auch nur nachzudenken, geſchweige denn aus eigenem Geiſt in ſich zu zeugen.

Aus dem hohen, ſtrengen und klaren Aufbau der alten indogermaniſchen Sprachen läßt ſich erſehen, daß die landläufige Vorſtellung, die Völker der Urzeit müßten Sprachen „primitivſter" Art geſprochen haben, Sprachen, die ſich über halbtieriſche Nachahmungen und halbmenſchliche Anſätze zu notdürftigen Verſtändigungslauten, über „Urlaute", nicht viel erhoben hätten — daß ſolche landläufigen Anſchauungen der Wahrheit am fernſten ſtehen. Es iſt ſehr zu bedenken, ob wirklich auch in der ſeeliſchen Beherrſchung der Welt durch den Menſchen ein „Fortſchritt" ſtattgefunden habe. Hiezu diene der Hinweis auf die überragende Geiſtesgröße, die ein Raſſentum ausgezeichnet haben muß, damit aus ihm die indogermaniſchen Sprachen hervorgehen konnten. Was einige Sprachwiſſenſchafter als Fortſchritt innerhalb einer Sprache bezeichnen, könnte ebenſogut als Rückſchritt und Entartung gedeutet werden, als die langſame Angleichung einer urſprünglich formenreichen, geiſtesmächtigen Sprache an Völker, deren geiſtige Gaben im gleichen Maß abnehmen, wie das nordiſche Blut unter ihnen ſchwindet. Die indogermaniſchen Sprachen ſind entſtaltet worden in dem Maße, wie das Raſſentum der indogermaniſchen Völker ſich trübte, und wenn dieſe Sprachen „Fortſchritte" gemacht haben, ſo nur die Fortſchritte, die zu ihrer platteren Allgemeinbenützung geführt haben, die dazu geführt haben, aus Sprachen, die den Geiſt zu gedanklicher Herrſchaft erziehen, ſolche Sprachen zu machen, deren Benützung möglichſt wenig anſtrengt.

Wenn dieſe Auffaſſung auch einſeitig ſein mag — da ja doch nicht überſehen werden darf, daß in den indogermaniſchen Sprachen an Stelle abſterbender ſprachlicher Formen in manchen Fällen Neubildung ſprachlicher Formen ſtattfand — wenn die obige Darſtellung auch, um die Dinge ſcharf hervortreten zu laſſen, in mancher Hinſicht einſeitig ſein mag, ſo gibt die Betrachtung der Geſchichte der indogermaniſchen Sprachen doch die Gewißheit, wie wertvoll es immer bleiben wird, die zur Erkenntnis des Geiſteslebens drängende Jugend — nur von dieſer ſehr geringen Minderheit gilt dies1) — in den alten Sprachen zu unterweiſen und ihr ſowohl Griechiſch wie Latein, vor allem aber Altdeutſch, Altengliſch und Altisländiſch ſo zu erſchließen, daß hierdurch nicht etwa Bildungsſtoff angehäuft, ſondern ein vertiefter Lebensmut geſchaffen werde. Auch hier gilt, was oben (S. 289) bei Betrachtung des Griechentums geſagt wurde: wenn wir, vor allem wir Deutſche als Glieder eines nordraſſiſch-bedingten Volks, einmal gelernt haben, das nordiſche Raſſentum auch im Bau der einzelnen alten Sprachen, vor allem der altgermaniſchen Sprachen, klar zu erkennen, dann wird die Beſchäftigung mit dieſen Sprachen endlich aus einer gelehrten Angelegenheit ein neu erſchloſſener Bezirk werden unſerer Erkenntnis und Selbſterkenntnis.

---

[1] Ein Sprachwiſſenſchafter, mit dem ich Einzelheiten aus dieſem Abſchnitt beſprach, führte mir etwa aus: Die Sprachwiſſenſchaft wird, nachdem die Vorgänge im Leben mancher Sprache heute weitgehend erhellt ſind, nun danach fragen müſſen, was denn dieſe Vorgänge bedeuten. Z. B.: was bedeutet es, daß von zwei der gleichen Grundſprache entſtammenden Sprachgruppen die eine gegen gewiſſe lautliche Einwirkungen ſehr empfindlich, die andere ganz unempfindlich iſt?

21. Die gegenwärtige Lage des deutſchen Volkstums vom Standpunkt der Raſſenkunde aus betrachtet.

Die Darſtellung hat ſich mit dem 19. Abſchnitt der Gegenwart genähert, die ſich raſſenkundlich als ein Zeitalter der Allvermiſchung darſtellt. War früher die Vermiſchung der europäiſchen Raſſen nur ſehr langſam vor ſich gegangen, hatten früher noch ziemlich ſcharfe Grenzen beſtanden zwiſchen Gebieten vorwiegend nordiſcher und ſolchen vorwiegend oſtiſcher Raſſe (vgl. S. 360), ſo kam etwa mit dem 19. Jahrhundert ein Zeitalter ſich ſchnell ſteigender Vermiſchung herauf. Die Städte, dieſe eigentlichen Orte der Vielvermiſchung, wuchſen an; die Freizügigkeit erlaubte ſtärkere Umwandlungen der Beſiedelungsverhältniſſe; die Landflucht führte Bewohner aus raſſiſch ziemlich einheitlichen Gegenden in die Allvermiſchung der Städte hinein. Aber nicht nur die Zunahme der Allvermiſchung läßt ſich feſtſtellen; feſtſtellen läßt ſich vor allem die für Europa und für Deutſchland ſo wichtige Tatſache, daß die Nordraſſe deutlich im Schwinden iſt. Eine ſtarke Abnahme des nordiſchen Blutes erfuhr Deutſchland ſicherlich durch die Auswanderung nach überſeeiſchen Ländern, beſonders nach Nordamerika. Die Auswandernden waren aber meiſtens nordiſchere Menſchen; der oſtiſche Menſch iſt der ſeßhafte, der nordiſche der wanderluſtige und wagemutige. Die ſeeliſchen Eigenſchaften der Nordraſſe laſſen gerade dieſen Teil der Bevölkerungen am eheſten auf Auswanderung ſinnen. Das Deutſche Reich hat „während des 19. Jahrhunderts Millionen von Auswanderern nach Amerika abgegeben, in den achtziger Jahren jährlich etwa 200000 Menſchen; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auf die dadurch bedingte Gegenausleſe zum Teil

---

1) Von der ganz überwiegenden Mehrheit unſerer Jugend gilt, daß man endlich aufhören möge, ihren Lebensgang mit der toten Bürde der heute für nötig erachteten Stoffmenge ſprachlich-geſchichtlicher „Bildung“ zu belaſten. Es ſcheint ein Geſetz des Völkerlebens zu ſein: je mehr ſprachlich-geſchichtliche „Bildung“, deſto weniger Mut zur Schöpfung, je weniger Geſchichtelung (Hiſtorizismus), deſto mehr Schaffens- und Zukunftsluſt. Ich habe (1920) geſchrieben, „daß die engliſche Bildung, die auf Lebensführung zielt, wahrſcheinlich doch tauglicher iſt — mögen ſich auch viele deutſche Gebildete über die engliſche Bildung erhaben fühlen“ (Ritter, Tod und Teufel. Der heldiſche Gedanke). Heute hat ſich mir dieſe Einſicht noch viel mehr beſtärkt. (Ich füge dies hinzu, um mit obigem Hinweis auf die alten Sprachen genau verſtanden zu werden.)

der eigentümliche Mangel an „Zivilkurage“, den ſchon Bismarck bei den Deutſchen beklagte, zurückzuführen iſt. Auch die Paſſivität und Friedfertigkeit der modernen Skandinavier, welche gegenüber früheren Jahrhunderten in die Augen ſpringt, dürfte wenigſtens zum Teil auf die ſtarke Auswanderung, welche in den letzten Jahrhunderten aus Skandinavien ſtattgefunden hat, zurückzuführen ſein“ [1]). Aber die Auswanderung iſt nur eine Teilerſcheinung des Entnordungsvorgangs. Die Entſcheidung in allen Fragen des Raſſenwandels der Völker drückt ſich zumeiſt in der Geburtenziffer der einzelnen Volksbeſtandteile aus. Alle Anzeichen aber deuten auch hierin auf eine ſehr beſchleunigte Entnordung. In Württemberg (Heilbronn) hat Schliz beobachtet, daß zwiſchen 1876 und 1898 eine deutliche Abnahme der Blonden ſtattgefunden hat. Die Abnahme ſcheint in Deutſchland nicht ſo raſch vor ſich zu gehen, wie ſie in Frankreich vor ſich gegangen iſt und weiter vor ſich geht (vgl. S. 348). Aber wenn der von de Lapouge erwähnte Übergang des volkstümlichen Geſchmacks von den wertvollen mittelalterlichen Volksſchauſpielen zum Tingeltangel, zum „Filmdrama“ und zu ähnlichen Erſcheinungen wirklich den Raſſenwandel im Geſchmackswandel anzeigt, ſo gilt das von de Lapouge Geſagte für Deutſchland ja nicht minder als für Frankreich. Daß der gleiche Wandel für England ebenſo gilt, nur daß dort weniger die Oſtraſſe als die Weſtraſſe die nordiſche Raſſe abzulöſen begonnen hat, iſt von engliſchen Forſchern feſtgeſtellt worden (vgl. S. 329).

Die nicht-nordiſchen Raſſen Europas haben die höhere Geburtenzahl für ſich, die Nordraſſe die niedrigere Geburtenzahl gegen ſich. Wie raſch ſich bei ſolchen Wandlungen der Geburtlichkeit der Bevölkerungsverhältniſſe verſchieben, ſoll folgende Betrachtung zeigen:

„Angenommen, in einer Bevölkerungsgruppe A gelangten von jedem Ehepaar im Durchſchnitt drei Kinder wieder zur Fortpflanzung, in einer Bevölkerungsgruppe B dagegen vier. Wenn die durchſchnittliche Dauer der Generationen 33 Jahre betrüge und zu einer gegebenen Zeit die beiden Gruppen je die Hälfte der Bevölkerung ausmachten, ſo würde doch ſchon nach 100 Jahren die Gruppe A nur noch 28% der Bevölkerung ausmachen, die Gruppe B dagegen 72%; und nach 300 Jahren würde das Zahlenverhältnis 7:93% betragen.

„Aber auch wenn die Zahl der Kinder, welche zur Fortpflanzung kämen, in beiden Gruppen gleich wäre, z. B. vier, die Generationendauer aber verſchieden wäre und zwar in Gruppe A 33, in der Gruppe B 25 betrüge, würden ſich ſtarke Verſchiebungen in der Zuſammenſetzung der Bevölkerung vollziehen. Das Verhältnis, welches zu Anfang als 50:50 angenommen wurde, würde nach 100 Jahren 33:67 und nach 300 Jahren 11:89 ſein.

„In Wirklichkeit haben nun jene Gruppen, die eine ſchnellere Generationenfolge haben, in der Regel zugleich auch eine größere Kinderzahl, was z. T. einfach eine Folge des früheren Heiratsalters iſt. Würden alſo in Gruppe A von jeder Familie im Durchſchnitt drei Kinder nach 33 Jahren

---

[1]) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß II, 1923.

Jahren zur Fortpflanzung kommen, in Gruppe B aber vier Kinder nach je 25 Jahren, ſo würde das Verhältnis 50:50 nach 100 Jahren in 17,5:82,5 und nach 300 Jahren in 0,9:99,1 umgewandelt ſein.

„Dieſe Unterſchiede bleiben hinter den wirklich in unſerer Bevölkerung vorkommenden ſogar noch zurück. Das iſt der Weg, auf dem Raſſen verſchwinden. Man hat ſich wohl den Kopf zerbrochen, weshalb die Mehrheit der heutigen Deutſchen den Germanen der Völkerwanderung nicht gleicht. Zur Erklärung des Dahinſchwindens der Germanen genügt vollauf ein ſcheinbar ſo geringfügiges Zurückbleiben in der Fortpflanzung hinter Bevölkerungselementen von anderer Herkunft, die zunächſt gar nicht beſonders zahlreich geweſen zu ſein brauchen“ [1]).

Wie kam es aber zu der niedrigen Geburtenzahl innerhalb der Nordraſſe? — Feſtgeſtellt iſt, daß die höheren Stände im Durchſchnitt verhältnismäßig mehr nordiſches Blut haben, als die unteren. Feſtgeſtellt iſt aber auch, daß gerade die höheren Stände und unter ihnen gerade die begabteſten Schichten die geringſte Vermehrung aufweiſen. Alle Anzeichen weiſen darauf hin, daß in den abendländiſchen Völkern gerade die tüchtigſten Familien, die Familien mit den beſten Erbanlagen, ſchnell ausſterben: Je höher die Bildung und geſellſchaftliche Stellung, und je höher die geiſtige Begabung, deſto geringer iſt durchſchnittlich die Zahl der Nachkommen, *ſodaß alſo bei weiterem Verfolgen der bisherigen Ausleſerichtung ein ziemlich raſcher Rückgang der Begabung unſeres Volkes die unausbleibliche Folge iſt* [2]). Für die Betrachtung dieſes Abſchnitts iſt es nun von entſcheidender Bedeutung, daß die ausſterbenden Familien und die Familien, die weniger als vier Kinder haben — der ſchwediſche Erblichkeitsforſcher Fahlbeck hat als „Erhaltungsminimum“ einer Menſchengruppe die Zahl von vier Kindern auf eine Ehe angegeben — gerade die nordiſchen oder nordiſcheren Familien ſind. Iſt einmal ſolch ein verhängnisvolles Fortpflanzungsverhältnis in einem nordraſſiſch-bedingten Volk eingetreten, *ſo hat dieſes Volk den Weg zu ſeinem Niedergang eingeſchlagen.* Das muß, wenn kein Wandel geſchieht, zum „Untergang des Abendlandes“ führen, auf den zuerſt aufmerkſam gemacht zu haben das große Verdienſt des Grafen Gobineau iſt. Die Vergleichung der Geburtenziffern der einzelnen Völker ſpricht eine deutliche Sprache: „Wenn man die Geburtenziffern der verſchiedenen europäiſchen Länder vergleicht, und ſie in Beziehung zu der Raſſenmiſchung der Bevölkerung ſetzt, ſo zeigt ſich unverkennbar, daß die Länder, in denen die nordiſche Raſſe überwiegt, im allgemeinen viel geringere Geburtenziffern haben als jene, in denen andere Raſſen überwiegen. So nimmt die Geburtenziffer in Europa von Oſten nach Weſten und von Süden nach Norden ab, alſo umgekehrt wie der Anteil der nordiſchen Raſſe an der Bevölkerung. Die vordenkliche Sinnesart der nordiſchen Menſchen veranlaßt dieſe zu weitgehender Beſchränkung der Kinderzahl[1]).

---

[1]) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene, Bd. II. 1921.

[2]) So ſagt auch der (zur ſozialdemokratiſchen Partei gehörige, alſo nicht etwa zur Begünſtigung des Anſehens der oberen Stände neigende) Sozialhygieniker Grotjahn (Geburtenrückgang und Geburtenregelung. 1921): „Ohnehin muß ja der jetzt beſtehende Zuſtand, daß die Ergänzung der oberen Kreiſe weniger durch eigene Vermehrung, ſondern durch Aufſteigen Einzelner aus den unteren Schichten vor ſich geht, im Laufe der Zeit mit Sicherheit zu vollſtändiger Auspowerung [Verarmung] der Nation an Tüchtigen, Begabten und Willensſtarken führen.“

Aber nicht nur in der Wagrechten der europäiſchen Länder zeigt ſich dieſes Zurückbleiben der nordiſchen Raſſe in der Kinderzahl, ſondern, wie betrachtet, auch in der Senkrechten der Ständeſchichtung (vgl. S. 153 und S. 156). „Das beſtändige Hineinſtrömen der nordiſchen Elemente in die wohlhabenden und gebildeten Klaſſen vermindert deren Kinderzahl unter den notwendigen Erſatz. Aus der Bevölkerung des Landes und der niederen Stände kann noch eine ziemliche Zeit hindurch nordiſches Blut nachſtrömen, aber allmählich muß es ſich ja, da ja auch die Kriege vornehmlich nordiſche Elemente vernichten, erſchöpfen und verſiegen. Das betroffene Volk ſinkt langſam von ſeiner Höhe"[2]). So zeigt ſich heute gerade eine Gegenbewegung gegen die ſüdlich und öſtlich gerichteten nordiſchen Völkerwellen der Vorgeſchichte und Geſchichte: damals ein Abſtrömen nordiſchen Blutes von Nordweſteuropa aus in minder nordiſche und nicht-nordiſche Gebiete; heute ein Abſtrömen minder-nordiſchen und nicht-nordiſchen Blutes nach Nordweſteuropa[3]).

Es wäre dringend zu wünſchen, daß einmal die Urſachen des — durch die Änderung in der Geburtlichkeit der einzelnen Raſſen verurſachten — Raſſenwandels innerhalb der nordraſſiſch-bedingten Völker eingehend unterſucht würden. Die Anfänge und Blütezeiten dieſer Völker und ſo auch des deutſchen Volkes kennzeichnen ſich durch eine Fortpflanzungsrichtung, die der Vermehrung der nordiſchen Raſſe günſtig iſt; die Spätzeiten durch eine ſolche, die der Vermehrung der nicht-nordiſchen Volksbeſtandteile günſtig iſt.

Wann hat ſich in Deutſchland der Übergang vollzogen von der höheren Geburtlichkeit der vorwiegend nordiſchen zur höheren Geburtlichkeit der vorwiegend oſtiſchen Volksteile? — Das läßt ſich nach dem heutigen Stande der Forſchung nicht ſicher ſagen. Anzunehmen iſt, daß ſich ein ziemlich jäher Wandel im Fortgang der Entnordung vollzogen hat durch den Übergang der handwerklichen Zeit in die Zeit der Großbetriebe, welcher Übergang in Deutſchland ins 19. Jahrhundert fällt und ſich ſehr ſchnell und entſchieden vollzogen hat.

Das handwerkliche Zeitalter war ja gekennzeichnet durch einen beſtimmten Wettbewerb der einzelnen werktätigen Menſchen, einen Wettbewerb, der geradezu dahin führen mußte, dem urteilsfähigen und auch im Kleinen ſchöpferiſchen Menſchen Familiengründung und hohe Kinderzahl zu ermöglichen. Gerade der zwar haſtloſe, aber tätige und vorausſchauend beſonnene Menſch, der Menſch der Stäte, war derjenige, deſſen Aufkommen und Fortpflanzung die Zeiten begünſtigten. Es ſcheint, als ob das Blut der oſtiſchen Raſſe, der minder-ſchöpferiſchen, minder-urteilsfähigen, damals geradezu oft ausgemerzt worden ſei, als ob oſtiſche Menſchen durch den Einzelwettbewerb vielfach verhindert worden ſeien, eine Familie zu gründen. Nur in den Zufluchtsgebieten, welche die Oſtraſſe ſeit der germaniſchen Völkerwanderung innehatte, ſcheint ſie gediehen zu ſein, und von dort aus konnte ſie ſich, da und dort langſam einſickernd, nur ganz allmählich weiter verbreiten.

---

[1]) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß II, 1923.

[2]) Ploetz, „Sozialanthropologie" im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V. 1923.

[3]) Dem entſpricht die Beobachtung, die mir ein aus der Lüneburger Heide Stammender mitgeteilt hat, daß nämlich in ſeinem Heimatort die neu hinzugezogenen Einwohner faſt immer aus ſüdlicheren Gegenden ſtammen und meiſtens auch dunkler und kleiner ſeien als die Einheimiſchen. Der Bevölkerungsſtrom drängt ſo aus den Gebieten höherer in die Gebiete niedrigerer Geburtenziffer.

Die Ausleſerichtung innerhalb des Volkstums mußte ſich aber wandeln, ſobald das ſogen. Induſtriezeitalter auch für Deutſchland begonnen hatte. Dieſes Zeitalter konnte den einzeltümlichen Menſchen nicht mehr brauchen, es brauchte Maſſenmenſchen, und dieſe konnten urteilslos und gänzlich unſchöpferiſch ſein, ſie fanden jetzt ſich ſteigernde Löhne. Man kann wohl ſagen, daß das Zeitalter der Großbetriebe den Maſſenmenſchen geradezu züchten mußte. Es begannen „die Verſündungen der Induſtrie gegen Raſſe und Volksgeſundheit“, wie ſie Lundborg[1] eindringlich dargeſtellt und durch eine Zeichnung zu verdeutlichen verſucht hat. Auch der Urteilsloſeſte fand jetzt Anſtellung und die Möglichkeit zur Familiengründung. Mit dem Induſtriezeitalter ſcheinen die hohen Geburtenziffern der vorwiegend oſtiſchen Menſchen eingeſetzt zu haben. Es ſteht ja feſt, daß ſchon in den volkstümlichen Vorſtellungen die „Proletarier“ (vom lat. proles = Nachkommenſchaft) und durchaus nicht nur dieſe, ſondern auch die Menſchen der Maſſe und des urteilsloſen Spießbürgertums aller Stände immer nicht-nordiſche Menſchen ſind (vgl. S. 157).

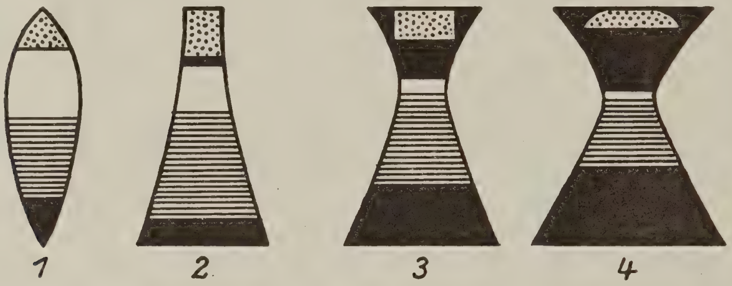


Abb. 411. (Aus Lundborg, Raſſenbiologiſche Überſichten und Perſpektiven.)

Bildliche Darſtellung der Bevölkerungszunahme und des Bevölkerungswandels bei einem Volk, das induſtrialiſiert wird und entartet (nach Lundborg).

Die hellen Teile bedeuten Bauernſtand und Mittelſtand.
Die getüpfelten Teile bedeuten die führenden Schichten.
Die geſtrichelten Teile bedeuten den Arbeiterſtand.
Die ſchwarzen Teile bedeuten die Entarteten in Ober- und Unterſchicht.

---

[1] Lundborg, Raſſenbiologiſche Überſichten und Perſpektiven. 1921.

Sehr ſchnell ſcheint ſich der Raſſenwandel gerade im 19. Jahrhundert vollzogen zu haben, und reißend ſchnell muß ſich die Entnordung des deutſchen Volkstums weiter ſteigern, falls keine erwachende Einſicht zu entgegenwirkenden Maßregeln führt. Der Raſſenwandel wird beſonders deutlich, wenn man Bilder von Menſchen und Menſchengruppen aus dem Beginn, ja noch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vergleicht mit entſprechenden Bildern aus gegenwärtiger Zeit. Da fällt auf, wie unter Bildern von Lehrkörpern, Studentenvereinigungen, Vereinen, politiſchen Verſammlungen, Familientagungen uſw. noch vor 50—70 Jahren viel mehr nordiſche oder vorwiegend nordiſche Menſchen zu finden waren, als heute unter entſprechenden Menſchengruppen zu finden ſind. Bilderſammlungen aus dem Beginn oder der Mitte des 19. Jahrhunderts überraſchen immer wieder durch das durchſchnittlich viel nordiſchere Ausſehen der damaligen Menſchen. Auffällig iſt auch das nordiſche Ausſehen vieler auf Grabdenkmälern dargeſtellter Menſchen. Selbſt wenn man ermißt, daß unter den Dargeſtellten die höheren Stände mit ihrem größeren Anteil nordiſchen Blutes überwiegen, fällt es auf, daß in den gleichen geſellſchaftlichen Schichten heute bei weitem nicht mehr ſo viel nordiſches Blut zu finden iſt. Von großem Einfluß auf den Bevölkerungswandel war im 19. Jahrhundert die (beſonders ſeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemerkliche) Mehrung des Wohlſtandes der Bevölkerung, an der beſonders die nordiſchere Schicht der Bevölkerung teilnahm. Aber „ſchon eine kleine Vermehrung des Reichtums genügt, um die Geburtenziffer zum Sinken zu bringen“[1]. So haben verſchiedenerlei Urſachen: Drang nach geiſtigen Gütern, Geltungsbedürfnis (ſich ausdrückend in dem die Kinderzahl herabdrückenden „ſtandesgemäßen Auftreten“), Wahl angeſehener, aber mit verhältnismäßig niedrigem Erwerb verbundener Berufe, Spätehen — ſolche Urſachen haben gerade in den nordiſcheren Schichten die Geburtenziffer bei wachſendem Wohlſtand raſch erniedrigt. Man begegnet ja auch immer wieder vorwiegend nordiſchen Menſchen, beſonders nordiſchen Mädchen, die ihre ganze Kraft für ſoziale Tätigkeiten einſetzen — Tätigkeiten, die den nichtnordiſchen Bevölkerungsteil beſonders begünſtigen — und dabei ehe- und kinderlos bleiben. So wird man ſeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur eine ſich ſteigernde Zunahme des nicht-nordiſchen Bluts, ſondern auch eine ſich ſteigernde Abnahme des nordiſchen Bluts feſtſtellen können.

Der Raſſenwandel innerhalb des deutſchen Volkstums mußte ſich im 19. Jahrhundert ebenſo ſtark im Wandel des Schönheitsbildes bemerkbar machen. Man kann vielleicht ſagen, daß gerade unſere Zeit oder ſchon die Zeit etwa ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Geſchichte des deutſchen Volkes den Augenblick darſtelle, wo ſich auch im Schönheitsbild der Raſſenwandel langſam vollzieht: die Abwendung vom Bilde des nordiſchen Menſchen. War auch ſchon frühzeitig — wann und von wo ausgehend? — im Volkslied das „ſchwarzbraune Mägdlein“ beſungen worden — in England entſpricht dem „the nutbrown maid“ — alſo da und dort einmal ein nicht-nordiſches Schönheitsbild aufgeſtellt worden, ſo zeigen doch ältere volkstümliche Anſchauungen, Erzählungen, Sagen, Märchen und Abbildungen deutlich die Vorherrſchaft des nordiſchen Schönheitsbildes, das ja bei öffentlichen Anläſſen wie Wandgemälden aus der Geſchichte, Denkmälern, Münzen, Geldſcheinen aller europäiſchen Länder (vgl. auch wieder die 20 Mk.-Reichsbanknote vom 4. November 1915 und die 50 Mk.-Reichsbanknote vom 23. Juli 1920) auch heute noch immer wieder durchbricht. Es ſcheint, als ob in der Kunſt das nordiſche Schönheitsbild (das bei der Darſtellung beſtimmter Einzelmenſchen ſich begreiflicherweiſe nicht immer durchſetzen kann) etwa bis zum Ende der romantiſchen Richtungen der deutſchen Kunſt gegolten hätte. Der Impreſſionismus brachte dann den Beginn desjenigen Wandels, in welchem ſich die Gegenwart befindet. Jetzt wurden zum erſtenmal häßliche Menſchen, d. h. nach bisheriger Anſchauung zumeiſt: unnordiſche und miſchlingshafte Menſchen, „intereſſant“ und darſtellenswert befunden. Ja, man kann bei Betrachtung der Kunſt des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart geradezu von einer gewiſſen Umſtellung des bildneriſchen Geſchmacks auf oſtiſche, ja ſogar auf ausgeſprochen mongoliſche Züge ſprechen. Am wenigſten macht ſich dies heute vielleicht noch in der Bildhauerkunſt bemerkbar. Der Geſchmackswandel zeigt ſich z. B. auch darin, daß ſich unter den Bildern von Schauſpielern und Schauſpielerinnen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und auch noch der darauffolgenden Jahrzehnte eine ſo große Anzahl von Bildniſſen nordiſcher oder vorwiegend nordiſcher Menſchen finden, wie ſie die heutige Bühne nicht mehr zeigt. Mir iſt ſogar aus der Zeit des herrſchenden Naturalismus der Fall bekannt, daß eine vorwiegend nordiſche Schauſpielerin einmal Anſtellungsſchwierigkeiten deshalb begegnete, weil ſie, deren Begabung man nicht leugne, nicht häßlich ſei. Zu ſolchen Wandlungen des Geſchmacks hat beſonders der ſog. Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts beigetragen.

---

[1] Nieceforo, Anthropologie der nicht-beſitzenden Klaſſen. 1910.

Mit dem Wandel des Geſchmacks geht immer ein Wandel der Ausleſe einher: beides ſteht in Wechſelwirkung und ſteigert ſich gegenſeitig. Es fällt auf, wie viele nordiſche oder vorwiegend nordiſche Frauen heute unverheiratet bleiben, während andrerſeits Mädchen oſtiſcher Art heute meiſt ſchon ſehr früh geheiratet werden. Dem mag auch dies zugrunde liegen, daß gerade das Weib oſtiſcher Raſſe öfters einen gewiſſen Jugendreiz (beauté de diable) beſitzt, einen wohl häufig ſtark ſinnlich wirkenden Reiz, der ihm etwa zwiſchen dem 17. und 23. Lebensjahr anhaftet, bevor es dann verhältnismäßig früh altert[1]). Auch ſcheint das oſtiſche Weib geſchlechtlich einerſeits minder wähleriſch, andererſeits vielfach gerade zu nordiſchen Männern heftig hingezogen zu ſein. Solche Umſtände müßten ja gerade im ſtädtiſchen Leben unſerer Zeit ſehr ſchnell zu einer beſonderen bevorzugenden geſchlechtlichen Ausleſe oſtiſcher Menſchen führen. Menſchen mit ausgeſprochen oſtiſcher Geſchmacksrichtung ſcheinen heute nicht ſelten zu ſein. Zur Ausmerzung der nordiſchen Raſſe mag im heutigen Leben weiter beitragen, daß das nordiſche Weib vielfach ein gemeſſenes, ſtrenges oder überlegeneres Seelenleben zeigt, daß auch ſeine leibliche Schönheit weniger „reizt“, da das nordiſche Weib gerade in den für die Raſſe bezeichnenden Fällen vielfach „kühler“ zu ſein ſcheint und ſchwieriger zu gewinnen. Die Zeitumſtände haben es aber vor allem in den größeren Städten mit ſich gebracht, daß der Geſchmack bei der Gattenwahl mehr auf das Gefällige und Bequeme oder auf das Nur-ſinnliche gerichtet iſt als auf die Eigenſchaften, welche für das nordiſche Weib bezeichnend ſcheinen[1]. —

---

[1] Vgl. hierzu Abb. 133 gegenüber Abb. 134. Auch die Abb. 133 Dargeſtellte iſt auf Jugendbildniſſen ganz „hübſch“. Solche Anwandlungen nordiſcher oder vorwiegend nordiſcher Menſchen, wie ſie Euphorion (in Goethes Fauſt II.) ausſpricht: „Schlepp ich her die derbe Kleine, Zu erzwungenem Genuſſe“, mögen öfters zu ehelicher Bindung mit den „derben, kleinen“ oſtiſchen Mädchen führen und ſomit zur Raſſenmiſchung. Das nordiſche Mädchen iſt oft bis in die Zwanzigerjahre hinein faſt überſchlank und ſieht auch bei beſtentwickelter Muskelkraft oft ſehr zart aus, nie aber „derb“.

Solche Betrachtungen über Geſchmackswandel und Zeitgeiſt mögen dazu überführen, daß in dieſem Schlußabſchnitt einmal ein weiterer Umblick zu erreichen verſucht wird, ein Umblick, der über das Wiſſenſchaftliche hinaus die Betrachtung der Wechſelwirkungen zwiſchen Raſſenwandel und Zeitgeiſt ergeben ſoll. Da zeigt ſich denn in großen Umriſſen ſehr deutlich, wie tatſächlich auf allen Gebieten das 19. Jahrhundert ein eigentliches Miſchlingszeitalter eröffnet hat. Der Wandel im Kunſtgeſchmack iſt erwähnt worden. Man kann wohl ſagen, daß faſt auf allen Gebieten die nach der Romantik eingeſchlagenen Geiſtesrichtungen vom nordiſchen Weſen hinwegleiten mußten. Ein Teil der ſeeliſchen Eigenſchaften des nordiſchen Menſchen wird im Lauf des 19. Jahrhunderts vielfach „unpraktiſch“ für denjenigen, der „vorwärts kommen“ will. Sehr bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht ein Schlagwort, das in jenem Zeitgeſchlecht der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts aufkam, in jenem Geſchlecht des „jungen Deutſchlands“, der Heine, Börne, Gutzkow, Büchner uſw. Die Literaten damaliger Zeit pflegten von vielen als nichtgeiſtreich verachteten Menſchen ſpöttiſch und mitleidig zu ſagen: „Kein Talent, doch ein Charakter.“ — Was durch ein ſolches Wort als Talent geprieſen wurde und heute noch oft geprieſen wird, iſt der ſog. geiſtreiche Menſch, der Menſch, der den welſchen esprit als hohen Wert achtet und pflegt, der Menſch zugleich, der als „intereſſant“ gilt und gelten will, als ſchillernd und beweglich und „entwicklungsfähig“. Iſt dieſer Menſch nicht zugleich der eigentliche Miſchling oder mindeſtens doch der unnordiſche

---

[1] Die Gegenwart ſcheint nicht-nordiſch zu wählen, „auszuleſen“, während die Vergangenheit nordiſch gerichtet war. So ſagt z. B. in einem mittelalterlichen franzöſiſchen Gedicht ein Mädchen zu einem um ſie werbenden Ritter mit Stolz, ſie ſei „zwar arm, aber blond“. Viele wegen ihrer „Schönheit“ — und das hieß früher: wegen ihres beſonders nordiſchen Ausſehens — auffallende Mädchen niederen Standes wurden ſo in höhere Stände vermählt. Das zeigt die Betrachtung von Bildern ſolcher Frauen. Umgekehrt galt dunkles Haar als unſchön, und kam es in den herrſchenden Ständen vor, ſo wurde der betr. Dunkelhaarige, wie es eine franzöſiſche Chronik gegenüber dem Schwarzen Prinzen tut, gleichſam entſchuldigt als „zwar dunkel, aber doch ſchön“. Während bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts die nordiſche Frau als „ſchön“ galt, muß dann ein Geſchmackswandel, eine Abkehr vom Bild der nordiſchen Raſſe, begonnen haben.

Menſch? — Was in dem mitgeteilten Wort als „Charakter“ mißachtet und bemitleidet wird, das iſt der einfache, gerade Menſch, der Bauer, der Menſch der Stäte, der klaren Willensrichtung, des feſten Urteils und der Wandelloſigkeit — mit all dem zugleich der nordiſche Menſch.

So mag dieſes Wort den Augenblick anzeigen, in welchem das Zeitalter ſich ſeeliſch vom nordiſchen Weſen und überhaupt von jeder Artrichtung abwandte, und zugleich körperlich der Allvermiſchung entgegenging. Die Welt des 19. Jahrhunderts entſtand, eine eigentliche Miſchlingswelt. Immer mehr wandte man ſich ab von den klargefügten, einheitlichen Anſchauungen der früheren Geſchlechter. Der Menſch wurde entwurzelt, er geriet in die Welt der Großſtadt und hatte den tauſenderlei verwirrenden Einflüſſen keine beſtimmte Artrichtung mehr entgegenzuſetzen, und der Geiſt der Großſtädte wurde in ganz Mittel- und Weſteuropa herrſchend. Dieſer Geiſt löſte im Lauf des 19. Jahrhunderts auch die Glaubensbindungen auf, die bis dahin faſt das ganze Volk (bis auf einige mehr oder weniger einflußloſe „Freigeiſter“) beſtimmt hatten. Es iſt aber auffällig, wie die Löſung der Glaubensbindung mit einer Verminderung der Geburtenziffer übereinſtimmt. Da ſich die Bindung durch den Glauben innerhalb der proteſtantiſchen Kirche am meiſten lockerte, bildete ſich im 19. Jahrhundert auch der bedeutungsvolle Unterſchied aus zwiſchen der niedrigeren Geburtenziffer der Proteſtanten und der höheren Geburtenziffer der Katholiken, der ſehr bald die zahlenmäßige Verteilung der beiden Bekenntniſſe entſcheidend ändern muß (vgl. S. 386/87). Da die verhältnismäßig nordiſchſten Gebiete Deutſchlands im großen und ganzen zugleich die proteſtantiſchen ſind, da zudem die Proteſtanten ſich verhältnismäßig mehr in den oberen Volksſchichten finden, zeigt ſich die Entnordung ſo auch in Wechſelwirkung mit Wandlungen des Glaubenslebens[1]).

Aber nicht nur in Glaubensdingen, ſondern überhaupt auf allen Gebieten ging das 19. Jahrhundert auf eine Löſung der geſchichtlich erwachſenen Bindungen aus, in allen Dingen den Einzelmenſchen betonend und ſchließlich auch den fragwürdigſten Menſchen ein Gefühl ihrer Beſonderheit, ja Einzigartigkeit erweckend. Es iſt ſehr bezeichnend, daß faſt alle geiſtigen Strömungen des 19. Jahrhunderts ſchließlich den „differenzierten“, d. h. den uneinheitlichen, geiſtreich oder geiſtreichelnd zwieſpältigen Menſchen am höchſten werteten. Die ſog. ſeeliſche Zerriſſenheit erhielt einen hohen Marktwert. Es iſt bezeichnend für das 19. Jahrhundert, daß es ſchließlich geradezu „problem“-ſüchtig wurde. Es gab nichts, was jetzt noch eigentlich feſtſtand, alles wurde „Problem“. Die Menſchen fanden keine aus reiner Artung und aus entſchiedenem Artwillen ſtammende Entſcheidung mehr in den Dingen des ſittlichen Urteils, des Geſchmacks und überhaupt der Weltanſchauung (vgl. hingegen S. 305!). Hatten die

---

[1]) Die proteſtantiſche Kirche hat (im Gegenſatz zur katholiſchen) die Bedeutung der Geburtenziffer bisher nicht begriffen, mindeſtens noch nicht entſprechend gehandelt. Ihr mußte eigentlich der Gedanke der Erbgeſundheitslehre (Raſſenhygiene) unmittelbar aus ihrer Geſchichte einleuchten, da ja aus dem kinderreichen proteſtantiſchen Pfarrhaus immer wieder bedeutende Männer des deutſchen Volkes hervorgegangen ſind.

Frühzeiten nordiſch-bedingter Geſittungen mit ihren Heldendichtungen, mit der Ilias, dem Beowulf, dem Nibelungenlied, geradezu erzieheriſch gewirkt, indem ſie als Wunſchbild und Vorbild den Helden ihres Stammes, den reingearteten, vor jedem neuen Geſchlecht aufſtellten; ſo ſchien es jetzt für die Dichtung und Geſchichtsſchreibung nichts anziehenderes zu geben, als die Schilderung der „Symptome des Untergangs“. Man verfolgte eingehend den allmählichen Untergang eines Geſchlechts, die allmähliche Selbſtzerſetzung eines Menſchen, man ſchilderte immer wieder den haltloſen Menſchen, der ſich nie entſcheiden kann und oft mit irgend einer Flucht ſein Leben endet. Romane erſchienen, deren Titel ſchon darauf hinwieſen, daß hier ein Menſch „zwiſchen den Raſſen“ ſtehe. Es ſchien ſchließlich, als werde aller Untergang, alle Selbſtzerſetzung eines Unentſchiedenen, alles Miſchlingstum, jede Wurzelloſigkeit, für die Darſtellung unvergleichlich wertvoll, während jede Entſchiedenheit, jede klare Geltung, jeder einheitliche, jeder reinraſſige Menſch als langweilig, eng, „unintereſſant“ und einfältig angeſehen wurde. Dahin mußte die Abkehr von der einheitlich nordiſch-bedingten Lebensauffaſſung früherer Zeiten notwendig führen.

Dazu kam, der weiteren Entwurzelung und Verwirrung dienend, die einſeitig-naturwiſſenſchaftliche Einſtellung des 19. Jahrhunderts oder mindeſtens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und innerhalb dieſer naturwiſſenſchaftlichen Zeitanſchauung die auch in unſerer Zeit durchaus noch nicht überwundene übertriebene Betonung der Umwelteinflüſſe, hervorgerufen durch den Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenſchaften. So ſah ſich der Menſch ſchließlich im Geiſte der herrſchenden materialiſtiſchen Anſchauungen als ſtoffbedingt, erklärte ſich ſelbſt aus der Zuſammenſetzung ſeiner Nahrung, lernte alles „naturwiſſenſchaftlich“ betrachten und vor allem alles „erklären“. *Dieſe* Umwelt und Lebensweiſe erzeugte *dieſe* Menſchen, *jene* Umwelt und Lebensweiſe *jene* Menſchen. Kurzköpfe entſtanden im Gebirge, dortſelbſt auch Lautverſchiebungen; Langköpfe entſtanden beim Ackern, Kurzköpfe beim Reiten. Das ganze menſchliche Leben löſte ſich auf in eine Reihe von ſtofflichen Einwirkungen und Auswirkungen. Die ſittlichen Werte wurden ihrer Entſtehung und Wandlung nach „erklärt“. In Kürze ſah der Menſch ſich ſelbſt und alle Erſcheinungen als „relativ“ an; in der Naturwiſſenſchaft begriff er ſich als ſtoffbedingt, in den Geiſteswiſſenſchaften als geſchichtlich-bedingt. Schließlich begriff er ſeine eigenen und alle anderen „Überzeugungen“ als ein Ergebnis aus „Entwicklungen“ und als einzige Gewißheit hätte ihm, wenn er es einmal folgerichtig bedacht hätte, eigentlich nur die bleiben können, daß die „Entwicklung“ ohne irgend ein Zutun von ſelbſt von „Fortſchritt“ zu „Fortſchritt“ führe, da durch Ausmerzung der Unangepaßten ſich alle Lebeweſen immer mehr anpaſſen würden. — So kam auf allen Gebieten eine bezügelnde (relativiſtiſche) Betrachtung auf — auf allen Gebieten, denn das 19. Jahrhundert machte unmittelbar aus ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen Weltanſchauungen mit naturwiſſenſchaftlichen Sittenlehren.

Es iſt hier nicht ſo ſehr die Frage, ob die beſchriebene Forſchungsrichtung den richtigen oder den falſchen Weg geführt hat, jedenfalls hat die für das 19. Jahrhundert ſo bezeichnende oberflächliche Verbreitung naturwiſſenſchaftlichen Wiſſens — bei gleichzeitiger Zurückdrängung der philoſophiſchen Beſinnung und Auflöſung der Glaubensbindungen — viel dazu beigetragen, die überlieferten und als Überlieferung nordiſchbedingten Anſchauungen zu beſeitigen. Wohl ſtanden der Naturwiſſenſchaft wie den Geiſteswiſſenſchaften auch Wege offen zur Betrachtung der Raſſenfragen, ja ſogar zur Ausbreitung mancher ſich aus dieſer Betrachtung ergebenden Lehren. Aber die Zeitſtrömung hatte eine entgegengeſetzte Richtung genommen; mindeſtens betonte man raſſenkundliche Erkenntniſſe nicht. Der Zeitgeiſt war der Betrachtung raſſiſcher Zuſammenhänge abhold und hatte den Menſchen durch „individualiſtiſche“ Gedankengänge ſo vereinzelt und aus jeder Verwurzelung ſo herausgelöſt, daß die Betrachtung der weiten Zuſammenhänge der Geſchlechterfolge, der Vererbung, der Raſſenmiſchung, ebenſo unzeitgemäß war wie die Verſenkung in die Zuſammenhänge des Einzelmenſchen mit ſeinem Volkstum oder die Zuſammenhänge von Raſſe und Volkstum oder irgendwelche ernſtere Betrachtung der menſchlichen Gemeinſchaftsformen überhaupt. Der Menſch des 19. Jahrhunderts fühlte ſich, wenn er überhaupt andere als ſtoffbedingte Zuſammenhänge zugab, ſchließlich nur noch als Einzelmenſch für ſich ſelbſt verantwortlich, ja er ſteigerte ſein Einzelmenſchentum mit Wörtern wie „Individualismus“ oder „Perſönlichkeitskultur“ („Sei du“) zu laut-auftretenden Weltanſchauungen. Gänzlich verloren war jetzt alles Verantwortungsgefühl des Einzelnen gegenüber dem Geſchlecht, aus dem er ſtammte oder gar der Raſſe, der er angehören mochte. Die Betrachtung des Weſens des Volkstums war vielfach unzeitgemäß; man ſah höchſtens noch den Staat und dieſen meiſt nur als eine Art Wirtſchaftsform und Verwaltungsgebiet.

Gleich wichtig waren nun einheimiſche und fremde Geſittungsgüter, ja das „Exotiſche“ wurde ſchließlich beſonders gepflegt und gewertet[1]. Ein Durcheinander und eine wirre Folge der Stile begann, und man konnte „aſiatiſch“ fühlen und malen, konnte die Bauſtile aller Völker und Zeiten verwenden. Das Fremdeſte wirkte ſchließlich als der größte Reiz, indeſſen das Heimiſche als reizlos und langweilig galt. Man wechſelte ſeine Hinneigung zu fremden Gütern oft ſehr raſch. Bei all dem mußten den Menſchen gerade die Eigenſchaften hindernd im Wege ſtehen, welche eigentlich nordiſch ſind: die Beſonnenheit, das ruhige Urteil. Jetzt mußte der nordiſche Menſch ſelbſt unzeitgemäß werden. Das ſeinem beſonnenen, urteilſuchenden Weſen gerade entgegengeſetzte „Zeitalter der Preſſe“ war herrſchend geworden. Man hat es oft beobachtet und oft beklagt, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in unſerer Zeit immer wieder geiſtig bedeutende Männer dem eigentlichen Leben ihres Volkes fern geblieben ſeien, dieſem ihre Einſichten vorenthalten hätten und ſich irgendwie hinter gelehrter oder ſonſtiger beruflicher Arbeit faſt verborgen hätten. Waren das nicht in vielen Fällen Männer nordiſchen Weſens, die mit der haſtenden Zielloſigkeit eines Zeitalters, das nie zu einem klaren Urteil kam, nicht mitleben konnten? Gerade der nordiſche Menſch mußte ſich wohl vielfach vor dem Schwall eines Zeitalters zurückziehen, das ſchließlich aus einer „Umwertung aller Werte" in die andere ſtürzte. Dieſes bezeichnende Schlagwort des 19. Jahrhunderts war ja bei Nietzſche nicht etwa irgendwie auflöſend oder raſſiſch zerſetzend gemeint; im Gegenteil: von Nietzſche hätte geradezu eine erbgeſundheitliche und nordraſſiſche Wiederbelebung ausgehen können („Nicht nur fort ſollſt du dich pflanzen, ſondern hinauf. Dazu diene dir der Garten der Ehe"), wenn ſeine Weltanſchauung ſchon grundſätzlich mehr geweſen wäre als eine Betonung des Einzelmenſchentums[1]. Aber die Umwerter fingen an, ſich zu drängen und zu verdrängen, nachdem einmal ein ſolches Schlagwort gefallen war und was „umgewertet" wurde, entwertet wurde, war vielfach das Ererbte, das Arteigene, war ſehr oft die nordiſche Artung und Anſchauung ſelbſt.

---

[1] Und noch in neueſter Zeit wieder erwartet man aus zugleich geſchichtelnder (hiſtoriziſtiſcher) und artungsverwiſchender Denkweiſe von einer „Weltkunſt“, zu der die „Geiſtigen“ aller Erdgebiete beizutragen hätten, alſo von einer Verkennung und Verwiſchung aller Grenzen eine „Umwertung der Kunſtgeſchichte“ und eine „auf menſchlicher Einigung“ zu begründende „Kunſtkultur“, einen neuen „Weltſtil“. Auffällig iſt es, daß viele der Schriftſteller, die ſich um die „künftige Weltkultur“ mühen, jüdiſcher Herkunft ſind. Dem jüdiſchen Volk droht ja auch tatſächlich durch „internationale“ Beſtrebungen der Untergang nicht, weil es als einziges Volk durch ſein beſonderes Blutbewußtſein vor Auflöſung geſchützt iſt.

Das Ende des 19. Jahrhunderts ſah dann eine Marktſchreierei des Umwertens und der neueſten Anſchauungen und ſah „Propheten" ſeltſamſter Art. Nun gab es Literaten, die ſich öffentlich rühmen konnten, keinen „Charakter" zu haben, ſondern ſo „reich" zu ſein, daß ſie „viele Charaktere" in ſich vereinigten; und man konnte aus ihren Handlungen und Worten auch in der Tat niemals irgend einen Charakter ableſen. Solche Geiſteshaltung aber wurde anerkannt und vielfach maßgebend, und wieder war es eine Geiſteshaltung, die der nordiſchen entgegengeſetzt ſein mußte. Ein Fichte hat noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus nordiſchem Geiſt geſagt: „Charakter haben und deutſch ſein iſt ohne Zweifel gleichbedeutend" und hatte den Sinn der Deutſchheit im Streben nach nordiſch-germaniſchem Geiſt geſehen. Jetzt war dieſe Bahn längſt verlaſſen. Es kam kein Menſchenbild auf, welches anzeigt, daß ein Miſchlingszeitalter hereingebrochen war, und dieſes Menſchenbild fand und findet weiteſte Empfehlung: „Der Doſtojewskiſche Menſch." Die Betrachtung deſſen, der ihn gezeichnet hat, des großen Doſtojewski, tut hier nichts zur Sache. Was in dieſem Zuſammenhang wichtig iſt, das iſt die Geltung desjenigen Menſchenſchlags, welcher der Doſtojewskiſche Menſch genannt worden iſt. Er iſt entſprechend ſeiner ruſſiſchen Heimat der eigentliche Miſchling, in dem nordiſche und mongoliſche Art ſich kreuzen, ſich widerſprechen, ſich gegenſeitig bekämpfen und wieder verbinden. Der Doſtojewskiſche Menſch iſt der „intereſſanteſte“ Haltloſe, den die artverwirrten Menſchen des gegenwärtigen Zeitalters finden konnten, denn all die Haltloſigkeiten dieſes Menſchenſchlags haben zugleich den Anſchein beſonderer „Tiefe“ des Empfindens. Der Doſtojewskiſche Menſch, den das Zeitalter ſo wichtig nimmt, findet als Miſchling immer mehrere Möglichkeiten des Empfindens und Handelns in ſich. Er iſt morgens ein anderer als abends, er demütigt ſich heute bis in den Staub, ſich als Elenden und als Schwächling bezichtigend, und morgen überhebt er ſich, indem er Gott und die Welt verläſtert; beides gilt dem Zeitalter auch als Kennzeichen des „religiöſen Menſchen“. Als „religiöſer Menſch“ wird ja in neuzeitlichen Anſchauungen oft der betrachtet, der es betont und durch ſeine Handlungen zu bekräftigen ſucht, daß zwiſchen Sittlichkeit und Religion keinerlei Beziehungen walteten. Dieſe — in philoſophiſcher Betrachtung wichtige — Scheidung dient aber dem „ruſſiſchen Menſchen“ vielfach dazu, ſeine aus Zwieſpältigkeit kommenden Handlungen, die er ſelbſt nachträglich in einer anderen Stimmung oft nicht mehr begreifen kann, als einen Ausdruck gottgewollter Wirrnis zu deuten. Aus all ſolcher Wirrnis aber ſoll ihn ſchließlich die „Liebe“, dieſe Liebe des „ruſſiſchen Menſchen“, befreien und löſen. Was aber hier Liebe und Menſchheitsliebe genannt wird, trägt wieder das Kennzeichen artverwiſchender Allverzeihung und grenzenloſen Allverſtehens, Kennzeichen des Miſchlingstums und Kennzeichen der Entartung, an ſich. Meiſt iſt die „Doſtojewskiſche Liebe“ für einen Menſchen, der entſchieden zu leben trachtet, mit einer ſolchen Abſtandsloſigkeit, einem ſolchen Mangel an Abſtandsgefühl verbunden, daß ſie beleidigend wirken muß. Dieſer „Liebe“, wie dieſem „Menſchentum“ haftet durch das Miſchlingstum, aus dem ſie ſtammen, immer eine gewiſſe Unentſchiedenheit und Grenzverwiſchung an, die jeglichen Drang zur Ertüchtigung eines Einzelnen und eines Volkes verkümmern laſſen müſſen. Hermann Heſſe hat in ſeinem Buch „Der Blick ins Chaos“ (1920) auf das Herannahen dieſes „ruſſiſchen“ Menſchentums hingewieſen. Er mußte, da ihm die raſſiſchen Bedingungen ſolcher Wandlungen nicht bewußt geworden ſind, dem ſich anzeigenden „Chaos“ gegenüber zu einer gewiſſen ſchwächlichen Verzichtſtimmung kommen.

---

[1] Auch hat ja gerade Nietzſche in ſtärkſter Weiſe eingewirkt auf einen beſonders leidenſchaftlichen Aufruf zu einer Hochzüchtung: Haiſer, Im Anfang war der Streit. Nietzſches Zarathuſtra und die Weltanſchauung der Altertümer, 1922. — Nietzſcheſche Gedanken (die Bemühung um „Die große Geſundheit") ſind auch bei Raſſenhygienikern unſerer Tage deutlich zu ſpüren. Hätte Nietzſche nicht eine Schreibweiſe gepflegt, der gegenüber faſt nur ausgeſprochene Zuneigung oder ausgeſprochene Abneigung möglich zu ſein ſcheint, ſo wäre er, dem durch Richard Wagner mancher Gedanke Gobineaus zugekommen iſt, vielleicht einer der einflußreichſten Erwecker des raſſiſchen Ertüchtigungsgedankens geworden.

Aber „der ruſſiſche Menſch“ wird immer wieder als ein Vorbild empfohlen, und von ihm wird ſogar die „religiöſe Erneuerung“ Europas erwartet[1]. Solch eine Geſtalt mußte auch tatſächlich in dem Augenblick auftauchen, da eben durch die Entnordung Europas und Deutſchlands den aus Aſien hereindrängenden Menſchen und Geiſtesrichtungen die Führung des Geiſteslebens zufallen will — wenn man von „Führung“ und „Geiſtesleben“ ſprechen darf, wo Verneinung, Entſtaltung und Allverwiſchung die eigentlichen Kennzeichen ſind. Ein Miſchlingszeitalter iſt ja nur der Übergang vom Geiſt der einen zum Geiſt einer anderen Raſſe.

---

[1] und neuerdings der Anſtoß zur Ausbreitung einer „Weltkultur“, welche die verſchiedenen Sprachen beſeitigen, dafür eine Verſtändigung der „Menſchheit“ durch „Urlaute“ und Tanzgebärden bringen ſoll.

Als Übergangszeitalter wird aber die Gegenwart faſt in jeder Beziehung empfunden, und man findet heute ſchon „Philoſophen“ europäiſcher Abſtammung, die aſiatiſches Weſen preiſen.

Zur Verwirrung der Geiſtesrichtungen des neuzeitlichen Lebens trägt auch vielfach das in Europa zerſtreut wohnende Judentum bei. Abgeſehen davon, daß eine Reihe von Juden und Judenmiſchlingen das geiſtige Leben Europas gerade in unſerer Zeit entſcheidend beeinfluſſen, — der jüdiſche Schriftſteller Weininger führt aus: „Jüdiſch iſt der Geiſt der Modernität, von wo man ihn betrachtet“ [1]), und der jüdiſche Schriftſteller Goldſtein: „Die deutſche Kultur iſt zu einem nicht geringen Teile jüdiſche Kultur“ [2]) — abgeſehen davon, daß heute das Judentum, wie im Anhangsabſchnitt ausgeführt werden ſoll, die öffentliche Meinung Europas beherrſcht, muß ſchon das Durcheinanderwohnen eines blutmäßig ſo bewußten Volkes wie des jüdiſchen mit den raſſiſch unaufmerkſamen europäiſchen Völkern fortwährend eine Ablenkung der nichtjüdiſchen Völker von dem ihnen arteigenen Geiſt zur Folge haben. Verwirrung muß immer neu entſtehen, und immer wieder muß ſich das Judentum ſo erweiſen, wie es der jüdiſche Schriftſteller Buber ſieht, nämlich als „ein Keil, den Aſien in Europas Gefüge trieb, ein Ding der Gärung und der Ruheſtörung“ [3]). Beim Durcheinanderwohnen der Nichtjuden und der Juden innerhalb Europas und vor allem innerhalb Mittel- und Weſteuropas ſtören ſich beide Artungen gegenſeitig an der Entfaltung ihres arteigenen Weſens, und es iſt klar, daß die Nichtjuden den blut- und zielbewußten Juden gegenüber die Mindergeſchützten ſind, weil ſie die minder Blutbewußten ſind. So ſtellen z. B. jüdiſche Männer Weltanſchauungen auf, die dem Judentum arteigen, dem Nichtjudentum artfremd ſind. Da aber faſt jede Anſchauung mit dem Anſpruch auftritt, allgemeingiltig zu ſein, ſo muß Verwirrung entſtehen, wo immer ſolche Anſchauungen durch Preſſe und öffentliche Meinung als maßgebend bezeichnet werden. Umgekehrt werden aber auch dem an ſich raſſiſch geſchützteren Judentum durch ſeine Zerſtreuung über ganz Europa europäiſche, d. h. ihm artfremde Anſchauungen eingepflanzt. Die Folge muß wieder Verwirrung ſein. Man kann wohl ſagen, daß zur Entwurzelung und Artloſigkeit der Gegenwart der äußerſt regſame und vom Artſtandpunkt aus vorbildlich umſichtige jüdiſche Geiſt viel dazu beigetragen hat und beiträgt, immerfort fremde Wertungen in Europa durchzuſetzen. Gerade das Fremde aber empfindet der entwurzelte Menſch der Gegenwart als die ſtärkſte Anziehung, die ihm bleibt.

Im Judentum — das gibt dieſem ſeine Erfolge und ſeine Erfolgsgewißheit — iſt einmal ein ſtrenges Artbewußtſein entſtanden, wie es kein anderes Volkstum aufweiſen kann. (Der Anhangsabſchnitt ſoll dieſe Dinge unterſuchen.) Am wenigſten Artbewußtſein findet ſich aber in Europa wohl innerhalb der deutſchen Bevölkerung. Der Jude achtet auf die Dinge des Blutes, der Deutſche faſt nie und nir-

---

[1]) Geſchlecht und Charakter. 1919.

[2]) Kunſtwart, März 1910.

[3]) Die jüdiſche Bewegung. 1916.

gends. Die Weltanſchauungen des Europäers im allgemeinen und des Deutſchen im beſonderen ſind bisher meiſt nicht dazu angetan geweſen, zu Artfragen hinzuleiten. Erſt in unſerer Zeit beginnt man einzuſehen, daß Artung von Artung durch Weſensgrenzen ſo getrennt iſt, daß jede Artung ihr eigenes „Weltgefühl“ beſitzt[1]. Auch ſolche Werke wie Spenglers „Untergang des Abendlandes“ — um ein vielgeleſenes Werk der Gegenwart zu nennen — auch ſolche Werke, wenn ſie ſelbſt auch der Raſſenkunde fern ſtehen, ja zumeiſt gegen die Raſſenkunde fehlen, müſſen doch ſchließlich auf das Weſen der Artung und auf die Geltung von Artgrenzen hinweiſen. Die heute noch verbreiteten Anſchauungen aber gerade des *gebildeten* Europäers und Deutſchen ſind zu einer Schärfung des Blickes für Artfragen gänzlich untauglich. Weithin herrſchen die Anſchauungen, die alle Fragen des menſchlichen Lebens vom Standpunkt des „Menſchheitsgedankens“ löſen wollen. Man glaubt an eine „Menſchheit“ und überſieht dabei immer wieder, daß dieſem Begriff gar nichts entſpricht, was eine haltbare Grundlage für irgend eine ſchöpferiſche Überzeugung darſtellen könnte. Iſt „Menſchheit“ etwas anderes als Nicht-Tierheit, iſt Menſchheit irgend eine Zuſammenfaſſung, welcher mehr als eine rein naturgeſchichtliche, zoologiſche Bedeutung zukommt? Entſpricht dem Begriff Menſchheit irgend etwas Faßbares, Greifliches, worauf ſich gar eine Sittenlehre gründen ließe? Iſt Menſchheit nicht etwas, zu deſſen Weſen es gehört, immer nur eine „Einheit durch Widerſtreit“ zu ſein, wie ein befreundeter philoſophiſcher Denker es mir einmal ausgedrückt hat? Die Menſchheit iſt *keine wirkende Lebensform*, wie dies die einzelnen Volkstümer ſind. „Menſchheit“ kann nie mehr bedeuten als die Summe aller der Lebeweſen, die zur Gattung Menſch gehören. Durch Zuſammenzählen aber all dieſer Lebeweſen entſteht eine bedeutungsleere Zahl, die niemals zum Ausdruck eines einheitlich wirkenden Gebildes werden kann. Was aber geſchieht heute in Europa und in Deutſchland nicht alles „im Namen der Menſchheit“?

Es iſt hier weniger die Frage, ob etwa derlei Anſchauungen falſch oder richtig ſeien; nur das *Verhältnis des Zeitalters zu den Dingen des Blutes*, der Raſſe und der Volkheit ſoll hier betrachtet werden, und da ergibt ſich deutlich, daß die meiſten Gegenwartsanſchauungen geradeswegs hinwegleiten von der Erkenntnis der Raſſenfragen. *Die Unaufmerkſamkeit einer Menſchengruppe auf die Fragen des Blutes bewirkt aber deren allmähliches Unterliegen.* Dem neuzeitlichen Menſchen iſt durch den Zeitgeiſt jedes Gefühl genommen worden für das ſchickſalshafte Hineingeborenſein in einen weiten Zuſammenhang der werdenden und vergehenden Geſchlechter, des ihm eigenen Volkstums und der dieſes Volkstum bedingenden Raſſenteile. So iſt dem neuzeitlichen Menſchen auch das Verantwortungsgefühl zerſetzt in den Fragen der Gattenwahl und all jener Zuſammenhänge von Vorfahren und Nachkommen. Eine Verantwortung gegenüber dem Geſchlecht oder der Raſſe, aus denen ein Menſch ſtammt, oder gegenüber der Nachkommenſchaft, die aus einer Ehe ſtammen wird, erkennt der Zeitgeiſt nicht an, gegenüber dem ſchlagwörtlichen „Recht der Liebe". Die Anſchauung beſteht, „daß die Ehe eine bloße Privatangelegenheit des einzelnen darſtelle, während ihr doch eine grundlegende ſozialhygieniſche Bedeutung für Volk und Staat zukommt"[1]. Platon hatte klar geſehen: „Für jede Ehe ſoll als Wahlſpruch einzig dieſer gelten, daß jeder gehalten iſt, eine dem Staat ſegensreiche, nicht eine für ſeine eigene Luſtbegier beſonders erwünſchte Ehe einzugehen"[2]. So verwirft er vor allem auch die Geldheiraten, denn „die jungen Eheleute, Mann und Frau, müſſen darauf bedacht ſein, dem Staate ſo ſchöne und treffliche Kinder wie nur möglich darzubieten"[2]. Man heiratet aber vor allem in unſerer Zeit und oft um des Geldes willen in Familien hinein, in denen bei einiger Aufmerkſamkeit erbliche Krankheitsanlagen bedenklicher Art nachzuweiſen wären, und niemand achtet bei der Gattenwahl auf Raſſe und Raſſenmiſchung des betreffenden Menſchen. Während jeder Bauer auf Raſſe und Erbanlagen bei jeder Haustierart achtet, ſcheint eine Aufmerkſamkeit auf ſolche Dinge, auf Raſſe und Erbanlagen, ſobald es ſich um den Menſchen handelt, irgendwie für „unzart" gehalten zu werden, gegenüber der „Liebe", welche die Mehrzahl der Ehen ſtifte. Guſtav Frenſſen erwähnt einmal eine Ehe, die allem Anſchein nach ein nordiſcher Mann mit einer oſtiſchen Frau geſchloſſen hat, und knüpft daran Betrachtungen, die auf die Hilfloſigkeit der Gegenwart in allen Fragen der Raſſe und der Vererbung hinweiſen ſollen:

---

[1] Beſonders feſſelnd ſchildert Artungserſcheinungen *Frobenius* in ſeinem „Paideuma. Umriſſe einer Kultur- und Seelenlehre“. 1921.

„Mein Nachbar in meiner Heimat, der Taglöhner F., war in ſeiner Jugend ein feiner ſchmucker Menſch, ſchmal und ſchlank von Figur, ſehr edel von Geſicht. Als er zweiundzwanzig war, ſollte ein Mädchen von ihm Mutter werden, das eine plumpe Figur hatte, und von ſo dumpfem, unordentlichem Weſen war, daß er ſich kaum mit ihr ſehen laſſen konnte. Jung und unerfahren und von vornehmer Geſinnung, wußte er ſich keinen anderen Rat, und heiratete ſie. Von da an war er vierzig Jahre ein Menſch, der einen ſchweren Block am Bein mitſchleppte; er hatte ein langſames, trübes, ſchwungloſes Leben neben ihr. Er ſprach nie darüber; er ſagte nur einmal, als wir auf ſeinen Lebensweg zu ſprechen kamen, mit ſchwerer, ſeltſam bewegter Stimme wie ein Bekenntnis: ‚Jck bün in mien Jugend to Schaden kam', war aber viel zu ſcheu und zu vornehm, auch nur anzudeuten, wodurch. Ich aber wußte es durch ſeinen Bruder.

„Damals, als dieſer Mann dies Wort ſagte, meinte ich noch, ſein Fall wäre ein einzelner; aber nun ſah ich ſchon viel, meiſtens Männer, aber auch Frauen, die auf dieſelbe Weiſe ‚to Schaden kamen ſünd'. Heute habe ich ein Paar trauen müſſen, da wird die Frau zu Schaden kommen; denn ſie ſelbſt iſt ein breiter, tüchtiger Menſch; ihr Partner aber wird zeitlebens ein Knabe bleiben. Die Kinder lernen faſt alle, eine gute von einer minderwertigen Kuh zu unterſcheiden, und reden auf dem ganzen

---

[1] Stigler, Die volksgeſundheitliche Bedeutung einer ſtaatlichen Ehevermittlung. Wiener Mediziniſche Wochenſchrift, 38. 1918.

[2] Platon, Die Geſetze, überſetzt von Apelt. 1916.

Gebiet der Haustiere ſehr gern und ſehr klug von ‚Raſſe‘. Aber für die Kunde von ihrem eigenen Geſchlecht, dem Menſchenvolk, dem Menſchentier, haben ſie keine Augen. Sie ſehen und wiſſen nichts von Familie und Raſſe innerhalb ihres Dorfes oder ihrer Landſchaft, und der Staat, das große ſchwerfällige dumme Muttertier, hilft ihnen weder in der Schule noch nachher im Leben zu ſolcher Kenntnis, die von allen die wichtigſte iſt“ ¹).

So urteilt auch der „ehrwürdige Richter“ in Goethes „Hermann und Dorothea“ (Siebenter Geſang):

„Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
ſowie Schafe, genau bei Tauſch und Handel betrachtet;
aber den Menſchen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
und der alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein
und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.“

Es iſt richtig: Kaum ein Menſch unſerer Zeit wird in ſeiner Erziehung über die Bedeutung der Raſſen und der Vererbungsgeſetze belehrt. Die wenigen Menſchen, die ſich um ſolche Zuſammenhänge kümmern — um Zuſammenhänge, deren Betrachtung doch jedem Einzelnen und jedem Volk zu den wichtigſten Angelegenheiten gehören müßten —, ſind Forſcher der Raſſenkunde (Anthropologie) oder der Vererbungsgeſetze und der ſog. Raſſenhygiene. Eine ganze Wiſſenſchaft, die Raſſenhygiene, iſt erſtanden, geeignet, die wichtigſten Einſichten zu vermitteln (vgl. S. 24), aber ihre Forſchungsergebniſſe ſind bisher zumeiſt Lehrſtoff für die Kreiſe der Hochſchulen geblieben, und oft noch nicht einmal in dieſe Kreiſe eingedrungen, geſchweige denn ein Teil der Beſinnung jedes einzelnen oder etwa nur der ſog. führenden Kreiſe eines Volkes geworden ²).

Der zweite Abſchnitt hat darauf hingewieſen, wie die Raſſenhygiene nicht unmittelbar zur Raſſenkunde gehört. Aber die Ergebniſſe erbgeſundheitlicher Forſchung vermitteln ſo viel Einſichten in das raſſiſchbedingte Leben und in den Raſſenwandel der Volkstümer, daß auch in

---

¹) Grübeleien. 1920.

²) Der Betrachtung erbgeſundheitlicher Fragen ſcheint vor allem auch die proteſtantiſche Kirche fernzuſtehen; wenigſtens iſt mir kein proteſtantiſcher Kirchenlehrer bekannt geworden, der die Fragen des Blutes in Beziehung zur proteſtantiſchen Sittenlehre grundſätzlich betrachtet hätte. Dem Proteſtantismus ſcheint eigen eine Betrachtung aller Fragen vom einzelmenſchlichen (individualiſtiſchen) Standpunkt, weshalb auch, ſoweit ich dieſe Dinge überblicken kann, der Proteſtantismus der für die Kreiſe ſeiner Bekenner ſo bezeichnenden niedrigeren Geburtenziffer ohnmächtig gegenüberſteht, wenn nicht ſogar achtlos. Dieſes Verſagen des Proteſtantismus hat die Entnordung Deutſchlands ſehr gefördert, indem gerade verhältnismäßig nordiſchere Gebiete in ihrer Kirchenlehre keinerlei wirkſame Hemmung gegen die Geburtenbeſchränkung fanden. Der erbgeſundheitlichen Tätigkeit eines Paters Muckermann (vgl. deſſen Buch „Kind und Volk“. 1921), dieſem katholiſchen Vorbild hat der Proteſtantismus bisher nichts zur Seite zu ſtellen. Gerade aber die Reihe tüchtiger, ja ſchöpferiſcher Menſchen, die das proteſtantiſche Pfarrhaus dem deutſchen Leben gegeben hat, müßte den Proteſtantismus auf Raſſenkunde und Erblichkeitsforſchung aufmerkſam machen (vgl. S. 394).

dieſem Buch immer wieder auf den Forſchungszweig der Raſſenhygiene hingewieſen werden muß. Für Europa (mit Ausnahme Schwedens) ſehr beſchämend iſt die Feſtſtellung, daß in *Amerika* die Erbgeſundheitslehre (Eugenics) ſchon breit ins Volk gedrungen iſt. Die raſſenhygieniſchen Geſetze (eugenetic laws), die dort erlaſſen werden, zeigen mindeſtens den ernſten Willen, die Ergebniſſe raſſenhygieniſcher Forſchung der Ertüchtigung des ganzen Volkes dienſtbar zu machen. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; das reichhaltige und überſichtliche Buch von v. Hoffmann „Die Raſſenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (1913) berichtet über die amerikaniſchen Verhältniſſe in ſehr aufſchlußreicher Weiſe. Im Gegenſatz dazu zeigt ſich, wie gering die raſſenhygieniſchen Kenntniſſe gerade im heutigen Deutſchland ſind. *An verantwortungsvollſten Stellen kann man Menſchen antreffen, die vom Beſtehen der ganzen hier in Frage kommenden Forſchung gar nichts wiſſen*, während in den Vereinigten Staaten die Beſchäftigung mit den Fragen der Erbgeſundheitslehre vielfach ſchon ein Ausdruck der Vaterlandsliebe geworden iſt. „Die Raſſenhygiene iſt heute in den Vereinigten Staaten an nicht weniger als 44 Univerſitäten und Hochſchulen als Unterrichtsfach eingeführt“ (Lundborg [1]). Der geſetzgeberiſche Mut, der in den Vereinigten Staaten aus der aus raſſenhygieniſcher Einſicht ſtammenden Verantwortung folgt, wird den europäiſchen Staatsleitungen zum Vorbild dienen können [2]. Wie viel zu tun iſt und wie blind der Zeitgeiſt all dieſen Dingen gegenüberſteht, ergibt ſich oft mit Entſetzen demjenigen, der in die raſſenhygieniſche Forſchung eindringt [1]. Wie wenig förderlichen Anteil — gemeſſen an der hohen Bedeutung der Aufgaben und an der großen Zahl derer, die befähigt und berufen wären, die Ergebniſſe raſſenhygieniſcher Forſchung zu begreifen — wie wenig förderlichen Anteil finden aber die öffentlichen Beſtrebungen in Deutſchland, die ſich raſſenhygieniſche Aufgaben geſtellt haben! Wie ſehr daran der „individualiſtiſche“ Zeitgeiſt ſchuld iſt, das ſollte oben angedeutet werden [3]

Hier kann die Erbgeſundheitslehre (Raſſenhygiene) als ſolche immer wieder nur geſtreift werden, weil dieſe ſich mit den einzelnen Raſſen als ſolchen nicht eigentlich abzugeben hat und ſich bisher bei ihnen auch wenig aufgehalten hat. Erſt das öfters erwähnte Werk von Baur-Fiſcher-Lenz betrachtet auch die Fragen des *Raſſenwandels* innerhalb der europäiſchen Volkstümer und das Weſen der einzelnen Raſſen als ſolcher in der Erkenntnis, die in der Einleitung ſo ausgedrückt iſt: „Wenn wir nicht wiſſen, welche verſchiedenen Raſſenbeſtandteile ein Volk zuſammenſetzen, nach welchen Geſetzen die Raſſenunterſchiede und die zahlloſen Unterſchiede der Einzelmenſchen vererbt werden und wie Ausleſevorgänge auf ein Volk einwirken, tappen wir mit allen Betrachtungen über die Wirkung von ſozialen und politiſchen Einflüſſen auf die Beſchaffenheit eines Volkes völlig im Dunkeln. Ohne dieſe Kenntnis vorgenommene geſetzgeberiſche Eingriffe auf dem Gebiet der Bevölkerungspolitik und Raſſenhygiene wären ebenſo zu bewerten wie die gemeingefährliche Quackſalberei eines ungebildeten Laien."

---

[1] Eine ſehr lehrreiche kurze Einführung in raſſenhygieniſche Fragen gibt Lundborg mit ſeinen „Raſſenbiologiſchen Ausſichten und Perſpektiven“. 1919.

[2] Als Vorbild wird vor allem auch dienen können die Gründung der ſchwediſchen ſtaatlichen Forſchungsanſtalt für Raſſenbiologie, über die der Aufſatz von Anderſon berichtet „The Swedish State-Institute for Race-biological Investigation“ in dem von Lundborg und Runnſtröm herausgegebenen Sammelwerk „The Swedish Nation“ (1921).

[3] und iſt ſchon in belehrender Weiſe dargelegt worden durch ein Büchlein von Siebert „Der völkiſche Gehalt der Raſſenhygiene“ (1917).

Bisher war die Volksgeſundheitslehre mancher Forſcher und die hygieniſchen Maßnahmen einzelner europäiſcher Staaten nicht mehr als „Maſſenzucht" und keineswegs „Raſſenzucht" — ſo hat ſich einmal Röſe ausgedrückt[1]). Man trieb und treibt vielfach Volksgeſundheitslehre nur im Sinne fürſorglicher Pflege alles Kranken und Schwachen. Soweit konnte auch der „Menſchheitsgedanke" des Zeitalters auf dieſe Dinge eingehen. Einer ſolchen „hygieniſchen" Beſtrebung kommt es vor allem darauf an, die ſtaatliche, die ſoziale Fürſorge über alle Menſchen auszudehnen. Sie betrachtet den Menſchen zuerſt als Einzelmenſchen, der gepflegt werden ſoll, dann erſt oder überhaupt nicht als Glied eines Volkstums und nie als Träger beſtimmter Erbanlagen. Die Frage nach der Raſſe oder Raſſenmiſchung des gepflegten Einzelmenſchen wird dabei nicht geſtellt. Da dieſe Richtung der „Hygiene" dem individualiſtiſchen Zeitgeiſt am meiſten entſprach und entſpricht, wird auch die Raſſenhygiene, ſoweit ſie ins Bewußtſein der öffentlichen Meinung eindringen konnte, als ein Teil der ſozialen Fürſorge angeſehen. So iſt es in Europa vielfach und im Gegenſatz zu den erwähnten amerikaniſchen Beſtrebungen dahin gekommen, daß äußerſt fürſorglich gepflegt werden: alle Schwachen, alle Menſchen mit ſchlechten Erbanlagen, die Säufer, die Landſtreicher, die Schwachſinnigen, ja die Arbeitsſcheuen, die Dirnen und die Verbrecher. Fürſorglich gepflegt werden gerade die Menſchen mit Erbanlagen, die auszumerzen wären, indeſſen die erbtüchtigen Menſchen eben dadurch benachteiligt werden. In faſt allen gemeinnützigen Unternehmungen (Krankenkaſſen, Konſumvereinen, Verſicherungen uſw.) bezahlt der erbtüchtigere Teil dauernd für den minder erbtüchtigen und ſchädigt dadurch eben das „Allgemeine", d. h. das Gedeihen des Ganzen. Man weiß, daß die Nachkommenſchaften eines ſchlecht veranlagten Paares dem Staat oft Millionen an Fürſorgegeldern koſten[2]), an Fürſorgegeldern, die eben der tüchtige Teil der Bevölkerung dauernd aufzubringen hat; aber der Zeitgeiſt iſt dem „Menſchheitsgedanken“ entſprechend ganz auf das „Mitleid“ mit dem Einzelnen gerichtet und *gar nicht auf die Verantwortung gegenüber dem Bluterbe eines Volkes*.

---

[1]) Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie, Bd. 2 und 3. 1905/06.

[2]) Dafür ein amerikaniſches Beiſpiel, dem ſich europäiſche zur Seite ſtellen ließen: „Eine amerikaniſche Landſtreicherin, Ada Juke, hatte in wenig Generationen 2820 Nachkommen. Davon ſind ſehr viele Verbrecher aller Art, auch mehrere Mörder. Mehr als die Hälfte der weiblichen Nachkommen wurden Proſtituierte. Die meiſten Mitglieder dieſes Geſchlechts waren nicht imſtande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und kamen in Armenpflege. Zur Zeit, als dieſe Statiſtik aufgenommen wurde — vor einigen Jahren erſt — lebten noch 600 Schwachſinnige aus dieſem Geſchlecht in verſchiedenen Anſtalten. Man hat berechnet, daß den Vereinigten Staaten nur für dieſe eine Familie mehr als 2½ Millionen Dollar an unmittelbaren Ausgaben für Gerichtskoſten, Verpflegungskoſten uſw. erwachſen ſind. Dieſe Koſten und all das Elend und Leid,

Dem Geiſt der Gegenwart entſpricht es, den einzelnen Säufer, den einzelnen „Schwachen“ zu ſehen, ſeine Kinder — dieſe Kinder mit gleich fragwürdigen Erbanlagen — zu bemitleiden, und nun womöglich nach dem Einzelfall ein Fürſorgegeſetz zu erlaſſen, ein Geſetz, das den Ausnahmefall bedenkt und ſtets das Allgemeine, das Bluterbe des ganzen Volkes, überſieht. Der „Menſchheitsgedanke“ ſieht immer nur den Einzelmenſchen, nie die Blutsgemeinſchaft, nie das Volkstum und die künftigen Geſchlechter. So entartet ſein „Mitleid“ zur Förderung einer Züchtung alles Schwachen, Kranken und Haltloſen. Vom Gedanken der „Humanität“ fürchtete Goethe ſchon, daß „die Welt ein großes Hoſpital und einer des andern humaner Krankenwärter ſein werde“ ¹). Die Geſetzgebung des gegenwärtigen Zeitalters iſt meiſt nur Tagesgeſetzgebung, iſt der Verſuch, dem Tagesbedürfnis und der Tagesnot der vielen Einzelmenſchen „gerecht“ zu werden. Die Vorausſicht fehlt, der Mut fehlt, die großen unerbittlichen *Regeln des Völkerdaſeins* zu betrachten, *die Verantwortung fehlt vor dem Künftigen*. So iſt die Geſetzgebung der Gegenwart eigentlich durch einen gewiſſen weiblichen Geiſt gekennzeichnet, durch die Geneigtheit, mitleidsvoll jede Ausnahme zu beſehen und ſich gütig bei ihr aufzuhalten, wo ein männlicher Geiſt *um der Ertüchtigung des Ganzen willen* zu einer Förderung des Erbtüchtigen vorſchreiten müßte. Sicherlich galt bis ins 19. Jahrhundert hinein der Satz Goethes: „Alle Geſetze ſind von Alten und Männern gemacht, Junge und Weiber wollen die Ausnahme, alte die Regel.“ Die Gegenwart aber ſcheint vielfach „Junge und Weiber“ zur Geſetzgebung beſtellt zu haben ²).

---

welches dieſes Geſchlecht ſich ſelbſt und anderen gebracht hat, hätte mindeſtens zum großen Teil vermieden werden können, wenn die Stammutter Ada Jukes an der Fortpflanzung verhindert worden wäre.“ (Baur, Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie, Deutſchlands Erneuerung, Maiheft 1922). — Es ſtünde anders um die europäiſchen Völker, wenn die Summen, die für Mindertüchtige und Verbrecher ausgegeben werden, zu größerem Kinderreichtum der Tüchtigen verwendet werden könnten.

¹) Goethe, Jubiläumsausgabe 27, 16.

²) Es iſt zweifellos, daß in unſeren Tagen tiefgreifenden Raſſenwandels mit dem Schwinden der Nordraſſe auch die vaterrechtlichen Anſchauungen (vgl. S. 311 ff.), die bisher in den nordiſch-bedingten Völkern Europas gegolten haben, ſchwinden können. In manchen Gedanken der frauenrechtleriſchen Bewegung künden ſich zweifellos mutterrechtliche Anſchauungen an. Rührt dies daher, daß die Frauenbewegung öfters jüdiſchen Führerinnen folgt, Führerinnen alſo, denen der vaterrechtliche Geiſt der nordiſchen Raſſe meiſt fremd iſt? — Jedenfalls iſt vielen neuzeitlichen Beſtrebungen etwas Weibliches beigemiſcht, das nur durch einen gewiſſen Raſſenwandel zu erklären iſt, und das ſich in der neuzeitlichen Geſetzgebung durch die Abwendung von der harten Regel und die gleichzeitige fürſorgliche Zuneigung zur Ausnahme kundgibt. Der nordiſch-gerichtete Menſch wird gegenüber manchen Erſcheinungen der Frauenbewegung vorſichtig ſein und wird, ſeinem vaterrechtlichen Denken entſprechend, gerade in der Fürſorgegeſetzgebung und in den Vorſchlägen zu einer raſſenhygieniſchen Geſetzgebung einen ſtrengeren Geiſt wünſchen müſſen, *den Geiſt der Verantwortung gegenüber den künftigen Geſchlechtern ſeines Volkstums*.

Nietzſche hat den Satz geſchrieben: „Was fällt, das ſoll man auch noch ſtoßen.“ Es iſt gewiß, daß eine Geſetzgebung aus ſolchem unerbittlichem Geiſt zur Ertüchtigung eines Volkes mehr beitrüge als eine Geſetzgebung, die immer nur der Pflege des Einzelmenſchen und gar des Einzelmenſchen mit ſchlechten Erbanlagen dient[1]. Es handelt ſich darum, die unerbittlichen Geſetze des Völkerlebens zu erkennen und ſchließlich unerbittlich nach ihnen handeln zu lernen. Das heißt: die Regel ſehen. Eine auf Ertüchtigung gerichtete Geſetzgebung, eine Geſetzgebung aus dem Geiſt, den uns Platons für alle Zeiten ratgebendes Werk „Die Geſetze“ offenbaren kann, muß nach den Mitteln ſuchen, wie die Erbmaſſe jedes ſchlecht beanlagten Einzelnen, ohne daß dieſer irgendwie in ſeinem *Einzelleben* geſchädigt werde, aus dem Erbgang des Volkstums ausgeſchieden werden kann. Für eine Reihe von Krankheitsanlagen gilt, was ein ſozialiſtiſcher Sozialhygieniker am Beiſpiel der Tuberkuloſe ausführt: „Erſt wenn wir den Lungenkranken die Möglichkeit abſchneiden, ihre körperliche Minderwertigkeit auf dem Wege der Vererbung weiterzugeben, dürfen wir ihnen Maßnahmen ärztlicher, pfleglicher, ſozialhygieniſcher und wirtſchaftlicher Art angedeihen laſſen, ohne fürchten zu müſſen, damit der Geſamtheit mehr Schaden als Nutzen zuzufügen“[2]. Eine einſichtige Staatsleitung darf nicht mehr die Fürſorge für Schwache, Kranke und Verbrecheriſche für dieſe zu einer Art Fortzeugungshilfe werden laſſen. *Die Geſetzgebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in dieſer Hinſicht vorbildliche Vorarbeiten geleiſtet.*

Das deutſche Volk oder mindeſtens ſeine Staatsleitungen und führenden Menſchen hätten es umſo nötiger, auf raſſenhygieniſchem Gebiet klar zu ſehen, als der Weltkrieg dem deutſchen Volk tiefſte Wunden geſchlagen hat. Eine *Gegenausleſe* der Tüchtigſten hat in dieſem Krieg ſtattgefunden und zu gleicher Zeit eine verhältnismäßige Vermehrung der Menſchen mit ſchlechten Erbanlagen. Ein Wandel zur Verſchlechterung der Erbmaſſe des Volkes hat ſich vollzogen und muß noch lange nachwirken. Man darf wohl ſagen, daß der größte Teil derjenigen Männer, die innerhalb dieſes Krieges wegen irgendeines Fehlers oder irgendeiner Krankheit nicht felddienſttauglich waren, Erbanlagen beſaßen und beſitzen, deren Ausmerzung durch Kinderloſigkeit der betreffenden Männer dem Volkstum nur nützen könnte. Gerade viele Untaugliche aber konnten während des Krieges Ehen ſchließen und Kinder zeugen[3].

Die Gegenausleſe hat aber die im deutſchen Volkstum vertretenen Raſſen verſchieden getroffen, und mit der Betrachtung dieſer Verhältniſſe kann die Darſtellung wieder zur *Raſſengeſchichte des deutſchen*

---

[1] In mancher Hinſicht (Strenge gegen den Einzelmenſchen zugunſten der Volksgeſundheit und -zukunft) iſt hier auch auf die chineſiſche Geſetzgebung, bzw. Rechtſprechung, zu verweiſen.

[2] Grotjahn, Leitſätze zur ſozialen und generativen Hygiene. 1922.

[3] Auch gegen die Ausmerze eines „Gebärſtreiks“ wäre durchaus nichts einzuwenden, wenn eben ſolche Menſchen ihn ausführten, deren Erbanlagen das volkszerſetzende Denken bedingen, welches ſich durch die Prägung des häßlichen Wortes „Gebärſtreik“ gekennzeichnet hat.

Volkes zurückkehren, ſomit die notwendige Betrachtung der (an ſich weniger auf Raſſen als auf Bevölkerungen gerichteten) Raſſenhygiene verlaſſend.

Sollten die Ausführungen über den Zeitgeiſt der Gegenwart dartun, wie die Entnordung Europas und Deutſchlands in Wechſelwirkung ſteht mit der Ausbreitung unnordiſchen Geiſtes, wie notwendig mit der Entnordung des deutſchen Volkstums auch Geiſtesrichtungen aufkommen und ſich allmählich durchſetzen müſſen, die in früherer Zeit als artfremd empfunden worden wären, ſo zeigt eine Betrachtung der jüngſten geſchichtlichen Ereigniſſe, daß dieſe Ereigniſſe die (vor allem ſeit dem neunzehnten Jahrhundert begonnene) Beſchleunigung der Entnordung noch fördern mußten. „Im deutſchen Heere haben gegen 10 Millionen Mann im Felde geſtanden; davon ſind 19% gefallen (einſchließlich der Vermißten). Von den Verluſten der einzelnen Altersklaſſen kann man ſich ein Bild machen, wenn man die Altersbeſetzung der beiden Geſchlechter nach den Volkszählungsergebniſſen von 1919 vergleicht. In der Altersklaſſe von 25 bis 30 Jahren bleibt die Zahl der Männer um 26% hinter der der Frauen zurück, während es vor dem Kriege in dieſer Altersklaſſe ziemlich genau gleich viele Männer und Frauen gegeben hat. Da auch die Sterblichkeit des weiblichen Geſchlechts während des Krieges etwas höher war, ſo muß man ſchließen, daß von der ganzen Altersklaſſe einſchließlich der Nichtkämpfer über 26% gefallen ſind, von den Frontkämpfern dieſer Altersklaſſe alſo wohl reichlich ein Drittel. In der Altersklaſſe von 20—25 Jahren blieb 1919 das männliche Geſchlecht um 21%, in der Altersklaſſe von 30 bis 35 Jahren um 18% hinter dem weiblichen zurück, in allen Altersklaſſen von 20 bis 40 Jahren zuſammengenommen um 20%. Von allen Frontkämpfern im Alter von 20 bis 40 Jahren dürfte daher mehr als ein Viertel gefallen ſein. Von den aktiven Offizieren ſind ſogar 39,2% gefallen, von den jüngeren mehr als die Hälfte. Ähnliche Blutsopfer haben auch die gebildeten bürgerlichen Kreiſe gebracht. Von den Studenten und Gymnaſiaſten, welche hinauszogen, dürfte reichlich die Hälfte im Felde geblieben ſein, von denen, die ſchon 1914 ins Feld zogen, viel mehr als die Hälfte. Es iſt wohl nicht zuviel geſagt, daß von dem geiſtig höchſtſtehenden Zehntel der jungen Männer Deutſchlands die Mehrzahl dahin iſt“ 1).

So ſtellt ſich in Kürze das Blutopfer des Weltkriegs für Deutſchland dar. Das Blutopfer Deutſchöſterreichs ſcheint noch ernſter zu ſein 2). Aber — und das iſt für die Unterſuchung dieſes Buches beſonders wichtig — in jedem bisherigen europäiſchen Krieg und ſo auch im Weltkrieg hat die nordiſche Raſſe auf ſeiten beider jeweiliger Gegner am meiſten gelitten, ja das Schwinden der nordiſchen Raſſe etwa ſeit dem frühen Mittelalter iſt geradezu eine Folge ihrer Kriegstüchtigkeit 3). Der nor-

---

1) Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß II. 1923.

2) Vgl. Winkler, Die zukünftige Bevölkerungsentwicklung Deutſchöſterreichs und der Anſchluß an Deutſchland. 1919.

3) Dieſe wirkſamſte Gegenausleſe der Tüchtigſten, die gegenſeitigen Kämpfe gerade der an nordiſchem Blut reichſten Völker ſind ein Verhängnis der nordiſchen Raſſe, das ſich in bezeichnender Weiſe ſchon ausgedrückt findet in ſolchen

diſche Menſch iſt ja am meiſten kriegeriſch veranlagt. „Von vornherein ſchon befindet er ſich im Heer infolge ſeiner größeren Körperlänge in einem größeren Bruchteil als in der Bevölkerung. In den Garde- und Leibtruppen, die aus bekannten Gründen in den meiſten Kriegen mehr leiden als ihre Kameraden, iſt er noch häufiger vertreten. Am häufigſten iſt er unter den Offizieren zu treffen, deren Verluſte durch die ſtärkere Ausſetzung durchſchnittlich zwei bis dreimal ſo groß ſind als die der Mannſchaften. Die häufigen Kriege haben infolgedeſſen die Tendenz, die Individuenzahl des nordiſchen Typs zu vermindern und den Typ ſelbſt zu vergröbern, ſei es durch Übrigbleiben ſeiner eigenen niedriger organiſierten Individuen, die ja bei der großen Variationsbreite alle Typen aufweiſen, ſei es durch Vermiſchung“ [1]. Auf die verhältnismäßig größeren Verluſte der nordiſchen Raſſe mögen z. B. die Bildtafeln der „Woche“ (1914—18) hinweiſen, welche die mit dem Eiſernen Kreuz 1. Klaſſe ausgezeichneten Offiziere und Mannſchaften wiedergeben. Das Vorwiegen der nordiſchen Raſſe iſt hier beſonders deutlich, und dabei ſind viele der Ausgezeichneten ſchon auf der Abbildung als gefallen bezeichnet. — Man muß den Weltkrieg als eine beſonders heftige Beſchleunigung des Entnordungsvorgangs Deutſchlands und Europas betrachten [2].

Dazu kommt die ſchon erwähnte immer ſtärkere Gegenausleſe innerhalb der heutigen europäiſchen Volkstümer, die darauf beruht, daß nicht die Tüchtigeren, ſondern gerade die Untüchtigeren die größere Nachkommenſchaft hinterlaſſen, eine Gegenausleſe, die weiter zur Entnordung beiträgt, da ſie nachweisbar die nordiſchen Volksteile ausmerzt. Gerade die höheren Stände, die im Durchſchnitt nordiſcher ſind, ſchränken die Kinderzahl am meiſten ein, und der Wandel der Lebensverhältniſſe, den der Umſturz mit ſich gebracht hat, zwingt eben dieſe Stände noch mehr als früher zu ſolchem Verhalten in der Kindererzeugung. Gerade auch die heutige wirtſchaftliche Zerreibung des Mittelſtandes, durch den ein nordraſſiſcher Bevölkerungsſtrom aufſteigt, muß die Entnordung raſch ſteigern. Die nordiſchen Raſſeneigenſchaften ſelbſt machen ja, wie erwähnt, die Sorgloſigkeit und das Rechnen mit der Staatshilfe (vgl. S. 173) unmöglich, durch welche die ſo entſcheidend höhere Geburtenzahl der nichtnordiſchen oder mindernordiſchen Bevölkerungsteile mitbedingt iſt.

Muß die Raſſenhygiene, welche das Fortbeſtehen der Bevölkerungen

---

kleineren Kämpfen, wie dem Untergangskampf der Jomswikinge gegen den Jarl Hakon von Norwegen um das Jahr 986. Jarl Hakon läßt die überlebenden Jomswikinge töten: „Denn ſie ſind viel zu ſtreitbar und zu gefährliche Gegner, als daß wir vor ihnen je ſicher ſein können, und es iſt über dieſe Leute nicht zu viel berichtet worden von Tapferkeit und Mannheit.“ (Neckel, Germaniſches Heldentum. 1915.)

[1] Ploetz, Sozialanthropologie (im Band „Anthropologie“, Kulter der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923). — Das Vordrängen der nordiſchen Raſſe zur Kriegstätigkeit konnte man jedoch im Weltkrieg deutlich nur in Nordamerika wahrnehmen, wo der Heeresdienſt freiwillig war. Über die nordiſche Ausleſe der amerikaniſchen Freiwilligen ſchreibt in ergreifender Weiſe Osborn im Vorwort zur 2. Aufl. von Grants „The Passing of the Great Race“ (1923).

[2] Ich habe ſehr ſtark den Eindruck gewonnen, als ob auch die gegenwärtige Reichswehr durchſchnittlich ziemlich viel nordiſcher (in Bayern nordiſcher und dinariſcher) wäre als der Bevölkerungsdurchſchnitt.

Europas betrachtet, muß ſo vor allem auch die deutſche Raſſenhygiene für Deutſchland, erkennen, daß die Lage verzweifelt iſt und daß Einſicht, aus der geſetzgeberiſche Maßnahmen folgen, dringend nottut, wenn noch abgeholfen werden ſoll; ſo muß die Forſchung, welche den Raſſenwandel innerhalb der Volkstümer betrachtet, noch dringlicher wünſchen, daß ſich die Einſicht in all dieſe in Wahrheit lebenswichtigen Zuſammenhänge unter den Urteilsfähigen und vor allem unter den zur Führung berufenen Männern endlich verbreite.

Für denjenigen, der die entſcheidende Stellung der Nordraſſe innerhalb aller nordiſch-bedingten Völker recht erkannt hat, muß alles zu der Frage hinführen, wie es zu erreichen ſei, daß die Nordraſſe wieder die höheren Geburtenziffern aufweiſe. Für den Deutſchen vor allem, deſſen Volkstum noch ſo viel nordiſches Blut beſitzt, daß eine Wiedervernordung, die z. B. in Frankreich kaum noch möglich erſcheint, zu verwirklichen wäre, für den Deutſchen vor allem muß dieſe Frage bei voller Einſicht in die Zuſammenhänge zur wichtigſten Frage überhaupt werden. In ſolcher Bedeutungsfülle erſteht dem deutſchen Volk die *Aufgabe der Wiedervernordung*.

22. Die Aufgabe.

Indem ein Buch von der Darſtellung vergangener und gegenwärtiger Lebensverhältniſſe zu dem Verſuch übergeht, eine *Aufgabe* zu umſchreiben, geht es über das Feld der Wiſſenſchaft hinaus zu einer *Zielſetzung* über. Die Frage innerhalb dieſes Abſchnitts wird ſein: Welche raſſiſche und raſſenhygieniſche Richtung muß das deutſche Volk nach ſeiner gegebenen Blutzuſammenſetzung einſchlagen, um den Weg der Ertüchtigung zu gehen? Entartung (d. h. eine ſtärkere Mehrung mindertüchtiger Erbanlagen) und Entnordung (d. h. Gegenausleſe des nordiſchen Volksbeſtandteils) haben jedes indogermaniſche Volk zum „Untergang“ geführt — Mehrung der tüchtigen, geſunden Erbanlagen und Mehrung des nordiſchen Blutes müſſen demnach einen neuen Aufſtieg bringen. Während die Werke allgemeiner Erbgeſundheitslehre (Raſſenhygiene) die Wege zu einer Mehrung der tüchtigen Erbanlagen überhaupt angeben, ſoll dieſer Abſchnitt verſuchen, die Wege zur Mehrung des nordiſchen Bluterbes zu weiſen: zur Wiedervernordung.

Doch könnte ſich zuvor noch die Frage erheben, ob denn das deutſche Volkstum gerade nordiſch-bedingt ſein müſſe, ob es denn „wirklich ſo ſchlimm“ ſei, wenn ein vorwiegend oſtiſch beſiedeltes Mitteleuropa und Deutſchland entſtünde. — Dem iſt zu entgegnen, daß all die Einſichten, welche Vorgeſchichte und Geſchichte unſeres Volkes und anderer nordiſch-bedingter oder nordiſch-bedingt geweſener Völker vermitteln, das Eine übereinſtimmend dartun, daß die Entnordung eines jeden ſolchen Volkstums auch ſeinen Niedergang bedeutet hat, wenn auch nicht ſein Ausſterben, ſo doch ſeinen Zerfall in verhältnismäßig unſchöpferiſch weiterlebende, an Bedeutung immer mehr verarmende und zumeiſt politiſch oder wirtſchaftlich von Fremdvölkern beherrſchte Bevölkerungen. Es ſteht ja nicht ſo, als hätte bei völligem Raſſenwandel des deutſchen

Volkes die dichter und dichter einſickernde Oſtraſſe irgendwelche eigenen Geſittungswerte zu vergeben an Stelle der nordiſchen Geſittungswerte, die bisher gegolten haben. Die Oſtraſſe, die einen Eigenwert ja ſchon in der Vorzeit aufgegeben hat (vgl. S. 261 ff.), kann ja nur wegnehmen, wo etwas iſt, oder höchſtens umgeſtalten, wo die Nordraſſe geſtaltet hatte. Sie kann ſich nur betätigen durch Niederreißen oder höchſtens durch Umbauen der ihr artfremden Geſittungsgebilde aus nordiſchem Geiſt. Inhalt und Gehalt unſerer Geſittung ſind oder waren doch mindeſtens bis ins 19. Jahrhundert nordiſch. Die unſer geiſtiges Leben täglich prägende Sprache, deren Einwirkung wir nicht entgehen können, iſt aus nordiſchem Geiſt. Selbſt ein völlig oſtiſch gewordenes deutſches Volk müßte noch deutſch ſprechen, wie die Millionen der dunklen Raſſenmiſchungen Indiens großenteils noch das Indiſche ſprechen, dieſe Sprache aus nordiſchem Geiſt. Ein gänzlich entnordetes deutſches Volk wäre notwendig durch die Prägung der deutſchen Sprache nur eines miſchlingshaften, irgendwie unechten Geiſteslebens fähig. Die Entnordung eines bis dahin nordiſch-bedingten Volkes läßt ſich kaum anders denken denn als eine Folge von Niederbrüchen. Nach einer etwaigen gänzlichen Veroſtung des deutſchen Volkes aber wäre eine eigenſtämmige, ſchöpferiſche deutſche Geſittung nicht mehr möglich. Wohl könnte und müßte ſich ein Fortbeſtehen und ſogar eine Fortentfaltung aller techniſchen und wirtſchaftlichen Verfahren und Einrichtungen ergeben, ein Geiſtesleben aber läßt ſich bei vollzogenem Raſſenwandel nicht mehr vorſtellen, da zur vollen Entfaltung eines ſolchen Geiſteslebens, wie es die nordiſch-bedingten Völker alle erlebt haben, die Möglichkeit gehört, ſich in arteigenem Geiſt rein auszudrücken. Die Oſtraſſe aber, die mindeſtens ſeit früher Vorzeit nur noch zur Anpaſſung an artfremde Werte gezüchtet iſt, hat die Fähigkeit längſt verloren, Eigenes zu geſtalten. Eine folgerichtige, reine und wertezeugende Entfaltung deutſchen Lebens iſt nur möglich aus dem Blut und Geiſt der Nordraſſe heraus. Eine andere Überlieferung geiſtiger Werte gibt es für ein nordiſch-bedingtes Volkstum nicht. Wenn Deutſchtum nicht ſo viel bedeutet wie: Streben zu nordiſchem Geiſt, dann bleibt nur eine Verneinung übrig: Abfall vom nordiſchen Geiſt. Ein neues Streben aber, etwa ein Streben zu oſtiſchem Geiſt, iſt nicht möglich, da es ſo etwas wie oſtiſchen Geiſt nicht gibt oder da oſtiſcher Geiſt eben durch alle Umzüchtung höchſtens noch bedeuten kann: Anpaſſung an die Führung artfremden Geiſtes, Einordnung in Gemeinſchaftsgebilde, welche von artfremden Menſchen, von nordiſchen Menſchen, geſchaffen ſind. Umwandlung des Artfremden, Niederbrechen des Artfremden und doch nie völlige Löſung vom Artfremden, da die artfremde Sprache den Geiſt von jung auf täglich geprägt hat — das allein kann das Schickſal oſtiſcher Menſchen ſein, ſobald ihnen durch Raſſenwandel in einem Volkstum die Führung zugefallen iſt.

Fichte hat einmal in ſeinen „Reden an die deutſche Nation“ (1808) ausgeführt, die deutſche Sprache ſei eine Urſprache — er meinte damit, ſie ſei von je die Sprache der Deutſchen geweſen, eine Sprache, ganz aus dem deutſchen Geiſt entſprungen und rein erhalten durch deutſchen Geiſt.

Und aus dem Fortleben dieſer Urſprache gab ſich ihm auch die Forderung, die Deutſchen müßten wieder ein *Urvolk* werden. Fichtes Zeit hatte noch nicht die Einſicht in die Zuſammenhänge zwiſchen Raſſe und Sprache, die ſich ſpäterer Forſchung enthüllt haben, aber ſeine Forderung läßt ſich ſehr wohl auch raſſenkundlich ausdrücken: als eine deutſche Aufgabe bietet ſich dieſe: das deutſche Volkstum in dem nordiſchen Geiſt der deutſchen Sprache umzuſchaffen zu einem wieder nordiſch werdenden Volk. Die deutſche Sprache, als eine indogermaniſche Sprache, iſt nordiſch-beſtimmt; im deutſchen Volk hingegen will ſich ein Raſſenwandel vollziehen, der mit der körperlichen Entnordung auch die ſeeliſche Richtung des deutſchen Volkes vom nordiſchen Geiſt hinwegleiten muß. Ein ſinnvolles Fortbeſtehen des deutſchen Volkes iſt aber nur möglich durch ein Hinſtreben ſeiner ſeeliſchen Kräfte zum nordiſchen Geiſt. *Aus dem drohenden „Untergang" kann ein neuer Aufſtieg nur werden, wenn das nordiſche Blut, dem die geſchichtliche Größe aller indogermaniſchen Völker zu danken iſt, wieder erſtarkt und nordiſche Menſchen wieder zahlreich und führend werden.*

Wie aber iſt eine *Wiedervernordung* heute zu ermöglichen? Durch geſetzgeberiſche Maßnahmen des Staates? Solche böten ſich wohl bei ernſthaftem Forſchen, Bedenken und Wollen. Die raſſenhygieniſche Forſchung unſerer Tage kann auch an der Notwendigkeit der Forderung eines *Schutzes für die* — gleichſam im Vordertreffen alles ſtaatlichen und geiſtigen Lebens kämpfende — *Nordraſſe* kaum mehr vorübergehen. Es iſt ein bedeutungsvolles Anzeichen ſich mehrender Erkenntnis und Beſorgnis, daß ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk von der Bedeutung des öfters erwähnten „Grundriſſes der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene" in ſeinem Abſchnitt „Die Ausleſe beim Menſchen" die Frage ſtellen muß „Was kann der Staat für die nordiſche Raſſe tun?" — Die Antwort, welche das Buch darauf gibt, mußte allerdings ungenügend ausfallen, ungenügend mindeſtens für den, der „die unerſetzliche Bedeutung der nordiſchen Raſſe" (Lenz) erkannt hat. Die Zurückhaltung des betreffenden Abſchnittes wird bei all den Betrachtern, welche die Frage der Wiedervernordung als die entſcheidendſte oder auch nur als wichtig anſehen, ein Gefühl der Enttäuſchung auslöſen. Aber dieſe Zurückhaltung iſt gleich erklärt, wenn man ſich überlegt, daß eben der *Staat*, der dem Zeitgeiſt der Gegenwart unterworfene Staat, auf eine ſolche Frage gar nicht eingehen kann. Die Dürftigkeit der Ausführungen des betreffenden Abſchnittes in der Frage der Wiedervernordung kann bei ſolcher Frageſtellung gar nicht verwundern. Was aber als ein Anzeichen erwachender Beſinnung nicht wichtig genug aufgefaßt werden kann, iſt eben ſchon die Tatſache, daß ſtrenge raſſenhygieniſche Wiſſenſchaft nach den ihr gewordenen Erkenntniſſen einer ſolchen Frageſtellung nicht mehr ausweichen kann. — Vom *Staat* wird in abſehbarer Zeit die Frage der Wiedervernordung[1] nicht betrachtet werden können. Kein Staatsmann wird in abſehbarer Zeit öffentlich auf Raſſenfragen hinweiſen dürfen. Vorerſt wird alles auf eine gewiſſe Selbſthilfe nordiſcher und nordiſch-gerichteter Kreiſe ankommen.

---

[1] Man hat mir vorgeworfen, es müſſe „ſprachlich richtig" „Wiedervernordiſchung" und „Entnordiſchung" heißen. Gegen ſolche „Verbeſſerungen" richtet ſich ſchon Jakob Grimms Aufſatz: „Über das Pedantiſche in der deutſchen Sprache" (1847).

Alle europäiſchen Staaten ſind ja heute grundſätzlich auf den Gedanken der „Gleichheit aller Menſchen“ eingeſtellt, und vor allem der deutſche Staat der Gegenwart muß nach der herrſchenden Meinung der heutigen Volksmehrheit ſeine Maßnahmen ganz auf den „Menſchheitsgedanken“ gründen. Auf Gedankengänge, wie ſie dieſer Abſchnitt verfolgt, kann eine gegenwärtige deutſche Staatsleitung ſchlechterdings nicht eingehen. Noch iſt in Deutſchland wie in Europa die ſog. öffentliche Meinung auf Raſſefragen nicht aufmerkſam geworden oder auch nur geneigt, auf ſolche Fragen irgendwie einzugehen. — In England ſoll vor mehreren Jahren ein Abgeordneter die Staatsleitung auf das drohende Ausſterben der nordiſchen Menſchen Englands hingewieſen und Maßnahmen gefordert haben zur Unterſtützung reinraſſiger nordiſcher Sippen. Es iſt unwahrſcheinlich, daß dieſer Abgeordnete anders als mit Lächeln und Hohn betrachtet worden iſt. Der Zeitgeiſt in Europa iſt, wie oben ausgeführt wurde, all ſolchen Gedankengängen gänzlich abgeneigt. Irgendwie werden ſich auch die Befürchtungen Beddoes (vgl. S. 329) an England erfüllen, falls die drohende Lage den dortigen führenden Kreiſen nicht ſo bewußt wird, daß ſchützende Maßregeln ergriffen werden. So iſt es auch in Deutſchland ſicherlich noch auf lange Zeit hinaus ſehr unwahrſcheinlich, daß irgendein Gedanke über die Notwendigkeit der Wiedervernordung von Männern der Staatsleitung oder von Abgeordneten der ſtark vertretenen Parteien öffentlich geäußert werden kann, ohne daß die öffentliche Meinung ſich ſogleich äußerſt empört zeigen wird. Der Gedanke des Schutzes der nordiſchen Raſſe kann eben — und das iſt heute ausſchlaggebend — in Europa kaum „volkstümlich“ ausgeſtattet werden, kaum mit öffentlich wirkungsvollen Schlagworten eingeführt und verbreitet werden, und iſt immer dem ausgeſetzt, daß gegen ſeine giltige Regel einige grell einleuchtende Ausnahmen vorgeführt werden. Anders in den Vereinigten Staaten: Grants Buch vom drohenden Ausſterben der nordiſchen Raſſe[1]) hat dort führende Männer und Preſſe für ſich gewonnen.

Der nordiſch-gerichtete Deutſche wird ſich daher auch denen anſchließen müſſen, die für das innerpolitiſche Leben des Staates eine berufsſtändiſche Volksvertretung an Stelle des nahezu ſinnlos gewordenen Parteientreibens wünſchen. Es iſt nämlich faſt ausgeſchloſſen, daß die Volksvertretungen, wie ſie das 19. Jahrhundert gebracht hat, je zu einer ernſten, ſachlichen Arbeit kommen und je dazukommen, etwa einmal Geſetzesvorſchläge, wie ſie die biologiſche, raſſenhygieniſche und raſſenkundliche Forſchung unterbreiten könnten, vorurteilslos und ſchlagwortlos zu behandeln. Es liegt im Weſen einer durch Parteien gebildeten Volksvertretung, daß ſie ſchließlich jede Frage in den hergebrachten Streit der bei den Wählermaſſen wirkſamen Schlagworte zieht und dadurch jede ſachliche Prüfung von vornherein unmöglich macht. Eine berufsſtändiſche Vertretung wäre einerſeits ein ehrlicherer Ausdruck innerpolitiſchen Lebens als die heutigen Parteien mit ihren vorgeblichen „politiſchen Idealen“ und „Programmen“, die doch meiſt nur eine jeweils andersgerichtete Selbſtſucht dürftig verhüllen; eine berufsſtändiſche Vertretung müßte andrerſeits — das liegt in ihrem Weſen — den Gedanken der gegenſeitigen Verbundenheit aller Stände eines Volkes zu einer wertezeugenden Volksgemeinſchaft ausdrücken und ins Bewußtſein des ganzen Volkes einpflanzen. Es käme einerſeits nicht mehr zur Bildung von „Wählermaſſen“[1], dieſer bedenklichen Erſcheinung politiſchen Treibens, andrerſeits nicht mehr zum Aufkommen von „Agitatoren“, dieſer anderen bedenklichen Erſcheinung. — Der Gedanke der „Räte“, den die Gegenwart gefaßt hat, weiſt auf einen Wandel der innerpolitiſchen Anſchauungen im Sinne einer berufsſtändiſchen Volksvertretung hin. Die aus der Not geborenen, nach gewerkſchaftlichem Vorbild entſtehenden großen Berufsverbände mögen ein Vorzeichen einer gewiſſen Wandlung der innerpolitiſchen Zuſtände ſein. Im einzelnen können dieſe Dinge hier nicht verfolgt werden. Bedeutungsvoll iſt eben, daß von einzelnen Vertretern der linksſtehenden, wie von einzelnen Vertretern der rechtsſtehenden Parteien die Löſung einer berufsſtändiſchen Volksvertretung bedacht worden iſt; ſo vor allem auch von dem Schweden Kjellén in ſeinem Buch „Der Staat als Lebensform“ (1917).

---

[1]) Grant, The Passing of the Great Race or the racial basis of European history. 4. Auflage. 1923.

Jedenfalls wird eine *ſachliche* Betrachtung der Dinge des Blutes *vor einer größeren Öffentlichkeit* erſt nach einer gewiſſen Wandlung auch der innerpolitiſchen Anſchauungen möglich ſein. Vorher wird es einzelnen Folgerungen aus der Raſſenkunde ebenſo ergehen, wie den Forderungen raſſenhygieniſcher Forſcher: ſie werden bald als rückſchrittlich, bald als umſtürzleriſch verdächtigt werden oder ſie werden verhöhnt werden. So bleibt auch der Aufruf zu einer Wiedervernordung vorerſt recht eigentlich das, was man eine „undankbare Aufgabe“ nennt. Die meiſten Menſchen, die einen ihnen neuen Gedanken erwägen, ſuchen ihn in die hergebrachte Zuſammenſtellung zeitüblicher Gedanken einzuordnen. Hier muß aber mehr gefordert werden: *Der Gedanke einer Wiedervernordung wird ſich kaum irgendwo einordnen laſſen; er wird von ſeinem Ausblick her eine gänzlich neue Ordnung, ein gründliches Umlernen, fordern müſſen.*

Ein ernſter *Einwand* gegen die öffentliche Darlegung raſſenkundlicher Tatſachen mag aber geäußert werden, und iſt geäußert worden gerade von deutſchen Männern, die mit verantwortungsvollem Ernſt die verzweifelte Lage des deutſchen Volkes betrachten und mit Einſetzung all ihrer Kraft wieder aufhelfen wollen: Es iſt der Einwand, die öffentliche Darſtellung raſſenkundlicher Tatſachen und die Forderung eines Schutzes für die nordiſche Raſſe müſſe das deutſche Volk, das an ſich ſchon ſo vielfach zerklüftete, noch einmal zerklüften, müſſe neue Spaltungen zu alten Spaltungen hinzufügen und die Verwirrung der Geiſter noch einmal ſteigern. — Solche Bedenken ſind ſicherlich gerechtfertigt, und mancher Raſſenforſcher oder Kenner raſſenkundlicher Forſchungsergebniſſe hat ſein Wiſſen da und dort und manchmal in faſt ängſtlich zu nennender Weiſe bei ſich behalten und wird es bei ſich behalten aus ähnlichen Bedenken. Auch wird tatſächlich eine Behandlung der Raſſenfragen in eigentlich breiter Öffentlichkeit vorerſt wohl immer vom Übel ſein, ſofern es nicht bei bloßen wiſſenſchaftlichen Feſtſtellungen bleibt[1].

---

[1] Vgl. den Abſchnitt: „La foule électorale“ bei Le Bon, Psychologie des foules.

Zu bedenken iſt aber andererſeits, daß ſeit Gobineau (vgl. S. 22) eine immer größere Zahl wiſſenſchaftlicher Menſchen ſich der Raſſenkunde und Raſſenvergleichung zugewandt hat und weiter zuwenden wird, und daß durch berufene und unberufene Darſteller raſſenkundliche Tatſachen vielfach in breitere Volksſchichten hinausgetragen worden ſind. Allenthalben ſtößt der Beobachter gegenwärtigen Lebens auf teils klare, teils entſtellte, teils gänzlich verdrehte Vorſtellungen, die ſich gar ſchon ab und an in den Entſchlüſſen Einzelner äußern. Im erſten Abſchnitt iſt dargetan worden, wie ſich in allen Volkstümern ernſte Beſtrebungen ausbreiten, die der jüdiſche Schriftſteller Buber ſo gekennzeichnet hat: „Man will die unbewußte Entwicklung der nationalen Pſyche bewußt machen; man will die ſpezifiſchen Eigenſchaften des Blutſtammes gleichſam verdichten und ſchöpferiſch verwerten; man will die Volksinſtinkte dadurch produktiver machen, daß man ihre Art verkündet“[2]. Die nachſinnenden Menſchen gerade im deutſchen Volk werden ſich die Fragen des Steigens und Sinkens deutſcher Macht und deutſchen Geiſtes vorlegen, und werden bald erkennen: „Auch das Geſchick, das das deutſche Volk gegenwärtig erlebt, hat ſeine anthropologiſche Urſache“[3].

Es hat keinen Sinn, den neuen Aufſtieg Deutſchlands zu wünſchen und dabei die raſſiſchen Bedingungen alles neuen Aufſteigens nicht ſehen zu wollen oder zu verſchweigen. Es hat keinen Sinn, eine Reihe „neueſter“ Gedanken über die „Beſſerung der Zuſtände“ auszuſinnen und vorzutragen, ohne dabei zu bedenken, auf welchen Menſchenſchlag dieſe Gedanken angewandt werden ſollen, ohne gleichſam die Erbanlagen zu prüfen, auf die gebaut werden ſoll. Wohl verſteht es ſich für den Einſichtigen, daß es ſinnlos iſt, raſſenkundliche Erkenntniſſe „volkstümlich“ zu behandeln; alles „Populariſieren“ wird leicht Entwerten und Entſtellen. Aber die Urteilsfähigen, die zu ernſter Betrachtung gereift ſind, werden ſich der Einſicht in die raſſiſchen Bedingungen, denen der geſchichtliche Gang eines Volkes unterworfen iſt, nicht länger entziehen können und dürfen. Die ſog. Anthropologiſche Geſchichtsbetrachtung wird ſich aus Anfängen zu geſicherten Leiſtungen entfalten, und wird manchen Wandel des Urteils verurſachen. Man will wiſſen, welche Möglichkeiten der Entfaltung einem Volkstum gegeben ſind, und welche Ausleſerichtung die Größe eines Volkstums bedingt. So ſtößt man auf die Tatſache des Blutes: Das jeweilige Schickſal eines Volkes muß künftighin betrachtet werden als die Auseinanderſetzung ſeiner jeweiligen Raſſenanlagen mit ſeiner Umwelt.

---

[1] Der mir zugekommene Einwand, daß bei einer buchmäßigen Darſtellung der Bedeutung der nordiſchen Raſſe deutſchfeindliche Völker, bzw. deren in gewiſſem Betracht zu freierem Handeln ermächtigte Staatsleitungen, eine Wiedervernordung zu allererſt erwägen könnten, wird ganz hinfällig, wenn man ermißt, daß die zu einer Wiedervernordung noch tauglichen Völker doch eben diejenigen ſind, mit denen Deutſchland zu ſeiner und dieſer Völker Förderung engere Beziehungen wird pflegen müſſen.

[2] Die jüdiſche Bewegung. 1916.

[3] Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

Eine Zerklüftung des Geſamtvolks durch ſolche Einſichten iſt deshalb nicht zu befürchten, weil der Blick der großen Allgemeinheit für Raſſendinge kaum zu ſchärfen ſein wird. Immer nur Einzelne werden zu einer ſolchen Vertiefung raſſenkundlicher Kenntniſſe kommen, daß die gewonnenen Einſichten ſich bis in ihre Entſchlüſſe hinein auswirken. Dann aber iſt zu ſagen, daß die Zerklüftung, welche durch raſſenkundliche Einſichten entſtehen könnte, faſt immer übereinſtimmen wird mit ſchon vorhandenen Zerklüftungen des europäiſchen und des deutſchen Lebens und Denkens. Sollte wirklich einmal die Kunde von der Blutzuſammenſetzung der europäiſchen Volkstümer ſich bis in das öffentliche Leben hin auswirken, ſo iſt damit für viele die Möglichkeit gegeben, ihr Urteil in mehrfacher Hinſicht nach der neugewonnenen Erkenntnis zu wandeln. Nach einer ernſthaften Beſchäftigung mit Raſſedingen und vor allem auch mit raſſenhygieniſchen Dingen wird manchem Nachdenkenden die oder jene Auffaſſung des ſtaatlichen, wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Lebens, die er bisher eingenommen hatte, nicht mehr möglich ſein. Wo nach einer ernſthaften Beſchäftigung mit den Dingen des Blutes und der Vererbung noch Zerklüftungen durch das deutſche Volkstum verlaufen, da wird es ſich um Grenzen handeln, welche von einander ſcheiden: diejenigen, welche eine Erneuerung Deutſchlands von Grund auf, vom Blut her, wollen, von denjenigen, welche auch nach Erkenntnis der Blutgeſetze den Gedanken der „Gleichheit aller Menſchen“ und den „Menſchheitsgedanken“ noch vertreten. Im Grunde alſo wird keine neue Spaltung eintreten; alt-hergebrachte Spaltungen werden nur entſprechend dem Willen neuer Beſinnung[1]) in klare Bewußtheit übergeführt.

Ein weiterer Einwand hängt damit eng zuſammen: Muß der Gedanke der Wiedervernordung nicht zu einer Art Rangabſtufung der Volksgenoſſen führen? Wird nicht der nordiſchere Menſch als der wertvollere, der nicht-nordiſche Menſch als der wertloſe gelten? — Auch dieſer Gedankengang iſt nur für ein Zeitalter anſtößig, das den Einzelmenſchen als höchſten Wert ſieht. Klar muß ausgeſprochen werden, daß — innerhalb des deutſchen Volkstums — das nordiſche Blut das „erwünſchte“ ſein muß, das nicht-nordiſche Blut das „mindererwünſchte“. Es handelt ſich um eine ähnliche Unterſcheidung, wie ſie die amerikaniſche Einwanderungsgeſetzgebung macht, für welche ja auch das nordiſche Blut das „erwünſchte“ darſtellt (vgl. S. 160). Aber ſolch eine Einſicht, gewonnen aus weiteſter Betrachtung großer, allgemeiner Verhältniſſe, richtet ſich nicht gegen den einzelnen nicht-nordiſchen Menſchen; ſie richtet ſich gegen eine Vermehrung des nicht-nordiſchen Blutes oder beſſer: ſie möchte das erwünſchte nordiſche Blut vor dem Dahinſchwinden ſchützen und dieſes erwünſchte Blut ſo entſchieden wie möglich fördern. Die Tatſache der Vererbungslehre, „daß der Wert des Einzelweſens als ſolchen von ſeinem Wert als Zeuger verſchieden iſt“[1]), dieſe Tatſache wird grundlegend für jede Betrachtung ſein. Es gab und gibt manchen, irgendwie körperlich mindergut oder ſchlecht beanlagten Einzelmenſchen, der dem deutſchen Volkstum hohe geiſtige Werte geſchenkt hat, von dem aber der Einſichtige nicht wünſchen wird, er möge ſeinem Volk Nachkommen hinterlaſſen haben oder hinterlaſſen. Sein Wert als Einzelmenſch iſt eben verſchieden von ſeinem Wert als Zeuger, welche Tatſache ihn als Einzelmenſchen aber nicht irgendwie entwerten kann. Ebenſo wird kein verſtändiger Menſch den einzelnen nicht-nordiſchen Menſchen minder achten, als es dieſem zukommt, wenn ihm auch — nach Erkenntnis der raſſiſchen Bedingungen des Völkerlebens — die Fortpflanzung eines ſolchen Menſchen innerhalb eines nordiſch-bedingten Volkstums minder erwünſcht ſein wird als die Fortpflanzung eines geſunden nordiſchen Menſchen. Nie wird ſich die Erkenntnis vom Wert der Nordraſſe für das deutſche Volk etwa gegen einen Einzelmenſchen wenden; ſie wird aber klar ſcheiden müſſen zwiſchen erwünſchter und minder-erwünſchter Kinderzeugung — dieſe Scheidung erſcheint als unerläßlich. Alles iſt zu tun, damit die Geburtenzahl der nordiſchen und nordiſcheren Menſchen in Deutſchland ſich hebe: das ergibt die Betrachtung zwingend. Und ſo ernſt wird dieſe Erkenntnis von Einzelnen ſchon genommen, daß es heute doch ſchon oſtiſch-nordiſch gemiſchte Menſchen gibt, die auf Fortpflanzung verzichten, weil ſie von ihrer Ehe nicht die „erwünſchte“ nordiſche Nachkommenſchaft erwarten können. Ob dies wirklich richtig gedacht iſt, ob nicht ein ſo ernſtes Ergreifen des Aufnordungsgedankens eben doch an ſich ſchon eine nordiſchere Erbmaſſe anzeige, als ſolche Menſchen bei ſich annehmen — das ſei hier nicht betrachtet. Hingewieſen ſei aber auf dieſes Anzeichen eines gewiſſen Wandels der Anſchauungen: man wendet ſich da und dort vom „Individualismus“ ab und ſucht, ſich in mächtigere Zuſammenhänge beſtimmend einzuſtellen.

---

[1]) Vgl. die Buberſche Ausführung S. 414.

Hieran aber liegt alles: daß erſt einmal der Blick urteilsfähiger Menſchen geſchärft werde für die Dinge des Blutes und daß dann ſolchen Menſchen das Gefühl der Verantwortung erzeugt werde für das künftige Schickſal ihres Volkstums, das eben ein raſſiſch-bedingtes Volkstum iſt. Zur Aufdeckung und tätigen Erfaſſung all der Zuſammenhänge, von denen die Wiedervernordung unſeres Volkes abhängt, ſind dann alle diejenigen berufen, welchen der Blick für die Fragen der Artung geſchärft iſt. Es gilt auf allen Gebieten die Maßnahmen ausfindig zu machen, die der Aufnordung förderlich ſind.

Der nordiſch-gerichtete Deutſche wird z. B. auf alle raſſenhygieniſchen Beſtrebungen beſonders aufmerkſam ſein müſſen, denn es iſt kein Zweifel, daß die Beſtrebungen, welche der Ertüchtigung des deutſchen Volkes dienen, faſt immer zugleich auch die nordiſche Raſſe, bzw. die nordiſchen und nordiſcheren Beſtandteile des deutſchen Volkes, ſchützen, ja fördern müſſen. Somit müßte hier unter den Betrachtungen, durch welche Mittel die Nordraſſe zu ſchützen ſei, eine ganze Folge allgemeiner raſſenhygieniſcher Ertüchtigungsmaßnahmen aufgezählt werden. Eine ſolche Aufzählung aber würde das vorliegende Buch unnötig belaſten. Für alle ſolche Zuſammenhänge muß immer wieder auf den Baur-Fiſcher-Lenzſchen „Grundriß“ und für die Fragen der Ertüchtigung beſonders auf den zweiten Band dieſes Werkes verwieſen werden.

---

[1]) Siemens, Grundzüge der Raſſenhygiene, zugleich Einführung in die Vererbungslehre. 1923. — Vgl. auch S. 234.

Es verſteht ſich, daß diejenigen Volksbeſtandteile, die am meiſten nach raſſenhygieniſchen Einſichten leben, auch am meiſten gefördert werden. Wenn es den nordiſchen und nordiſch-gerichteten Deutſchen eine Pflicht gegen ſich und ihr Volkstum wird, ihr Leben unter beſonderer Aufmerkſamkeit auf erbgeſundheitliche Forderungen, unter beſonderer Verantwortung gegenüber der raſſiſch-bedingten Zukunft ihres Volkes zu geſtalten; wenn die nordiſchen und nordiſch-gerichteten Kreiſe des deutſchen Volkes ſo am meiſten auf die Dinge des Blutes achten und — beſonders gegenüber dem Alkohol und den Geſchlechtskrankheiten — nach ſolcher Einſicht leben, ſo werden ſie eben ſchon dadurch auch das nordiſche Blut im deutſchen Volkskörper ſtärken und mehren. Die erbſchädigenden Einflüſſe, ausgehend von Geſchlechtskrankheiten, Alkohol und Nikotin, werden vor allem die Menſchen nordiſcher Raſſe zu meiden haben. Es handelt ſich nicht nur darum, die Geburtenzahl der nordiſchen Raſſe zu heben, ſondern auch deren Geſundheit und Tüchtigkeit zu fördern, „daher ſoll man, wie überhaupt den ganzen Ablauf der Lebensjahre hindurch, ſo insbeſondere während der Jahre der Zeugung ſich hüten, ſoweit es von unſerem Willen abhängt, irgend etwas zu tun, was der Geſundheit ſchädlich iſt und was auf Übermut und Frevel hinausläuft. Denn unvermeidlich überträgt ſich das Gepräge des Erzeugers auf Seele und Leib des Erzeugten und das Ergebnis iſt eine durchgängige Verſchlechterung“ 1).

Eine vertiefte Auffaſſung des Weſens der Familie tut vor allem not. Es wäre zu wünſchen, daß in weiten Kreiſen die Fragen der Abſtammung und Gattenwahl ernſter betrachtet und erwogen würden. Manche ſo gewonnene Einſicht ließe ſich in weiten Kreiſen des Volkes als eine Art Hausgeſetz den Nachkommen übermitteln. Zur Ertüchtigung wie zur Wiedervernordung des deutſchen Volkes müßte es viel beitragen, wenn auf ſolche Weiſe viele einzelne, gegenſeitige Verbindung ſuchende geſunde Familien, dadurch eine Art neuen Adels begründeten, daß ſie ihren Nachkommen gleichſam eine Überlieferung ſchüfen, eine neue Sippenverantwortung und Sippenehre: „*Gedenke, daß du ein deutſcher Ahnherr biſt*“ (Kuhn) 2).

---

1) Platon, Die Geſetze, überſetzt von Apelt. 1916.

2) Ein Leben der Selbſtzucht vor allem gegenüber Alkohol und Geſchlechtskrankheiten müßte zum Kennzeichen der nordiſchen und nordiſcheren Deutſchen werden. — Hingewieſen ſei hier auch auf den ſehr leſenswerten Aufſatz von Gaupp: „Das Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“, der als Sonderdruck aus der Münchner Mediziniſchen Wochenſchrift (1922, Nr. 5) erſchienen iſt.

Der nordiſch-gerichtete Deutſche wird kein Gebiet des Einzellebens und des Staatslebens betrachten, ohne die Möglichkeiten einer Aufnordung ſeines Volkes zu erwägen. Achtſam wird er z. B. ſein gegenüber den Forderungen zu einer ſog. Bodenreform, die durch Geſundung der Beſiedelungsverhältniſſe zum Schutz der Nordraſſe beitragen müßte[1]. Er wird aufmerkſam ſein auf alle Beſtrebungen, die auf eine gewiſſe Verſtaatlichung des Geldweſens hinarbeiten und ſich gegen den faſt ſchrankenloſen Kapitalismus des beweglichen Kapitals und die internationale Vorherrſchaft der Großbanken richten; denn es iſt zweifellos, daß das bewegliche Kapital und vor allem der Kapitalismus der Großbanken immer mehr zur Züchtung von Maſſen beiträgt, und gerade zur Züchtung von Maſſenmenſchen eignet ſich die Oſtraſſe.

Der nordiſch-gerichtete Deutſche wird zur Geſundung und Reinigung des ſtaatlichen Lebens Anteil nehmen müſſen an der Beſtrebung, auch noch die letzten Einwirkungen des (größtenteils aus einer entarteten und entnordeten Spätzeit ſtammenden) römiſchen Recht aus der deutſchen Geſetzgebung auszuſcheiden und ein deutſches Recht zu begründen, das aus nordiſch-germaniſchem Geiſt ſtammt[2].

Eine Geſundung der Siedelungsverhältniſſe muß beſonders in den vorwiegend nordiſchen Teilen Deutſchlands erſtrebt werden; dort werden auch die nordiſch-gerichteten Menſchen am meiſten zur Verbreitung raſſenkundlicher und raſſenhygieniſcher Kenntniſſe tun müſſen. Wenn die nordiſcheren Gebiete Deutſchlands ſtatt der heutigen niedrigeren Geburtenziffer einmal eine höhere aufweiſen würden, ſodaß von ihnen eine neue Durchdringung Deutſchlands mit nordiſchem Blut ausginge, ſo wäre zur Aufnordung des deutſchen Volkes ſchon viel getan. Damit gerade in den nordiſcheren Gebieten eine höhere Geburtenziffer ermöglicht werde, ſind ſicherlich vor allem auch Änderungen in den Verhältniſſen des Erbrechts und Erbgebrauchs nötig. In der Frage der Einwanderung müßte eine Staatsleitung, welche die Bedeutung der nordiſchen Raſſe erkannt hat, ebenſo wie die Staatsleitung der Vereinigten Staaten zwiſchen erwünſchter und unerwünſchter Einwanderung unterſcheiden (vgl. S. 160). Bei der Bevölkerungsdichte Deutſchlands einerſeits, ſeiner Wirtſchaftslage andererſeits, käme dann nur eine Einwanderung geſunder nordiſcher und vorwiegend nordiſcher Menſchen in Betracht. Das gleiche gilt für die Wahl nicht-deutſcher Ehegatten[1]).

---

[1] In den Beſtrebungen zur Bodenreform macht ſich jedoch in unſeren Tagen ein Geiſt bemerkbar, den man mit den Worten bezeichnen könnte, die Mephiſto (im 2. Teil Fauſt) ſpricht, um fauſtiſche Kühnheit auf ärmliche Beſtrebungen abzulenken. Manche bodenreformeriſchen Pläne müßten zwar „beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln“ hervorbringen, müßten bewirken, „daß das Volk ſich mehrt, nach ſeiner Art behäglich nährt, ſogar ſich bildet, ſich belehrt“ — allein eine von einer Beamtenſchaft „ſozial“ umſorgte und verſicherte Kleingütchenzufriedenheit kommt nicht der Ertüchtigung eines Volkes gleich. Wenn 10 tüchtigen Landwirtsfamilien Raum geſchaffen wird, bedeutet das für die zu mehrende Volkskraft mehr als hundert „behägliche“ Kleinſiedlungen. Der Siedlungsgedanke bedarf einer Erfaſſung durch fauſtiſch-nordiſchen Geiſt: „Nicht ſicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen!“

[2] Zur Erfaſſung ſolchen Geiſtes vgl. auch die unter „Rechtsweſen“ am Ende jedes Bandes aufgezählten Abſchnitte bei Hoops, Reallexikon der germaniſchen Altertumskunde.

All dieſe Dinge zu bedenken, wird die Arbeit von Volkswirtſchaftern und all der einzelnen Fachleute ſein, die das weite Gebiet all dieſer Erſcheinungen erforſchen. Einzelvorſchläge für die Maßnahmen der Aufnordung muß dieſes Buch den Fachleuten der einzelnen Gebiete überlaſſen. Seine Aufgabe iſt es, auf die raſſiſchen Bedingungen des Völkerlebens hinzuweiſen. Sind dieſe Verhältniſſe einmal aufgezeigt und hat ihre Betrachtung dann gar einen neuen Geiſt der Verantwortung erweckt, ſo werden ſich bald ſchon greifbare und ſchließlich grundlegende Maßnahmen ergeben.

Immer aber werden es vorerſt Maßnahmen ſein, die eine Art Selbſtſchutz nordiſcher und nordiſch-gerichteter Kreiſe darſtellen, denn der heutige deutſche Staat kann ſeinen Grundanſchauungen nach nicht eingreifen. Zum Schutz der Nordraſſe werden ſich die nordiſch-gerichteten Menſchen im deutſchen Volk vereinen müſſen, wie ſich anſcheinend in den Vereinigten Staaten die nordiſch-gerichteten Menſchen zur Ertüchtigung ihres Volkes vereinen. Das nordiſche Bluterbe in den Vereinigten Staaten ſchätzt Ploetz (m. E. zu niedrig) auf „kaum noch mehr als ein Drittel"[2]). Aber nordamerikaniſche Forſcher und führende Männer des ſtaatlichen Lebens haben die Gefahr erkannt und Wege zu ihrer Überwindung eingeſchlagen. Leider habe ich das Buch von Madiſon Grant „Das Ausſterben der Großen Raſſe" (The Passing of the Great Race or the racial basis of European history, 4. Aufl. [Neuyork 1923]) noch nicht ganz durchleſen können, ein Buch, das heute in Amerika zur Erkenntnis der Raſſenfragen beſonders beizutragen ſcheint[3]). Aus den Maßnahmen der zielbewußten Amerikaner wird auch für Deutſchland viel zu lernen ſein.

Der Gedanke einer Stiftung zur Erziehung nordiſcher und vorwiegend nordiſcher Kinder aus kinderreichen und wirtſchaftlich ſchwächeren geſunden Familien iſt gelegentlich ſchon aufgetaucht und müßte eine Verwirklichung finden, indem dazu Geldmittel geſammelt würden, mindeſtens in ſolcher Höhe, wie ſie für die Aufzucht und Unterſtützung von Menſchen mit Erbanlagen der Krankheit und des Verbrechens immer bereit liegen (vgl. Fußnote S. 404). In Betracht kämen z. B. auch Adoptionen nordiſcher und vorwiegend nordiſcher Kinder durch beſſergeſtellte nordiſch-gerichtete Menſchen. Alle ſolche Maßnahmen wird man prüfen müſſen.

Es wird indeſſen nicht ausbleiben, daß die Forderung ſolcher Maßnahmen als „Tendenz" beargwöhnt wird. Bliebe es allein bei der Feſtſtellung des drohenden Ausſterbens der Nordraſſe, der „Großen Raſſe" (Grant), ſo könnte der Zeitgeiſt ſchließlich auf die Darſtellung eingehen; die Forderung aber eines Schutzes für einen beſtimmten Volksbeſtandteil, der — für das deutſche Volk — als höherwertig angeſehen werden muß, widerſpricht der angeblichen Gleichheit aller Menſchen, und eine ſolche Forderung wird deshalb noch auf längere Zeit hinaus als „tendenziös" beargwöhnt und abgelehnt werden, indeſſen ſie doch nicht mehr iſt als die notwendig ſich einſtellende Folgerung, die ſich aus der Geſchichte der indogermaniſchen Völker ergibt[1].

---

[1]) Die hier zu erwähnenden vorbildlichen „Einwanderungsbeſtimmungen für die Vereinigten Staaten" liegen in jedem deutſchen Reiſebüro aus.

[2]) Ploetz, Sozialanthropologie, im Band: Anthropologie, Kultur der Gegenwart, Teil III Abt. V, 1923.

[3]) Siehe hierzu, was ich im Vorwort zu 3. Aufl., S. 3, erwähnt habe.

Bei Betrachtung all ſolcher Beſtrebungen, wie in unſeren Tagen die Nordraſſe ſo geſchützt werden könne, daß ſie wieder die höhere Geburtenziffer erreiche, mag ſich aber tatſächlich auch noch dieſer Einwand einſtellen: ob durch eine ſolche geſonderte Beachtung der Nordraſſe innerhalb des deutſchen Volkstums nicht etwa geradezu eine gewiſſe Überheblichkeit und Eitelkeit nordiſcher und vorwiegend nordiſcher Menſchen geweckt und großgezogen werde. — Dem iſt mit Nachdruck entgegenzuſetzen, daß einzelmenſchliche Überheblichkeiten und Eitelkeiten dem Sinn aller Aufnordungsgedanken geradeswegs entgegengerichtet ſind. Es iſt nämlich nur bei mutigſtem Streben möglich, daß ein einzelner Menſch der ſchweren Aufgabe entſpreche, die heute, bei dieſer in jeder Hinſicht verzweifelten Lage, der Nordraſſe geſtellt iſt. Wenn irgendwelche Einzelmenſchen nicht mehr allein ſich ſelbſt angehören, wenn irgendwelche Einzelmenſchen den „individualiſtiſchen" Standpunkt entſchloſſen verlaſſen müſſen, um alle Kräfte für die Arterhaltung einzuſetzen, dann ſind es die Menſchen der Nordraſſe, die heute nur durch willenskräftigſte Selbſtbeſinnung das Ausſterben ihrer Raſſe verhindern können. Der nordiſche Menſch darf am allerwenigſten ganz ſich ſelbſt gehören, er muß am allermeiſten das Ganze ſeiner Raſſe und die Erneuerung ſeines Volkstums bedenken, wenn er die Bedeutung der Nordraſſe für ſein Volk einmal erkannt hat. So darf man ſagen: Muß die raſſenkundliche Betrachtung der Geſchichte den überragenden Wert der Nordraſſe für jedes indogermaniſche Volkstum behaupten, ſo folgt daraus, daß mit ſeinem Blut dem einzelnen nordiſchen Menſchen auch beſondere Aufgaben zugewieſen ſind. Iſt dem nordiſchen Menſchen mehr gegeben — „mehr" immer nur vom Standpunkt des Betrachters nordiſch-bedingter Völker — iſt ihm mehr gegeben, ſo wird von ihm auch umſo mehr gefordert: Nordiſches Blut verpflichtet. Er hat ſich, was an ihm iſt, ſo zu ertüchtigen, daß er an Leib und Seele dieſen Wert ſeiner Raſſe ausdrücke, und er vor allem hat ſich bei der Gattenwahl ſo zu entſcheiden, daß die Mehrung ſeiner Raſſe durch geſunde, erbtüchtige und zahlreiche Nachkommen gefördert werde.

---

[1] Ich hatte, als ich das Ziel der Wiedervernordung ſetzte, die Vermutung, daß dieſe Zielſetzung mir in eine „Tendenz" würde umgedeutet werden. Meine Vermutung hat ſich beſtätigt. Es iſt nun einmal — in wiſſenſchaftlichen wie in außerwiſſenſchaftlichen Kreiſen — ein verbreiteter Brauch, ein Buch als „objektiv" zu feiern, wenn es nur ſagt, was iſt, ein Buch aber als „tendenziös" zu verdächtigen und alſo abzulehnen, wenn es ſagt, was ſein ſoll. Wenn ein Buch verſucht, darzutun, was ſein ſoll, muß es allerdings auch ſagen, warum denn das Ziel geſetzt wird. Keinem Aufmerkſamen aber kann es entgangen ſein, was das Ziel dieſes Buches begründet: die Ertüchtigung des deutſchen Volkes. Ob man den Verſuch, die Mittel zur Ertüchtigung eines Volkes darzuſtellen, als „tendenziös" bezeichnen kann, ſtelle ich dahin. Doch ſcheint mir: Zielſetzung und Tendenz ſollten nicht verwechſelt werden.

„Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
geht hin, bereitet euch, gehorchet ſtill!
Ihr ſeid das Saatkorn einer neuen Welt:
das iſt der Weihefrühling, den er will.“
(Uhland, Ver sacrum.)

Angeſichts der Aufgabe, die den nordiſchen und vorwiegend nordiſchen Menſchen des deutſchen Volkes geſtellt iſt, wäre jede Neigung zu einer etwaigen Nordbluts-Eitelkeit ſinnlos und verächtlich. Vom nordiſchen Menſchen wird äußerſte Selbſtzucht und *mächtigſter Zukunftswille* gefordert. Von ihm wird gefordert, daß er durch ſeine Lebensführung ein *Beiſpiel* gebe, welches für ſeine Raſſe zeuge. — So etwa ſtellt ſich in Kürze ein Gedankengang dar, wie er ſich aus der Einſicht in die Möglichkeit des „Untergangs“ auch des deutſchen Volkes ergeben muß. In ſolcher Größe zeigt ſich nunmehr *die nordiſche Sendung*. —

Es kann nicht ausbleiben, daß ſolche Gedanken ſich allmählich in jedem heute noch nordiſch-bedingten Volkstum regen. Die Aufgabe der Wiedervernordung iſt auch tatſächlich außerhalb Deutſchlands ergriffen worden. Man hat in Skandinavien, in England, und vor allem in Nordamerika, die Bedeutung der Nordraſſe für jedes nordiſch-bedingte Volkstum eingeſehen, und ſucht nach den Wegen zu neuer Aufnordung. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß die Zukunft eine gewiſſe Arbeitsgemeinſchaft bringen wird, zu der ſich die nordiſch-gerichteten Beſtrebungen der verſchiedenen nordiſch-bedingten Völker zuſammenfinden. Die gemeinſame Not, das drohende Ausſterben der Nordraſſe, mag einen gewiſſen übervölkiſchen Zuſammenſchluß nordiſch-gerichteter Kreiſe fördern. Man hat ja ſogar ſchon witzelnd auf die Möglichkeit einer „nordiſchen Internationale“ hingedeutet und dafür im Zeitſtil der Gegenwart auch das Schlagwort gefunden: „Germanen aller Länder, vereinigt euch!“ Solche ſcherzenden Betrachtungen zeigen, daß in Deutſchland da und dort, wenn auch vorerſt, da all dieſe Dinge noch neu ſind, noch in ſpöttiſchem Sinne, die Öffentlichkeit auf die Frage der nordiſchen Raſſe geſtoßen iſt. In Deutſchland iſt es auch tatſächlich da und dort bei Einzelnen ſchon zur Ausgeſtaltung einer gewiſſen nordiſch-gerichteten Denkweiſe gekommen[1]), da und dort ſollen ſich ſogar ſchon Beſtrebungen zeigen, mit nordiſch-gerichteten Kreiſen anderer Völker eine gewiſſe Fühlung zu bekommen. Da allen Völkern germaniſcher Sprache das nordiſche Blut gemeinſam iſt, welche Einſchläge anderer Raſſen ſie ſonſt auch zeigen mögen, iſt der Gedanke der Aufnordung und der allnordiſchen Verbundenheit recht eigentlich eine Grundlage der Verſtändigung für all dieſe Völker. Auf Erbanlagen läßt ſich, wenn die nötige Einſicht geweckt iſt, ſchließlich wohl beſſer bauen als auf die mancherlei Unwirklichkeiten, auf die unſere Gegenwart Völkerverſöhnungen gründen will. Da jeder europäiſche Krieg und jeder europäiſch-nordamerikaniſche Krieg die Ausmerzung der Nordraſſe gefördert hat, iſt der allnordiſche Gedanke geradezu ein Gedanke des Friedens, dazu ein Friedensgedanke, der auf Wirklichkeiten aufbauen kann.

---

[1] Ja ſogar mehr als das: *Anfänge* zu einer Zuſammenfaſſung der nordiſch-gerichteten Deutſchen gehen aus von „Schutzgeſellſchaften“ (Ploetz) für die nordiſche Raſſe, von denen zu nennen ſind der „Mittgart-Bund“ und die „Germaniſche Geſellſchaft Edda“. Erſterem wäre eine klarere Beſchreibung des Menſchenſchlags zu wünſchen, den er ſchützen, bzw. züchten will, letzterer Geſellſchaft eine Betonung der zu erreichenden höheren Geburtenziffer der nordiſchen Menſchen. Im ganzen kann man dieſe Geſellſchaften heute jedoch nur als *Anzeichen einer beginnenden Aufmerkſamkeit auf die Bedeutung der nordiſchen Raſſe* auffaſſen, und wird Ploetz zuſtimmen müſſen, der die nordiſch-gerichteten Geſellſchaften als „bedeutend ärmer an Mitgliedern und an Einfluß als die [Schutzgeſellſchaften] der Juden“ bezeichnet, ja man wird von einem „Einfluß“ des nordiſchen Gedankens überhaupt noch nicht reden können — im Gegenſatz zu Nordamerika, wo die Geſetzgebung nach Grants Buch (vgl. S. 419) die Unterſcheidung zwiſchen erwünſchter (nordweſteuropäiſcher) und unerwünſchter (ſüdoſteuropäiſcher) Einwanderung gemacht hat (vgl. Grants Buch, S. XXVIII). Der von Ploetz als nordiſch-gerichtet ge-

Solchen Gedanken gegenüber hat ſich vaterländiſchen Menſchen ſchon ein neuer Einwand ergeben: Mag eine nordiſch-gerichtete Denkweiſe nicht geradezu zu einer gewiſſen Schwächung der Vaterlandsliebe beitragen. Wird der nordiſch-gerichtete Menſch nicht ſchließlich eben nur noch „nordiſch“ empfinden, nicht mehr deutſch oder engliſch oder amerikaniſch? — Überlegt man ſich dieſe Frage, ſo zeigt ſich deutlich, daß dieſe Möglichkeit für England oder Amerika oder auch für die ſkandinaviſchen Länder nicht beſteht: man denkt dort in allen Dingen zuerſt vaterländiſch. In Deutſchland hingegen, wo die Gedanken ſo oft mit einer Folgerichtigkeit zu Ende gedacht werden, die — auf Lebensformen angewandt — den Deutſchen immer wieder als den „Ideologen“ zeigt, der eben Gedanken zu Ende denkt, wo er Wirklichkeiten und Möglichkeiten abſchätzen und die Anwendung ſeines Grundgedankens auf Wirklichkeiten zielſicher ermeſſen ſollte — in Deutſchland wäre es vielleicht möglich, daß einzelne nordiſch-gerichtete Menſchen anfingen, übervölkiſch, d. h. in dieſem Fall: nur allnordiſch zu denken ſtatt deutſch.

Geſchähe dies, dann wäre die Befürchtung und der Einwand vaterländiſcher Menſchen berechtigt, der Aufnordungsgedanke könne unter Umſtänden ſtatt zu einer Stärkung auch zu einer Schwächung des Deutſchtums führen, indem er gerade den nordiſchen Teil des deutſchen Volkes, den für dieſes beſonders wertvollen Teil, dem Gedanken des Volkstums entfremden könne.

Zur Zerſtreuung ſolcher Befürchtungen iſt aber vielleicht ſchon der Hinweis angetan, daß nordiſches Weſen immer zum Sondertum des Stammes geneigt hat. Jede denkbare nordiſche Geſittung baut ſich auf dem Stammesleben auf und zielt auf ſelbſtändige Ausgeſtaltung und

---

nannte „Hammerbund“ iſt, ſoweit ich unterrichtet bin, zunächſt nur gegen das jüdiſche und überhaupt außereuropäiſche Blut, dann allerdings auch entſchieden „germaniſch“ gerichtet. Ob „germaniſch“ bei ihm jedoch ſtreng raſſenmäßig gemeint iſt und nordiſch bedeuten ſoll — das konnte ich bisher nicht feſtſtellen. Jedenfalls hat, ſoviel ich weiß, nur die „Germaniſche Geſellſchaft Edda“ eine Beſchreibung des von ihr zu ſchützenden Menſchenſchlags gegeben und dabei die Hauptmerkmale der nordiſchen Raſſe genannt, und nur der Mittgart-Bund hat die Bedeutung der Geburtenziffer für all ſolche Fragen erfaßt (vgl. Hentſchel, Mittgart, Ein Weg zur Erneuerung der germaniſchen Raſſe. 1916).

Beſonderung landſchaftlicher und ſtammestümlicher Eigenart. Es ſcheint, als ob von jeher jede „zentraliſtiſche“ Ordnung eines Staatsweſens — um einen Ausdruck unſerer Zeit zu gebrauchen — dem nordiſchen Weſen artfremd und, falls eine ſolche Ordnung ſich durch beſondere Gründe in einem Staatsweſen durchgeſetzt hatte, dem nordiſchen Volksteil auch ſchädlich geweſen ſei.

Der Ausbildung eines allnordiſchen Empfindens, das einmal ſtärker wäre als das einzelvölkiſche Empfinden, ſteht, wie es ſcheint, die Weſensrichtung der nordiſchen Raſſe ſelbſt entgegen. Man hat es ſchon „das Verhängnis der nordiſchen Raſſe“ genannt, daß dieſe die von ihr geführten Völker zu einer beſonderen Höhe der Macht und des Geiſtes leite, dabei aber ſelbſt ſchließlich hinſchwinde und untergehe. Sich verſchenkend mit ihrer Körperkraft und Körperſchönheit, mit ihrem Schöpfergeiſt und Kriegermut an die einzelnen indogermaniſchen Volkstümer, habe die Nordraſſe zwar jedes einzelne indogermaniſche Volk zu einem Heldenzeitalter hinangeführt, dabei aber ſich ſelbſt geopfert und ſich endlich verloren. Faſt möchte man ſagen, es gehöre zum Weſen der Nordraſſe, andersraſſigen Bevölkerungen die führenden Menſchen zu geben und mit dieſen andersraſſigen Bevölkerungen zuſammen, dieſe in nordiſchem Geiſte führend und fördernd, dann aufblühende Völker zu bilden. Faſt möchte man ſagen, erſt in ſolcher Führerſchaft entfalte die Nordraſſe ihren eigenſten Wert, erſt ſo finde ſie die Aufgaben, an denen ſie dann ihre ganze Schöpferkraft entfalten könne. So möchte man den weltgeſchichtlichen Sinn der Nordraſſe in der kräftigen Herausgeſtaltung und Führung einzelner nordiſch-bedingter Völker erkennen. Da, wo ſich die Nordraſſe verhältnismäßig am dichteſten erhalten hat, in Skandinavien, hat ſie ſich kaum zu weltgeſchichtlicher Bedeutung erhoben, oder doch vielleicht nur im Wikingszeitalter und in einer kürzeren Spanne der ſchwediſchen Geſchichte[1]. Die dauernde Auswanderung der tatkräftigſten Menſchen, welche die ſkandinaviſchen Länder ſo lange ſchon ſchwächt, mag ja gerade anzeigen, daß ſich die Menſchen der Nordraſſe unbewußt zur mutigen Förderung minder-nordiſcher oder nicht-nordiſcher Völker drängen. Iſt dem ſo, liegt es im Weſen der Nordraſſe, als Führerſchicht, als Adels- und Bauernſchicht nordiſch-bedingter Völker ihre ſchöpferiſchen Anlagen zu entfalten, ſo liegt auch das faſt unabwendbar ſcheinende Verhängnis klar zutage, das gerade dieſer Raſſe immer wieder drohen mußte. Gerade die Führereigenſchaften ſind der nordiſchen Raſſe immer wieder gefährlich geworden, da immer wieder das durch größere Urteilsfähigkeit bedingte Aufſteigen nordiſcherer Menſchen in höhere Stände (vgl. S. 156) verbunden iſt mit einer ſich verringernden Kinderzahl. Gerade jene „rein wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, denen ſich die Langköpfe, von Wißbegier getrieben, mit dem ganzen Ungeſtüm ihres Weſens hingeben“ (Ammon, vgl. S. 174), haben wohl oft Eheloſigkeit und Kinderloſigkeit hochbegabter nordiſcher Menſchen mit ſich gebracht (z. B. Mönchstum, Gelehrtentum, Künſtlertum). Zur Gegenausleſe kommt die Vermiſchung hinzu: die Führerſchicht verſchmilzt nicht nur mit der Schicht der Geführten zu einem Volkstum, ſie verbindet ſich auch leiblich mit den untergeſchichteten Volksteilen und bereitet damit ihr Ausſterben vor. Die klare Schichtung ſchwindet, die Allvermiſchung nimmt zu. — So zeigt ſich zweierlei:

---

[1] Daher die bisweilen geäußerte Anſicht, die nordiſche Raſſe werde erſt in der Miſchung ſchöpferiſch. Man wird jedoch ſagen müſſen, ſie entfalte erſt in der Führung, erſt als übergeſchichteter Beſtandteil, ihre ſchöpferiſchen Anlagen. (Vgl. hierzu auch die ſkandinaviſche Gegenausleſe, S. 387, 221.)

Das Entſtehen einer übervölkiſchen allnordiſchen Bewegung fände im Weſen der Nordraſſe ſelbſt ſchon Grenzen; zum Weſen der Nordraſſe ſcheint die Führung nordiſch-bedingter Völker zu gehören und ebenſo ein ausgeprägtes vaterländiſches Empfinden. Die Gefahr der Abwendung nordiſch-gerichteter Kreiſe von ihrem Einzelvolk iſt auch im „ideologiſchen" Deutſchland ſehr gering. —

Ferner erhellt aus obiger Betrachtung dies: die Erhaltung eines nordiſch-bedingten Volkes, damit es keinem „Untergang" verfalle, hängt zuſammen mit der *Erhaltung eines ſtarken reinraſſig nordiſchen Volkskerns.* Das nordiſche Blut darf nicht nur in der Blutmiſchung des Geſamtvolks überwiegen, es muß auch in einer ziemlich hohen Zahl rein-nordiſcher Menſchen vertreten ſein, in einer verhältnismäßig ſo hohen Zahl rein-nordiſcher Menſchen, daß dieſe die Führung des Volkstums aus ſich heraus übernehmen können1) So groß wie die Zahl der nordiſchen Menſchen notwendig ſein mußte, um den nichtnordiſchen Volksteilen indogermaniſcher Völker ihre Sprache zu übermitteln, ſo groß müßte ſie wohl immer als Mindeſtzahl bleiben. Das würde ſicherlich einen ſo ſtarken Kern reinraſſig nordiſcher Menſchen fordern, wie ihn heute höchſtens Schweden noch beſitzt. Damit iſt die *Aufgabe* gewieſen für jeden, der die Bedeutung der Nordraſſe für ein nordiſch-bedingtes Volkstum eingeſehen hat: *die Bildung dieſes ſtarken Kerns rein nordiſcher Menſchen muß angeſtrebt werden.*

Dabei wird angeſichts der äußerſt gefährdeten Lage der Nordraſſe in allen heute noch nordiſch-bedingten Völkern die Erzielung eines gewiſſen allnordiſchen Zuſammenhalts notwendig ſein. Die Raſſe ſteht einfach vor ihrem Ausſterben. Früher konnten ſie ſich verſchenken an ganz Europa und an einen Teil Aſiens. „Damals beſtanden noch rieſige Reſerven zwar kulturell wenig entwickelter, aber hochbegabter nordiſcher Menſchen im nördlichen Europa, die das entſunkene Kulturwerk wieder aufnehmen konnten"2). *Heute iſt der innerſte Kern der Raſſe in ſeinem Beſtand gefährdet.* Einigermaßen rein kommt die Nordraſſe nur noch in einem Teil ihrer Urheimat vor, und in hundert Jahren ſchon, wenn nicht früher, kann ein Wiederaufleben unmöglich geworden ſein.

---

1) Und daß es ſchließlich auch einzelnen nordiſchen Menſchen ſogar wieder möglich iſt, ſich bei entſprechender Veranlagung Geiſtesſchöpfungen ſo hinzugeben, daß ſie dafür unter Umſtänden der Raſſenpflicht zur Familiengründung nicht unterliegen, der ſich jeder geſunde nordiſche Menſch unterſtellt fühlen müßte — wenn Einſicht genug zu wecken wäre.

2) Ploetz, „Sozialanthropologie", im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Dann „ſitzt herum nur eine minder begabte Menſchheit von mangelhafter ſchöpferiſcher Kraft, die den überkommenen Reſt der Kultur zwar bewahren, aber kaum oder nur ſehr langſam weiterbilden würde“ [1]. Da dies die Lage in England wie in Holland und Flandern, in Deutſchland wie in Dänemark, und nach Verlauf einer gewiſſen Zeit wohl auch in Schweden und Norwegen iſt, werden ſich die nordiſch-gerichteten Kreiſe dieſer Länder untereinander und mit den nordiſch-gerichteten Kreiſen Nordamerikas irgendwie verſtändigen müſſen, da ſie alle für ihr Land eine Aufnordung ſuchen und daher ihre Gedanken, Forſchungen und Maßnahmen austauſchen müſſen. Sogar die — heute allerdings in weiter Ferne liegende — Möglichkeit einer gewiſſen Verbreitung ſolcher allnordiſcher Gedanken in den einzelnen Völkern über engere Kreiſe hinaus, ſogar eine gewiſſe Beeinfluſſung der Willensrichtung innerhalb der einzelnen in Betracht kommenden Völker im Sinne allnordiſcher Gemeinſchaft könnte ſchließlich geſucht werden und müßte dann dahin führen, die politiſchen Ereigniſſe und Maßnahmen auch vom Standpunkt der Wiedervernordung anzuſehen, ja ſchließlich — doch liegt ein ſolcher Gedanke heute noch der Fabelei eines Schwärmers näher als nüchterner Betrachtung der Gegenwart — ſchließlich die Möglichkeit vorzubereiten, daß z. B. eine Zuſammenſtellung der kriegführenden Mächte, die gerade für die Nordraſſe ſo zerſtörend wirken muß, wie der Weltkrieg gewirkt hat, fortan nicht mehr ſo leicht möglich wäre.

Auf Wirklichkeiten angewandt, bieten ſich ſolche Gedanken heute dar als die zu erſtrebende Verbindung nordiſch-gerichteter Menſchen aus den verſchiedenen „germaniſchen“ d. h. heute: germaniſche Sprachen ſprechenden Völkern. Eine ſolche Verbindung ſcheint angeſichts der äußerſt gefährdeten Lage der Nordraſſe unerläßliche Bedingung zu ſein. Dabei muß noch einmal betont werden, daß ſolch eine allnordiſche Bewegung ſich entſprechend der nordiſchen Raſſenanlage bei den nordiſch-gerichteten Menſchen jedes Einzelvolks nowendig auf die Ertüchtigung des jeweiligen Stammvolkes richten wird.

Ein Bewußtwerden der Dinge des Blutes iſt heute für alle Einſichtigen nicht mehr zu umgehen. Diſraeli hat einmal geſchrieben: „Jede Raſſe muß untergehen, die ihr Blut ſorglos Vermiſchungen hingibt.“ Sorgloſigkeit in den Dingen des Blutes hat bisher den Untergang jeder nordiſchen Schicht der indogermaniſchen Völker bedingt; jetzt hat die Sorgloſigkeit den Raſſenkern, den Urheimatbezirk der Raſſe, ſchon ſo gefährdet, daß nur entſchloſſener Abwehrwille noch helfen kann. Nur das zu weckende und dann immer mehr zu ſchärfende Artbewußtſein, nur das ſichere Einhalten einer auf das Nordiſche zielenden Artrichtung, vermag noch zu helfen. Kein Einwand gegen die Belehrung in Raſſefragen iſt gewichtig genug gegenüber der völligen Entnordung, die dem deutſchen Volk droht, gegenüber dem deutſchen Niedergang und Untergang. Der Klarblickende kann nur noch zwei Möglichkeiten finden: Den Untergang, jenes Weiterleben in Bedeutungsloſigkeit und geiſtiger und politiſcher Abhängigkeit einerſeits, die zielbewußte Wiedervernordung andererſeits; denn dies iſt gewiß: „Ausgemerzt iſt heute ſchon das Germanenblut, die nordiſche Raſſe, in Italien und Spanien und Portugal. Rückgang, zum Teil Bedeutungsloſigkeit iſt die Folge! — Frankreich iſt das nächſte Volk, das daran glauben muß — und dann wir — mit abſoluter Sicherheit, wenns ſo weitergeht wie bisher und heute!“ [1]) Dem drohenden „Untergang“ gegenüber verliert ſomit jeder Einwand gegen einen Aufruf zur Wiedervernordung ſein Gewicht, und die raſſiſche und erbgeſundheitliche Lage des deutſchen Volks erlaubt dem Erkennenden kein Zögern mehr.

---

[1] Ploetz, „Sozialanthropologie“, im Band „Anthropologie“ Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Die Aufnordung wollen heißt aber heute, da der Zeitgeiſt die gegenläufige Richtung eingeſchlagen hat, ſich faſt allen Anſchauungen des Zeitalters entgegenſtellen. Die Gegenwart iſt faſt in allem unnordiſchen Geiſtes, und unnordiſcher Geiſt muß ſich auch den unnordiſchen Leib ſchaffen, wie umgekehrt; hier beſteht Wechſelwirkung. Mir ſcheint, der Deutſche habe die Neuſchöpfung und Ertüchtigung ſeines Volkstums immer wieder vom Geiſte her geſucht, und vom Geiſt her wird ſich auch die Aufnordung des deutſchen Volkes ereignen müſſen. Es wird eine Aufgabe der nordiſch-gerichteten Menſchen ſein, nach einer Erfaſſung des nordiſchen Weſens zu trachten und aus nordiſchem Geiſt die Ziele der Erneuerung zu weiſen. Iſt erſt der deutſche Geiſt wieder ganz aufs Nordiſche gerichtet, ſo muß ſich daraus ſchon ein Wandel der Ausleſe ergeben, die — ohne je den nicht-nordiſchen Einzelmenſchen als ſolchen zu beeinträchtigen — im Lauf der Zeit das nordiſche Blut vermehrt. Die Geſtaltung der Zukunft hängt davon ab, ob im deutſchen Volk eine Ausleſerichtung entſtehe und eingehalten werde, die ganz auf das leibliche und ſeeliſche Bild der Nordraſſe hinziele [2]). — Man kann bei Betrachtung der Geſamtlage des deutſchen Volkes vielleicht ganz oberflächlich ſagen, daß ſchon eine entſchiedene Umſtellung des Geſchmacks auf das Bild der Nordraſſe den neuen Anfang bedeuten müßte, und der Geſchmack kann ja ſeinen Ausgang davon nehmen, daß auch heute noch wenigſtens drei Merkmale nordiſcher Raſſe im Volksbewußtſein ein „echt deutſches“ Ausſehen ſchaffen: der hohe Wuchs, die hellen Haare und die blauen Augen.

Allein vom Züchtungsſtandpunkt aus iſt aber die Frage neuen Aufſtiegs nicht zu entſcheiden. Es kommt für uns Deutſche, wenn wir nach den Grundlagen neuen Auflebens ſuchen, vor allem darauf an, daß der deutſche Geiſt wieder nordiſcher Geiſt werde. Eine Weltanſchauung tut not, die ſich vor allem auch darin ausdrückt, daß ſie den Geiſt der Verantwortung weckt in allen Fragen des Blutes. Nur eine Weltanſchauung, die „idealiſtiſch“ iſt im Sinne Platons, Kants und Fichtes kann dies ernſtlich bewirken[1]. Schädlich ſind für eine deutſche Wiedergeburt all jene „biologiſchen“ und „biologiſtiſchen“ Weltanſchauungen, die gerade auch in der Raſſenforſchung unſerer Zeit ſich kundtun. Biologie kann als Einzelwiſſenſchaft nie zur Grundlage einer Weltanſchauung werden[2]. Wohl aber iſt eine ſolche Weltanſchauung erforderlich, welche der biologiſchen, raſſenkundlichen und raſſenhygieniſchen Forſchung eine beſondere Aufmerkſamkeit zuwendet. Heute, bei der Richtungsloſigkeit des Zeitalters, iſt es möglich, ja faſt geradezu die Regel, daß auch der rein nordiſche Menſch und oft gerade dieſer ſein eigenes Weſen gänzlich zerſetzt durch die Bemühung um fremden Geiſt. Faſt jeder Deutſche, ſei er reinraſſig nordiſch oder nicht, iſt überfremdet von den artloſen, vielfach zerſetzenden und entſtaltenden Anſchauungen der Gegenwart. Ob leiblich oder geiſtig, alle Menſchen der Gegenwart ſind irgendwie zu Miſchlingen geworden und ſind täglich verwirrenden Einflüſſen ausgeſetzt.

---

[1]) Fiſcher, Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat. 1910.

[2]) Nur dadurch, daß im deutſchen Volk gleichſam eine ſeeliſche Verpflichtung auf das Bild der Nordraſſe entſteht, iſt auch eine gewiſſe Abwendung der noch unabſehbaren Folgen der „Schwarzen Schmach“ und der nicht fehlenden deutſchen Raſſenſchande in dem von den Franzoſen beſetzten Gebiet möglich. Allein bei ſolcher Blickrichtung auf das Nordiſche in Leib und Seele wäre eine weitere Fortpflanzung der nordiſcher Art ſo fernſtehenden afrikaniſch-europäiſchen und aſiatiſch-europäiſchen Miſchlinge zu vermeiden, welche Fortpflanzung die Franzoſen zur gänzlichen Entartung des deutſchen Volkes wünſchen.

Die „individualiſtiſchen“, ſowie die maſſentümlichen Geiſtesrichtungen der Zeit ertöten langſam die nordiſche Seele wie den nordiſchen Leib. Auf die Rettung der nordiſchen Seele aber kommt es ſicherlich zu allererſt an. „Vor einer Überſchätzung der äußerlichen Raſſenmerkmale wie Haar- und Augenfarbe, Körperlänge und Kopfform muß ausdrücklich gewarnt werden. Die Erbanlagen, welche dieſe äußeren Merkmale bedingen, machen nur einen verhältnismäßig recht kleinen Teil der geſamten Erbmaſſe einer Raſſe aus. Ein dunkelhaariger Deutſcher kann ebenſogut nordiſche Eigenſchaften der Seele haben, wie ein blonder. An den ſeeliſchen Anlagen liegt doch wohl mehr als an den äußeren Merkmalen; und jene ſind auch in viel größerer Gefahr als dieſe. Blonde Haare und blaue Augen wird es noch nach Jahrtauſenden in Europa geben, die nordiſche Seele aber ſtirbt“[3].

Zur Rettung der nordiſchen Seele durch Erfaſſung nordiſchen Weſens, vor allem aber auch zur Stärkung des Gemüts, wird dem nordiſch-gerichteten Deutſchen alles dienen, was uns an Zeugniſſen aus der früheſten (d. h. am ſtärkſten nordiſch-gerichteten) Geſchichte der indogermaniſchen Völker erhalten iſt. Eine Feier wird es ihm vor allem ſein, die reichen Zeugniſſe altgermaniſchen Lebens in ſich zu erfahren. Die isländiſche Saga, die Edda, das Nibelungenlied, alle uns überlieferten Heldendichtungen germaniſcher Frühzeit, werden ihm von nordiſcher Lebensgeſtaltung zeugen. Er wird wie die früheſte Dichtkunſt, ſo die früheſte Baukunſt der Germanen[1], ihre Urſchau (Mythos), ihre Geſetzgebung[2] und Sitte nach Weſen und Richtung zu erkennen trachten. Nie wird ihm ſo die Geſchichtsbetrachtung zu einem Selbſtzweck und Ende, zum „Hiſtorizismus“, entarten, immer wird ſie ihm ein Teil der Beſinnung zur Geſtaltung eines neuen Anfangs ſein. Soll es zu einer Wiedervernordung des deutſchen Volkes kommen, ſo wird dazu die rechte Begeiſterung jugendlicher Menſchen für das Ewig-Nordiſche vor allem nötig ſein, denn es „ſiegt immer und notwendig die Begeiſterung über den, der nicht begeiſtert iſt“[3]. Aus der Liebe zur altgermaniſchen Welt muß dem deutſchen Volk eine neue gewiſſe Überlieferung geſchaffen werden. Der nordiſch-germaniſche Held muß wieder Vorbild („Norm“) der Deutſchen werden[4].

---

[1] Außerordentlich bedeutungsvoll für die Durchdringung der Gedankenwelt der großen Denker alter und neuerer Geſchichte im Hinblick auf die Geſtaltung einer nordiſch-germaniſchen Welt ſind die beiden Bücher von Houſton Stewart Chamberlain: „Immanuel Kant“ (1916) und „Goethe“ (1921).

[2] Die Grenzen der Biologie und ihre Stellung innerhalb einer tiefer zu begründenden Weltanſchauung zeigt Hartmann, Die philoſophiſchen Grundfragen der Biologie (1912). — Rickerts „Philoſophie des Lebens“ (1920) iſt zwar eine wohlbegründete Zurückweiſung des Naturalismus und Biologismus (älterer Richtungen), doch wünſchte man ſich eine Eingrenzung naturaliſtiſchen Denkens durch eine Unterſuchung, welche ſich nicht entgehen läßt, wieviel Geſundheit und Lebendigkeit (bildlich geſprochen) im biologiſchen, raſſenkundlichen und raſſenhygieniſchen Denken zu gänzlich neuen Fragen und Antworten drängt.

[3] Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß II, 1923.

Der nordiſch-gerichtete Deutſche wird verſuchen müſſen, den Gedanken der Wiedervernordung den nordiſchen und vorwiegend nordiſchen Menſchen aller Stände zu übermitteln. Es kommt darauf an, durch Hinweis auf das Zielbild nordiſcher Raſſe in allen Schichten des Volkes jene tüchtigende Spannung zu erwecken, welche die früheren Zeiten verſpürt haben. Auch die Einmütigkeit des deutſchen Volkes kann nur durch ein einmütiges Streben erreicht werden. Die Wirrnis des geſamten deutſchen Lebens wird ſich immer weiter ſteigern, die Menſchen werden ſich immer weniger einen können, wenn nicht dem deutſchen Volk die ihm ſchickſalsmäßig zugewieſene Richtung zur Tüchtigkeit gewieſen wird. In einem Buch „Ritter, Tod und Teufel. Der heldiſche Gedanke“ (1920) habe ich, weniger in wiſſenſchaftlicher als in einer bekenntnismäßigen Weiſe, zur Begründung einer Artrichtung der Deutſchen verſucht, die Grundlagen einer nordiſchen Weltanſchauung, der alten Weltanſchauung nordiſchen Geiſtes, für unſere Zeit zu entwerfen, indem ich die ſo entworfene Weltanſchauung vom Geiſt des Zeitalters abhob und ihm entgegenſtellte; hier darf ich auf dieſes Buch verweiſen, deſſen Ausführungen ſich etwa in den eben betrachteten Zuſammenhang einfügen würden.

Der nordiſch-gerichtete Deutſche wird auf alle Fragen der Weltanſchauung aufmerkſam ſein müſſen und wird letzten Endes für ſein Volk eine neue, aus nordiſchem Geiſt erwachſende Glaubensbindung wünſchen müſſen. Nach den außerordentlich wertvollen Forſchungen des Franzoſen Le Bon[5] erſcheint immer deutlicher, daß jede echte Schöpfung im Völkerleben nur durch einen Glauben möglich iſt. Die Geſittung, die der nordiſch-gerichtete Deutſche ſeinem Volk wünſchen muß, wird diesſeitiger und jenſeitiger Kräfte bedürfen. Es iſt eine (dem Zeitalter des Rationalismus entſprungene Fehlanſchauung, daß ſich allein auf Wiſſenſchaft dauernde Geſittungsgüter bauen laſſen. Da ſich auf nur volkstümlich-eingewurzelte (organiſche) Anſchauungen Dauerndes gründen läßt, wird der nordiſch-gerichtete Deutſche beſonders aufmerkſam ſein auf alle Beſtrebungen einer Erfaſſung des Chriſtentums aus nordiſch-germaniſchem Geiſt [1]).

---

[1] Haupt, Die älteſte Baukunſt der Germanen. 1909.

[2] Vgl. Fußnote 2, Seite 418.

[3] Fichte, Reden an die deutſche Nation. 1808.

[4] Daß einem Ertüchtigung ſuchenden Volk der Held die „Norm“ ſein muß, zeigt Hildebrandt, Norm und Entartung des Menſchen (1920).

[5] Le Bon, Pſychologie der Maſſen (1922), und Pſychologiſche Grundgeſetze in der Völkerentwickelung (1922).

Als nächſte weſentliche Forderung unſerer Zeit und Zukunft ergibt ſich jedenfalls dem nordiſch-gerichteten Deutſchen die durch Betrachtung der Artfragen aufgegebene und bis zu weltanſchaulicher Vertiefung zu ſtärkende Entſcheidung der Geſinnungen für oder gegen die Aufnordung des deutſchen Volkes. Ob leiblich oder geiſtig, faſt jeder Menſch unſerer Zeit iſt Miſchling geworden und hat ſich — nach Erkenntnis der Artfragen und wenn eine Erneuerung erfolgen ſoll — zu entſcheiden. Ein Kennzeichen der kommenden Dinge wird dieſe Entſcheidung der Geſinnungen ſein müſſen. Aus der beiſpielloſen Wirrnis unſeres Miſchlingszeitalters führt nur die Wendung zu einer Artrichtung uns hinaus. Hat man die raſſiſchen Bedingungen menſchlichen Gemeinſchaftslebens und Völkerlebens einmal erkannt, ſo bleibt zur Einmütigkeit und Ertüchtigung nur dieſer eine Weg. „Klar vorgezeichnet ſieht man dann, daß der Weg zur Beſſerung der moraliſchen, wirtſchaftlichen, ſozialen und politiſchen Zuſtände, von der alles andere abhängt, mit einer Raſſenpolitik einſetzen muß, deren Geſetze freilich erſt noch gereinigt und feſtgeſtellt werden müſſen. Man fühlt es, wie man mit dieſem Gedanken an die Wurzeln des Elends greift, das die Menſchheit quält“ [2]).

Dem Einſichtigen kann, wenn er dem deutſchen oder ſonſt einem heute noch nordiſch-bedingten Volk angehört, die Entſcheidung nicht ſchwer werden. Es gilt doch die Entſcheidung für das Wertvollſte in uns, für das Blut, das der deutſchen Art und Geſchichte Sinn und Bedeutung gegeben hat und das allein wieder Sinn und Bedeutung erwirken kann: die Entſcheidung für das nordiſche Blut. All die Werte und Güter unſeres Weſens und unſerer Geſittung, die wir als eigentlich deutſch, als den echteſten Ausdruck des Deutſchtums, erkennen und die am meiſten zur Feſtigung unſeres Eigenwertes beitragen, ſind erwirkt durch den nordiſchen Geiſt. Und ebenſo: was den Deutſchen aller Stämme gemeinſam iſt, iſt eben der Einſchlag nordiſchen Blutes, ſodaß die Hinwendung zur nordiſchen Raſſe ein Ausdruck der Verbundenheit aller Deutſchen (und ſchließlich aller Völker germaniſcher Sprache) werden kann. Sinn und Beſtimmung deutſchen Lebens, Sinn und Beſtimmung der Deutſchheit, muß daher ſein: das Streben nach nordiſchem Ausdruck, die immer klarere und mächtigere Verwirklichung nordiſchen Weſens im deutſchen Volkstum und durch das deutſche Volkstum. Deutſchheit kann — gemäß der Prägung, die nordiſches Blut dem deutſchen Volkstum einmal gegeben hat — Deutſchheit kann ſchickſalsmäßig höchſten Wert nur in

---

[1]) Ein eben ſich ausbreitender Bund für deutſche Kirche zeigt nach ſeiner Werbeſchrift ein ſolches Streben.

[2]) Francé, Bios. 1921.

Einem finden: im Streben zur Nordheit. Deutſchſein kann — nach Erkenntnis der raſſiſchen Bedingungen deutſcher Artung — nur noch bedeuten: ſich für das nordiſche Bluterbe und für nordiſches Weſen entſcheiden.

In dem angeführten Buch „Ritter, Tod und Teufel. Der heldiſche Gedanke“ habe ich einen ſolchen Gedankengang verfolgt bis zur Aufſtellung desjenigen Sittengeſetzes, das ſich aus der Einſicht in die Dinge des Blutes für den Deutſchen ſchickſalsmäßig allein ergeben kann, und habe dieſes Sittengeſetz, um ſeinen Geiſt deutlich vom Geiſt einer früheren, in Raſſendingen noch erkenntnisloſen Zeit abzuheben, der Form nach abſichtlich an Kants „kategoriſchen Imperativ“ angeglichen:

Handle ſo, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordraſſiſchen Geſetzgebung denken könneſt.

Das weltbürgerliche, „humaniſtiſche“, Zeitalter der Aufklärung, des Rationalismus, dem Kant noch entſtammte, hatte den Zugang zur Betrachtung der Artfragen nicht finden können. Zwar ſchrieb Kant: „Soviel iſt wohl mit Wahrſcheinlichkeit zu urteilen: daß die Vermiſchung der Stämme, ... welche nach und nach die Charaktere auslöſcht, dem Menſchengeſchlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich ſei“[1]. Auch ſah Kant ſchon, daß der „angeborene Charakter in der Blutmiſchung des Menſchen liegt und auch der erworbene und künſtliche nur die Folge davon iſt“. Aber den Schritt von der Menſchheit zur Volkheit[2], von einer (zu jeglicher Geſtaltung notwendig ohnmächtigen) „allgemeinen Geſetzgebung“ zu einer volkheitlichen (von Wirklichkeiten ausgehenden, zur Klargeſtaltung vordringenden) Geſetzgebung, die uns nottut, hat erſt Fichte in gewiſſem Sinne getan. Auch für Fichte war aber der Blick in die Blutzuſammenhänge noch nicht möglich; dazu bedurfte es noch der Raſſenforſchung des 19. Jahrhunderts. Das 19. Jahrhundert hat aber auch da und dort im Streit der Weltanſchauungen entſcheidende Wandlungen des Gedankens bewirkt, die eine Abkehr vom „Humanitätsideal“, vom „Menſchheitsgedanken“ und vom „Weltbürgertum“ bedeuteten. Die Romantik ſchon hatte ja die Wendung zur Volkheit geſucht und vielfach gefunden[3]. Die heutige Zeit und der heutige Deutſche haben eine Schulung durch die Wirklichkeit durchmachen müſſen, die vom „Menſchheitsgedanken“ oft ſehr weit entfernen muß, und Unterſuchungen wie Hildebrandts „Norm und Entartung des Menſchen“ (1920) und „Norm und Verfall des Staates“ (1920) ſind ſchon eigentlich Vorarbeiten zu einer auf die Wirklichkeit der Erbanlagen aufzubauenden Geſtaltung[4].

---

[1] Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht. 1789. 2. Teil.

[2] Dieſes Wort ſtammt von Goethe.

[3] Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalſtaat. 1922.

[4] Daß neuerdings auch die Philoſophie (phänomenologiſcher Richtung) ſich der Artforſchung, ja der Frage der Wiedervernordung, zuwendet, zeigt ein Aufſatz von Clauß: „Die Grenzen deutſcher Artung“ im „Hellweg“, Bd. 2, Heft 29. 1922. — Hildebrandt gebraucht das Wort „Raſſe“ leider ungenau, etwa im Sinne von „Bevölkerung“.

„Uns ſind heute die weſensnotwendigen Grenzen irdiſcher Daſeinsformen bewußt geworden, uns ſind die Klammern der Volkheit bewußt geworden, die notwendigen Mauern, die eine jede völkiſche Sonderart zur Erhaltung ihres Eigenweſens um ſich aufrichten muß. Die Forderung unſerer klaſſiſchen Zeit, daß der Menſch zur Perſönlichkeit, zum eigenbewußten Menſchen, werde, hat für uns noch umgreifendere Macht gewonnen: uns iſt ein Volkstum wertvoll nur dann, wenn es eigenbewußt ſein Daſein lebt. Wir wiſſen darum, daß die allgemeinſte Geſetzgebung, die ſich überhaupt zur Geſtaltung einer Wirklichkeit faſſen läßt, diejenige iſt, die ein Volkstum deutlich und rein umgreift. Soll überhaupt noch klar gewollt und klar geſtaltet werden, ſo iſt der weiteſte Umgriff um eine Sonderart, daß ſie als Eigenwert ſich feſte, ſolche Eigengeſetzlichkeit“ 1). Solche Erkenntnis eben mußte bei Betrachtung der raſſiſchen Bedingungen des deutſchen Volkstums zu dem oben angeführten Sittengeſetz leiten. — —

So leiten ſchließlich gewichtige Gedanken von der Raſſenkunde, einem Gebiet der Naturwiſſenſchaft, hinüber bis in das Gebiet ſittlichen Wollens. Artfragen erwecken Fragen der ſittlichen Entſcheidung. Hier können ſolche nicht eingehender erörtert werden. Es genügt, wenn hier zu ernſter Beſinnung die Tatſache erſchienen iſt, daß zu Gedeihen und Größe eines jeden Volkes das bewußte oder unbewußte Ergreifen und Einhalten einer beſtimmten *Artrichtung* nötig iſt. „Wie das nächſte Geſchlecht, das von euch ausgehen wird, ſein wird, alſo wird euer Andenken ausfallen in der Geſchichte“ (Fichte) 2). Da ſich die Völker ihrer raſſiſchen Zuſammenſetzung nach alle voneinander unterſcheiden, ſo ergibt ſich für jedes Volk eine beſondere Richtung zur Tüchtigkeit. Für die heute noch nordiſch-bedingten Völker muß dieſe Richtung das Streben nach nordiſchem Weſen ſein. *Für ſie iſt die nordiſche Raſſe die „Große Raſſe“* (Grant).

Iſt einmal die heutige Lage des deutſchen Volkes dieſem ſelbſt bewußt geworden, und ergibt ſich aus ſolcher Erkenntnis ein neuer Artwille der Deutſchen, das Streben zur nordiſchen Art, dann iſt eine ſtarke Hoffnung auf eine Wiedergeburt Deutſchlands möglich; dann muß der neue Anfang kommen. Die Entnordung war eine Erſcheinung der Jahrhunderte; auf Jahrhunderte in die Zukunft hinaus muß ſich in unſerer Zeit der Geiſt und Wille des nordiſch-gerichteten Deutſchen ſpannen. Dies möge gleichſam die *fauſtiſche Sendung des deutſchen Volkes* ſein, ſich aus dem Willen zu reiner nordiſcher Raſſe neu zu ſchaffen!

Der zerfloſſene und immer wieder zerfließende Gedanke der „Menſchheit“ vermag immer nur zu entſtalten; neu zu geſtalten vermag nur der Gedanke der Volkheit, für uns Deutſche nur der Gedanke der Deutſchheit. Deutſchheit aber ſoll fortan nichts anderes mehr bedeuten als: Streben nach nordiſcher Art.

---

1) Ritter, Tod und Teufel. Der heldiſche Gedanke. 1920.

2) Fichte, Reden an die deutſche Nation. 1808.

Anhang

Raſſenkunde des jüdiſchen Volkes.

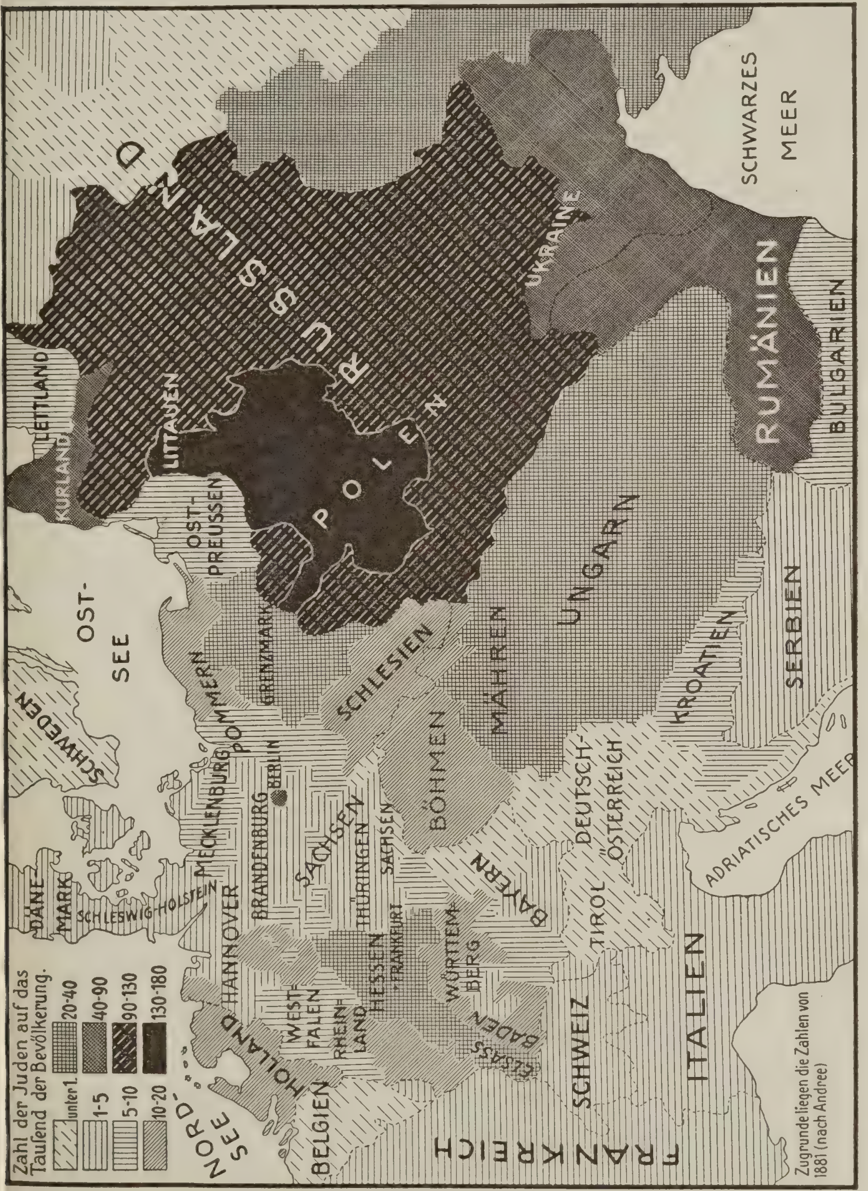
Der jüdiſche Schriftſteller Goldmann hat (1916) geſchrieben: „Kein europäiſches Volk iſt im letzten Jahrhundert von Juden und jüdiſchem Geiſt ſtärker beeinflußt worden als das deutſche Volk“[1]. Wenn dem ſo iſt, ſo hat das deutſche Volk allen Grund, nach einer Erkenntnis der Erbanlagen des jüdiſchen Volkes zu trachten. —

Unter dem deutſchen Volk leben Teile des jüdiſchen Volkes. Nach einer Zählung vom Jahre 1910 betrug die Zahl der Juden im Deutſchen Reich 620 000. Doch handelt es ſich hier nur um *Juden amtlicher Zählung*, d. h. um Juden, die zugleich moſaiſchen Glaubens ſind. Da aber dieſes Buch nicht Glaubensgemeinſchaften, ſondern raſſenhaft-bedingte Volkstümer betrachtet, hat es mit dem moſaiſchen Glauben an ſich nichts zu tun. Unterſucht ſoll werden: das jüdiſche Volk als eine beſonders entſtandene Blutsgemeinſchaft. Die Zahl der deutſchen Staatsangehörigen *jüdiſchen Blutes* iſt in Deutſchland erheblich größer als die der deutſchen Staatsangehörigen *jüdiſchen (moſaiſchen) Glaubens*, da ja das deutſche Judentum wie überhaupt das weſteuropäiſche Judentum unter der Herrſchaft abendländiſcher Anſchauungen zum überwiegenden Teil den moſaiſchen Glauben abgelegt hat oder nur noch ſehr loſe Verbindungen mit ihm pflegt. Man wird daher die Zahl der deutſchen Staatsangehörigen *jüdiſchen Blutes* wohl auf das Doppelte der Zahl 620 000 (oder noch höher?) ſchätzen dürfen[2]. Hinzu kommt eine ziemlich große Anzahl jüdiſcher Menſchen fremder Staatsangehörigkeit, die ſich in Deutſchland aufhalten; hinzukommt eine gewiſſe Anzahl oſteuropäiſcher Juden, die ſich in Deutſchland meiſt nur für eine gewiſſe Zeit aufhalten, bis ſie imſtande ſind, nach England oder Amerika auszuwandern. All dieſe einzelnen jüdiſchen Volksteile zuſammen bilden das in Deutſchland wohnende Judentum, das wieder einen gewiſſen Teil des jüdiſchen Ge-

---

[1] Goldmann, Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. 1916.

[2] Auf dieſe Schätzung bin ich dadurch gekommen, daß unter der nicht geringen Zahl von Juden, mit denen ich bekannt geworden bin, ein ſehr großer Teil nichtmoſaiſcher (chriſtlicher, freireligiöſer) Juden iſt. Das „Israelitiſche Familienblatt“ (Nr. 7, 1923) bemerkt zu meiner Schätzung: „Hoffentlich erfährt Dr. G. im Intereſſe ſeiner Nachtruhe nie die wahre Ziffer.“ Soll ich daraus ſchließen, ich hätte zu hoch oder ich hätte zu niedrig geſchätzt?


Zahl der Juden auf das Tauſend der Bevölkerung.
unter 1.
1-5
5-10
10-20
20-40
40-90
90-130
130-180
RUSSLAND
POLEN
LITTAUEN
LETTLAND
KURLAND
OST-PREUSSEN
OST-SEE
SCHWEDEN
DÄNEMARK
SCHLESWIG-HOLSTEIN
MECKLENBURG
POMMERN
GRENZMARK
BERLIN
BRANDENBURG
HANNOVER
SACHSEN
THÜRINGEN
SACHSEN
SCHLESIEN
BÖHMEN
MÄHREN
UNGARN
UKRAINE
RUMÄNIEN
BULGARIEN
SCHWARZES MEER
SERBIEN
KROATIEN
DEUTSCH-ÖSTERREICH
TIROL
BAYERN
WÜRTTEMBERG
FRANKFURT
HESSEN
WESTFALEN
RHEINLAND
BADEN
ELSASS
HOLLAND
NORDSEE
BELGIEN
FRANKREICH
SCHWEIZ
ITALIEN
ADRIATISCHES MEER

Zugrunde liegen die Zahlen von 1881 (nach Andree)

Karte XIV. Verteilung der Juden amtlicher Zählung in Mitteleuropa (nach Andree). (Neuere Zahlen S. 434 u. S. 448).

ſamtvolks ausmacht. Über die Zahl jüdiſch-deutſcher Miſchlinge läßt ſich begreiflicherweiſe gar nichts ausſagen, nur dies ſcheint ſicher, daß ſolche Miſchlinge im Adel verhältnismäßig viel häufiger ſind als in den anderen Kreiſen der Bevölkerung1).

Man zählt auf der ganzen Erde nach Lenz2) gegen 15 Millionen Juden, eine Zahl, die ſich wohl auf die oben gekennzeichneten amtlichen Zählungen gründet und deshalb notwendigerweiſe ungenau iſt. Der „American Israelite" hat neuerdings die Zahl der Juden auf 15,5 Millionen geſchätzt; der jüdiſche Statiſtiker Trietſch3) ſchätzt auf 17 Millionen und nimmt eine jährliche Zunahme von über 2% an. — Etwa elf Millionen Juden ſprechen deutſch oder jiddiſch-deutſch. Das iſt für das deutſche Volkstum deshalb wichtig, weil ſo ein großer Teil dieſer elf Millionen jüdiſcher Menſchen als Deutſche angeſehen wird, oder doch mindeſtens als ein durch deutſche Umwelt beeinflußter Teil des Judentums — man ſpricht in England von den „deutſchen Juden" (German Jews). Die Juden amtlicher Zählung haben i. J. 1900 im Deutſchen Reich 1,04% der Geſamtbevölkerung ausgemacht, in Polen 16,25%, in Rußland 3,29%, in Öſterreich 4,68%, in Holland 2%, in England 0,85%, in Frankreich 0,22%, in Italien 0,1%, in Spanien 0,02%4).

Die Zerſtreuung des jüdiſchen Volkes über die ganze Erde weiſt auf die Ausnahmeſtellung dieſes Volkstums hin. Das jüdiſche Volk bewahrt einen Zuſammenhalt, obwohl es kein eigenes Land beſitzt. Es iſt ein Volk ohne Staatsgebiet. Das iſt eine Ausnahme, wie ſie ſonſt in Europa nur etwa das Volkstum der landloſen, ſtaatloſen Zigeuner bietet. Aber das Zigeunertum iſt ſeinerſeits dadurch vom Judentum ſo verſchieden, daß es zuſammengehalten wird durch eine lebende Gemeinſprache, die zigeuneriſche Sprache indiſcher Herkunft, und ferner wenigſtens durch einen gewiſſen Stammes- oder Gruppenzuſammenhalt. Beides aber: lebende Gemeinſprache und Stammes- oder Gruppenzuſammenhalt fehlt den Juden. Jüdiſches Volkstum iſt alſo zunächſt gekennzeichnet durch das Fehlen dieſer ſcheinbar nötigen Ausdrucksformen eines Volkstums: eigene Sprache und eigener Staat. — Wodurch erhält ſich aber das jüdiſche Volkstum und wodurch geradezu ſicherer, abgeſchloſſener, lebenszäher als

---

1) Über Adelsgeſchlechter mit jüdiſchem Blut vgl. Theilhaber, Genealogie einer jüdiſchen Familie. (Archiv f. Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie Bd. 9, 1912). Theilhaber führt darin an, daß eine Fürſtin Reuß (geb. Meyer) und eine Fürſtin von Monaco aus jüdiſchem Hauſe ſtammten, daß ferner die Familien Baron Oppenheimer, v. Heine, v. Friedländer, von Fuld, v. Eichthal, v. Löwenthal, v. Rachel, v. Ukro, v. Löſch, v. Oppenfeld, v. Renard, v. Moßner, v. Halle und Grafen v. Schwanental jüdiſcher Herkunft ſeien, er führt ferner eine Reihe adliger und hochadliger Familien an, in denen einzelne männliche Mitglieder Jüdinnen geheiratet haben und nennt weitere Bücher, welche ſolche Verbindungen darſtellen, ſodaß obige Behauptung verhältnismäßig viel häufigeren jüdiſchen Bluteinſchlags im Adel dadurch ſehr beſtärkt wird. Beſonders gilt dies für den öſterreichiſchen Adel.

2) Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre und Raſſenhygiene. 1923.

3) Neue Zeit, Chicago, 23. November 1922.

4) Vgl. Jewish Encyclopædia unter „statistics".

manch anderes Volkstum? — Bis gegen den Beginn des 19. Jahrhunderts hätte man auf dieſe Frage antworten können: Durch die beſondere moſaiſche Glaubensform. Aber hätte dieſe Antwort auch ſchon für die Zeit vor der ſogen. Judenemanzipation der Wirklichkeit nicht ganz entſprochen, da es doch auch damals „ausgetretene“ oder „übergetretene“ Juden gab, die ſich ihrem Blut nach doch dem jüdiſchen Volkstum zugehörig fühlten — hätte dieſe Antwort die eigentliche Lage ſchon damals nicht gekennzeichnet, ſo wäre ſie für die Gegenwart geradezu falſch, da ja heute durch einen Wandel der Anſchauungen, dem das Judentum gefolgt iſt, die Zugehörigkeit zu einer beſtimmten Glaubensform keine allgemeingeltende Übung mehr iſt. Der moſaiſche Kern — wenn man dies ſo nennen will — des jüdiſchen Volkstum ſchwindet von Jahr zu Jahr und wird beſonders ſchnell ſchwinden, wenn das oſteuropäiſche (polniſche, ruſſiſche, galiziſche) Judentum in die Formen des abendländiſchen Lebens mit einbezogen wird: die abendländiſche „Denkfreiheit“ wird wahrſcheinlich dem bis heute ſo überlieferungstreuen Judentum Oſteuropas die moſaiſche Glaubensform ebenſo abſtreifen, wie die abendländiſchen Anſchauungen ſie dem weſteuropäiſchen Judentum größtenteils abgeſtreift haben. Schwindet ſo etwa auch der moſaiſche Kern des Judentums, ſo bleibt doch das Volkstum an ſich beſtehen. Den Zuſammenhalt ſchafft ihm das eigenartige jüdiſche Blutbewußtſein. Iſt das Judentum nämlich einerſeits gekennzeichnet durch das Fehlen von Ausdrucksformen völkiſcher Art, die man für unerläßlich halten würde, wie Staatsgebiet und lebende Gemeinſprache, ſo iſt es andererſeits gekennzeichnet durch ein raſſenkundlich ſehr wichtiges Gut: durch ſein Blutbewußtſein. Was kein europäiſches Volkstum je beſeſſen hat, ein beſonderes Artbewußtſein[1]), ein Blutbewußtſein, das iſt dem Judentum eigen und muß ihm mindeſtens ſeit der Zeit der Geſetzgebung Esras immer zu eigen geweſen ſein: das Bewußtſein, anderen Blutes zu ſein als jedes andere Volk, das Bewußtſein, von jedem anderen Volk immer blutmäßig geſchieden zu ſein. So kam es zu einer blutmäßigen Abgeſchloſſenheit von einer Strenge, wie ſie kein anderes Volk je gewahrt hat, zu einer Abgeſchloſſenheit, die erſt im Abendland durch die Anſchauungen des 19. Jahrhunderts bis zu einem gewiſſen Grad gelockert werden konnte. Der Jude allein weiß um ſein Blut und achtet auf ſein Blut.

Man ſpricht deshalb irrtümlicherweiſe immer wieder von einer „jüdiſchen Raſſe“, offenbar weil man annimmt, zur Ausbildung einer ſolchen blutmäßigen Abgeſchloſſenheit gehöre eine ganz beſondere einheitliche Raſſe, die ſich als Raſſe von jeher rein erhalten habe. Dieſe volksläufige Annahme irrt, wenn ſie auch mit ihrem Fehlausdruck „jüdiſche Raſſe“ in nicht-wiſſenſchaftlichen Zuſammenhängen keinen Schaden anrichtet. Im nicht-wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang mag man von einer „jüdiſchen Raſſe“ ſprechen. Die Wiſſenſchaft aber hat feſtzuſtellen, daß die Juden nicht eine Raſſe (vgl. S. 19) bilden, ſondern ein Volk[2]). Das

---

[1]) Giddings: „consciousness of kind“.

[2]) Ripley: „no race, but a people“.

Judentum nämlich iſt raſſiſch aus mehr einzelnen Raſſen gebildet als irgend ein abendländiſches Volkstum. Nur iſt durch eine ſtrengabſchließende Geſetzgebung, die zu einer gewiſſen Inzucht führen mußte, im Lauf der Jahrhunderte wieder eine gewiſſe Einheit — man möchte ſagen: eine Einheit zweiter Ordnung — entſtanden: das jüdiſche Volkstum.

Um ein Volkstum handelt es ſich, nicht um eine Raſſe. Daß es ſich um eine Raſſe nicht handeln kann, muß ſchon daraus hervorgehen, daß man im jüdiſchen Volk eine große Anzahl ſehr verſchieden ausſehender Menſchen beobachten kann, daß man auch immer wieder Juden trifft, die kaum oder nur nach längerer Betrachtung als Juden erkennbar ſind. Unter jedem europäiſchen Volk finden ſich einzelne Juden, die von ihrer nichtjüdiſchen Umgebung kaum, hin und wieder gar nicht, zu unterſcheiden ſind. Wenn auch der raſſenkundlich geübte Blick den Juden meiſtens bald als ſolchen erkennt, ſo wird es doch gleichſam am Rande des Judentums immer wieder Erſcheinungen geben, die ſich von den Nichtjuden des jeweiligen Landes kaum unterſcheiden. Man findet ſolche ihrer Umwelt gleichende Juden wohl häufiger unter ſüdeuropäiſchen Völkern, auch noch unter den Franzoſen, da der Jude mit den Menſchen dieſer Volkstümer oft gewiſſe Blutbeſtandteile gemeinſam hat. Deshalb zeigen ſich auch unter dieſen Völkern viel weniger Blutgegenſätze zwiſchen Juden und Nicht-Juden, da die den Juden entſprechende Raſſenmiſchung von der den Nicht-Juden entſprechenden Miſchung unter dieſen Völkern nicht ſo verſchieden iſt. Beſonders wenig hebt ſich der Jude innerhalb der griechiſchen Bevölkerung ab; dem neuzeitlichen Griechen, auch dem gebildeten, geht der Blick für „das Jüdiſche“ gänzlich ab. Das gleiche gilt wohl auch für türkiſche Bevölkerungen. Es finden ſich auch gelegentlich Juden, die faſt nordraſſiſch ausſehen, wenn auch meiſt die geringere Körperhöhe oder die fleiſchigeren Naſenflügel und andere geringe Anzeichen die jüdiſche Blutmiſchung immer noch vermuten laſſen.

Man hat verſucht, gleichſam den eigentlichen Juden raſſenkundlich feſtzuſtellen, das feſtzuſtellen, was in den Zügen der jüdiſchen Menſchen das eigentlich Kennzeichnende ſei, und hat dies erreichen wollen durch Herſtellung von Übereinanderbildern (composite portraiture). Man hat eine Anzahl jüdiſcher Schüler aufgenommen und die ſo erhaltenen Bilder dann übereinander auf eine Platte übertragen, um ſo eine Art Durchſchnittsbild zu erhalten — ein Verfahren, das man heute als unergiebig aufgegeben hat. So wollte man etwa das mittlere, durchſchnittliche Ausſehen des Juden erfaſſen. Die Jewish Encyclopædia, dieſes zwölfbändige Nachſchlagewerk in allen Fragen des Judentums, welches ſich die Juden in vorbildlicher Arbeit geſchaffen haben, berichtet unter „type“ über dieſen Verſuch:

„Was gemeinhin als jüdiſches Ausſehen bekannt iſt, iſt keine Verbindung beſtimmter raſſenkundlicher Maße oder Merkmale, ſondern beſteht hauptſächlich in einem beſtimmten Ausdruck des Geſichts, der bei einer großen Anzahl von Menſchen der jüdiſchen Raſſe ſofort und ohne Fehlgriff als jüdiſch erkannt wird. Man hat beobachtet, daß Kinder in Neu-York, nichtjüdiſche wie jüdiſche, ohne zu fehlen, zwiſchen Juden und Nichtjuden unterſcheiden können, gleichgiltig, ob es ſich um Kinder oder Erwachſene handelte. Die Neger der Goldküſte ſollen die beiden Raſſenarten der Europäer mit gleicher Genauigkeit auseinanderhalten; ſie ſagen „hier kommen zwei Weiße und ein Jude“ ſtatt „hier kommen drei Weiße“ [1]). Aber nimmt man eine große Anzahl Juden zuſammen, ſo kommt zutag, daß ein beträchtlicher Teil von ihnen die Kennzeichen ihrer Herkunft nicht aufweiſt. Bei Gruppenbildern jüdiſcher Wohnheime (institutions) hat ſich herausgeſtellt, daß etwa 53 % der Dargeſtellten mit größerer oder geringerer Sicherheit als Juden erkannt werden, während die übrigen 47 % die weſentlichen Züge nicht zeigen, die ſie entſcheidend als Semiten kennzeichnen würden, obwohl dieſe letzteren, wenn mit Nichtjuden verglichen, wahrſcheinlich von ſolchen unterſchieden werden würden [2]). Ebenſo hat man bemerkt, daß Menſchen, die in ihrer Jugend den jüdiſchen Ausdruck nicht haben, dieſen immer mehr erwerben, je mehr ſie von einem mittleren zu höherem Alter vorrücken. Obwohl Jüdinnen in ihrem Ausſehen wandelbarer erſcheinen, ſo ſcheint es doch, als ob ſie, wenn ſie einmal ausgeſprochen jüdiſch ausſehen, das Raſſenbild in größter Reinheit zeigten.

„Das eigentümliche Weſen des jüdiſchen Ausſehens iſt ſchwer mit einer gewiſſen Sicherheit und Genauigkeit zu beſchreiben. Offenbar liegt es nicht in einem beſtimmten Zug, denn ſobald man einen einzelnen Zug, etwa das Glänzen der Augen, oder die Geſtaltung der Naſe als kennzeichnend herausnimmt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſchon das nächſte Beiſpiel die Giltigkeit dieſes Merkmals fraglich macht. Der einzige Verſuch, eine wiſſenſchaftliche Beſtimmung des jüdiſchen Ausdrucks zu erzielen, wurde von F. Galton und Joſef Jacobs im Jahre 1885 durch Übereinanderbilder gemacht. Sie wählten zu ihren Verſuchen Knaben der Jüdiſchen Freiſchule in London (Jewish Free School London) ... Das Ergebnisbild (Abb. 412) iſt bemerkenswert jüdiſch in der Erſcheinung, und man wird finden, daß dieſe Kennzeichnung gegeben iſt durch Augenbrauen, Augen, Naſe und Lippen, daß ſie aber auch durch Lage und Umriß des Wangenbeins unterſtützt wird. Die Augenbrauen ſind gewöhnlich deutlich ausgebildet, etwas buſchig gegen die Naſe hin und abnehmend nach außen. Die Augen ſind gewöhnlich glänzend, beide Lider ſind ſchwer und geſchwellt, und ein Hauptkennzeichen des jüdiſchen Auges ſcheint zu ſein, daß bei ihm ein größerer Teil der Sehöffnung bedeckt iſt als bei anderen Menſchen. Dies mag dazu beitragen, dem Auge einen nervöſen (nervous) und verſtohlenen (furtive) Blick zu geben, was bei kleinen, eng zuſammenſtehenden Sehöffnungen (Pupillen) einigen jüdiſchen Augen etwas Stechendes (keenness) gibt. Der Lymphſack unter dem Auge iſt gewöhnlich voller und weiter vorſtehend als bei Nichtjuden. Das hohe Wangenbein bedingt in der Regel die hohle Wange, die zum jüdiſchen Ausdruck beiträgt, während die Naſe, von vorn geſehen, nur durch die weiche Beweglichkeit (flexibility) der Naſenflügel, dieſes Hauptmerkmal der jüdiſchen Naſe, unterſchieden werden kann. Die Oberlippe iſt gemeinhin kurz und die untere ſteht vor, was dem Geſicht einen etwas ſinnlichen Ausdruck gibt. Das Kinn zieht ſich von der Lippe aus faſt ohne Verſchiedenheiten zurück, wobei es in den allermeiſten Fällen unter der Lippe eine Vertiefung ſehen läßt. Die Ohren vieler Juden ſind abſtehend und verſtärken dadurch bei Knaben den Eindruck des Jüdiſchen.

---

[1]) Andree, Zur Volkskunde der Juden. 1881.

[2]) Weißenberg legte einem Juden und einem Ruſſen eine große Anzahl Bilder vor, unter denen die Juden herauszuſuchen ſeien. „Der Ruſſe ermittelte richtig die Hälfte der Juden, während der Jude ſogar in 70 % ſeine Volksgenoſſen richtig erkannte. Ein Reſultat, das, wie ich glaube, kein anderes europäiſches Volk aufweiſen kann“ (Weißenberg, Der jüdiſche Typus, Globus, Bd. 97, 1910)

„Mit dem Wachstum wird der jüdiſche Ausdruck, wie oben bemerkt, ausgeſprochener. Bei Männern mag das bedingt ſein durch das Erſcheinen des Schnurrbarts und Backenbarts. Oft findet man, daß der Schnurrbart etwas dünn iſt, da zwiſchen den Haaren der Naſenlöcher und dem eigentlichen Schnurrbart eine ziemlich kahle Stelle iſt. Der Backenbart iſt in manchen Fällen verhältnismäßig dicht und in anderen üppig gekräuſelt und ſich von ſelbſt teilend. Bemerkenswert iſt, daß einige jüdiſche Geſichter faſt alle dieſe Merkmale vereinigen.

„Neben dieſen Einzelheiten iſt in der ganzen Geſichtsbildung etwas, was man bei Juden allgemein findet. Im allgemeinen iſt das Geſicht länglichrund, beſonders bei dem beſten Schlag der Jüdinnen, und, von der Seite betrachtet, iſt es bemerkenswert ausgebogen, wobei die Naſe gleichſam die Zufügung zu einem Ellipſoid iſt.“ —

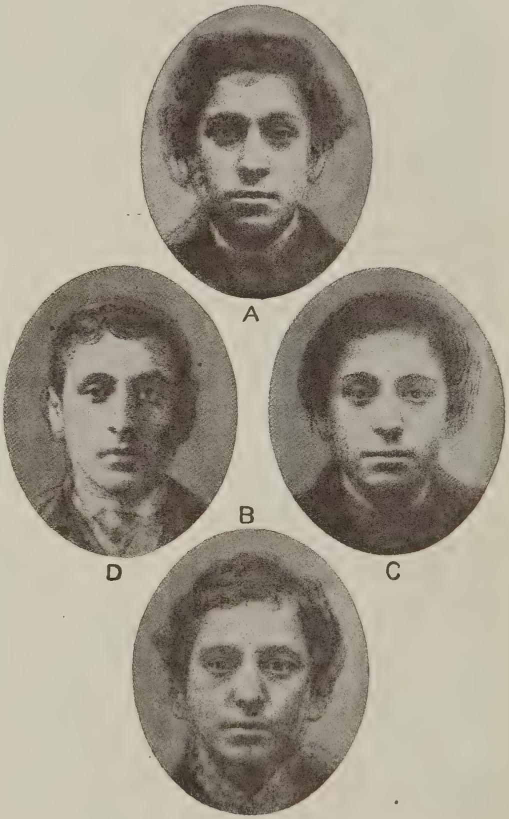


Abb. 412. Übereinanderbilder zur Feſtſtellung
A: Das Bild aus den Aufnahmen beſonders jüdiſch
B: Das Bild aus den Aufnahmen von fünf anderen
C: Das Bild aus den Bildern A und B.

Die Schilderung zeigt, daß ein ſolches Verfahren, einen mittleren, durchſchnittlichen Schlag aus der Vielgeſtaltigkeit eines Volkstums zu gewinnen, nicht ſehr aufſchlußreich iſt. Im folgenden ſoll nun verſucht werden, das jüdiſche Volk ungefähr nach der Art zu beſchreiben, wie dieſes Buch die vier europäiſchen Raſſen beſchrieben hat.

Geſtalt: Der Jude iſt im allgemeinen klein, durchſchnittlich mißt er 1,63 m[1]. In Polen hat man ſogar nur eine Durchſchnittskörperhöhe von 1,61 m gefunden, ſchreibt die dortige beſondere Kleinheit — wohl fälſchlich — auch den dort unter den Juden üblichen frühen Ehen zu, die in weiten Kreiſen des polniſchen Judentums zu einer gewiſſen Entartung geführt hätten. Der Jude iſt verhältnismäßig früh ausgewachſen, auch geiſtig frühreif, auffallend frühreif beſonders nordraſſiſchen Bevölkerungen gegenüber. Innerhalb des jüdiſchen Volkes iſt auffallend der ſtarke Geſchlechtsunterſchied, den das Größengewichtsverhältnis (der index ponderabilis) aufweiſt: Jüdinnen ſind oft beſonders fett und weiſen dadurch ein beſonders größeres Gewicht auf als Juden. — Unter den Fettauflagerungen fällt bei den Juden und zwar bei beiden Geſchlechtern auch eine Fettauflagerung auf dem Nacken verhältnismäßig häufig auf.

a_1
a_2
a_3
a_4
a_5
b_1
b_2
b_3
b_4
b_5

der Kennzeichen jüdiſcher Geſichtszüge.
ausſehender Schüler der Londoner Jüd. Freiſchule (a_{1-5}).
Schülern derſelben Schule (b_{1-5}).
(Nach Fiſhberg, Raſſenmerkmale der Juden.)

Wuchsverhältniſſe: Die Mehrzahl der Juden iſt nicht nur nicht hochgewachſen, ſondern kurzgewachſen, unterſetzt. Es finden ſich viel kurzbeinige Juden, viel Juden mit reichlichem Fettanſatz. Häufig iſt unter den Juden Schmalbrüſtigkeit, man mißt häufig eine beſonders geringe Spannweite der Arme. Ein Teil der Juden iſt auffallend ſchmalhändig und ſchmalfüßig. Häufig ſind die Beine ziemlich wadenlos, häufig finden ſich krummbeinige, häufig plattfüßige Juden. Scherzend hat man ſchon auf einen eigenartigen „wehmütigen Zug um die Beine“ hingewieſen, der den Juden eigen ſei. Bei Jüdinnen tritt oft ein beſonders breites Becken auf, deſſen Breitenwachstum zwiſchen dem 10. und 18. Lebensjahr beſonders auffällig iſt.

---

[1] Vgl. Jewish Encyclopædia unter „stature“.

Schädel: Die Mehrzahl der Juden iſt kurzköpfig, was allein ſchon ein Hinweis darauf iſt, daß das jüdiſche Volk nicht beſonders viel „ſemitiſches“ Blut (d. h. Blut der orientaliſchen Raſſe) mehr beſitzt: die den Bildungskern der „ſemitiſchen“ Völker darſtellenden arabiſchen Beduinen ſind langköpfig. Ripley hat beobachtet, daß bei vielen Juden die Zähne verhältnismäßig weit auseinanderſtehen. Ich habe verhältnismäßig viele Juden und Jüdinnen mit eigentümlich zurückweichendem Kinn geſehen (Abb. 449). Über die langſchädligen Juden im Folgenden.

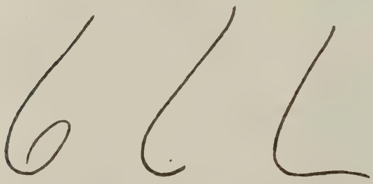


Abb. 413. Die „Judennaſe“ in Form einer 6 als erſte (vorderſte) Naſenform, die folgenden umſo minder „jüdiſch“, je weniger der Naſenflügel aufwärts gezogen erſcheint. (Nach Fiſhberg, Raſſenmerkmale der Juden, Verlag Reinhardt, München.)

Die „Judennaſe“: Die bei Judendarſtellungen übliche, übermäßig vorſpringende gebogene Naſe iſt unter den Juden ſeltener, als man gemeinhin annimmt. In Galizien, das allerdings ein Judentum zeigt, dem wohl am meiſten von dem (vorderaſiatiſchen) Bluterbe verloren gegangen iſt, für das die ſtarke Naſe bezeichnend iſt, findet ſich eine ſtark hinausgebogene Naſe nur bei 9% der jüdiſchen Bevölkerung. — Das Kennzeichnende der „Judennaſe“ iſt, daß die Naſenſpitze hakenförmig nach unten gebogen iſt, indeſſen die Naſenflügel aufwärts gezogen ſind. So entſteht, wie der jüdiſche Raſſenforſcher Jacobs ausgeführt hat, von der Seite geſehen, die Geſtalt einer 6 mit nach oben verlängertem Strich. Dieſe Form läßt ſich tatſächlich wiedererkennen ſelbſt in ſolchen jüdiſchen Naſen, die an ſich nicht eigentlich ausgebogen ſind, ja ſelbſt noch in eingebogenen, flachen jüdiſchen Naſen. Es iſt eben in allen Fällen „nicht ſo ſehr die Form von der Seite geſehen, als die beſondere Betonung und Biegſamkeit der Naſenflügel“[1]. Selbſt in ſolchen Fällen, wo etwa im Schattenriß eine jüdiſche Naſe einmal die gleiche Form aufweiſt wie eine nordiſche Naſe, iſt doch faſt immer die jüdiſche Naſe in der Vorderanſicht an der Fleiſchigkeit der Flügel zu erkennen. Bei nordiſch-jüdiſchen Miſchlingen zeigt ſich die jüdiſche Beimiſchung hin und wieder nur noch in der weichen Geſtaltung der Naſenflügel; das jüdiſche Bluterbe bringt dann immer noch den kennzeichnenden Eindruck hervor, als ob ſich in der Naſe gleichſam weiche Stoffe nach unten geſenkt hätten.

---

[1] Jacobs; vgl. auch Jewish Encyclopædia unter „nose“.

Weichteile des Geſichts: Die Lippen ſind meiſt wulſtiger als bei den nichtjüdiſchen europäiſchen Völkern. Oft tritt die Unterlippe in kennzeichnender Weiſe vor, in einzelnen Fällen ſo weit, daß ſie faſt überhängend erſcheint und dann dem Geſicht einen Zug beimiſcht, der an die Lippenbildung etwa bei Kamelen denken läßt. Häufig finden ſich aber auch Lippen, die in der Weiſe eigenartig geſchwunden ſind, daß der Mund in der Mitte vorgeſpitzt erſcheint, indeſſen die Mundwinkel leicht nach oben und ſeitwärts geſchweift erſcheinen. Die Nachahmung dieſes, oft als beſonders „ſemitiſch“ empfundenen Zuges verleiht ſelbſt manchen unjüdiſchen Geſichtern etwas Jüdiſches. Bei vielen Juden liegt die (sulcus mentolabialis oder auch Kinnrinne genannte) Furche der tiefſten Einbuchtung zwiſchen Unterlippe und Kinn höher als bei nichtjüdiſchen Europäern, oft zur Falte vertieft gleich unter der Unterlippe. Vielfach findet ſich unter den Juden (häufiger wohl im weiblichen Geſchlecht) die Augenform, die man als „Mandelaugen“ bezeichnet; hierüber weiter unten. Die Augenlider der Juden ſind oft ſchwer oder wie verdickt. Beſonders ſchwer erſcheint zumeiſt das Oberlid, das verhältnismäßig tief über das Auge hereinhängt und dann dem Auge gelegentlich jenen „verſtohlenen Blick“ verleiht, von dem die Jewish Encyclopædia berichtet. Bei manchen Juden ſtehen die Ohren auffällig ab; beſonders bei jüdiſchen Kindern fällt dieſer Zug oft auf. Es ſcheint, daß in manchen Fällen die Ohren höher ſitzen als bei nichtjüdiſchen Europäern. Man ſpricht in Öſterreich in manchen Fällen von „Moritzohren“; es ſcheint alſo, als ob dieſer Zug für die oſteuropäiſchen Juden häufiger bezeichnend wäre.

Die Haut: Die Hautfarbe iſt meiſt dunkler als bei vorwiegend nordraſſiſchen Völkern. Oft beobachtet man bei Juden und Judenmiſchlingen eine gelblich-matte Hautfarbe. Unter den ſephardiſchen Juden (ſ. unten) ſoll auffallend helle Haut ziemlich häufig ſein. Neuerdings iſt von Poll[1] auf Grund von Fingerabdrücken feſtgeſtellt worden, daß ſich die Zeichnung der Fingerleiſten (vgl. S. 55) bei jüdiſchen Kindern von der Leiſtenzeichnung nicht-jüdiſcher Kinder in beſonderer Weiſe unterſcheidet. Der jüdiſche Hautgeruch wird meiſtens als „ſüßlich“ bezeichnet.

Haar: Die Körperbehaarung der Juden iſt meiſt ſehr ſtark, ebenſo zumeiſt auch der Bartwuchs. Oft fällt die dunkle, blauſchwarz erſcheinende Raſierfläche jüdiſcher Männer auf, die auf beſonders dichten dunklen Bartwuchs deutet. Man würde vielleicht bei Juden mehr negride (krauswollige) Bartbildung finden, wenn die Mode weniger gegen den Backenbart gerichtet wäre. Die Augenbrauen finden ſich unter dem jüdiſchen Volk oft ſehr dicht und oft über der Naſenwurzel zuſammengewachſen. Öfters finden ſich auch ziemlich hoch gebogene Augenbrauen, die nach außen eigenartig tief nach unten reichen, was dem Geſicht dann einen ſchmerzlichen Ausdruck verleiht. Schon durch ihre dunkle Färbung aber müßten die jüdiſchen Augenbrauen meiſt viel ſtärker wirken als die Brauen nichtjüdiſcher Europäer. — Es ſcheint, daß bei den Juden die vordere

---

[1] In einem Vortrag vom 12. Juni 1922 in der Berliner Geſellſchaft für Seelenforſchung und Nervenkrankheiten.

Kopfhaargrenze über der Stirnmitte öfters eine Spitze nach unten beſchreibe (vgl. S. 61) und daß die (bei Juden ziemlich häufige) Glatzenbildung Beſonderheiten aufweiſe. Das Kopfhaar iſt nach amerikaniſchen Beobachtungen unter den Juden ſeinem Geſpinſt nach zu 67% ſchlicht, zu 20% wellig, zu 6% lockig, zu 1% wollig. Ich vermute, daß unter dem hier „ſchlicht“ genannten Haar ſich ziemlich viel hartes und ſtraffes Haar befindet. In mitteleuropäiſcher Umwelt fallen beſonders die Juden mit negeriſchem, krauſem oder krauswolligem Haargeſpinſt auf, und ſelbſt bei blonden Juden oder Jüdinnen kann man öfters noch die ſtarke Kräuſelung des Haars beobachten. Raſſenkundlich betrachtet iſt die Miſchungserſcheinung krauſen Blondhaars beſonders merkwürdig, weil ſich darin ein Zuſammentreffen nordiſchen und negeriſchen Blutes zeigt.

Der Farbe nach iſt das Haar bei der Mehrzahl der Juden dunkel, entweder braun oder ſchwarz. Doch findet ſich eine auffallend große Anzahl rothaariger Juden, und auch das blonde Haar iſt im jüdiſchen Volk ſo ſtark vertreten, daß in ſüdeuropäiſcher Umwelt die Juden hie und da hellhaariger ſind als ihre nichtjüdiſche Umgebung. Unter den Jüdinnen finden ſich weniger Blondhaarige als unter den Juden. In Deutſchland fanden ſich bei der Virchowſchen Schulkinderunterſuchung unter den deutſchen Kindern 31,8% des „blonden“ Schlags (vgl. S. 181) und 14,05% des „braunen“ Schlags, unter den jüdiſchen Kindern 11% des „blonden“ und 42% des „braunen“ Schlags. Es zeigt ſich alſo, daß die Zwiſchenformen, die Miſchformen, bei den Deutſchen zahlreicher ſind als bei den Juden. Hieraus ſoll nach Ranke die ſtärkere Abgeſchloſſenheit des Judentums deutlich hervorgehen. Ungenau, weil mit Ausdrücken wie „Raſſe“ und „Germanen“, drückt Ranke[1] ſich ſo aus: „Je reiner die Raſſe, deſto geringer die Zahl der Miſchformen. In dieſer Hinſicht iſt es gewiß eine ſehr wichtige Tatſache, daß bei den Juden die geringſte Zahl der Miſchlinge angetroffen wurde, woraus ſich ihre entſchiedene Abſonderung als Raſſe den Germanen gegenüber, unter denen ſie wohnen, auf das deutlichſte zu erkennen gibt.“ Statt Raſſe müßte hier Volk ſtehen, denn die Juden ſind ein Volk, keine Raſſe; ſtatt Germanen müßte hier „Deutſches Volk“ ſtehen, denn die Deutſchen ſind raſſenmäßig nicht mehr das, was die Germanen waren.

Auge: Die dunklen Augen überwiegen, doch finden ſich nicht ſelten helläugige Juden. Unter den helläugigen ſcheinen mir grünäugige häufig zu ſein. Die dunkeläugigen Juden ſind oft durch eigenartig glänzende, hin und wieder feucht-glänzende Augen gekennzeichnet. Der Augenausdruck hat oft etwas Unſtätes.

Die *Bewegungseigenheit* der Juden iſt ſchwer zu beſchreiben, leichter vielleicht nachzuahmen. Die Kopfbewegungen haben hin und wieder etwas Wiegendes, die Bewegungen des ganzen Körpers meiſt etwas Weiches, ſodaß der Jude ſich ſelbſt und dem Nichtjuden meiſt unſoldatiſch erſcheint. „Um ſo mehr habt Ihr zu ſorgen, daß inmitten einer militäriſch ſtraff erzogenen und gezüchteten Raſſe Ihr Euch durch verwahrloſt ſchiefes und ſchlaffes Einhergehen nicht zum Geſpött macht“ — ſo weiſt Rathenau ſeine Volksgenoſſen auf die Fremdartigkeit ihrer Bewegungen hin[1]). Der jüdiſche Gang weiſt häufig auf eine Plattfußanlage. Die Füße ſind oft kaum nach auswärts, ja hin und wieder anſcheinend nach einwärts geſtellt. Der Gang vieler Jüdinnen hat auch auf ebenem Boden oft etwas von einem Steigen an ſich. Die Armbewegungen des Juden ſind dadurch gekennzeichnet, daß der Oberarm bis zum Ellenbogen mehr am Körper haftet, indeſſen der Unterarm mit ſeinen Bewegungen das Sprechen ziemlich lebhaft unterſtützt. Auch beim Laufen hält der Jude oft den Oberarm am Körper, während der Unterarm ſchief nach unten gehalten wird. Beim Laufen fällt in der Körperhaltung oft eine gewiſſe Ungeſchicklichkeit auf. In der volkstümlichen Anſchauung aller europäiſchen Völker findet ſich überall eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf die jüdiſche Eigenart, ſodaß man annehmen muß, dieſer hafteten europafremde Züge an, und man kann in der Tat bei vielen Juden Bewegungen beobachten, die dem Nichtjuden in Europa oft geradezu „morgenländiſch“ vorkommen. Doch ſcheint der Artzwang der fremden Umgebung auf viele, vor allen Dingen auf viele weſteuropäiſche Juden ſo ſtark zu wirken, daß ſie ſich von der Bewegungseigenheit ihrer nichtjüdiſchen Umwelt oft kaum oder gar nicht mehr unterſcheiden, dafür dann allerdings in manchen Fällen etwas Gezwungenes, Überlegtes in ihrem Auftreten erhalten. Am echteſten hat der Jude ſeine völkiſche Eigenart immer wieder in oſteuropäiſcher Umwelt bewahrt.

---

[1] Der Menſch. 1911/12.

Das „Mauſcheln“. Als ein blutmäßig bedingter Zug muß beim Juden auch das ſog. Mauſcheln (von hebräiſch moschêh = Moſes) angeſehen werden, dieſe beſondere Tongebung, die der Jude den von ihm geſprochenen Sprachen verleiht und das eigentümliche „röchelnde Geſchrei“[2]), das er in der Erregung vernehmen läßt. Das Mauſcheln zeigt ſich nicht etwa nur bei deutſchſprechenden Juden, es zeigt ſich bei den Juden aller Völker: „Die Dagheſtaniſchen Juden ſprechen das Tatiſche nach meiner Beobachtung in der eigentümlich ſingenden Weiſe, mit der z. B. deutſche Juden deutſch reden“, ſo berichtet Dirr nach Beobachtungen in Vorderaſien[3]), und dieſelbe beſondere Tongebung zeigt auch das ſog. Judenperſiſch und die jüdiſche Sprechweiſe kaukaſiſcher Sprachen, wie Dirr an gleicher Stelle mitteilt. Mach[4]) berichtet, daß ein ihm bekannter jüdiſcher Hochſchullehrer ihm verſichert habe, „daß er jeden Juden, ohne denſelben zu ſehen, nach dem Laut eines einzigen Wortes erkenne“ (und fügt dem den in Fußnote 2, S. 383 mitgeteilten Satz hinzu). Man könnte das Mauſcheln deuten als den Verſuch des Juden, an der artfremden Sprache, die er ſpricht, wenigſtens eine arteigene Tongebung durchzuſetzen. Bei vielen weſteuropäiſchen Juden zeigt ſich übrigens kaum noch ein Mauſcheln, bei manchen hat es ſich ganz verloren.

---

[1]) Impreſſionen. 1902.

[2]) Weißenberg, Der jüdiſche Typus, Globus, Bd. 97, 1910.

[3]) Linguiſtiſche Probleme in ethnologiſcher, anthropologiſcher und geographiſcher Beleuchtung. Mitteilungen der Anthrop. Geſellſchaft in Wien. 3. Folge. Bd. 10. 1910.

[4]) Prinzipien der Wärmelehre. 1900.

Krankheiten: Dem Judentum iſt eine Lebenszähigkeit eigen, wie ſie ſonſt bei keinem Volk beobachtet worden iſt. Nach amerikaniſchen Unterſuchungen hat ſich ergeben, daß von 100 zu einem beſtimmten Zeitpunkt geborenen Nichtjuden (Amerikanern) die Hälfte, alſo 50 Menſchen, innerhalb der nächſten 47 Jahre ſterben; von 100 Juden ſtirbt die Hälfte erſt innerhalb 61 Jahren. In Italien hat der bekannte jüdiſche Raſſenforſcher Lombroſo feſtgeſtellt, daß von 1000 jüdiſchen Kindern 217 vor dem 7. Lebensjahr ſterben, von 1000 italieniſchen Kindern hingegen 457, alſo mehr als doppelt ſoviel. Mit den beſſeren Lebensumſtänden, in denen die amerikaniſchen und weſteuropäiſchen Juden zumeiſt leben, hängt das nicht oder mindeſtens nicht allein zuſammen: es iſt ein raſſiſch-bedingter Zug; denn ſelbſt da, wo die Juden in ärmeren Verhältniſſen und ſchlechteren Wohnungsverhältniſſen leben, ſelbſt da, wo ſie ſich faſt immer nur in ungeſunden Kaufläden aufhalten, wie das in Neuyork zum Teil der Fall iſt, ſelbſt da iſt ihre Lebensdauer faſt zweimal ſo lang wie die ihrer nichtjüdiſchen Umgebung. Man hat die jüdiſche Lebenszähigkeit auch auf die beſſere Behütung der Kinder, die im Judentum üblich ſei, zurückgeführt. Man hat auch darauf hingewieſen, daß der Jude viel eher zum Arzt gehe als der Nichtjude. Auch auf die Fleiſchbeſchaugeſetze des moſaiſchen Judentums hat man zur Erklärung dieſer Lebenszähigkeit hingewieſen: in London wurde feſtgeſtellt, daß ein Drittel des auf den Markt kommenden Fleiſches von den Juden als für ſie untauglich zurückgewieſen wird. All dieſe Dinge mögen zuſammenwirken. Sicherlich trägt auch vor allem die größere Nüchternheit, der geringere Alkoholverbrauch des Juden, zu ſeiner Lebensdauer bei. Ferner iſt zu berückſichtigen, daß die Juden im allgemeinen keine Berufe ausüben, in denen Unglücksfälle vorkommen. Selten iſt unter ihnen auch der Selbſtmord.

Seltener als unter Nichtjuden ſind unter den Juden Schwindſucht, Lungenentzündung, Typhus. Seltener ſollen auch Malaria, Peſt, Pocken und Epilepſie ſein. Häufiger als unter Nichtjuden ſind: Diphtherie (?) und vor allem Zuckerkrankheit, ſowie gewiſſe Geiſteskrankheiten wie progreſſive Paralyſe, maniſch-depreſſives Irreſein, das beim Juden oft mit einem „Quängeln“, mit einem „eigentümlich räſonierenden Zug“ 1) auftritt. Häufig ſind ferner angeborener Schwachſinn, Hyſterie und dementia praecox, „bei den Juden die häufigſte Form pſychiſcher Erkrankung“ (Sichel). Das Krankheitsbild der ſog. amaurotiſchen familiären Idiotie kommt faſt nur bei Juden vor. Pilcz urteilt: „Alle pſychopathiſchen Zuſtände auf hereditär-degenerativer Baſis, insbeſondere periodiſches Irreſein und neuropſychopathiſche Minderwertigkeit, auch die Hyſterie, werden unter Juden beſonders häufig angetroffen, desgleichen am eheſten auch atypiſche Pſychoſen, welche jeder Diagnoſtik und Prognoſtik ſpotten“ 2)).

Unter den Juden findet ſich verhältnismäßig häufig eine Entartungserſcheinung, die man als „ſexuelle Applanation“ bezeichnet hat und die ſich in einer gewiſſen Verwiſchung der leiblichen und ſeeliſchen

---

1) Sichel, Die Geiſtesſtörungen bei den Juden. 1909.

2) Beitrag zur vergleichenden Raſſenpſychiatrie. Pſychiatriſch-neurologiſche Wochenſchrift, 2. Jahrgang, 1919.

ſekundären Geſchlechtsmerkmale äußert: beſonders häufig treten unter den Juden weibiſche Männer und männiſche Weiber auf. Stigler hat[1]) hierüber in einem Vortrag „Die raſſenphyſiologiſche Bedeutung der ſekundären Geſchlechtscharaktere“ berichtet: „Beſondere Beachtung ſcheint mir ein auffallend häufiges Auftreten ſexueller Applanation bei Juden zu verdienen. Dies fällt vor allem an dem feinſten Reagens für die Einwirkung der inneren Sekretion der Keimdrüſen auf, an den pſychiſchen Geſchlechtsmerkmalen. Doch ſind auch die ſomatiſchen Geſchlechtsmerkmale bei Juden auffallend häufig verwiſcht. Es finden ſich bei Juden anſcheinend beſonders häufig Frauen mit relativ ſchmalem Becken und relativ breiten Schultern und Männer mit breiten Hüften und ſchmalen Schultern. Dozent Dr. Thaler machte mich darauf aufmerkſam, daß Hirſutismus (Mannähnlichkeit) mit Menſtruationsſtörungen und Trichterbeckenbildung beſonders häufig bei Jüdinnen vorkommen. Prof. Pilcz beſtätigte nach ſeiner Erfahrung die relative Häufigkeit der Homoſexualität bei Juden. Ganz beſonders typiſch iſt aber das pſychiſche Verhalten. Bei Jüdinnen findet ſich mit auffallender Häufigkeit eine Verwiſchung der pſychiſchen Weiblichkeit und Auftreten als unweiblich bezeichneter Seeleneigenſchaften, vor allem ein Zurücktreten der ſpezifiſch weiblichen Inſtinkte, der weiblichen Paſſivität, der für Frauen typiſchen Hemmungen pſychomotoriſcher Impulſe (z. B. der Scheu vor öffentlichem Auftreten), wodurch ſich das Überwiegen der Jüdinnen unter den politiſchen Anführerinnen erklärt. Sehr wichtig iſt das bei Juden beſtehende Beſtreben, unter Verkennung der Bedeutung der Wichtigkeit der ſekundären Geſchlechtsmerkmale, welche bei normalen Menſchen inſtinktiv beibehalten und gefördert werden, die ſozialen und beruflichen Unterſchiede zwiſchen Mann und Weib auszugleichen. Für männliche Juden iſt in vielen Fällen die Unfähigkeit bezeichnend, Verwiſchung der pſychiſchen Geſchlechtsmerkmale zu erkennen, wozu normale Männer oft trotz weit geringerer Intelligenz eben inſtinktiv beſſer befähigt ſind. Gerade unweibliche Frauen werden von Juden ſehr häufig als beſonders begehrenswert betrachtet. Dies ſcheint den Übergang zu dem bei Juden ebenfalls relativ häufigen Infantilismus zu bilden. Feminiſtiſche Beſtrebungen finden beſonders häufig bei der jüdiſchen Intelligenz lauten Widerhall. Weltſchmerzliche Überempfindlichkeit bei männlichen Juden ſteht häufig unweiblichen Eigenſchaften und hemmungsloſem Streben nach perſönlicher Geltung im öffentlichen Leben bei Jüdinnen gegenüber. Es handelt ſich dabei anſcheinend um eine weitgehende Hemmung der inſtinktiven, unbewußten Vorgänge in der Großhirnrinde und in den ſubkortikalen Zentren durch die rein intellektuellen Vorgänge in der Großhirnrinde. Es würde ſich eine endloſe Reihe von Beweiſen für die geradezu aufdringliche Verwiſchung der ſekundären Geſchlechtsmerkmale bei den Juden anführen laſſen.“

In einigen Dingen zeigen ſich in jüngſter Zeit Wandlungen des Geſundheits- bzw. Krankheitsſtandes unter den Juden. Der Alkoholismus dringt allmählich auch in das Judentum ein. „Während in früheren Zeiten (noch vor wenigen Jahrzehnten) der Alkoholismus bei dem Judentum ſo gut wie gar nicht in Betracht kam, mehren ſich die Anzeichen dafür, daß das verheerende Gift des Alkohols auch in die Kreiſe der jüdiſchen Familien ſich Eingang verſchafft"[1]. Bezeichnend ſcheint zu ſein, daß ſowohl Alkohol wie Syphilis den oſteuropäiſchen Teil des Judentums wenig, mehr hingegen den weſteuropäiſchen und den aus der oſteuropäiſchen Abgeſchloſſenheit heraustretenden Teil des Judentums befallen. So ſind „mit der Anteilnahme an den allgemeinen kulturellen Errungenſchaften auch Gefahren für die Angehörigen der jüdiſchen Raſſe entſtanden"[1].

---

[1]) In den Sitzungsberichten der Anthropologiſchen Geſellſchaft Wien Jahrgang 1919/20.

Eine Steigerung zeigt ſich in jüngſter Zeit auch in der Selbſtmordziffer der Juden, die anſcheinend gerade in Deutſchland beträchtlich geſtiegen iſt, während ſie unter den oſteuropäiſchen, orthodox-moſaiſchen Juden auffällig niedrig iſt. — Angeführt ſei noch, daß ſich im Judentum eine verhältnismäßig hohe Zahl Blinder und Taubſtummer findet.

Nicht eigentlich als „krankhaft" oder als einen „Fehler" kann man das Liſpeln vieler Juden betrachten. Dieſes oft bemerkte Liſpeln, die Unfähigkeit vieler Juden, den S-Laut richtig, d. h. hier: nach Art ihrer Umwelt auszuſprechen, mag eine dem Judentum eigene raſſiſch-bedingte Erbanlage ſein. Schon die Erzählung vom Schibboleth[2], die von der beſonderen S-Ausſprache als einem unter den Juden verabredeten Erkennungszeichen berichtet, weiſt auf eine alte Erbanlage hin.

Straftaten: Schwierig iſt die Feſtſtellung der für die Juden bezeichnenden Straftaten, d. h. der Straftaten, die bei ihnen verhältnismäßig häufiger ſind als bei Nicht-Juden. Die Schwierigkeit entſteht wieder dadurch, daß bei ſolchen Feſtſtellungen doch immer nur die Juden amtlicher Zählung, die moſaiſchen Juden, berückſichtigt werden, die vor allem in Deutſchland nur ein Teil der Juden ſind. Die amtlichen Zahlen ſind alſo für die Raſſenkunde nicht ſehr wertvoll. Der beſtrafte Jude chriſtlichen Bekenntniſſes zählt amtlich nicht als Jude. Das erſchwert jede Unterſuchung. Dennoch läßt ſich begreiflicherweiſe über die bezeichnenden Straftaten der Juden viel mehr ausſagen als über die in keiner amtlichen Zählung aufzuzeichnenden Straftaten der einzelnen europäiſchen Raſſen.

Eine große Zahl der Beſtrafungen wegen Beleidigung fällt zunächſt auf, und Aſchaffenburg[3] erklärt ſie aus der „Lebhaftigkeit des Weſens, die ſich in Geſtikulationen, Wortſchwall, in Schreien und leichter Erregbarkeit kundgibt". Vor vielen Strafen, die meiſt mit dem Alkoholmißbrauch zuſammenhängen, wie etwa Körperverletzung und Schlägerei, iſt der Jude viel geſicherter. Eine gewiſſe Zunahme der Beſtrafungen ſolcher Art ſteht wohl im Zuſammenhang mit der oben angeführten „Anpaſſung an die allgemeinen Trinkſitten" (Sichel). Hingegen iſt der Jude ſtärker beteiligt, zum Teil ſehr viel ſtärker beteiligt, an verſchiedenen mit dem Geldverkehr,

---

[1] Sichel, Die Geiſtesſtörungen bei den Juden. 1909.

[2] Richter 12, 6.

[3] Das Verbrechen und ſeine Bekämpfung. 1906.

Handel und Gewerbe zuſammenhängenden Straftaten. „Die Juden, welche meiſt in Induſtrie und Handel tätig ſind, weiſen auch bei den Delikten dieſer Erwerbszweige, bei Betrug (nicht bei Unterſchlagung), Erpreſſung, Urkundenfälſchung, betrügeriſchem und einfachem Bankerutt, Wucher und Vergehen gegen die Gewerbeordnung die höhere Kriminalitätsziffer gegenüber Chriſten auf“ 1). Im Diebſtahl ſtehen die Juden günſtig da, in der Hehlerei den „Chriſten“ gleich, im Meineid ungünſtiger. In Öſterreich weiſen ſie für Raub, Mord und Brandſtiftung höhere Beſtrafungsziffern auf, in Rußland haben die Juden gegenüber einer Reihe anderer Glaubensbekenntniſſe die höchſte Beſtrafungsziffer in Sittlichkeitsſtraftaten. In den Niederlanden ſind ſie an verſchiedenen Sittlichkeitsvergehen und -verbrechen ebenfalls höher beteiligt. In Deutſchland ſind ſie höher beteiligt an Kuppelei und Zuhälterei, mehr als doppelt ſo hoch an der Verbreitung unzüchtiger Schriften und etwas höher auch an Abtreibung und am Ärgernis durch unzüchtige Handlungen. Hingegen ſind ſie in Deutſchland an gewiſſen anderen Sittlichkeitsſtraftaten wie Notzucht, Unzucht mit Kindern und widernatürlicher Unzucht geringer beteiligt. Blutſchande ſcheint bei den Juden überhaupt nicht vorzukommen und ebenſo nicht Kindesmord. Bezeichnend jüdiſch ſcheint nach der niederländiſchen und deutſchen Beſtrafungsziffer die Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften zu ſein, und faſt nur jüdiſch ſcheint der Mädchenhandel zu ſein, ſodaß auch ein jüdiſches Blatt bei Betrachtung dieſer Erſcheinung einmal ſchrieb: „Wenn die Juden ausgeſchieden werden könnten, ſo würde der Mädchenhandel zuſammenſchrumpfen und verhältnismäßig geringen Umfang annehmen“ 2). Wulffen 3) urteilt: „Die meiſten Mädchenhändler ſind polniſche und galiziſche Juden, die ſchon an ſich zu einander in Beziehung ſtehen.“

Auf gewiſſe Zuſammenhänge zwiſchen Gaunertum und einzelnen jüdiſchen Kreiſen weiſt nach Hirt 4) auch eine große Anzahl hebräiſcher Wörter hin, die ſich im ſogenannten Rotwelſch, in der Gaunerſprache, finden. Dieſe Sprache enthält „eine Reihe eigentümlicher Ausdrücke, von denen eine große Anzahl aus dem Hebräiſchen, d. h. natürlich aus dem Jüdiſch-Deutſchen ſtammt. Es wirft dies ein klares Licht darauf, aus welchen Kreiſen die Gauner ſtammten, oder mit wem ſie es zu tun hatten“ 4). Man hat ſchon ausgeführt, dem Judentum eigne eine große „Gewandtheit, Geſetzeskonflikten aus dem Wege zu gehen, oder ſich nicht erwiſchen zu laſſen“ 5). Es ſcheint auch, als ob die großen Geldmittel, die den im Judentum verhältnismäßig ſo zahlreichen Großkapitaliſten zur Verfügung ſtehen, manchmal zum Verſuch der Irreleitung der unterſuchenden Gerichtsbeamten gebraucht würden. Außerordentliche Einblicke in die Macht ſolchen Kapitals bot der ſeinerzeit vielgenannte Sternberg-Prozeß, in dem es ſich um viele Fälle der Unzucht an Kindern, begangen

---

1) Wulffen, Pſychologie des Verbrechers. 1909.

2) The Jewish Chronicle, 2. April 1910.

3) Der Sexualverbrecher. 1913.

4) Etymologie der neuhochdeutſchen Sprache. 1919.

5) Mönkemüller, Korrektionsanſtalt und Landarmenhaus. 1908.

von einem Berliner Bankier, handelte: 50 000 Mk. waren einem Privatdetektivbüro zugeſichert für den Fall der erreichten Freiſprechung des Angeklagten, 12 000 Mk. waren ſchon ausbezahlt, ein Beamter beſtochen, der an Sternberg verſchuldete Polizeidirektor zur Einwirkung gegen die Durchführung des Prozeſſes gewonnen, Zeugen durch Geld umgeſtimmt, Arbeiter einzelner von Sternberg abhängiger Unternehmungen zur Sammlung von Unterſchriften für ein Gnadengeſuch beredet uſw. — iſt das Bild etwa bezeichnend für den jüdiſchen Verbrecher? Der Verbrechenswiſſenſchafter Wulffen urteilt: „Jüdiſch iſt die Art und Weiſe, mit welcher Sternberg und ſeine Partei bei ſeiner Verteidigung das Großkapital gegen die Rechtsordnung aufmarſchieren ließen“ [1]).

So ſcheint der Jude als Verbrecher in vielem findiger oder geriſſener zu ſein, während der nicht-jüdiſche Verbrecher im allgemeinen vielleicht roher, gewalttätiger und minder vorbedenkend und berechnend iſt. Raſſenzüge, raſſenhaft-bedingte Unterſchiede der Verbrechensarten, der Verbrechensdurchführung und des Verhaltens gegenüber der Strafunterſuchung ſind zweifellos feſtzuſtellen, wenn auch aus den obengenannten Gründen eine Statiſtik, die wirklich den Juden feſtſtellt, ſolange nicht zu erreichen iſt, als eben nicht das giltige Merkmal der Abſtammung für das Merkmal des Glaubensbekenntniſſes eingeſetzt wird. Dann aber müßte eine verbrechenskundliche Aufſtellung die beſtraften Juden wohl innerhalb ihrer Berufsart mit den Nicht-Juden vergleichen, da ja die Juden in gewiſſen Berufen verhältnismäßig viel ſtärker vertreten ſind (vgl. S. 449). Die Einreihung aller Juden dem Blut nach müßte wohl zu einer Erhöhung der heute anführbaren Verhältniszahlen führen, indeſſen die Einreihung nach Berufsarten dieſe erhöhte Zahl wohl wieder verringern würde.

Gegen Beſtrafung ſchützend ſtehen dem Judentum neben der Nüchternheit zur Seite auch der ererbte Familienſinn und die „geſchlechtliche Enthaltſamkeit der ledigen Jüdinnen“ (Wulffen): z. B. gab es 1905 in Preußen bei jüdiſchen Müttern 3,74 % unehelicher Geburten, bei nicht jüdiſchen 7,45 %. Den Juden ſchützen ferner ſeine Sparſamkeit, ihn fördert ein gewiſſer Bildungseifer. Ungünſtig wirkt vor allem der „Handelsgeiſt der Juden“ (Wulffen) und ganz allgemein wohl auch die raſſiſche Fremdheit in nicht-jüdiſcher, ſittlich andersgearteter Umwelt.

Auf Raſſenanlagen weiſen auch die Berufsverhältniſſe der Juden. Die Juden gehören mehr dem ſtädtiſchen Leben an und entfalten vor allem im Großſtadtleben eine Umſicht und Berechnungsgabe, eine Raſtloſigkeit und einen Scharfſinn in der Beobachtung aller ihnen wichtigen Vorkommniſſe und Erſcheinungen — Eigenſchaften, die ihnen ihre ſich ſteigernden Erfolge verbürgen. Nie findet ſich im geſchäftlichen Verkehr bei den Juden die bei Nichtjuden nicht ſelten zu beobachtende Läſſigkeit und „Gemütlichkeit“. In Preußen wohnten i. J. 1900 49,2 % der jüdiſchen Bevölkerung in den Städten, während von der nichtjüdiſchen Bevölkerung 16,25 % in Städten wohnten. Innerhalb des im 15. Abſchnitt betrachteten

---

[1]) Der Sexualverbrecher. 1913.

Gebiets deutſcher Sprache waren die Juden i. J. 1900 am ſtärkſten vertreten in Amſterdam (11,3% der Geſamtbevölkerung), Wien (8,95%), Frankfurt a. M. (7,63%), Mainz (5,1%), Berlin (4,56%), Breslau (4,36%), Rotterdam (4%)[1]. Die aufſchlußreiche Verteilung der Juden in einzelnen Berufen ſei hier nach Lenz[2]) wiedergegeben:

„Im Jahre 1907 waren im Deutſchen Reich beſchäftigt:

	von den erwerbstätigen Juden	von den erwerbstätigen Nichtjuden
in der Landwirtſchaft	1,0 %	28,9 %
in Induſtrie und Gewerbe	22,6 %	42,9 %
im Handel und Verkehr	55,2 %	13,4 %
als Beamte und in freien Berufen . . .	6,6 %	5,5 %
als Selbſtändige ohne Beruf (Rentner u. ä.)	14,2 %	8,4 %
als häusliche Dienſtboten	0,3 %	1,3 %

Die Juden finden ſich faſt nur in Berufen mit vorwiegend geiſtiger Tätigkeit, insbeſondere in ſolchen, bei denen der Erfolg von der Beeinfluſſung anderer Menſchen abhängt; ſie ſind daher insbeſondere im Kleidergeſchäft, im Kunſthandel, im Theater und Kino, im Warenhausweſen, in der Börſe, unter Journaliſten, Schauſpielern, Muſikern, Rechtsanwälten, Ärzten ganz unverhältnismäßig ſtark vertreten, was in Anbetracht ihrer pſychologiſchen Veranlagung ohne weiteres verſtändlich iſt.

„Während die Juden im Jahre 1907 von der Geſamtbevölkerung nur 1% ausmachten, betrug ihr Anteil bei den Ärzten 6%, bei den Rechtsanwälten 15%. Unter den deutſchen Hochſchullehrern gab es im Jahre 1909/10 bei den Juriſten 14,2% geborene Juden (einſchließlich der ſpäter getauften), bei den Philoſophen 12,0%, bei den Medizinern 16,8%. Die Zahl der Hochſchullehrer von ganz oder teilweiſe jüdiſcher Abſtammung übertrifft die der geborenen Juden ſicher noch bedeutend. Dieſe Zahlen werfen zugleich auch Licht auf die mit der Berufsausleſe zuſammenhängende Standesausleſe; und es iſt klar, daß die Juden ihr ſo überaus günſtiges Abſchneiden in der ſozialen Ausleſe nicht ihrer Konfeſſion, ſondern ihren Raſſenanlagen verdanken.

„Auf die Verteilung der Juden nach wirtſchaftlichen Klaſſen wirft folgende Aufſtellung Licht:

Von den im Jahre 1907 in der Induſtrie beſchäftigten	waren Arbeiter oder Gehilfen	in leitender Stellung
Juden	31,5 %	46,0 %
Nichtjuden	77,1 %	16,2 %
Von den im Verkehrsgewerbe beſchäftigten		
Juden	24,5 %	58,8 %
Nichtjuden	39,9 %	39,9 %
Von den im Handel beſchäftigten		
Juden	28,0 %	40,3 %
Nichtjuden	74,8 %	8,6 %

„Noch ſchlagender geht die unverhältnismäßig günſtige Wirtſchaftslage der Juden aus der Steuerſtatiſtik hervor, in Berlin machten die Juden

---

[1]) Vgl. Jewish Encyclopædia unter „statistics".

[2]) Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

i. J. 1910 noch nicht 5% der Bevölkerung aus, hatten aber über 30% der Steuern zu zahlen. Auf einen Juden fielen in Berlin i. J. 1905/06 357 Mk. Steuer, auf einen Evangeliſchen 133 Mk. In Frankfurt a. M. machten die Juden i. J. 1902 14,5% der Steuerpflichtigen aus, hatten aber 41,3% der Steuern zu zahlen. In Baden bildeten die Juden 1908 1,3% der Bevölkerung, zahlten aber 8,4% der Vermögens- und 9,0% der Einkommenſteuer.

„Die ſoziale Ausleſe zugunſten der Juden würde natürlich noch ſtärker hervortreten, wenn man die getauften Juden und die Miſchlinge aus der nichtjüdiſchen Bevölkerung ausſondern könnte.“

Eine ſolche Durchſchnittsſchilderung der jüdiſchen Körpergeſtaltung, ſowie der für die Juden als bezeichnend genannten Berufe, Krankheiten, Straftaten uſw., iſt nun aber an ſich keineswegs viel aufſchlußreicher oder genauer als in ihrer Art die oben gegebene Schilderung der Jewish Encyclopædia. Sie gibt über das jüdiſche Volkstum etwa ebenſo wertvolle oder wertloſe Auskunft wie eine Durchſchnittsſchilderung des deutſchen Volkes, bei der die einzelnen Raſſen im deutſchen Volk gar nicht weiter betrachtet würden. Wie vielgeſtaltig in leiblicher und damit auch in ſeeliſcher Hinſicht das Judentum iſt, erhellt ſofort, wenn man ſich nebeneinander vorſtellt: etwa einen rothaarigen, helläugigen, breitgeſichtigen, ziemlich flachnäſigen, unterſetzten Juden, wie man ſie in Oſteuropa antrifft, dann einen ſchwarzhaarigen, dunkeläugigen, ſchmalgeſichtigen, ſchlanken Juden, dann etwa einen Juden mit mongolenähnlichen Zügen oder einen Juden mit negerähnlichen Zügen. So fallen auch Merkmale auf, die ſich nur aus einem Beiſatz nordiſchen Blutes erklären laſſen, Merkmale, die an ſüdeuropäiſche Blutmiſchungen erinnern, und ſchon der oberflächlichere Betrachter kann auf die Vermutung mongoliſcher und negeriſcher Blutbeimiſchung kommen; ſo der jüdiſche Schriftſteller Weininger, wenn er ſchreibt: „Das Judentum ſcheint anthropologiſch mit den Negern wie mit den Mongolen eine gewiſſe Verwandtſchaft zu beſitzen. Auf den Neger weiſen die ſo gern ſich ringelnden Haare, auf Beimiſchung von Mongolenblut die ganz chineſiſch oder malayiſch geformten Geſichtsſchädel, die man ſo oft unter den Juden antrifft, und denen regelmäßig eine gelblichere Hautfärbung entſpricht“[1].

Aus der Gegenwart wäre die raſſiſche Zuſammenſetzung des jüdiſchen Volkstums wohl nur ſchwer zu begreifen. Die Geſchichte des jüdiſchen Volkes ergibt ein deutlicheres Bild. — Das Judentum der Gegenwart unterſcheidet in ſeiner Blutzuſammenſetzung zwei beſondere Artungen: Die ſephardiſchen Juden und die aſchkenaſiſchen Juden, oder mit den Mehrzahlformen der hebräiſchen Sprache: Die Sephardim und die Aſchkenaſim[2]. Am beſten ſcheidet man die beiden Zweige als Südjuden und Oſtjuden. Führt die Betrachtung dieſer Verzweigung zu raſſenkundlichen Aufſchlüſſen? —

---

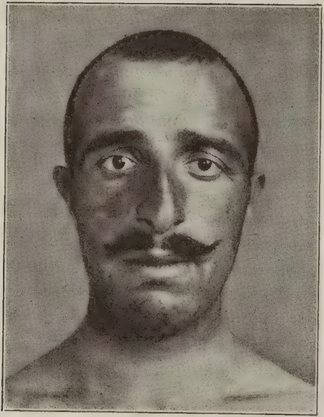
[1] Geſchlecht und Charakter. 1919.

[2] Von hebr. Sepharad = Pyrenäenhalbinſel und Aschkenas = **Deutſchland**.

Die ſephardiſchen Juden, die Südjuden, betrachten ſich ſelbſt als einen gewiſſen Adel des jüdiſchen Volkes, ſie verachten vielfach die aſchkenaſiſchen Juden, die Oſtjuden, verbieten ihren Kindern Ehen mit oſtjüdiſchen Menſchen, ſchließen ſolche überhaupt am liebſten aus ihrem Umgang aus. In den moſaiſchen Kreiſen des Südjudentums müſſen die Oſtjuden auch in den Synagogen getrennt ſitzen. Auf jede Weiſe ſoll der Artunterſchied ausgedrückt werden. Die Südjuden ſind aber raſſenkundlich nicht durch eine ſcharfe Trennung von den Oſtjuden zu ſcheiden. Doch wird man ſoviel ſagen können, daß die Südjuden meiſt mittel- oder langſchädlig, ſchmalgeſichtig, mittelgroß (aber nicht unterſetzt) ſind, daß ſie eine ſchmale, meiſt edler gebogene Naſe und öfters ſehr helle Haut (nicht aber durchblutet-helle, roſig-helle Haut) haben. Unter ihnen ſind Blonde ſelten, auch wohl ſelten fette Menſchen. Hochgewölbte Augenbrauen, die auf hochgewölbte Augenhöhlenränder ſchließen laſſen, ſcheinen unter ihnen häufiger zu ſein. Die Südjuden bilden den größten Teil des Judentums in Nordafrika, auf der Balkanhalbinſel, in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und Holland, einen größeren Teil auch des engliſchen Judentums. Sie ſind in Holland vor allem ſtark in Amſterdam vertreten und wohl von dort aus in früherer Zeit einerſeits den Rhein hinauf, andrerſeits nach Hamburg vorgedrungen, das anſcheinend die erſte größere ſüdjüdiſche Einwanderung in Deutſchland erfahren hat. Im heutigen Deutſchland ſind die Südjuden wohl nur ſehr gering vertreten. Innerhalb des Judentums machen die Südjuden nur ein Zehntel des Geſamtvolks aus. Sie ſcheinen die Begabteren zu ſein, wenn man dies daraus ſchließen darf, daß bedeutendere Juden öfters mehr ſüdjüdiſche Züge tragen. Auch die reichſten und gerühmteſten, oft geadelten Geſchlechter des jüdiſchen Volks, vor allem auch die weltbeherrſchenden, geldmächtigen Häuſer engliſcher, franzöſiſcher und amerikaniſcher Juden zeigen vorwiegend ſüdjüdiſche Art.

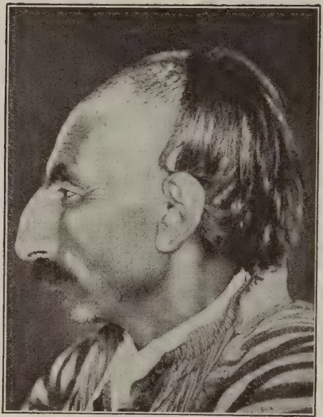
Den Südjuden gegenüber ſind die Oſtjuden überwiegend kurzköpfig, breitgeſichtig, mit breiteren, nach allgemeinen Schönheitsbegriffen unſchön wirkenden Naſen. Sie ſind meiſt unterſetzt, häufig zu Fettanſatz neigend, ihr Haar iſt meiſt ziemlich hart. Blonde und Rothaarige ſind unter den Oſtjuden häufiger. In Polen ſind nur zwei Drittel, in Warſchau drei Fünftel dunkelhaarig. Häufiger ſind ebenſo hellere Augen. Die Augen ſind oft ſo flach eingelagert, daß ſie hervorquellend erſcheinen und oft geradezu froſchaugenartig. Mehr oder minder ausgeprägt mongoliſche Züge ſind nicht ſelten. Die oft auffallende körperliche Unreinlichkeit, die im Oſtjudentum ſelbſt zu allerhand volksläufigen Witzen Anlaß gibt, mag vielfach durch die oſteuropäiſche Umwelt bedingt ſein. — Die Oſtjuden machen neun Zehntel des jüdiſchen Geſamtvolks aus, und wohnen über Rußland, Polen, Galizien und Deutſchland verteilt. In Polen machen die Oſtjuden etwa 16% der Bevölkerung aus. Die Oſtjuden bedienen ſich außerhalb Deutſchlands des Jiddiſchen, einer Art deutſcher Mundart mit hebräiſchen, ſlawiſchen und ſonſtigen Beſtandteilen. In England werden die in neuerer Zeit dort ziemlich zahlreich einwandernden Oſtjuden, die ſich z. B. in London hauptſächlich im Stadtteil Whitechapel niederlaſſen, als „deutſche Juden“ (German Jews) bezeichnet.

414



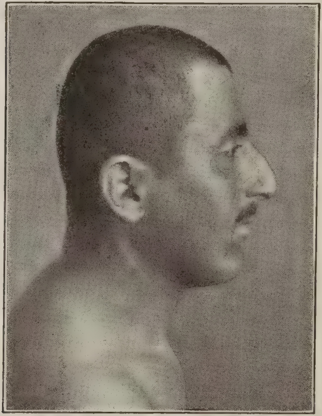
414. Imeretiner aus Kutais (nicht Jude). Vorderaſiatiſche Raſſe. (Aufn.: Anthrop. Inst., Wien.)

415



415. Armenier (nicht Jude). Vorderaſiatiſche (armenoide) Raſſe. (Aufn.: Prof. v. Luschan.)

416



416. Armenier (nicht Jude). Vorderaſiatiſche (armenoide) Raſſe. Nach Weininger K: 91,46; G: 89,29. (Aufn.: Anthrop. Inst., Wien.)

417

417. Samaritaner (nicht Jude) vorderaſiatiſch, vermutlich mit Einſchlag orientaliſcher Raſſe. (Nach Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)

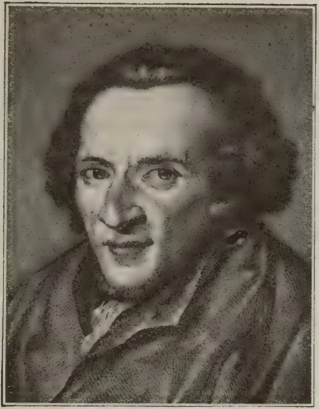
418

418. Jude aus Böhmen. Vorwiegend vorderaſiatiſch.

419

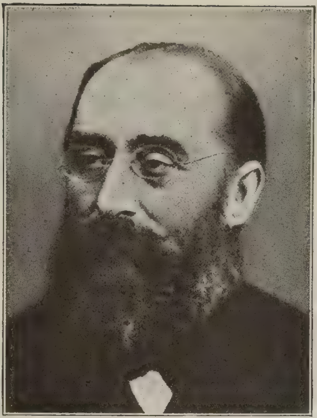
419. Jüdin aus Ungarn. Vorderaſiatiſch(=orientaliſch?) (Schriftſtellerin in deutſcher Sprache). (Aus Hauſer, Weltgeſchichte d. Literatur.)

420



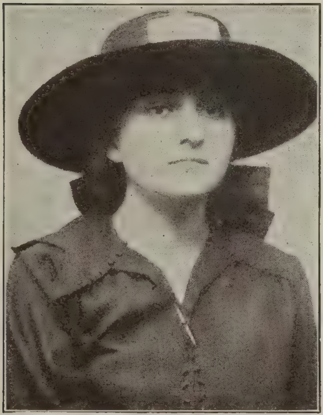
420. Jude aus Deutſchland.
Moſes Mendelsſohn, Philoſoph.

421



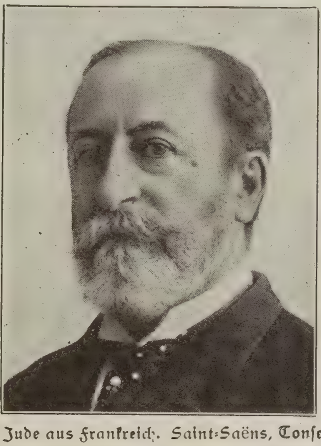
421. Jude aus Öſterreich.

422



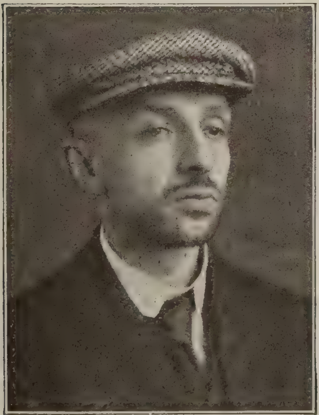
422. Jüdin aus Deutſchland.

423



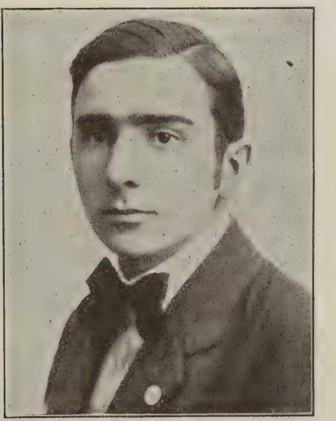
423. Jude aus Frankreich. Saint-Saëns, Tonſetzer.

424



424. Jude aus Rußland. Leviné, kommuniſtiſcher Führer.

425



425. Jude aus Öſterreich.

Vorderaſiatiſch oder vorwiegend vorderaſiatiſch.

Wie kam es nun zu dieſer Verzweigung innerhalb des jüdiſchen Volkstums? — Die Frage führt unmittelbar auf die Uranfänge des jüdiſchen Volkes ſelbſt. Über die Entſtehung und Raſſenzuſammenſetzung des jüdiſchen Volkes iſt ſchon ſehr viel vermutet und behauptet worden. Man darf wohl die Frage heute noch nicht für bis ins einzelne geklärt halten. In der Behandlung der raſſiſchen Zuſammenſetzung des Judentums begegnet man zudem faſt immer wieder den üblichen Verwechſlungen von Raſſe und Volkstum und von Glaubensbekenntnis und Volkstum. Es hat keinen Sinn, all die Völker, mit denen die Juden in Berührung kamen, bis ins Einzelne aufzuzählen, da dieſe Völker ſelbſt wieder alle irgendwie den Raſſenmiſchungen angehörten, die in jenem aſiatiſch-afrikaniſch-europäiſchen Grenzbezirk möglich waren. Dieſes Buch muß es ſich hier — in einem Anhang — verſagen, die verſchiedenen ſtrittigen Anſichten über die raſſiſche Zuſammenſetzung und Geſchichte des Judentums anzuführen oder gar ſich mit ihnen auseinanderzuſetzen. Es möchte gleich in kurzen Zügen ſeine Auffaſſung bieten, die in mehreren Einzelheiten die Angaben verwendet, die Eugen Fiſcher[1] vorträgt, die allerdings inſofern von Fiſcher abweichen muß, als dieſer keine „hamitiſche Raſſe" anerkennt, ſondern den betreffenden oſtafrikaniſchen Völkerbeſtandteil als eine verhältnismäßig häufige Miſchform zwiſchen der orientaliſchen Raſſe und der Negerraſſe auffaßt[2] (vgl. S. 237).

Bis ins 2. Jahrtauſend v. Chr. ſaß in Kleinaſien, Meſopotamien und Armenien eine raſſiſch faſt einheitliche Bevölkerung. Man hat ſie raſſenkundlich zuſammengefaßt unter dem Namen der vorderaſiatiſchen Raſſe. Die ſchon im 8. Abſchnitt behandelte, heute noch ziemlich zahlreiche Raſſe, die einen der Hauptbeſtandteile des heutigen armeniſchen Volkes ausmacht, ſtellt ſich dar als kurzgewachſen, kurzſchädlig, mit einer Kopfform, die oft ziemlich ſpitz zum Scheitel hinaufführt und vom Scheitel ſteil zum Nacken abfällt, mit ſehr ſtark ausgebogener, ziemlich maſſig wirkender Naſe, die ſich vom Knorpelteil an nach unten biegt oder krümmt. Das Kinn ſcheint bei der vorderaſiatiſchen Raſſe — mindeſtens gegenüber der ſtark vortretenden Naſe — eher kurz und zurückliegend. Die Haut iſt etwa von der Dunkelheit der dunklen europäiſchen Raſſen, ebenſo die Augen und das Haar. Die „Judennaſe" (vgl. S. 440) iſt hauptſächlich bedingt durch das Bluterbe der vorderaſiatiſchen Raſſe[1]. Man kann vielleicht ſagen, die „Judennaſe" ſei eine vorwiegend vorderaſiatiſche Naſe mit einem geringen mongoliſchen und wohl auch geringen orientaliſchen Einſchlag (über die „orientaliſche Raſſe" weiter unten). Jedenfalls wird man ſagen können, die „Judennaſe" hänge gleichſam ſchwer im Geſicht, während die rein vorderaſiatiſche, wie auch die dinariſche Naſe, mehr aus dem Geſicht herausragend erſcheinen. Eigentliche „Judennaſen", die ſchon an ſich nicht ſo häufig ſind, wie oft vermutet wird, ſind häufiger im Oſtjudentum, wogegen ſie im Südjudentum ziemlich ſelten zu ſein ſcheinen. Dort wiegt eine Naſe vor, die durch orientaliſches, hamitiſches und weſtiſches Blut bedingt iſt.

---

[1] Im Abſchnitt „Spezielle Anthropologie oder Raſſenlehre" im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

[2] Seit Erſcheinen der Struckſchen Schädelkarte von Afrika (vgl. Fußnote 1, S. 462) kann aber ein Zuſammentreffen orientaliſcher und negeriſcher Raſſe nicht mehr in breiter Berührungsfläche angenommen werden, da zwiſchen den eigentlichen Gebieten der orientaliſchen und denen der Negerraſſe oder vorwiegend negeriſcher Raſſenmiſchungen (vgl. Karte IX, S. 224) und beſonders zwiſchen den Gebieten orientaliſcher Raſſe und den negeriſch untermiſchten oſtafrikaniſchen Gebieten ein Gürtel vorwiegend vorderaſiatiſcher Raſſe liegt. Dieſer greift ſogar von Südarabien noch deutlich nach Nordoſtafrika über (vgl. S. 126). Zudem iſt wohl nach Erſcheinen der Struckſchen Karte die übliche Vorſtellung der Eigenmerkmale negeriſcher Raſſe gerade in denjenigen Zügen (Langſchädel, Körperhöhe, Überlänge der Beine) zu wandeln, die für die Anſchauung der Hamiten als negeriſch-orientaliſcher Miſchform hätten negeriſcher Herkunft ſein müſſen.

Die vorderaſiatiſche (armenoide) Raſſe bildete vor allem die Bevölkerung des hettitiſchen Reiches, und im Wortſchatz der hettitiſchen Sprache (vgl. S. 306) muß man wohl den frühgeſchichtlichen arteigenen Wortſchatz dieſer vorderaſiatiſchen Raſſe ſuchen, wie man im Bau der heutigen kaukaſiſchen Sprachen den arteigenen Sprachbau der vorderaſiatiſchen Raſſe erkennen muß. Im 18. und 19. Abſchnitt iſt ausgeführt worden, wie vom Ägäiſchen Meer her nordiſche Erobererſcharen in das hettitiſche Gebiet eindrangen, wie dann infolge ihrer Überſchichtung die hettitiſche Sprache ihrem Bau nach dem indogermaniſchen Sprachbau genähert wurde, wenn auch der Wortſchatz in der Hauptſache hettitiſch blieb. Dieſer Einbruch nordiſcher Scharen muß etwa um die Mitte des 2. Jahrtauſends v. Chr. erfolgt ſein. „Dieſer Einfluß vom Mittelmeer her iſt zum großen Teil noch vormykeniſch, kykladiſch-trojaniſch"[2]. So erhielt alſo jenes vorderaſiatiſche Gebiet einen Beiſatz nordiſchen Blutes. Nordiſche Stämme drangen auch ſpäter nach Kleinaſien und Paläſtina bis zur ägyptiſchen Grenze vor[3]. Ein nordiſcher Stamm, die Ammoriter, aus deſſen Blut die „Enakſöhne" ſtammten, ließ ſich in Paläſtina nieder und ſcheint ſpäter hauptſächlich dem Judentum nordiſches Blut zugeführt zu haben. — Noch heute finden ſich innerhalb des im Libanon und Hauran wohnenden Volkstums der Druſen 60% Blonder und Helläugiger; läßt ſich auch dieſer nordiſche Blutbeiſatz ſchon aus der Frühzeit herleiten oder iſt bei ihm mehr an die ſpäter eingewanderten Philiſter mit ihrer nordiſchen Oberſchicht zu denken?

Im gleichen Zeitabſchnitt, in welchem von Norden und Weſten Nordvölker einwanderten, drang aber ein weit mächtigerer Zuſtrom andersraſſiger Menſchen von Süden her in den Kreis der vorderaſiatiſchen (armenoiden) Bevölkerungen ein: den Euphrat und Tigris aufwärts zogen volksſtarke Scharen ſemitiſch-ſprechender Völker. Der Raſſe nach könnte man ſie als „Semiten“ bezeichnen: die Bezeichnung würde aber zu dauernder Verwirrung dienen, da die Völker, die heute ſemitiſche Sprachen ſprechen, der Raſſe nach oft ſehr vielfältig gemiſcht ſind. Die anſäſſigen, alſo nicht-nomadiſchen „Semiten“ ſind überall, beſonders in Südarabien, ſtark gemiſcht; ſie ſind überwiegend kurzköpfig durch einen ſtarken vorderaſiatiſchen Einſchlag. Die ſemitiſch-ſprechenden Völker jener Frühzeit, bei denen alſo Sprache und Raſſe noch ungefähr denſelben Ausbreitungskreis bedeuteten, zählt die Raſſenkunde heute zur „orientaliſchen Raſſe“ [1]. Der arteigene Sprachbau der orientaliſchen Raſſe ſtellt ſich dar im Bau der ſemitiſchen Sprachen.

---

[1] Die ſtarke vorderaſiatiſche Naſe ſcheint bei den alten Hebräern zum Schönheitsbild gehört zu haben. Das Hohelied preiſt die Geliebte: „Deine Naſe iſt wie der Turm auf Libanon, der gen Damaskus ſiehet."

[2] Schuchhardt, Alteuropa. 1919.

[3] Blonde ammoritiſche Stämme (von den Ägyptern Amurri genannt), welche die ägyptiſche Grenze von Paläſtina her angriffen, werden von ägyptiſchen Urkunden ſchon im 15. vorchriſtl. Jahrhundert erwähnt und finden ſich wieder in ägyptiſchen Abbildungen des 13./14. vorchriſtl. Jahrhunderts (vgl. Mehlis, Die Berberfrage, Arch. f. Anthrop. N. F. 8, 1909).

Die orientaliſche Raſſe iſt klein bis mittelgroß, ſchlank, langſchädlig, ſchmalgeſichtig, mit ſchmaler, gerader oder erſt im unteren Drittel gebogener (Abb. 428), ſeltener im oberen Drittel winklig gebogener (Abb. 427), nicht beſonders ſtarker Naſe, die hin und wieder eine ziemlich tiefe, flachere Naſenwurzel hat (Abb. 429), mit leicht gewulſteten Lippen, die oft vorgeſpitzt und oft wie lächelnd geſchwungen erſcheinen. Die Kinnrinne (sulcus mentolabialis, vgl. S. 441) liegt höher als bei anderen Raſſen, oft gleich unterhalb der Unterlippe (Abb. 430, 433). Dadurch wirkt die Unterlippe wie vorgeſchoben und ſcheint es auch öfters zu ſein. Die Haut iſt ziemlich hell, oft wohl heller als etwa die Haut der europäiſchen Weſtraſſe, aber von bleicher, nicht roſiger Helligkeit. Das Haar iſt dunkelbraun, wenn nicht ſchwarz, die Augen ſehr dunkel. Häufig ſind die Augen mandelförmig gebildet, d. h. ihr innerer Augenwinkel iſt mehr rund, ihr äußerer mehr ſpitz gebildet, dabei zieht dann die Lidſpalte des Auges etwas ſchief nach außen aufwärts.

Muß man die orientaliſche Raſſe etwa als einen früh abgeſonderten Zweig der europäiſchen Weſtraſſe anſehen, der ſich dann in der Abſonderung beſonders ausgeſtaltet hätte? Körperlich und wohl auch ſeeliſch ſtehen ſich beide Raſſen ſo nahe, daß man immer wieder verſuchen möchte, gar nicht einen geſonderten Begriff „orientaliſche Raſſe“ aufzuſtellen, ſondern zwei Zweige innerhalb einer einheitlichen Raſſe zu ſondern. Die Raſſenkunde wird jedenfalls nach Zuſammenhängen dieſer beiden Menſchenarten ſuchen müſſen. Erdgeſchichtlich und vorgeſchichtlich mag die Erklärung eines ſolchen Zuſammenhangs allerdings vorerſt ausſichtslos erſcheinen, da man annehmen muß, die Urheimat der orientaliſchen Raſſe ſei die „arabiſche Halbinſel zur diluvialen Zeit, wo wir uns dieſe ebenſowenig wie die heutige Sahara als Wüſte, ſondern infolge der Niederſchlagsperiode als fruchtbares Gebiet vorſtellen müſſen, wohl geeignet, als Stätte für die Sonderausbildung einer Raſſe zu dienen“ [2]. Aus der Übereinanderſchichtung und Durcheinandermengung der vorderaſiatiſchen (armenoiden) und der orientaliſchen Raſſe entſtanden nun die „ſemitiſchen“, d. h. jetzt nur noch: die ſemitiſch-ſprechenden Völker der Aſſyrer, Babylonier und ebenſo der Hebräer (Juden). Die hebräiſche Sprache, die innerhalb des Judentums heute noch die gottesdienſtliche Sprache iſt und in unſeren

---

[1] Dieſe Bezeichnung ſtammt von Eugen Fiſcher. Die „orientaliſche Raſſe“ iſt nicht zu verwechſeln mit der „race orientale“, welche Deniker in Nordoſteuropa annimmt.

[2] Fiſcher in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

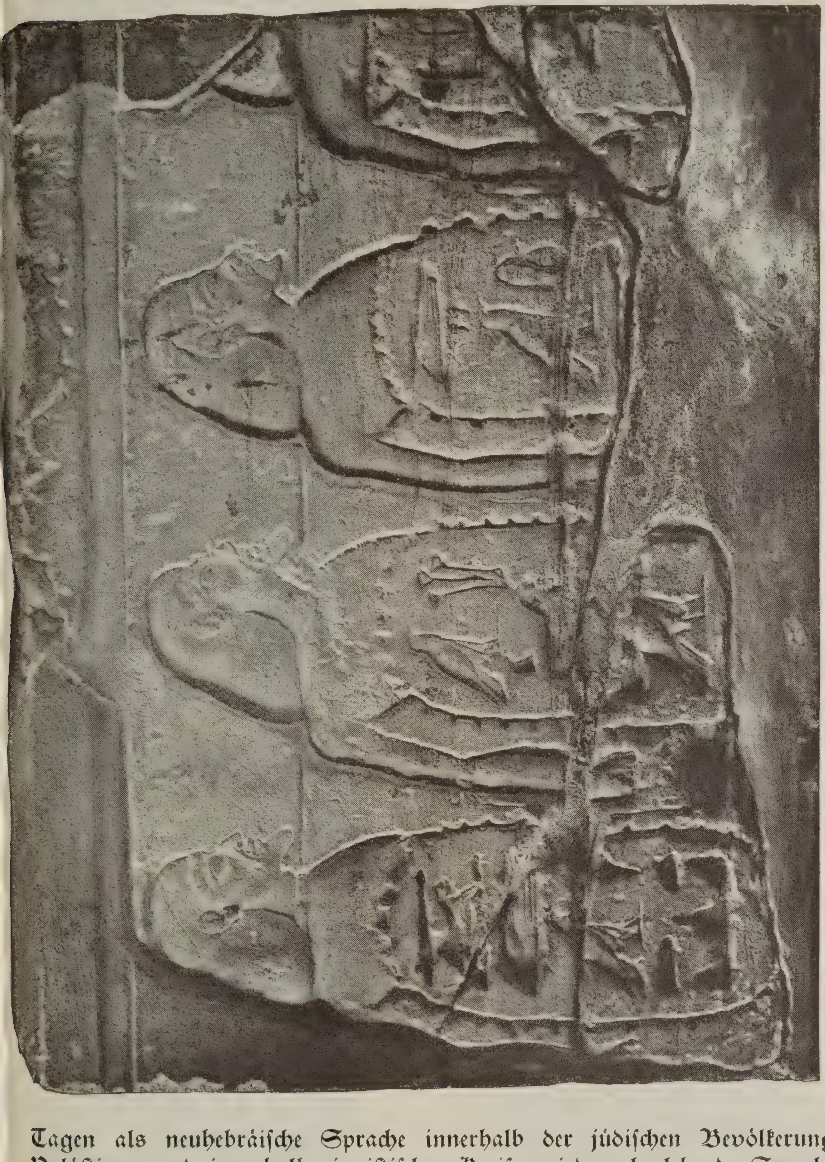
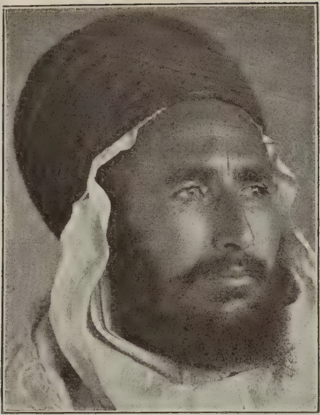


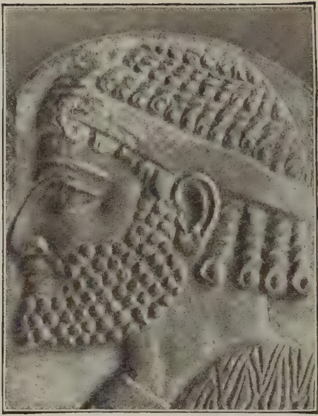
Abb. 426. Juden nach einer ägyptiſchen Darſtellung des 10. Jahrh. v. Chr.: vorwiegend orientaliſche Raſſe mit geringem vorderaſiatiſchem Einſchlag. (Aus Pflugk-Harttung, Weltgeſchichte.)

Tagen als neuhebräiſche Sprache innerhalb der jüdiſchen Bevölkerung Paläſtinas und innerhalb zioniſtiſcher Kreiſe wieder als lebende Sprache ſich verbreitet, iſt alſo dem Bau nach eine ſemitiſche Sprache. Geſprochen ward ſie in dem betrachteten Zeitabſchnitt von vorderaſiatiſch-orientaliſchen Miſchlingen. Zu dieſer vorderaſiatiſch-orientaliſchen Miſchung kam dann der nordiſche Blutbeiſatz, den einzelne Forſcher ſchon für die damalige Zeit für ſo beträchtlich anſehen, daß ihm der größte Teil der blonden, helläugigen Juden auch noch unſerer Zeit zuzuſchreiben ſei.

427

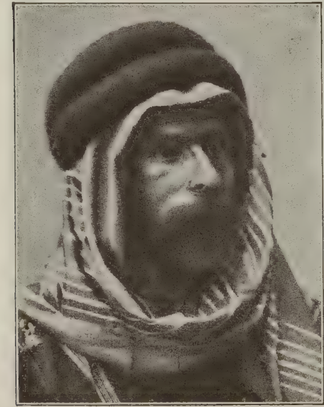


427. Araber aus Südalgerien (winkelig gebogene Naſe). Nach Weininger K: 76,64; G: 98,52. (Aufn.: Anthropol. Institut, Wien.)

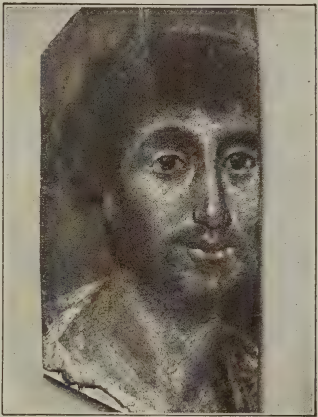


428. Aſſyrer. Naſe im letzten Drittel gebogen. Kennzeichnende Lippenbildung.

429

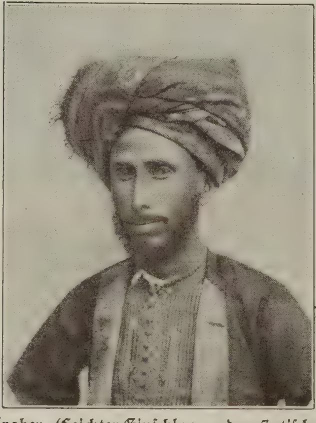


429. Araber, Scheich aus Palmyra.

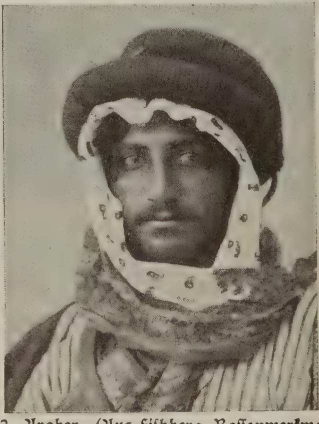


430. Mumienbildnis aus Ägypten, 2. Jahrh. n. Chr. Kennzeichnende Lippenbildung.

431



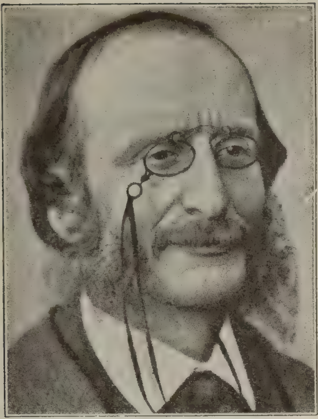
431. Araber. (Leichter Einſchlag vorderaſiatiſcher Raſſe.)



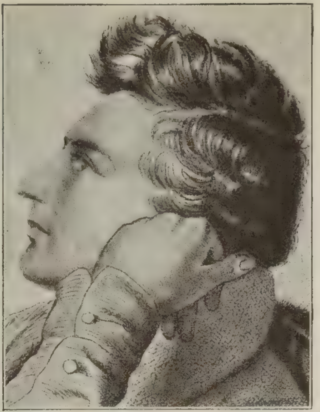
432. Araber. (Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)

Orientaliſche Raſſe.

33



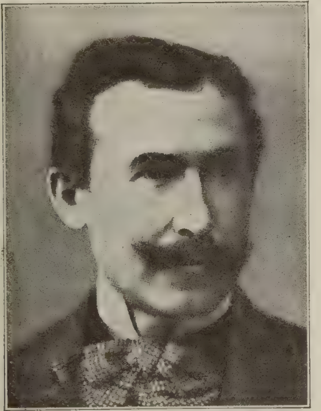
433. Jude aus Deutſchland. J. Offenbach. Vorwiegend orientaliſch (kennzeichnende Unterlippenbildung.)



434

434. Jude aus Deutſchland. Heinrich Heine. Orientaliſch-nordiſch.

35

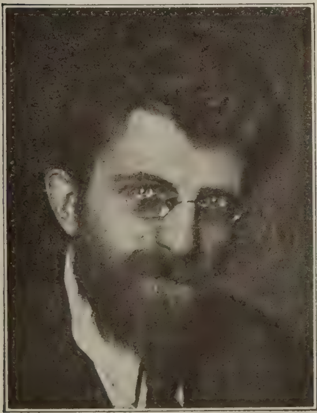


435. Jude aus Deutſchland. Vorwiegend orientaliſch.

436

436. Jude aus Öſterreich. Vorwiegend orientaliſch.

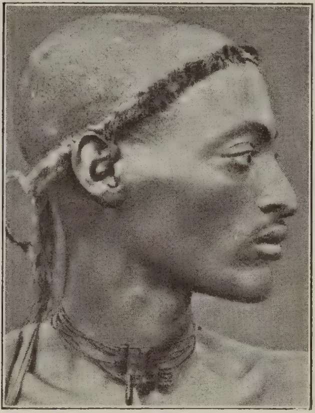
437



437. Jude aus Deutſchland (Kommuniſtenführer). Anſcheinend orientaliſch-nordiſch.

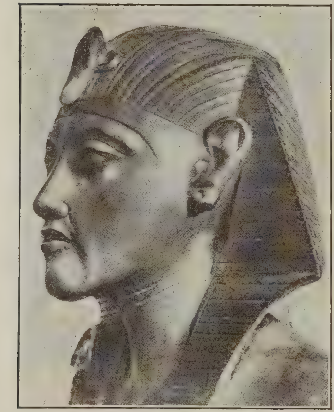
438

438. Jude aus Deutſchland. Orientaliſch mit vorderaſiatiſchem Einſchlag. Haargeſpinſt: negeriſcher Einſchlag.



439. Oſtafrika. Sultan Kiſſilerobo.
Vorwiegend hamitiſche Raſſe.
(Aufnahme: Dr. M Weiss.)

440. Ramſes II., Pharao von Ägypten.
Hamitiſch.
(Aufn.: Dr M. Weiss.)



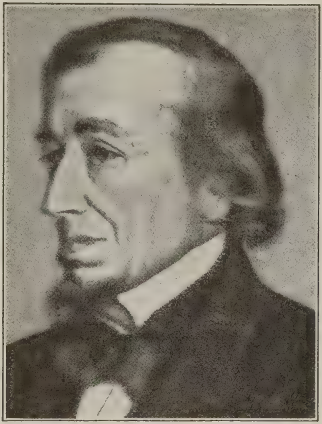
441. Amenophis IV.
Hamitiſch.

442. Königin Teje.
Hamitiſch-negeriſch.

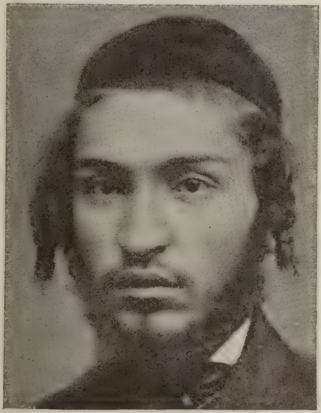
Vielleicht ebenſo ſtark wie der nordiſche Einſchlag, vielleicht ſogar ſtärker, muß aber damals ſchon der hamitiſch-negeriſche Einſchlag geweſen ſein. Von der Nordoſtecke Afrikas aus müſſen ſchon früh hamitiſche Völker nach Syrien und Arabien vorgedrungen ſein (falls nicht ſogar angenommen werden muß, daß der heutige hamitiſche Bluteinſchlag im weſtlichen und ſüdlichen Arabien auf eine vorgeſchichtliche und frühgeſchichtliche Uranſäſſigkeit der Hamiten im dortigen Gebiet zurückgeht, von dem aus dann die Hamiten erſt ſpäter nach Afrika übergegangen wären). — Das ägyptiſche Reich reichte im 15. und 14. Jahrh. v. Chr. weit nach Syrien hinein und mag mit ſeiner Herrſchaft wieder einen verſtärkten Zuſtrom hamitiſchen Blutes gebracht haben.

Die hamitiſche Raſſe — die italieniſche Raſſenforſchung nennt ſie auch „äthiopiſche Raſſe“; leider hat die auf dieſem Gebiet tätige Forſchung

443. Hottentotte (Abraham Platje). Vermutlich mit hamitiſchem Einſchlag. (Aufn.: Prof. v. Luschan.)



444 Jude aus England. Benjamin Diſraeli, Lord Beaconsfield. Vermutlich hamitiſch-negrider Einſchlag. Aus dem ‚Corpus Imaginum‘ der Photogr. Ges. Charlottenbg.)



445. Jude aus Polen. Negrider Einſchlag. (Barthaarkräuſelung. Lippenleiſte, wulſtige Lippen.

446. Jude aus Deutſchland. Vermutlich negrider Einſchlag.

noch keine beſſeren Bezeichnungen gefunden, ſodaß dadurch immer wieder Verwechſlungen von Raſſe und Sprache oder von Raſſe und Volkstum möglich ſind: die heute hamitiſche Sprachen ſprechenden Völker haben meiſt nur noch wenig hamitiſches Blut in ihren Volkskörpern — die hamitiſche Raſſe iſt ſehr hoch gewachſen, mit einer Überlänge der Beine, dabei ſo ſchlank gewachſen, daß man ſchon auf die Vermutung gekommen iſt, die Eingeweide könnten bei ihr nicht die Lage haben, die ſie bei anderen Menſchenraſſen einnehmen[1]. Hände und Füße ſind beſonders ſchmal. Die Raſſe iſt ſchmalgeſichtig und langſchädlig; außerordentlich ſchmal gebaut erſcheint vor allem der Unterkiefer. Die Augen wirken öfters wie zu groß oder leicht vorquellend. Die Kiefer ſind leicht nach vorn geſtellt, die Lippen ſind leicht gewulſtet, die Haut iſt hellbräunlich, durchaus nicht ſo dunkel, daß ſie etwa „afrikaniſch“ wirken könnte. „Unafrikaniſch“ wirkt auch das verhältnismäßig weiche, dunkle Haar. Jedenfalls gehören die hamitiſchen Menſchen in irgendeinen Zuſammenhang mit den europäiſchen Menſchenarten, d. h. zunächſt mit der orientaliſchen Raſſe und der europäiſchen Weſtraſſe, ſicherlich in keinen mit afrikaniſchen. Die hamitiſchen Sprachen, die ihrem Bau nach als die arteigenen Sprachen der eben beſchriebenen Raſſe gelten müſſen, ſind in eine gewiſſe Beziehung zu den ſemitiſchen Sprachen zu bringen und mit dieſen zuſammen dann in eine gewiſſe fernere oder ſehr ferne Beziehung zu den indogermaniſchen Sprachen (vgl. Fußnote 3, S. 383). Jedenfalls ſind die hamitiſchen Sprachen in keine Beziehung zu bringen mit afrikaniſchen Sprachſtämmen. Hamitiſches Blut findet ſich heute verhältnismäßig am reinſten unter dem Bahima-Adel oſtafrikaniſcher Völker, unter den Maſſai und den Galla; es findet ſich auch in gewiſſen abeſſiniſchen (äthiopiſchen) Gebieten noch ziemlich rein. Eine weſtiſch-hamitiſch-negeriſche Miſchung, vielleicht mit geringem vorderaſiatiſchem Einſchlag, ſtellen die Somali dar. Beigemiſcht findet ſich hamitiſches Blut in weiten Teilen Afrikas, auch noch in Südafrika. Die hamitiſchen Wanderungen erſcheinen deutlich auf der höchſt aufſchlußreichen Schädelkarte Afrikas von Struck[1]). Es iſt bezeichnend, daß ſeinerzeit ein Hottentote namens Abraham Platje in Südafrika wegen ſeiner Geſichtsbildung im Scherz den Übernamen „Diſraeli“ erhielt nach dem engliſchen Miniſter, dem Juden Diſraeli (Lord Beaconsfield). Die „Ähnlichkeit“ in beiden Menſchen mag vor allem durch das hamitiſche Blut bedingt geweſen ſein. (Abb. 443, 444.)

---

[1] Vgl. v. Luſchan, The Early inhabitants of Western Asia, Journal of the Royal Institute of Anthropology, Bd. 41. 1911.

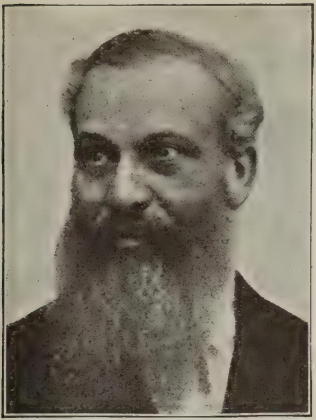
Wie die hamitiſche Raſſe heute kaum noch irgendwo rein aufzufinden iſt, ſo muß ſie ſchon in früheſter Zeit mancherlei Miſchungen eingegangen haben. Die ägyptiſche Herrſcherſchicht war wohl oft ziemlich rein hamitiſch; die Gräberfunde bezeugen es. Die hamitiſche Raſſe muß in ihren reinen Vertretern Menſchen hoher Begabung aufgewieſen haben, vielleicht vor allem Menſchen höchſter ſtaatsmänniſcher Begabung. So wie die nordiſche Raſſe den weiten Kreis der indogermaniſchen Völker als eigentlich ſchöpferiſche Raſſe durchdrungen hat, ſo ſcheint die hamitiſche Raſſe weite Teile Afrikas durchdrungen zu haben, dabei Oberſchichten einzelner Völker bildend und ſo als Oberſchicht wieder dahinſchwindend (vgl. Fußnote 3, S. 331). Die Reinheit der Raſſe muß ſchon früh geſtört worden ſein und zwar vor allem durch Beimiſchung von Negerblut aus den untergeſchichteten Bevölkerungsteilen.

Schon in vorgeſchichtlicher Zeit ſcheint von Afrika herüber nach Paläſtina ein Zuſtrom negeriſchen Blutes gereicht zu haben. Beſonders bezeichnend mag aber ſchon in der früheſten Geſchichte jener aſiatiſch-afrikaniſchen Grenzgebiete die hamitiſch-negeriſche Blutmiſchung geweſen ſein. Das jüdiſche Volk hatte Teil an dieſer Raſſenmiſchung; meiſtens wohl

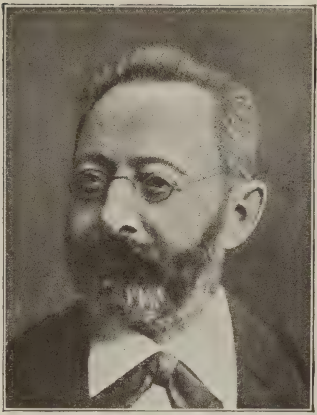
---

[1]) Zeitſchrift für Ethnologie, Bd. 54, Heft 1, 1922.

47



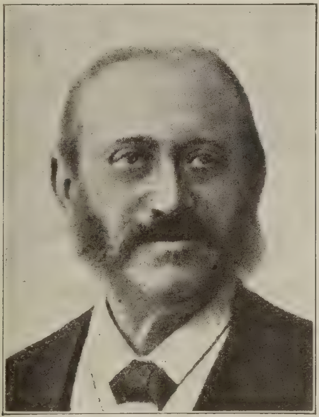
448



447. Jude aus Mähren. Orientaliſch-vorderaſiatiſch mit negeriſchem Einſchlag.

448. Jude aus Ungarn. Vorwiegend vorderaſiatiſch mit mongoliſchem Einſchlag.

49



450

449. Jude aus Deutſchland. Orientaliſch-vorderaſiatiſch.

450. Jude aus England. Lord Reading, Vizekönig von Indien. Orientaliſch-vorderaſiatiſch.

451

452

451. Jude aus Jemen (Arabien). Orientaliſch-vorderaſiatiſch. (Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)

452. Jüdin aus Marokko. Vorwiegend orientaliſch — vermutlich mit vorderaſiatiſchem Einſchlag. (Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)

erhielt es ſeinen Beiſatz negeriſchen Blutes durch Vermittlung hamitiſch-negeriſcher Miſchlinge. Der Einſchlag an Negerblut war aber ſtark genug, um im Judentum noch heute immer wieder in gewiſſer Beimiſchung durchzubrechen. Noch heute zeigen ſich oft ziemlich negerhafte Geſichter unter den Juden, noch heute zeigt ſich negeriſches Kraushaar oder Wollhaar, noch heute zeigen ſich wulſtige Lippen mit ausgeſprochenen Lippenleiſten und ziemlich dunkle Haut; noch heute zeigen ſich vorſtehende Kiefer. Die unter den Juden auftretende vorſtehende, ja vorhängende Unterlippe ſcheint eine hamitiſch-negeriſche Miſcherſcheinung zu ſein. Negerblut mag ſich auch anzeigen in der dunkelbraunen, oft dunkelblaubraunen Hautfärbung um die Augenlider und gelegentlich wohl um die Lippenränder, die man bei Juden bisweilen findet. Das Glänzen vieler jüdiſcher Augen, das oft wie ein feuchtes Glänzen wirkt, läßt ſich bei hamitiſchen Geſichtern wieder erkennen; iſt es durch hamitiſches Bluterbe bedingt?

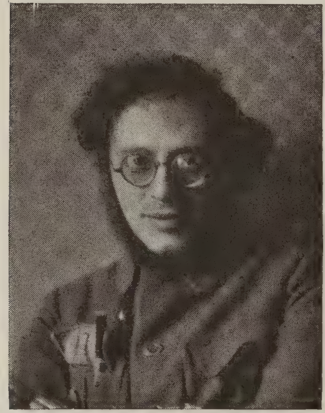
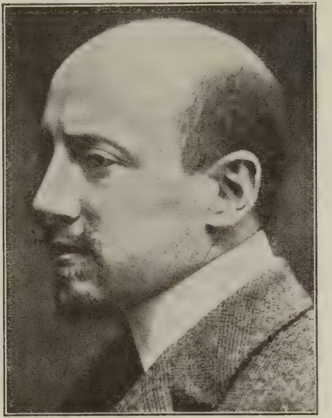


Abb. 453. Jude aus Rußland. Bolſchewiſtiſcher Führer. Vorwiegend orientaliſch.

Das jüdiſche Volk, nun ſo gekennzeichnet durch eine orientaliſch-vorderaſiatiſch-nordiſch-hamitiſch-negeriſche Raſſenmiſchung, mag auf ſeinen Wanderungen und durch kriegeriſche Ereigniſſe mit vielen anderen Völkern in Berührung gekommen ſein. Wir wiſſen vom Aufenthalt in Ägypten, wir wiſſen von der aſſyriſchen Herrſchaft Salmanaſſars (9. Jh. v. Chr.) über Syrien und das Reich Iſrael und vom weiteren Vordringen der aſſyriſchen Macht unter Aſſarhaddon, der ſich Ägypten unterwirft (7. Jahrh. v. Chr.). Wir wiſſen von der ſog. babyloniſchen Gefangenſchaft der Juden (586—539 v. Chr.), wir wiſſen von nordraſſiſchen Skythen, die das Reich Juda mit Krieg überzogen hatten (7. Jahrh. v. Chr.). All dieſe Völkerſchübe brachten zwar mancherlei geſchichtliche Wandlungen; raſſiſch konnten ſie nur die ſchon beſtehende Raſſenmiſchung in ihrem jeweiligen Miſchungsverhältnis ändern. Neue Raſſenbeſtandteile brachten ſie dem jüdiſchen Volkstum nicht mit. Als neuen Raſſenbeſtandteil muß man Menſchen der europäiſchen Weſtraſſe anſehen, die ſicherlich öfters als Einzelne oder in kleineren Gruppen dem Mittelmeer entlang nach Oſten drangen, die aber ins jüdiſche Volkstum in größerer Zahl wohl erſt durch Vermiſchung mit den Philiſtern eindrangen, jenem nordiſch-weſtiſch geſchichteten Volk, das ja dem jüdiſchen Volk auch wieder einiges nordiſche Blut mitteilen mochte (vgl. S. 306, 333).

Als Esra im Jahre 458 v. Chr. das jüdiſche Volk, das nach ſeiner babyloniſchen Gefangenſchaft ſich wieder eine Art halbſelbſtändigen Staates gegründet und Jeruſalem und den Tempel wieder auferbaut hatte, durch einen äußerſt ſtrengen Geſetzesglauben wieder feſt verbinden wollte, muß das

454. Jüdin aus Jeruſalem.
Vorwiegend weſtiſch oder vorwiegend orientaliſch?
(Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)



455. Jude aus Italien (Galizien?) d'Annunzio,
Schriftſteller in italieniſcher Sprache. Anſcheinend
vorwiegend weſtiſch mit nordiſchem Einſchlag. H.: hell.

jüdiſche Volk eine orientaliſch-vorderaſiatiſch-hamitiſch-negeriſch-weſtiſche Raſſenmiſchung geweſen ſein. Einzigartig hat ſich die Wiederaufrichtung des Volkstums durch Esra gewandt. Als ob eine Empfindung für die Gefahren der Raſſenmiſchung in den damaligen jüdiſchen Führern geherrſcht hätte, als ob ſie, die eine Geſchichte von widerſprüchlichſten Miſchungen, von halb verborgenen, halb zutag getretenen Gegenſätzen innerhalb ihres Volkstums betrachten mußten, eine Geſchichte, die vielfach Abſplitterungen und Verluſte des Volkstums aufwies — als ob die jüdiſchen Führer die durch Raſſenmiſchung entſtandene Fragwürdigkeit und Gefahr des Judentums erkannt hätten, ſo ſchufen ſie jetzt einen faſt unheimlich ſtarren Geſetzesglauben, der dem Volk vor allem die ſtrenge Abgeſchloſſenheit der Juden gegen alle Nichtjuden und alles Nichtjüdiſche gebot. Jetzt erſt bildete ſich das Judentum als ein blutmäßig ſtreng abgeſchloſſenes Volkstum heraus; jetzt konnten die Anſchauungen entſtehen, die das jüdiſche Volk als „auserwähltes Volk" betrachteten, dieſe für die Feſtigung eines Volkstums ſo ungemein förderlichen Anſchauungen, die dem Volk unter Strafandrohung ſeines Gottes jede Vermiſchung mit dem als tieriſch bezeichneten „Samen" nichtjüdiſcher Völker verboten, „damit nicht der heilige Same gemein gemacht werde mit fremden Völkern"[1]). Die Strenge der Abſonderung, die geradezu durch eine Sittenlehre gefordert wurde, welche den täglichen Verkehr des Juden mit Juden ganz anders regelte als ſeinen Verkehr mit Nichtjuden, dieſe ſogar in die ſittlichen Gebote hineindringende ſtreng befohlene Abſonderung, mußte nun zu einer Art Inzucht führen, zu einem Blutbewußtſein, wie kein anderes bekanntes Volk es gekannt hat. Die durch den Geſetzesglauben geſchaffene blutmäßige Abſonderung, die *nicht*, wie man immer wieder hört, die Abſonderung einer beſonderen *Raſſe*, ſondern die Abſonderung einer beſonderen Raſſenmiſchung war — dieſe Abſonderung, die Bluttreue des Juden, hat das jüdiſche Volkstum bis heute als einen einzigartigen Menſchenſchlag geſichert erhalten. Schon die Schriftſteller des Altertums haben die Einzigartigkeit dieſes Blutbewußtſeins bemerkt. Tacitus berichtet[1] geradezu von einem feindſeligen Haß der Juden gegen alles Nicht-Jüdiſche und bemerkt ſchon, daß die ſtrenge Abſonderung auch dadurch erreicht wurde, daß die Gebräuche und Anſchauungen des Judentums denen der anderen Völker vielfach geradezu entgegengeſetzt ſeien: „Verächtlich iſt ihnen alles, was uns heilig iſt; erlaubt hingegen alles, was bei uns Abſcheu erweckt." Die ſtrenge Abſonderung mußte durch ihre äußeren Erſcheinungen — „abgeſondert vom Tiſch, vom Nachtlager getrennt" (Tacitus) — den nichtjüdiſchen Völkern wie Verachtung und Haß der Juden gegen alles Nichtjüdiſche vorkommen, und nicht nur raſſiſch fernerſtehende Völker empfanden die Sonderheit des Judentums, ſondern ebenſo raſſiſch näherſtehende wie die mittelalterlichen Perſer oder die Araber[2]. Den Erſcheinungen der jüdiſchen Abſonderung antwortete auch bei blutsverwandten Völkern vielfach eine Judenfeindſchaft. War dieſer Judenfeindſchaft die dunkle Empfindung beigemiſcht, daß das jüdiſche Volkstum durch ſein einzigartiges, im Glauben des Volkes ſelbſt wurzelndes Blutbewußtſein viele andere Volkstümer und zeitweilig große Mächte überdauern werde?[3] — Die Geſtalt des Ewigen Juden weiſt auf ſolche halbunbewußte Deutungen der Einzigartigkeit des Judentums hin.

---

[1]) Esra 9, 2.

Noch eine andere Erſcheinung innerhalb des Judentums findet ihre Erklärung aus raſſiſchen Verhältniſſen, eben aus der Vielgemiſchtheit des jüdiſchen Volkes: das beſondere jüdiſche Sündengefühl, aus dem ſich dann der Begriff der Erbſünde herleitet. Die Überzeugung, daß der Menſch „böſe von Jugend auf" ſei, daß ihm mit ſeinem Blut auch ſchon „die Sünde" eingeboren ſei, die Überzeugung, daß die Sünde etwas Vererbtes, im Blut Empfangenes und Weitervererbliches ſei, iſt nur zu verſtehen innerhalb eines Volkstums, das ſich als blutmäßig fragwürdig erkannt hat, das als Ganzes fühlt, daß in ſeinem Bluterbe ſelbſt Schlechtes, Zwieſpältiges, Vielſpältiges, ſittliche Widerſprüche kreiſen. Daher die Sonderheit des jüdiſchen Sündengefühls, das ſchon an den Anfang der Dinge den Zwieſpalt und den Abfall vom Guten, die Schuld, „die Sünde", ſetzt; daher die Überzeugung, die Sünde komme nicht ſo ſehr dem Einzelnen zu, vielmehr der ganzen Blutgemeinſchaft, dem Volk als Ganzem[4].

Zu dieſer Anſchauung von der „Erbſünde" konnte es, raſſenkundlich betrachtet, nur innerhalb eines Volkstums kommen, das durch die Vielgemiſchtheit einander ziemlich fernſtehender Menſchenarten eine gewiſſe ſittliche Fragwürdigkeit in ſeinem eigenen Bewußtſein vorfinden mußte, und ſich ihrer ſchließlich geradezu bewußt wurde. Die Geſetzgebung Esras war der Verſuch, fortan der Vermiſchung, dieſer Verſündigung, mit äußerſter Strenge entgegenzutreten[1]. Die Inzucht war die Folge, eine Inzucht, die zur ſcharfen Herausgeſtaltung des abgeſonderten jüdiſchen Weſens geführt hat. Inzucht eines ganzen Volkes bedeutet, nebenbei geſagt, nicht etwa Entartung. Es gibt ja Anſchauungen, die im Judentum die Anzeichen eines entarteten oder entartenden Volkes ſehen wollen; die Entartung ließe ſich aber nicht auf die Inzucht zurückführen.

---

[1] Hiſtorien V.

[2] So hat auch Fichte das Judentum aufgefaßt als „auf den Haß des ganzen menſchlichen Geſchlechts gegründet und aufgebaut" (Beiträge zur Berichtigung der Urteile über die franzöſiſche Revolution).

[3] Vgl. z. B. Diſraelis Darſtellung in ſeinem Roman „Tancred" (1847): „Wir haben die Pharaonen, Nebukadnezar und Alexander geſehen, die Römer und den Sultan der Franzoſen; ſie eroberten alles und was ſind ſie heute? Sie ſind Sand."

[4] Vgl. Montefiore, Religion of the Ancient Hebrews.

---

[1] Die Abſchweifung auf ſolche Erſcheinungen des jüdiſchen Sitten- und Glaubenslebens war deshalb angezeigt, weil ja wie manche andere Begriffe ſo auch der Begriff der Erbſünde, der angeborenen Sündhaftigkeit überhaupt, aus dem jüdiſchen Glauben durch Vermittlung des Chriſtentums in die abendländiſche Glaubenswelt als eine kirchliche Lehre eindrang. Man muß ſich einmal klar machen, was es bedeutet, daß dieſe Anſchauung von der Erbſünde durch fremde und ſchließlich auch durch einheimiſche Lehrer übertragen wurde auf die im frühen Mittelalter noch ſo reinraſſigen Germanenvölker. Im allerentſcheidendſten Beſitz eines Volkes, in ſeinem Glauben ſelbſt, wurde hier etwas verwurzelt, was ſich allein aus fremdeſter Umwelt und artfremdeſtem Schickſal deuten läßt. Der reinraſſige Germane war erbtüchtig, erbgut und nicht erbſündig. Fortan ſollte er ſich erbſündig empfinden, ſein Glauben gebot es ihm; denn der Glaube wurde jetzt durch jüdiſch-chriſtlichen Geiſt ſelbſt Geſetzesglaube, Verpflichtung auf Gebote eines Gottes, der von außen drohte. Die Folgen mußten unabſchätzbar ſein, wenn man bedenkt, mit welcher Selbſtverleugnung im Mittelalter gerade unter germaniſchen Völkern der Chriſtenglaube aufgenommen wurde. Eine der Folgen ſolcher Aufnahmen artfremdeſter ſittlicher Anſchauungen war die völlige ſittliche Entwurzelung, die ſich bei vielen germaniſchen Menſchen des frühen Mittelalters zeigt. Die Greuel z. B. der merowingiſch-fränkiſchen Geſchichte, die ſowohl gegen die germaniſche, wie gegen die chriſtliche Sittlichkeitsauffaſſung verſtoßen, laſſen ſich daraus erklären, daß die arteigene germaniſche Sittlichkeit ſchon aufgelöſt, die artfremde chriſtliche Sittlichkeit aber noch gänzlich unbegriffen war. Sittliche Entwurzelung vieler Einzelner mußte die Folge ſein. Jene Umdeutung des Chriſtentums durch den nordiſchen Geiſt eines oſtſächſiſchen Dichters (zu Beginn des 9. Jahrhunderts), der „*Heliand*“ (über ihn vgl. den von Sievers geſchriebenen Abſchnitt „Heliand“ in Herzog-Haucks Realenzyklopädie der proteſtantiſchen Theologie) blieb eigentlich ohne Einwirkung auf das deutſche Geiſtesleben. Es dauerte wieder lang, bis ein *Meiſter Eckhart* (geſt. 1327) das artfremde, aus jüdiſchem Volksſchickſal entſprungene Chriſtentum im nordiſchen Geiſt umzudeuten verſuchte, und man kann wohl nicht ſagen, daß *Luther* das geiſtige Erbe aus der nordiſchen Gedankenwelt eines Eckhart wieder ganz hätte heben können, wenn er auch die „*Theologia teutſch*“ neu herausgegeben hat. (Vgl. hierzu „Germaniſierung des Chriſtentums“ in Schieles Handwörterbuch „Die Religion in Geſchichte und Gegenwart“. 1910.) Umdeutungen gingen immer wieder von einzelnen Männern nordiſchen Geiſtes aus. Der Zwieſpalt aber beherrſcht nach wie vor das Leben vor allem der nordraſſiſch-bedingten Völker. Artfremdes Gut iſt ihrem Glaubensleben eingemiſcht worden und ſcheint ihm auch heute innerhalb der proteſtantiſchen Kirche immer wieder eingemiſcht zu werden durch eine verhältnismäßig große Anzahl jüdiſcher Hochſchullehrer der proteſtantiſchen Theologie und jüdiſcher Geiſtlicher in führenden Stellungen (vgl. Reichswart, Nr. 2 vom 24. März 1923: „Judenblütige evangeliſche Geiſtliche“).

So zeugen Lehren, aus fremdem Schickſal entnommen, immer wieder den Zwieſpalt. Man kann vielleicht ſagen: Durch die Aufnahme der Lehre von der Erbſünde iſt die germaniſche, mit ihr die deutſche Welt, ſelbſt in ihrem ſeeliſchen Leben erbſündig, d. h. zwieſpältig, unrein, geworden, mit ſich ſelbſt zerfallen zu fortzeugender Zwieſpältigkeit.

Die blutmäßige und geſetzmäßige Abſperrung war im Judentum ſomit durch Esra erreicht. Daß eine ſolche Abſperrung je durchaus gelingt, iſt wohl unmöglich. Aber ſoweit ein Volkstum ſich überhaupt abſchließen kann, ſcheint das Judentum bis etwa in die neueſte Zeit hinein ſich abgeſchloſſen zu haben. Nun bedeutete aber — entſprechend der jüdiſchen, heute moſaiſch genannten Glaubensform — die Abſperrung zunächſt nur die Abſperrung gegen die Menſchen fremder Glaubensbekenntniſſe. Wer zum Judentum, zum moſaiſchen Glauben, übertrat, trat auch in die jüdiſch-völkiſche Blutsgemeinſchaft ein. Im ausgehenden Altertum und im frühen Mittelalter waren anſcheinend Übertritte zum jüdiſchen Glauben nicht allzu ſelten. So muß etwa zu Ende des zweiten oder zu Beginn des erſten Jahrhunderts v. Chr. eine gewiſſe Anzahl Griechen zum moſaiſchen Glauben übergetreten ſein, im vierten und fünften Jahrhundert n. Chr. eine gewiſſe Anzahl Südaraber. Durch dieſe Übertritte kam aber kaum eigentlich fremdes Blut in das Judentum, da jene Griechen wohl vorwiegend der europäiſchen Weſtraſſe oder einer weſtiſch-vorderaſiatiſchen Miſchung, jene Südaraber wohl vorwiegend einer vorderaſiatiſch-orientaliſchen Raſſenmiſchung angehörten. Im Falle der Chaſaren, eines wahrſcheinlich vorderaſiatiſch und mongoliſch gemiſchten Volks, traten hingegen große Volksteile und vor allem gerade die herrſchenden Kreiſe zum moſaiſchen Glauben über und brachten etwa in der Zeit vom 8. bis 11. Jahrhundert n. Chr. dem Judentum einen ſtärkeren Einſchlag mongoliſchen (inneraſiatiſchen) Blutes mit. (Der Fall iſt innerhalb der Raſſengeſchichte des Oſtjudentums im folgenden zu betrachten.) Später ſcheinen Übertritte ſeltener geworden zu ſein, ja vom Judentum ſchließlich gar nicht mehr gewünſcht worden zu ſein, vielleicht darum, weil das Judentum in der Zerſtreuung über Europa und ſchließlich über die ganze Welt durch Übertritte ja raſſiſch allmählich aufgelöſt worden wäre. Im 13. Jahrhundert ſollen in Ungarn noch einmal eine gewiſſe Anzahl Madjaren übergetreten ſein. Die Erſcheinung, daß die Juden aller Länder jeweils eine gewiſſe Annäherung an das Körperbild ihrer nichtjüdiſchen Umgebung zeigen, beruht nicht nur auf Miſchverbindungen, ſondern auch auf Ausleſevorgängen, die unter Umſtänden im jüdiſchen wie im nicht-jüdiſchen Volkstum in einem beſtimmten Gebiet gleichgerichtete Wandlungen bewirken.

Im ſpäteren Mittelalter muß im Judentum aus der Abſperrung gegen die Menſchen fremden Glaubens ſchon ganz die Abſperrung gegen alle nicht-jüdiſchblütigen Menſchen geworden ſein. Das Judentum zeugte ſich fortan faſt nur noch aus ſich ſelber fort. Vielleicht wurde von ihm beſonders in Europa der blutmäßige Abſtand, die Fremdheit alles nichtjüdiſchen Blutes, ſo deutlich empfunden, daß dem Judentum ſchließlich Bekehrungsverſuche oder Übertrittswünſche ſinnlos wurden. Das jetzt erreichte einzigartige jüdiſche Blutbewußtſein muß deutlich erkannt haben, daß Blut und Glaubensform einander bedingen, daß nur jüdiſches Blut die jüdiſchen Glaubenslehren und Anſchauungen recht begreifen könne. Die Inzucht blieb daher ſo gewahrt, daß die Vielgemiſchtheit des jüdiſchen Volkes immer wieder nur unter ſich Verbindungen einging. Auch läßt ſich vermuten, daß zum moſaiſchen Glauben übertretende Menſchen teils ihrer ſeeliſchen Veranlagung, teils ihrer raſſiſchen Zuſammenſetzung nach der jüdiſchen Art „wahlverwandt" naheſtanden. Die geſchlechtliche Ausleſe muß im jüdiſchen Geſamtvolk wohl dazu geführt haben, daß immer wieder gleichſam die jüdiſchſten Juden im Geſamtvolk, ſoweit es ſchließlich auch zerſtreut war, ausgeleſen wurden. Das Leben unter Fremdvölkern bewirkte ja gleichgerichtete Ausleſeverhältniſſe unter den Juden *aller* europäiſchen Gebiete auch dadurch, daß eine größere Nachkommenzahl immer nur *den* Juden möglich wurde, welche die eigenartigen Bedingungen des Lebens unter Fremdvölkern beſonders geſchickt zu ergreifen wußten. Anders als durch ſolche im ganzen jüdiſchen Volk in gleicher Richtung wirkſamen Ausleſeverhältniſſe läßt ſich die verhältnismäßig große Einheitlichkeit des Judentums über die ganze Erde hin kaum begreifen. Anders läßt es ſich kaum begreifen, daß auch die ſeeliſchen Eigenſchaften des Juden von faſt allen Völkern gleich einzigartig und gleich artfremd empfunden werden. Durch Ausmerzung *der* Menſchen innerhalb des jüdiſchen Volkstums, welche den beſonderen Bedingungen des Lebens unter Fremdvölkern nicht gewachſen waren, muß aus der Vielmiſchung eine gewiſſe Einheit zweiter Ordnung entſtanden ſein.

Zu äußerſter Starrheit mußte das Judentum ſeine Eigenart in vielen Dingen wohl deshalb ſteigern, weil in der Vielgemiſchtheit ſeines Raſſentums, bevor dieſes mit ſeinem Geſetzesglauben von Esras Zeit ab die entſcheidende einheitliche Züchtungsrichtung eingeſchlagen hatte, die Gefahr unendlicher Vielſpältigkeit und Auflöſung lag. Ihren Halt, ihren Kern, fand die Starrheit der jüdiſchen Seele ſchließlich in ihrem Blutbewußtſein. Faſt unheimlich iſt es zu ſehen, wie ſicher das Judentum ſein Blutbewußtſein in ſeinem Eingottsglauben, im Glauben an den Gott der Juden, verwurzelt hat. Da das Judentum Gott als den Gott der Juden ſah, und das jüdiſche Volk als das „auserwählte Volk", ergab ſich in unerbittlich ſtarrer Folgerichtigkeit eine zwiefache Sittenlehre, die im Talmud (zu deutſch: Lehrbuch) öfters einen ſolchen Ausdruck annimmt, daß dieſes Zeugnis jüdiſchen Glaubens manchen nichtjüdiſchen Betrachtern ſchon wie die Verkehrung aller ſittlichen Grundlagen ins Unſittliche vorgekommen iſt. Der Talmud, der nach einer Äußerung der „Allgemeinen Zeitung des Judentums"[1] die jüdiſche Seele „ebenſo ſcharf wie treffend charakteriſiert", muß geradezu jene ſichere Züchtungsrichtung innerhalb des Judentums erzielt haben, die im Zuſammenwirken mit den oben bezeichneten Ausleſevorgängen das Judentum auf den Weg zur Bildung einer neuen Raſſe, einer Raſſe zweiter Ordnung, geführt hat. Entſtanden iſt der Talmud in der Hauptſache etwa zwiſchen 150 und 500 n. Chr. Kennzeichnet er wirklich die jüdiſche Seele ſcharf und treffend, ſo hatte ſich das Judentum in ihm ein Züchtungsmittel ſicherſter Art geſchaffen, indem es jedem einzelnen Juden die Verpflichtung und Glaubensgewißheit ſchuf, daß es allein auf das jüdiſche Blut und auf ſeine Abgeſchloſſenheit und Reinerhaltung ankomme. „Eine einzige iſraelitiſche Seele für ſich iſt in den Augen Gottes mehr wert, als alle Seelen eines ganzen Volkes"[2]. „Die

---

[1] 1907, Nr. 45. [2] Schefa tal.

Sonne beſcheint die Erde, der Regen befruchtet ſie, nur weil die Iſraeliten darauf wohnen“ [1]). So lehrt der Talmud in eindringlichſter Weiſe das Blutbewußtſein als ein göttliches Gebot und bezieht alles auf die Erhaltung der jüdiſchen Art. Scharf trennt er Juden und Nicht-Juden: „Ihr werdet Menſchen genannt, die Völker der Welt aber werden nicht Menſchen, ſondern Vieh geheißen“ [2]). Man kann vielleicht ſagen, daß es ſo im Judentum auch zu einer jahrhundertelangen Ausleſe der ſtreng talmudiſch gerichteten Juden gekommen iſt, die dann aus der beſchriebenen Vielmiſchung doch wieder eine gewiſſe Einheit bildete. Klar zeigt ſich wieder, daß tatſächlich in der Ausgleichung an nicht-jüdiſche Denkart und in der Abkehr vom moſaiſchen Glauben gewiſſe Gefahren für das Judentum liegen. Einzig das Judentum hat es ja in folgerichtigſter Weiſe verſtanden, ſein Blutbewußtſein in ſeinem Gottesglauben ſelbſt ſicher zu verwurzeln.

Durch ſein Blutbewußtſein und ſeine Abgeſchloſſenheit erreichte das Judentum die ihm eigene ſtarre Beharrlichkeit in allem äußeren Wandel. Durch vielgeſtaltige Schickſale und in allen Umwelten hat ſich das Judentum, zugleich ſtarr und wandelbar-anpaſſungsfähig, von jeher ſicherer erhalten als je ein anderes Volkstum. Zwar hat das Judentum keine Heimat im Sinne eines Staatsgebietes. Aber es iſt durch ſein Blutbewußtſein geſicherter als Völker mit wohlverwahrten Grenzen. „Das Vaterland der Juden ſind die übrigen Juden“ [3]). Der Deutſche oder der Engländer ſind dem Raſſenwandel ihrer Volkstümer ausgeſetzt, ebenſo wie der Franzoſe, der heute ein ganz anderer Menſch iſt als in ſeinem klaſſiſchen 17. Jahrhundert (vgl. S. 348). Der Jude achtet auf ſein Blut und weiß ſich ſo geſichert als der „Ewige Jude“. Ewig iſt vielleicht nur das Volkstum, das auf ſein Blut achtet und im Blutbewußtſein ein göttliches Gebot erkennt; das mag die Erſcheinung des Judentums lehren.

So ſcheint aus den eigenartigen, eine beſondere Ausleſe bewirkenden äußeren Verhältniſſen und aus den Vorſchriften des moſaiſchen Glaubens eine ſo ſichere Züchtungsrichtung, ein einzigartiges Blutbewußtſein, entſtanden zu ſein, daß ſich aus einer Raſſenmiſchung eine Raſſe zweiter Ordnung anbahnen konnte. Durch Abſonderung und Inzucht und eine beſtimmte Ausleſerichtung hat ſich — oder hatte ſich wenigſtens — das Judentum die Bedingungen zur Herausgeſtaltung einer neuen Raſſe geſchaffen (vgl. S. 236). Der Kreis der bei der Vielmiſchung des Judentums in der Vererbung möglichen Kreuzungserſcheinungen war durch Abſonderung und Inzucht gleichſam immer mehr verengert worden. Dies ſcheint auch der Grund, warum man aus Körpergeſtalt und Geſichtszügen beim Juden die ſein Blut zuſammenſetzenden Raſſen in den meiſten Fällen nicht ſo verhältnismäßig ſchnell erkennen kann, wie dies bei den meiſten Menſchen Mittel- und Weſteuropas möglich iſt. Man kann ſagen, das Judentum war durch ſein ſtreng gepflegtes Blutbewußtſein und eine ſicher gewahrte Züchtungsrichtung auf dem Weg, eine Raſſe zu werden — es war mindeſtens auf dieſem Weg.

---

[1]) Jebamoth, Jalkut Schimoni.

[2]) Baba Mezia.

[3]) Schopenhauer, Parerga II.

Es war auf dieſem Weg bis in die Gegenwart hinein, bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Dann begannen gewiſſe Anzeichen einer Auflöſung des alten Blutbewußtſeins und der alten Abgeſchloſſenheit, Anzeichen, die ſpäter zu betrachten ſind. Zunächſt muß nun die Erſcheinung verfolgt werden, daß ſich die ſtrenge, oben talmudiſch genannte, Züchtungsrichtung durchgeſetzt haben muß in beiden Zweigen des Judentums, im ſüdjüdiſchen (ſephardiſchen) und im oſtjüdiſchen (aſchkenaſiſchen) Zweig. Beide Zweige mögen gewiſſe bezeichnende Unterſchiede aufweiſen, mögen mindeſtens zwei körperlich verſchieden-geſtaltete Mehrheiten einander gegenüberſtellen, während zweifellos vermittelnde Körperbilder in beiden Zweigen Übergänge herſtellen, die man dann weder für bezeichnend ſüdjüdiſch, noch für bezeichnend oſtjüdiſch erklären könnte. Aller Unterſchied zwiſchen Süd- und Oſtjuden iſt aber nicht ſo groß, als daß nicht beide Zweige irgend etwas bezeichnend „Jüdiſches“ hätten, irgend etwas, das klar die Zugehörigkeit zu dieſem beſonderen Volkstum anzeigt.

In welchen raſſenkundlichen Merkmalen beſteht nun dieſes Kennzeichnend-Jüdiſche? Worin liegt das Gemeinſame in der jüdiſchen Körpererſcheinung? Dieſe Frage iſt heute noch nicht zu beantworten, wenn man nach einer Antwort ſucht, die ſich in menſchenkundlichen (anthropologiſchen) Zahlen und Maßen ausdrücken läßt. Die Frage wäre ſelbſt dann nicht klar zu beantworten, wenn es nicht einzelne Grenzerſcheinungen jüdiſcher Art gäbe, die dadurch gekennzeichnet ſind, daß ſie ſich von irgendwelcher europäiſchen Raſſe oder in Europa üblichen Raſſenmiſchung kaum unterſcheiden. Der Verſuch zur Aufdeckung des Bezeichnend-Jüdiſchen, den die Jewish Encyclopædia erwähnt (vgl. S. 435), hat ja ebenfalls zu keiner klaren Antwort geführt. Das Bezeichnende im Judentum ſcheint eben die beſondere Zuſammenſetzung der Vielgemiſchtheit ſelbſt zu ſein, einer Vielgemiſchtheit aber, die durch ſtrenge Abſonderung zur Anbahnung einer gewiſſen Raſſe zweiter Ordnung geführt hat oder hatte. Die Ausleſevorgänge und die einheitliche, aus talmudiſchem Geiſt ſtammende Züchtungsrichtung haben ſelbſt in den beiden getrennten Zweigen des jüdiſchen Volkstums eine eigentliche Aufſpaltung in zwei artgetrennte Gruppen verhindert. Es iſt in beiden Gruppen dahin gekommen, daß irgendwie eine bezeichnende Zuſammenſtellung von Merkmalen, die im einzelnen aus den verſchiedenen im Judentum zuſammengetretenen Raſſen ſtammen, eine Merkmalzuſammenſtellung, die immer wieder auftritt und immer wieder in der Ausleſe bevorzugt wird, etwas Bezeichnend-Jüdiſches hervorbringt, ohne daß aber die heutige Forſchung ſchon genaue Angaben über dieſe bezeichnende Merkmalzuſammenſtellung machen könnte.

In Kürze muß nun die Entſtehung der Verzweigung ſelbſt betrachtet werden: wie kam es zur Ausgeſtaltung des ſüdjüdiſchen und des oſtjüdiſchen Volksteils?

Die Oſtjuden ſind abzuleiten von jüdiſchen Volksteilen, die ſich von Paläſtina aus nordwärts nach Armenien und zum Kaukaſus gewandt hatten, wo ſie ſchon im 2. Jahrhundert v. Chr. ſaßen. Die Bewegung dieſes Volksteils nach Nordweſten und Norden muß fortgedauert haben. Es kam im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. zu jenem volkskundlich und raſſenkundlich eigenartigen Ereignis, daß größere Teile, darunter vor allem die herrſchenden Schichten des ſeiner Raſſe nach wahrſcheinlich vorwiegend *mongoliſchen* (mongoliſch-vorderaſiatiſch gemiſchten) Volkes der *Chaſaren*, das am Unterlauf der Wolga und des Don, am Nordufer des Kaſpiſchen und des Schwarzen Meeres ein Reich mit großen Handelsſtädten gegründet hatte, zum jüdiſchen Glauben übertraten. Die Chaſaren waren ein Handelsvolk, das den Handel von Sibirien und Indien und von Kleinaſien her vermittelte und ſeinen Handel durch Kriegsmannſchaft ſchützte. Das Chaſarenreich verſchwand aus geſchichtlich nicht erhellten Gründen¹). Sein Gebiet nahmen kirgiſiſche, kalmükkiſche und baſchkiriſche Stämme ein. Die Chaſaren waren zum größten Teil und beſonders die führenden Schichten zum jüdiſchen (moſaiſchen) Glauben übergetreten, und ſo vollzog ſich eine Blutmiſchung: Aufnahme altjüdiſchen Blutes durch die Chaſaren und Aufnahme chaſariſchen, d. h. mongoliſch-untermiſchten Blutes durch die vom Kaukaſus nordweſtlich ſich ausbreitenden Juden. Man wird ſich die Chaſaren in raſſiſcher Hinſicht etwa wie die heutigen Baſchkiren, Tartaren oder Kirgiſen vorſtellen müſſen, d. h. als ein vorderaſiatiſch-mongoliſches oder mongoliſch-vorderaſiatiſches Volk. Hatte das öſtliche Judentum in Armenien und im Kaukaſus bei Aufnahme nichtjüdiſcher Menſchen wieder neues Blut der vorderaſiatiſchen (armenoiden) Raſſe in ſich aufgenommen, alſo Blut, das dem Judentum nicht fremd war, ſo kam jetzt, durch das mongoliſche Blut aus der Blutmiſchung der Chaſaren, eine neue, der urſprünglichen Blutzuſammenſetzung ſehr fremde Zumiſchung in den oſtjüdiſchen Volkskörper. Die Vielgemiſchtheit verſtärkte ſich noch einmal; die Übertritte ſcheinen bis ins 11. Jahrhundert fortgedauert zu haben, wenn auch wohl das 8. Jahrhundert die eigentliche Zeit der Maſſenübertritte war. Im 10. und 11. Jahrhundert ſind dann die Oſtjuden in ihrer Hauptmaſſe wieder zu finden im rutheniſchen Gebiet, und endlich, vom 12. bis 14. Jahrhundert, müſſen ſie Polen und Galizien und ſomit den Hauptteil ihrer heutigen Sitze erreicht haben. Da Rußland bis zur Regierung Peters des Großen (1682—1725) ſeine Grenzen gegen jüdiſche Einwanderung zu ſchließen verſuchte, breiteten ſich die Juden in der

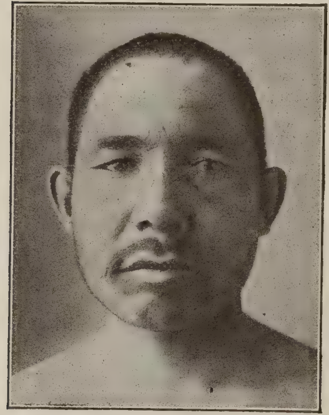
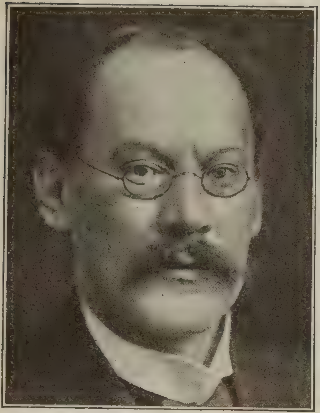


Abb. 456. Baſchkir aus Ufa. Vorwiegend mongoliſch, wahrſcheinlich mit vorderaſiatiſchem Einſchlag.
(Aufn.: Anthr. Inst., Wien.)

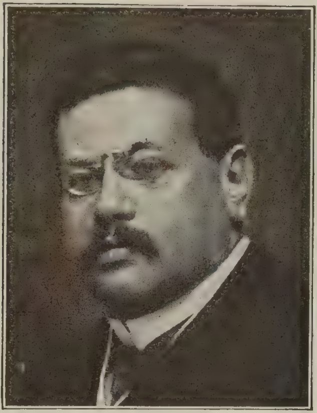
---

[1] Sind die Kara-imen, eine (den Talmud nicht anerkennende) jüdiſche (moſaiſche) Sekte, die am Nordufer des Schwarzen Meeres verbreitet iſt und etwa 250 000 Menſchen umfaßt, Nachkommen der Chaſaren? Sie werden dafür gehalten. Raſſiſch ſollen ſie den Armeniern ſehr nahe ſtehen, alſo ein ſtarkes Vorwiegen vorderaſiatiſcher Raſſe zeigen.

457



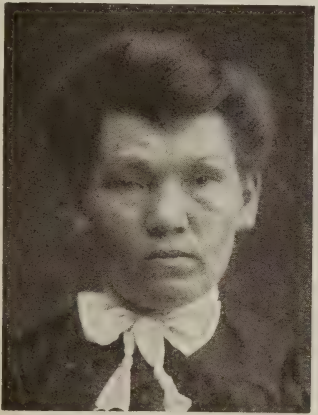
457. Jude aus Deutſchland.
Mongoliſcher und nordiſcher Einſchlag.

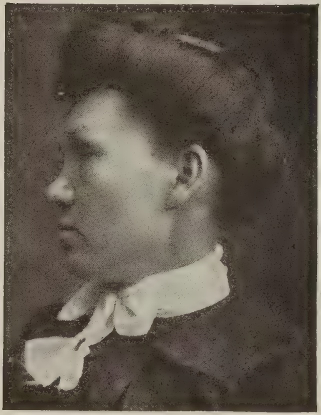


458

458. Jude aus Deutſchland.
Anſcheinend orientaliſch-mongoliſch.

59 a

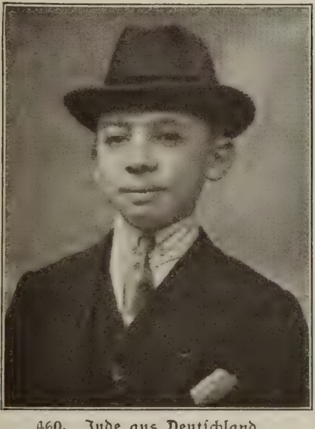




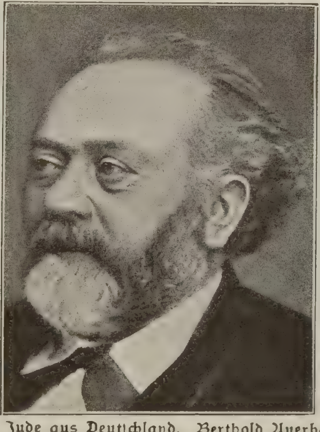
459 b

459 a, b. Jüdin aus Rußland. Mongoliſcher und vermutlich nordiſcher Einſchlag.
(Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)

60



460. Jude aus Deutſchland.
Vermutlich mongoliſcher und negrider Einſchlag.



461

461. Jude aus Deutſchland. Berthold Auerbach.
Nordiſcher u. vermutlich mongoliſcher Einſchlag.
(A. d. ‚Corpus imaginum' d. Photogr. Ges. Charlottenbg.)

Hauptſache zunächſt nur im Gebiet Großpolens aus, d. h. alſo auch über das Gebiet polniſcher Sprache hinaus nach Kurland, Littauen, Weſtpreußen, Weißrußland, Galizien, Wolhynien und nach der Ukraine, demnach alſo etwa über das Gebiet, in welchem ſie noch heute beſonders zahlreich vertreten ſind (vgl. Karte S. 434). Innerhalb dieſes ganzen Gebiets ſprechen auch die Juden die jiddiſche Sprache und tragen Familiennamen, die ſprachlich von deutſcher Herkunft ſind (vgl. S. 475). Die Zahl der oſteuropäiſchen Juden wurde verſtärkt durch jüdiſche Einwanderer, die ſich über die Türkei und Rumänien nach Polen und Rußland ausbreiteten. Auf dieſem Weg fanden wieder neue Zumiſchungen ſtatt: hie und da mögen ſich Menſchen dinariſcher Raſſe dem Judentum verbunden haben; wichtiger iſt ſicherlich der Beiſatz oſtiſchen Blutes, der heute neben dem mongoliſchen (innerasiatiſchen) im Oſtjudentum erkennbar iſt.

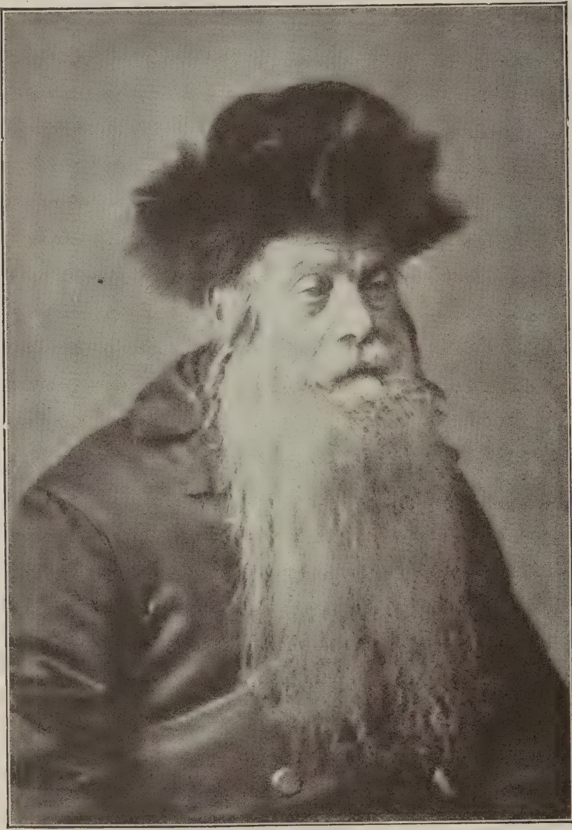


Abb. 462. Jude aus Polen. Nordiſcher und vermutlich mongoliſcher und vorderaſiatiſcher Einſchlag. (Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale).

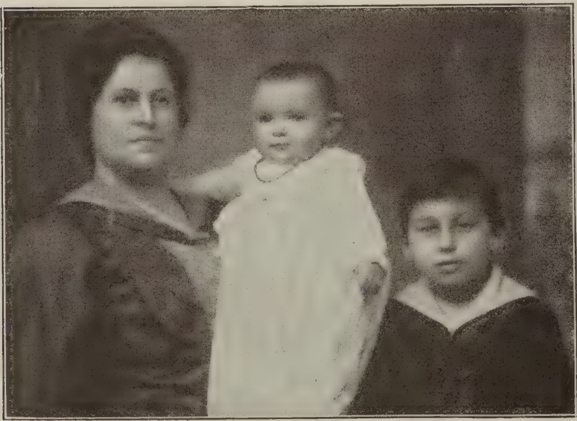


Abb. 463. Deutſchland. Jüdiſche Mutter mit Kindern, die Mutter und das Kind vermutlich mit ſtärkerem oſtiſchem, der Knabe mit ſtärkerem orientaliſchem Einſchlag.

Nordiſches Blut hatten ja die Juden ſchon in Paläſtina aufgenommen; hier in Polen muß aber weiterhin eine gewiſſe nordiſche Zumiſchung eingetreten ſein. Allein aus dem älteren nordiſchen Bluterbe nämlich läßt ſich das heutige Auftreten heller Haare und heller Augen unter den Oſtjuden kaum erklären, falls man nicht Ausleſevorgänge annehmen will, die gerade den nordiſcheren Teil der Oſtjuden in dieſer oſteuropäiſchen Umwelt verhältnismäßig ſtärker vermehrt hätten. Einen nicht geringen Zuſtrom ſüdjüdiſchen Blutes erhielt das Oſtjudentum im 14. und 15. Jahrhundert, weshalb man auch im Oſtjudentum gelegentlich Menſchen mit ſephardiſchen Zügen trifft (Abb. 469). In frühmittelalterlicher Zeit ſchon hatten nämlich jüdiſche Gemeinden ihren Ausbreitungsweg vom Mittelmeer her die Rhone aufwärts gefunden, hatten die Rheinebene erreicht und waren ſchon im 3. Jahrhundert im Elſaß und in den rheinfränkiſchen Gegenden, wie auch heute noch, verhältnismäßig zahlreich. Schon damals ſcheint ſich Frankfurt a. M. als ein jüdiſcher Mittelpunkt gebildet zu haben, und man hat ſchon die verhältnismäßig geringere Körperhöhe der Bevölkerung in der Umgegend der Stadt Frankfurt a. M. auf die jahrhundertelange ſtärkere Beſiedlung der Gegend durch Juden zurückführen wollen. Die Kreuzzüge brachten Judenverfolgungen und -ausweiſungen mit ſich, denen vor allem zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eine ſehr große Zahl der in Deutſchland wohnenden Juden nach Polen auswich, wo ſie dann entweder in dem dort ſchon zahlreicher vertretenen Oſtjudentum aufgingen oder aber, falls die ſchon in Polen anſäſſigen Juden (wie ein Raſſenforſcher es darlegt)1) noch gar nicht zahlreich waren, mit dieſen ſchon anſäſſigen Juden zuſammen jetzt das eigentliche Oſtjudentum bildeten. Der polniſche König Kaſimir der Große (1333—1370) begünſtigte vor allem die jüdiſche Einwanderung aus Deutſchland durch Zuſicherung von Vorrechten an die Juden, aus denen er für ſein Land eine Art Mittelſtand ſchaffen wollte, der dem damaligen Polen fehlte. Das Jiddiſche, die Umgangsſprache des Oſtjudentums, leitet ſich auch her aus der rheinfränkiſchen Mundart jener Zeit und die oſtjüdiſchen Familiennamen ſind ſprachlich auch heute noch faſt alle deutſcher Herkunft. — Jedenfalls hat das Oſtjudentum auf ſeinem Weg allmählich immer mehr von ſeinem orientaliſchen, weſtiſchen und hamitiſch-negeriſchen Blut verloren; es hat das Blut langſchädliger Raſſen verloren, während es durch Über-

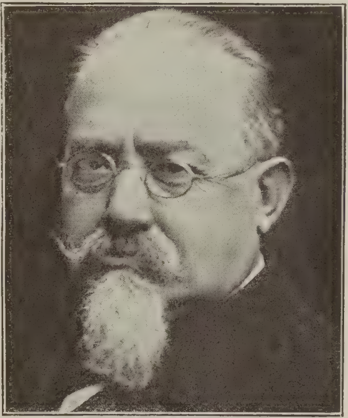


Abb. 464. Jude aus Italien. Lombroſo. Vorderaſiatiſch-orientaliſch-(mongoliſch)-negeriſch?

---

1) Boutſch-Brujewitſch, Völkerkunde Rußlands, ein ruſſiſch geſchriebenes Werk, aus dem ich einzelne, für dieſen Abſchnitt wertvolle Hinweiſe einer brieflichen Mitteilung verdanke.

465

465. Jude aus Deutſchland. Vorderaſiatiſch-nordiſch.

466

466. Jude aus Deutſchland. Orientaliſch-nordiſch mit geringem negridem Einſchlag.

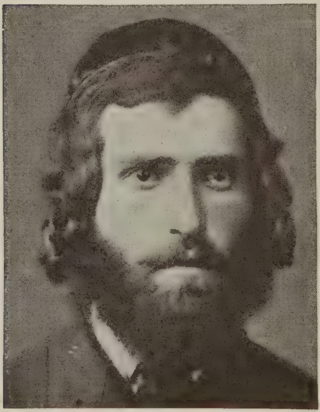
467

467. Jüdiſcher Knabe aus Deutſchland. Mehr ſüdjüdiſch (ſephardiſch) ausſehend. Vorwiegend orientaliſche Raſſe.

468

468. Jüdiſcher Knabe aus Deutſchland. Mehr oſtjüdiſch (aſchkenaſiſch) ausſehend. Oſtiſch-nordiſch-orientaliſch?

469



469. Jude aus Polen. Mehr ſüdjüdiſch (ſephardiſch) ausſehend. Vorwiegend orientaliſch. (Aus Fiſhberg, Raſſenmerkmale.)

470

470. Jude aus Deutſchland. Mendel, Pſychiater. Mehr oſtjüdiſch (aſchkenaſiſch) ausſehend; vermutlich oſtiſcher und nordiſcher neben vorderaſiatiſchem Einſchlag.

tritte und durch Ausleſevorgänge immer mehr das Bluterbe kurzſchädliger Raſſen gemehrt haben muß. Die Oſtjuden ſind alſo kaum noch „ſemitiſch“ zu nennen: gerade das Blut der orientaliſchen Raſſe iſt in der oſtjüdiſchen Vielmiſchung ſicherlich ziemlich gering.

Das Oſtjudentum, 9 Zehntel des Judentums, entſpricht ſomit einer Raſſenmiſchung, für die ein gewiſſes, nicht zu ſtark anzunehmendes Vorherrſchen der vorderaſiatiſchen Raſſe bezeichnend iſt, alſo einer vorderaſiatiſch-mongoliſch-oſtiſch-nordiſch-orientaliſch-hamitiſch-negeriſchen Miſchung.

Anders das Südjudentum: es geſtaltete ſich heraus unter den jüdiſchen Volksteilen, die beiden Küſten des Mittelmeeres entlang ſich nach Weſten hin ausbreiteten. Auf ihrem Weg verloren ſie von ihrem vorderaſiatiſchen Blut, nichts aber oder nur wenig von ihrem orientaliſchen Blut. Sie mußten ferner auf ihrem weſtlich gerichteten Weg neues weſtiſches Blut aufnehmen, da und dort auch neues hamitiſches und negeriſches Blut. So verloren ſie vom Blut der kurzköpfigen vorderaſiatiſchen Raſſe, und nahmen dagegen Blut der langköpfigen Raſſen Afrikas und Südeuropas auf. Daher ſind die Südjuden gekennzeichnet durch ein gewiſſes Vorwiegen der orientaliſchen Raſſe in ihrer Miſchung und können als orientaliſch-weſtiſch-vorderaſiatiſch-hamitiſch-nordiſch-negeriſch gemiſcht gelten[1]).

Das Südjudentum, 1 Zehntel des Judentums, wird in der Hauptſache gebildet durch die Juden Afrikas, der Balkanhalbinſel, Italiens, Spaniens, Portugals, Frankreichs und Hollands. Das Judentum Englands war früher wohl überwiegend ſüdjüdiſch; heute mögen die in neuerer Zeit zahlreich eingewanderten Oſtjuden, die „German Jews“ überwiegen. Auch in Frankreich mag die jüdiſche Einwanderung aus Deutſchland und Oſteuropa allmählich ein Überwiegen der Oſtjuden mit ſich bringen. Wie in England, ſo fallen auch in Frankreich die verhältnismäßig zahlreichen, für das Oſtjudentum bezeichnenden Namen auf. — In Deutſchland fanden die Südjuden anſcheinend von Holland, hauptſächlich von Amſterdam her, Eingang. Zahlreiche Südjuden hatten ja Ende des 15. Jahrhunderts nach ihrer Vertreibung aus Spanien und Portugal (i. J. 1492) in Holland Aufnahme gefunden[2]). Eine gewiſſe, wohl nicht ſehr zahlreiche ſüdjüdiſche Einwanderung fand ihren Weg von Holland her den Rhein hinauf; andere Südjuden hatten von Amſterdam her Hamburg erreicht. Heute jedoch iſt das in Deutſchland wohnende Judentum faſt ausſchließlich Oſtjudentum.

---

[1]) Die neuerdings erſchienenen „Beiträge zur phyſiſchen Anthropologie der Juden und zur jüdiſchen Raſſenfrage“ (Zeitſchrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 23, 1922) von Wagenſeil faſſen die beiden Zweige des Judentums in raſſiſcher Hinſicht in den Grundzügen ebenſo auf, nur daß Wagenſeil die (allerdings geringeren) Einſchläge hamitiſchen und negeriſchen Blutes außeracht läßt.

[2]) Die Mehrzahl wanderte nach den Gebieten des öſtlichen Mittelmeers, vor allem nach der Türkei und nach Griechenland, aus, wo ihre Nachkommen, die ſpanioliſchen Juden, heute noch ein mittelalterliches Spaniſch ſprechen. Dieſe ſephardiſchen Spaniolen halten ſich beſonders ſtreng abgeſondert von den aſchkenaſiſchen Juden.

Die oſtjüdiſche Miſchung aus ſieben Raſſen mag es wohl erklären, warum das Oſtjudentum weit vielſpältiger, uneinheitlicher, wirkt als das Südjudentum. Die oſtjüdiſche Miſchung mag ſchließlich auch die im Verhältnis zum Südjudentum unausgeglichener wirkende ſeeliſche Artung des Oſtjuden erklären und ebenſo die Abneigung des Südjuden gegen den Oſtjuden. Vom ſüdjüdiſchen Standpunkt aus wirkt der Oſtjude unedler; er ſcheint auch in ſittlicher Hinſicht die Vielſpältigkeit ſeiner Art anzuzeigen. Vielleicht verſteht es ſich ſo, warum die Südjuden ſich als den edleren Teil, gleichſam den Adel, des Judentums fühlen.

Trotz dieſer Verzweigung aber läßt ſich ſchon bei oberflächlicher Betrachtung nicht verkennen, daß ſich die Juden doch in jeder Umwelt deutlich abheben, und daß das Kennzeichnend-Jüdiſche, wodurch ſie ſich abheben, überall wieder aus den gleichen Zügen leiblicher und ſeeliſcher Art beſteht. Vielleicht beſteht aber ein großer Teil dieſes Kennzeichnend-Jüdiſchen ſchon darin, daß der Jude in jeder Umwelt ſo beſonders fremd wirkt und umſo fremder, je verſchiedener die Raſſenzuſammenſetzung der Umwelt von der Raſſenzuſammenſetzung des Judentums iſt.

Hier mag nun eine dem Juden eigene Erſcheinung vermerkt werden, nämlich die, daß der Jude — abgeſehen von den jüdiſchen Raſſenforſchern, die ihr eigenes Volkstum meiſt mit vorbildlichem Eifer zu erforſchen trachten — in den allermeiſten Fällen raſſenkundlichen Unterſuchungen abgeneigt iſt (ſoweit dieſe Forſchungen nicht etwa mit der raſſenkundlichen Beobachtungen „wilder" Völker in fernen Erdgebieten zu tun haben). Unterſuchungen über die europäiſchen Raſſenfragen und über die jüdiſche Raſſenfrage, die „Judenfrage", ſind dem Juden gemeinhin unerwünſcht und mindeſtens peinlich. Ja ſchon ein ſachlicher Hinweis auf die Juden als auf einen beſonderen Bevölkerungsbeſtandteil bewirkt bei einzelnen Juden eine gegneriſche Haltung. Es iſt eigenartig, wie manche Juden, die ihres beſonderen jüdiſchen Blutes durchaus bewußt ſind, im öffentlichen Leben die Bedeutung der Erbanlagen zu verhüllen ſuchen. Daher die von Lenz erwähnte „Vorliebe des Juden für den Lamarckismus, d. h. die Lehre von einer angeblichen Vererbung erworbener Eigenſchaften"[1]. Tatſächlich muß es auffallen, wie lange ſich die von der Wiſſenſchaft widerlegte Anſchauung von einer Vererbung erworbener Eigenſchaften in ſolchen jüdiſchen Büchern noch hält, welche die Raſſenforſchung bekämpfen und die Verſchiedenheit der Menſchenraſſen meiſt aus der Umwelt erklären wollen oder ſogar die Gleichheit aller Menſchen lehren wollen. Eine eigenartige Erſcheinung iſt es, daß von jüdiſcher Seite auch heute noch immer wieder Darſtellungen ausgehen, die das Judentum allein als eine Art Glaubensbekenntnis hinſtellen und es zu widerlegen verſuchen, daß das Judentum eine „Raſſe“, d. h. in der genaueren Sprache der vorliegenden Unterſuchungen: ein raſſenhaft-bedingtes, klar abgeſondertes Volkstum, ſei. Gegen ſolche Verhüllungen, die wiſſenſchaftlich nie zu ſtützen ſein werden, wenden ſich in leidenſchaftlicher Weiſe auch immer wieder einzelne Juden: „Es iſt natürlich ein Hansnarrenſpiel des liberalen Judentums, wenn es leugnet, daß es eine jüdiſche Raſſe mit ganz beſoderen Raſſenmerkmalen gibt und wenn es aus dem Judentum eine bloße Religion machen will. In Wirklichkeit iſt die jüdiſche Religion für die Stellung des Judentums in Deutſchland, wie überhaupt in der weſtlichen Welt, etwas relativ Belangloſes. Was den Juden auszeichnet und kennzeichnet, iſt ſeine Raſſe“ 1).

---

[1] Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923. — Lenz führt dabei u. a. an: „Ich habe zu meinem Privatvergnügen eine Liſte von etwa 60 Gelehrten, die ſich zu dieſer Frage geäußert haben, aufgeſtellt und da zeigt ſich ſchlagend, daß die Vertreter des Lamarckismus zum allergrößten Teil jüdiſcher Abſtammung ſind. . . . In den letzten Jahren hat ſich das Bild allerdings inſofern verſchoben, als der Lamarckismus überhaupt ſtark an Gläubigen verliert und daher die Juden unter ſeinen Gegnern etwas zunehmen."

Woher rührt es, daß einzelne Glieder des Judentums durch Verhüllung der für jedes Volkstum geltenden Beziehungen zwiſchen Raſſe und Volkstum gleichſam die Grenzen zwiſchen jüdiſcher Art und nichtjüdiſcher Art zu verwiſchen trachten? Hängt die bei Juden oft zu beobachtende Scheu vor Artunterſuchungen etwa mit der Vielgemiſchtheit des Juden zuſammen, die zu betrachten er vielleicht nicht liebt? Oder hängt dieſe Scheu damit zuſammen, daß der Jude bei jeder Artunterſuchung ſeiner eigenartigen Fremdheit in einer ihm irgendwie unangenehmen Weiſe erinnert wird 2) — in einer ihm unangenehmen Weiſe vielleicht auch deshalb, weil er ja im öffentlichen Leben als Bürger desjenigen Volkes gelten will, unter dem er lebt?

Mit dieſem Zug der Scheu vor Artunterſuchungen hängt vielleicht auch die ſprichwörtliche „jüdiſche Empfindlichkeit“ zuſammen 3). Selten mag ein Volkstum ſo überaus empfindlich ſein gegen alle Menſchen

---

1) Grabowski, Iſraelitiſche Wochenſchrift, 10. Jan. 1913. — Ebenſo findet der jüdiſche Anthropologe Weißenberg das Ableugnen einer beſonderen jüdiſchen Blutmiſchung durch einzelne Juden „eine ſchlechte Verteidigungsmethode, indem es das Ziel nicht erreicht, dafür aber entwürdigend in eigenen und fremden Augen wirkt“. (Weißenberg, Der jüdiſche Typus, Globus, Bd. 97, 1910.)

2) Die Erörterung von Raſſefragen ſcheint den Juden unerwünſcht zu ſein, ſelbſt wenn dabei das jüdiſche Volk an ſich gar nicht betrachtet wird. Grant (The Passing of the Great Race) berichtet: „Wir haben das Zeugnis eines der hervorragendſten Anthropologen Frankreichs, daß die anthropologiſche Unterſuchung franzöſiſcher Heerespflichtiger bei Beginn des Weltkriegs durch jüdiſchen Einfluß verhindert worden iſt, welcher Einfluß darauf abzielte, jegliche Aufmerkſamkeit auf Raſſenunterſuchungen in Frankreich zu unterdrücken.“ Iſt dem ſo, ſo muß das umſo mehr verwundern, da die Juden ſelbſt auf Fragen des Blutes ſo aufmerkſam ſind und viele Juden dieſer vorbildlichen Aufmerkſamkeit die geſicherte Erhaltung ihres Volkstums und ihrer Macht zuſchreiben.

3) Auf ſie hat im neueren Deutſchland öffentlich vielleicht als erſter nach ſeinen Erfahrungen der berühmte Pathologe Rudolf Virchow hingewieſen. (Archiv für pathologiſche Anatomie, Bd. 44, S. 138—144.) Aber ſchon im römiſchen Altertum findet ſich ein Beiſpiel beſonderer Rückſicht auf die jüdiſche Empfindlichkeit: in ſeiner Rede „Pro Flacco“ (Abſchnitt 28) bittet Cicero das Gericht, gewiſſe Dinge wegen der anweſenden Juden und ihres Zuſammenhalts und Einfluſſes auf Volksverſammlungen („quanta concordia, quantum valeat in contionibus“) mit leiſer Stimme vortragen zu dürfen. Als einen Beleg dieſer Empfindlichkeit darf ich vielleicht auch anführen, daß das S. 432 genannte Blatt moſaiſchen Bekenntniſſes mir wegen der Darlegungen dieſes Anhangsabſchnitts „Antiſemitismus klobigſter Art“ vorwirft.

oder Dinge, die ihm nachteilig oder auch irgendwie nur nicht förderlich zu ſein ſcheinen. Scherze, wie ſie von Witzblättern immer wieder gegen deutſche, engliſche, franzöſiſche oder andere Volkseigenſchaften vorgebracht werden, würden bei Juden ſtärkſter Empfindlichkeit begegnen, wenn ſie ſich einmal gegen jüdiſche Volkseigenſchaften richten wollten. Im Gegenſatz zu dieſer öffentlichen Empfindlichkeit iſt aber der Jude in jüdiſcher oder vertrauterer Umgebung oft dazu geneigt, gerade über das jüdiſche Weſen Scherze zu machen, Scherze, die nach meiner Beobachtung übrigens auf eine beſondere Beobachtungs- und Einfühlungsgabe des Juden hinweiſen. Seine öffentliche Empfindlichkeit mag damit zuſammenhängen, daß der Jude — in einer für die Arterhaltung eines Volkstums vorbildlichen Weiſe — blutbewußt iſt. Kaum duldet er eine Einrede gegen einen einzelnen Juden, faſt nie aber eine Einrede gegen das Judentum als ganzes. Er iſt artbewußt bis zu zäheſter Leidenſchaftlichkeit, und ſeine zähe jüdiſch-völkiſche Leidenſchaft mag ihn wohl auch hinreißen bis zu unduldſamſter Artbehauptung oder eindringlichſter Forderung beſonders entgegenkommenden Verſtändniſſes ſeiner Eigenart. Gerade jüdiſche Schriftſteller haben aber bisweilen auf dieſen Zug hingewieſen, der eine, Maximilian Harden (chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes) in ruhiger, ein anderer in kraſſer Weiſe: „Darf man über jede andere Religion, jede Raſſe und Klaſſe rückſichtslos reden und nur gegen Iſrael nicht ein kritiſches Wörtchen wagen? Das wäre eine wunderliche Forderung; um ſo wunderlicher, als ſie von Leuten geſtellt zu werden ſcheint, die täglich Toleranz heiſchen“[1]. — „Eine der gefährlichſten, ſpezifiſch jüdiſchen Eigenſchaften iſt die brutale, geradezu barbariſche Unduldſamkeit, wieder ein ſeltſamer Widerſpruch bei einem Stamme, der jeden Augenblick laut nach Duldung ſchreit. Eine ſchlimmere Tyrannei kann nicht geübt werden, als ſie die jüdiſche Clique übt. Von jener Achtung für die Anſichten, die Perſon des Gegners, ſelbſt bei energiſcher Bekämpfung, wie man ſie zum Teil bei den Germanen, ganz beſonders aber bei den Romanen (Italienern) trifft, iſt bei den Juden nie die Rede. Wer es wagt, ſich der jüdiſchen Clique entgegenzuſtellen, den verſucht dieſe unweigerlich mit viehiſcher Brutalität niederzutreten.“ So Conrad Alberti[2] innerhalb eines Aufſatzes, in dem die eben mitgeteilte Stelle nicht die kraſſeſte iſt und der ſchließlich dartun möchte: „Die niederträchtigſte aller Kampfarten, das Totſchweigen, iſt ſpezifiſch jüdiſch.“

Für die Raſſenkunde erklären ſich ſolche Erſcheinungen wohl dadurch, daß der Jude eben immer der Artfremde in nichtjüdiſcher Umgebung iſt, immer in ſich die Fremdheit fühlend, die ſich oft bis zum Haß gegen alles Nichtjüdiſche ſteigert, immer auch dem Fremdgefühl des Nichtjuden gegenüber, das ſich in dieſem blutmäßig oft ebenſo bis zum Haß ſteigern kann. Ein Verſtehen, ein eigentliches Verſtehen zwiſchen Artung und Artung ſcheint unmöglich zu ſein.

Mit der Vielgemiſchtheit des jüdiſchen Volkstums mag endlich zuſammenhängen, daß der Jude die Erſcheinung reiner Raſſe oder reinraſſiger Menſchen irgendwie als ſeiner Artung entgegengeſetzt zu empfinden ſcheint. Iſt es wirklich ein „uralter Schmerzenszug" des jüdiſchen Blutes, daß der Jude ſich dazu getrieben fühlt, gerade die Blutreinheit der nordiſchen Raſſe zu gefährden? Bekannt iſt ja, und von Juden ſelbſt immer wieder ausgeſprochen, die auffällige Vorliebe des Juden für Frauen nordiſchen Ausſehens, und die jüdiſche Schriftſtellerin Anſelma Heine berichtet von dieſem Zug gelegentlich einer Betrachtung des jüdiſchen Dichters Jacobowski: „Plötzlich entdeckte ich an ihm den typiſch-uralten Schmerzenszug ſeiner Raſſe. Es war ihm eine rachſüchtige Wonne, über die Frauen Macht zu zeigen, und nie markierte er höhniſcher den Plebejer, als wenn er ſich rühmte, mit brutaler Kraft die feinen Frauen der blonden Edelinge unterjocht zu haben"[1].

---

[1] Harden in der Zukunft, Juni 1904.

[2] Geſellſchaft 1889, Nr. 12.

Mit ſicherer Züchtungsrichtung, mit einzigartiger Blutbewußtheit iſt ſo das Judentum in die Welt der Gegenwart, in die Welt des 19. Jahrhunderts, eingetreten. Die Freiheiten aber des 19. Jahrhunderts ſcheinen doch in mancher Hinſicht das Raſſentum des jüdiſchen Volkes angegriffen zu haben. Zwar ſchwand mit der moſaiſchen Glaubensform, die im Lauf gerade des letzten Jahrhunderts von vielen weſteuropäiſchen Juden aufgegeben wurde, noch lange nicht das Blutbewußtſein. Der Jude der Neuzeit weiß, daß der moſaiſche Glaube ein Zweites, das gemeinſame Bluterbe aber das Erſte im Leben des jüdiſchen Geſamtvolks bedeutet. Die Abkehr vom moſaiſchen Glauben iſt nicht die Abkehr vom Judentum. „Tatſächlich iſt bei uns Juden die ethnologiſche Abgeſchloſſenheit, die Eigenartigkeit und Exkluſivität unſerer Raſſe weniger zu bezweifeln als bei irgend einem anderen Volke." „Wir ſind die Auserwählten! Stolz dürfen wir das Haupt tragen und Anſpruch auf beſondere Verehrung erheben"[2]. Gegenüber einem ſo kräftig ſelbſtbewußten Volkstum iſt es nach beiden Seiten hin verkehrt, „jüdiſch" und „chriſtlich" einander entgegenzuſetzen, wie dies gedankenlos oft geſchieht. Judentum iſt an ſich nicht mit einem Glaubensbekenntnis zu decken, Nichtjudentum iſt an ſich nicht Chriſtentum. *Die ſogen. Judenfrage iſt daher auch niemals zu löſen vom Standpunkt der Glaubensbekenntniſſe aus. Sie kann nur als eine Frage der Volkstümer gelöſt werden.* Das Judentum iſt ein Volkstum — zwar ein einzigartiges, weil es ein Blutbewußtſein beſitzt —; und als einem Volkstum muß dem Judentum in allen Betrachtungen jeweils ein anderes Volkstum, ſo das Engländertum, das Ruſſentum, das Franzoſentum uſw. gegenübergeſtellt werden. Die Gegenüberſtellung „Chriſt und Jude" gehört in einen ganz anderen Zuſammenhang, gehört vor allem in die vergleichende Religionswiſſenſchaft. In den Zuſammenhang dieſes Buches gehört nur die Betrachtung der Erbanlagen der jüdiſchen Blutsgemeinſchaft! Daß die Begriffe bei Betrachtung des Judentums ſo oft verwirrt werden, hängt damit zuſammen, daß das jüdiſche Volkstum das eigentlich internationale, weltbürgerliche Volkstum geworden iſt, dem aber die Gefahr der Zerſtreuung wenig oder nichts anhaben konnte. Daß bei Betrachtung des Judentums ſo viel Verwirrung ſich immer wieder einſtellt, hängt damit zuſammen, daß das jüdiſche Volkstum ein gleichſam unſichtbares Volkstum iſt, ein Volkstum ohne Staatsgebiet und ohne lebende Gemeinſprache. Dafür aber gilt: „Das Vaterland der Juden ſind die übrigen Juden.“ „Keine Gemeinſchaft auf Erden hält ſo feſt zuſammen wie dieſe“ 1). Das Blutbewußtſein hat den Juden ihr Volkstum trotz aller Zerſtreuung erhalten bis in unſere Tage. Man vergleiche dieſe Arttreue mit der Artuntreue, die etwa den nach Amerika auswandernden Deutſchen gemeinhin auszeichnet. Für alle Maßregeln, die zur Feſtigung eines Volkstums dienen, iſt das Judentum immer vorbildlich geweſen.

---

[1] Literariſches Echo. 1912, Heft 3.

[2] Cohn, Jüdiſch-politiſche Zeitfragen. 1899. — Dieſer Anſpruch auf „beſondere Verehrung" iſt übrigens ein alter jüdiſcher Zug. Schon Jeſaias (49, 23) verheißt den Juden von den anderen Völkern: „Sie ſollen den Staub von deinen Füßen lecken."

Eine — heute allerdings noch ziemlich geringe — Wandlung läßt ſich aber feſtſtellen. Die Blutverbundenheit im Judentum hat ſich da und dort ſchon mehrfach ſchwächer gezeigt als die neuzeitlichen Anſchauungen, beſonders die Anſchauungen des ſtädtiſchen und großſtädtiſchen Lebens Mittel- und Weſteuropas. Es gibt heute Zioniſten, die ihre Hoffnung auf eine jüdiſch-völkiſche Neuerweckung nur noch auf die Juden Polens, Galiziens, Rußlands und Oſtdeutſchlands ſetzen, weil dieſe allein dem auflöſenden Geiſt abendländiſcher Gegenwartsanſchauungen noch nicht verfallen ſeien. Dieſe oſteuropäiſchen Juden ſind noch ſtrenggläubig moſaiſch; und nichts wirkt raſſiſch feſtigender, als ein enger Zuſammenhang zwiſchen Blutbewußtſein und Glauben. Die weſteuropäiſchen Juden hingegen ſind vielfach entweder glaubenslos oder doch ziemlich gleichgiltig gegen den Glauben ihrer Vorfahren. Die Abkehr vom jüdiſchen Glauben — der doch in einzigartiger Weiſe ein eigentlicher Blutsglauben iſt, wie ihn ſonſt kein Volk beſitzt — dieſe Abkehr der weſteuropäiſchen Juden wird von vielen Zioniſten, alſo ſtreng jüdiſch-völkiſchen, dabei vielfach oft ſelbſt nicht mehr moſaiſchen Menſchen als der Beginn oder mindeſtens die Möglichkeit einer Abkehr von der jüdiſchen Blutsgemeinſchaft angeſehen. Die Gefahr iſt vielleicht geringer, als die Zioniſten vermuten, denn ſchon das gemeinſame Blut wird immer wieder den völkiſchen Zuſammenhang finden und wahren. Aber ſoviel ſteht feſt, daß die Miſchehen, die Ehen zwiſchen Juden und Nichtjuden zunehmen 2) und daß gar durch den Übertritt zu einem chriſtlichen Glaubensbekenntnis auch mancher Jude ſeinem Volkstum entfremdet wird. Die Angleichung an die abendländiſchen, vor allem an die großſtädtiſchen Verhältniſſe brachte außerdem ein Sinken der Geburtenziffer im Judentum der mittel- und weſteuropäiſchen Länder mit ſich, das ſchon die Beachtung jüdiſcher Forſcher gefunden hat. Bis in die neueſte Zeit haben die Juden trotz überwiegend ſtädtiſcher Lebensweiſe

---

1) Schopenhauer, Parerga II.

2) „Jüdiſch-chriſtliche“ Ehen amtlicher Zählung (unter denen allerdings Ehen ſind, bei denen beide Ehegatten jüdiſcher Herkunft ſind) haben „in den letzten Jahren im Reich 25 % der rein jüdiſchen [d. h. moſaiſch-jüdiſchen] Ehen, in den Großſtädten 30—50 %“ ausgemacht — ſo nach Theilhaber (Die Genealogie einer jüdiſchen Familie. Archiv f. Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie, Bd. 9, 1912).

einen großen Kinderreichtum bewahrt. Wo ſie aber den moſaiſchen Glauben aufgegeben haben, gehen ſie dem Ausſterben entgegen.

„In Deutſchland vermehren ſich die alteingeſeſſenen Judenfamilien nicht mehr, ſondern gehen an Zahl zurück. Im Jahre 1871 machten die Juden noch 1¼% der deutſchen Bevölkerung aus, 1905 nur noch 1%; ihr Anteil an der Bevölkerung hat ſeitdem alſo um 20% abgenommen. Die abſolute Zahl der Juden in Deutſchland hat im gleichen Zeitraum zwar von 500 000 auf 600 000 zugenommen, aber nur infolge der Zuwanderung öſtlicher Juden, welche zum größten Teil noch an der alten Überlieferung feſthalten und auch in Deutſchland zunächſt noch eine ſtärkere Fortpflanzung bewahren. Bei den Berliner Juden hat nach Theilhaber die Hälfte aller Ehen überhaupt keine Kinder; ein Viertel hat eine zur Erhaltung unzulängliche Kinderzahl und nur ein Viertel der Familien erhält ſich ſelbſt[1].

„Es iſt keine Übertreibung, wenn Theilhaber vom „Untergang der deutſchen Juden" geſprochen hat. Dieſes Ausſterben hängt offenbar aufs engſte mit der bevorzugten wirtſchaftlichen Lage der Juden und ihrer Zuſammendrängung in den gebildeten Ständen zuſammen. Wie ſich die Zukunftsausſichten der geſamten Judenheit geſtalten mögen, darüber iſt ſchwer etwas Sicheres auszuſagen. Obwohl die Juden in den weſtlichen Kulturländern dem Ausſterben entgegengehen, könnte ihre Vermehrung in den weniger kultivierten Ländern des Oſtens um ſo ſtärker ſein. Möglich iſt aber auch, daß ſie auch dort der fortſchreitenden Aufklärung und Zerſetzung verfallen. Für nicht unmöglich möchten wir es ſchließlich auch halten, daß die zioniſtiſche Bewegung, welche die Abſtammungs- und Blutsgemeinſchaft aller Juden über die Grenzen der Sprachen und Staaten hinweg zu einer Schickſalsgemeinſchaft machen will, der Judenheit die Rettung bringen wird. Schon jetzt gehören dem zioniſtiſchen Bunde faſt eine Million Juden an"[1].

Die Zioniſten werden nicht müde, darauf hinzuweiſen, ein wie gefährliches Gut für das Judentum die ſogenannte Judenemanzipation war und wie gefährlich der Gedanke der „Aſſimilation", der Anpaſſung und Angleichung des Juden an die ihm fremden europäiſchen Völker, ſei. So werde die jüdiſche Volkskraft ſchließlich aufgelöſt. Daher der Kampf des Zionismus gegen jede Verwiſchung der Grenzen zwiſchen Volk und und Volk, zwiſchen dem Judentum und ſeiner jeweiligen Umgebung, daher z. B. in Deutſchland der Kampf der Zioniſten gegen den von ihnen als unvölkiſch bekämpften „Zentralverein deutſcher Staatsbürger jüdiſchen Glaubens"; daher die Gegnerſchaft der Zioniſten gegen all die Juden, die ſich irgendwie auch als Bürger eines europäiſchen Staates fühlen, der Kampf alſo gegen den heute mächtigeren Teil des Judentums, gegen das wirtſchaftlich-mächtige Judentum der weſteuropäiſchen Länder, deſſen ſchließliche Angleichung an die nichtjüdiſche europäiſche Umwelt der Zionismus fürchtet: „Das Geſtaltloſe wird Herr in Iſrael, denn jenes Judentum, das wir als das beherrſchende, das offizielle, kennen, das iſt in Wahrheit das Reich der verweſenden Geſtalt"[2]. Der Zionismus ſucht Geſtaltung, Neugeſtaltung des jüdiſchen Volkstums durch bewußte Betonung und Förderung der Fremdartigkeit des jüdiſchen Volkes innerhalb jeder nichtjüdiſchen Umgebung. „Wir Juden ſind infolge unſerer Raſſe, infolge unſerer orientaliſchen Abſtammung, infolge jener bodenloſen ethnologiſchen, ideellen und kulturellen Kluft, die uns vom ariſchen Volksſtamme und in erſter Reihe vom Germanentume trennt, nicht in der Lage, auch nur den geringſten Anſpruch auf deutſche Sitten und deutſchen Gebrauch zu machen, wir haben mit einem Worte mit den Deutſchen gar nichts zu tun“ [1]). Das iſt zioniſtiſch gedacht [2]). Durch Begreifen der Übel, die notwendig aus der Zerſtreuung des Volkes kommen, muß dem Zionismus ſein Ziel klar erſcheinen; auf dem erſten großen Zioniſtenkongreß (Baſel 1897) wurde es auch derart angegeben: „Schaffung einer öffentlich-rechtlichen geſicherten Heimſtätte für das jüdiſche Volk in Paläſtina.“

---

[1] Lenz in Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß I, 1923.

[2] Buber, Die jüdiſche Bewegung. 1916.

Man kann vielleicht ſagen: der Zionismus mußte notwendigerweiſe in dem Augenblick der jüdiſchen Geſchichte entſtehen, in welchem zum erſtenmal auflöſende Mächte (Buber: „das Reich der verweſenden Geſtalt“) das Blutbewußtſein des Juden gefährdeten; er mußte in dem Augenblick entſtehen, in welchem die ſicher eingehaltene Züchtungsrichtung des Judentums, jene Züchtungsrichtung, die es ſchließlich zu einer Raſſe zweiter Ordnung hätte führen müſſen, verlaſſen wurde, in dem Augenblick, in welchem durch Angleichung und verhältnismäßige Blutgleichgiltigkeit wirklich „das Geſtaltloſe Herr in Iſrael“ zu werden begann. Es verſteht ſich, daß der auflöſende Vorgang innerhalb eines ſo blutbewußten Volkstums ſehr langſam vor ſich geht und heute noch faſt ungefährlich iſt. Dennoch iſt zu begreifen, daß Einzelne [3]) bei Betrachtung des jüdiſchen Raſſentums und Volkstums die Lage ſo auffaſſen, als wäre die Auflöſung des jüdiſchen Volkes ſchon unabwendbar. Sicher iſt jedenfalls dies, daß die Gedankenwelt des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart, die auch auf andere Volkstümer vielfach auflöſend gewirkt hat, innerhalb des an ſich beſſer geſchützten, weil blutbewußten Judentums deſto auflöſender gewirkt hat, je mehr deſſen Glieder weſteuropäiſchen, neuzeitlichen Geiſt aufnahmen. Das „Geſtaltloſe“, von dem Buber ſpricht, iſt im Judentum wie in anderen Volkstümern die Achtloſigkeit gegenüber den Dingen des Bluts, die Abkehr vom Geiſt der Volkheit und die Hinneigung zu „internationalen“ Gedankengängen. Dennoch iſt auch gegenüber dem „internationalen“ Geiſt das Judentum viel beſſer geſichert als irgend ein anderes Volkstum, da es ja ſeit Jahrhunderten ſchon international zu leben gelernt hat, gleichſam eine Ausleſe darſtellt von Menſchen, die einem „internationalen“ Leben gewachſen ſind. Ja man hat neuerdings ſogar ausgeführt, Internationalismus bedeute nichts anderes als jüdiſchen Imperialismus — ſo Dickel, der in ſeinem Buch „Die Auferſtehung des

---

[1]) Jüdiſches Volksblatt, Wien, Januar 1903.

[2]) In dieſem Sinne erſtrebt auch eine jüdiſche Gruppe im öſterreichiſchen Staatsleben die Anerkennung der Juden als einer ſtaatsrechtlichen „Minderheit“ (gleich der Minderheit z. B. der Tſchechen). Im rumäniſchen und polniſchen Staatsleben iſt ja die „Nationaliſierung“ der Juden durchgeführt und von dieſen ſelbſt gewünſcht.

[3]) Vgl. z. B. Zollſchan, Das Raſſenproblem. 1900.

Abendlandes“ (1921) einen ſehr bemerkenswerten (meines Erachtens jedoch nicht letztgiltigen) Verſuch zur Weſensſchilderung des Judentums von einem gewiſſen (ſüd)deutſchen Standpunkt aus unternommen hat. Auf den „jüdiſchen Imperialismus“, der auf Internationalismus beruht, hat der jüdiſche Miniſter Englands, Benjamin Diſraeli, ſchon im Jahre 1847 hingewieſen. Ein Geſpräch (in ſeinem Roman „Tancred“) zwiſchen einem Engländer und einer in Paläſtina wohnenden Jüdin diente ihm zur Darſtellung alljüdiſcher Beziehungen. Schmitz[1]) ſchildert das Geſpräch derart: „Sie frägt Tancred, was in Europa am meiſten gewertet wird und er muß antworten: „Das Gold.“ Auf die Frage: „Und der, welcher das meiſte Gold in London hat, iſt er ein Chriſt?“ „Ich glaube, er iſt deiner Raſſe und deines Glaubens!“ antwortete Tancred. „Wer iſt der reichſte Mann in Paris?“ „Ich glaube, der Bruder des reichſten Mannes in London!“ „Wien kenne ich ſelbſt“, ſagte das Mädchen lächelnd, „dort macht Cäſar die Männer meines Stammes zu Baronen des Reichs, und mit Recht, denn es würde in einer Woche in Stücke fallen ohne ihre Hilfe.“ — Immer wieder erſcheint ſo die Einzigartigkeit dieſes Raſſentums, das internationale Beziehungen wegen ſeines ſicheren Blutbewußtſeins ganz ſeinem Volkstum dienſtbar machen kann. —

Bei all dem zeigen ſich aber doch Auflöſungserſcheinungen. Wird es dem Zionismus gelingen, die eben begonnene Auflöſung rückgängig zu machen, das alte und bis geſtern noch ſo ſicher überlieferte Blutbewußtſein wieder zu ſtärken, Miſchehen wieder zu Ausnahmen zu machen, Taufen zu verhindern? Das iſt zunächſt eine Schickſalsfrage des Judentums, dann aber auch eine Schickſalsfrage der nicht-jüdiſchen Volkstümer, in denen die Juden zahlreich ſind, damit alſo auch des deutſchen Volkstums. Schreitet die Angleichung fort, nehmen die Miſchehen weiter zu, ſo muß ſich die raſſiſche Richtung, mit ihr die ſeeliſche Richtung der „Wirtsvölker“ (wie man ſich oft ausdrückt) wieder weiter verändern.

Das Miſchlingstum der europäiſchen Völker wird dann beſonders verſtärkt werden, da ihnen, vor allem den noch nordraſſiſch-bedingten Völkern, die Juden, die in die Blutsgemeinſchaft aufgenommen werden, viel europafremdes, ja allerfremdeſtes Blut mitteilen müſſen.

Solche Fragen mögen zu einer Betrachtung der ſeeliſchen Eigenſchaften des Juden überleiten. Auf die ſeeliſchen Eigenſchaften kann aber dieſer Anhangsabſchnitt nur in größter Kürze eingehen. Oben iſt geſagt worden, das Eigentlich-Jüdiſche, das Weſen des Judentums, ſei raſſenkundlich nicht aus der oder jener Raſſe abzuleiten, ſondern ſei nur zu begreifen aus der raſſiſchen Vielgemiſchtheit ſelbſt. Es verſteht ſich, daß man einen gewiſſen mittleren, durchſchnittlichen Juden nach ſeinen ſeeliſchen Eigenſchaften ebenſowenig ſcharf bezeichnen kann, wie man ihn nach ſeinen körperlichen Eigenſchaften ſchildern kann. Man wird unter den Südjuden manchen Menſchen finden, der körperlich und ſeeliſch der weſtiſchen Raſſe ſo naheſteht, daß er auch ſeiner ſeeliſchen Anlage nach aus den ſeeliſchen Eigenſchaften dieſer Raſſe hinlänglich erklärt werden kann. Man wird unter den Oſtjuden manchen Menſchen treffen, deſſen ſeeliſche

---

[1]) Die Kunſt der Politik. Lord Beaconsfield. 1911.

Anlage ziemlich deutlich auf die europäiſche Oſtraſſe hinweiſt. Man wird ſchließlich ſogar Juden finden, in denen einmal ſo viel nordiſches Blut zuſammengekommen iſt, daß ſie ihrer ſeeliſchen Anlage nach auf die nordiſche Raſſe deuten, und man hat auch ſchon ausgeführt, die geiſtig bedeutenden Juden hätten faſt alle einen ſtärkeren Beiſatz nordiſchen Blutes gehabt. Aber dies und andere ſolche Möglichkeiten des Überwiegens einer beſtimmten Raſſe ſind Grenzfälle innerhalb des Judentums. Das Bezeichnende wird in den allermeiſten Fällen das Miſchblütige und zwar eben das Miſchblütige aus all den angeführten Raſſen und damit auch eine gewiſſe ſeeliſche Uneinheitlichkeit ſein. In den allermeiſten Fällen iſt der Jude für den Nichtjuden ſeeliſch ſehr ſchwer zu deuten, ſodaß auch für den Deutſchen zunächſt allermeiſt nur das Eine feſtſteht: der Jude iſt ſeeliſch dem Deutſchen fremd, am fremdeſten vielleicht dem vorwiegend nordraſſiſchen Deutſchen. Das gleiche muß für den Juden gelten: der Deutſche iſt ſeeliſch dem Juden fremd. Das gilt ſo gewiß, daß ein Aufſatz des „Iſraelitiſchen Familienblattes“ [1]) überhaupt die Möglichkeit des Verſtehens jüdiſcher Seelenartung für einen Nichtjuden beſtreitet: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine wahre Pſychoanalyſe eines Juden von einem nichtjüdiſchen Arzt auch beim beſten Wollen und Wohlwollen nur in den allerſeltenſten Fällen aus Gründen, die hier nicht erörtert werden ſollen, zuſtande kommt“ (Michelſohn). Hingewieſen wird in dieſem Aufſatz daher auf „die Notwendigkeit einer jüdiſchen Heilanſtalt für nervöſe und gemütskranke Juden“. — Raſſenkundlich iſt es verſtändlich, warum ein wirkliches Eingehen auf ſeeliſche Erſcheinungen dem Deutſchen gegenüber dem Juden, wie dem Juden gegenüber dem Deutſchen, unmöglich iſt: die verſchiedene Blutzuſammenſetzung muß hier Blutfremdheit bedingen. Der Jude iſt in Europa umſo fremder, je weniger ſüdlich- und öſtlich-beeinflußt ein Volkstum iſt. Eine gewiſſe Angleichung des Juden an italieniſche, ſpaniſche, vor allem griechiſche Art iſt möglich. Eine gewiſſe Angleichung des aſchkenaſiſchen Juden an die Art ſüdoſteuropäiſcher und vorderaſiatiſcher Völker mag ebenfalls möglich ſein, wenn auch in beiden Fällen gewiſſe Artgrenzen immer noch ſehr deutlich ſein werden. Fremd aber muß die Erſcheinung der meiſten Juden ſein unter den nord- und mitteleuropäiſchen Bevölkerungen.

Die Fremdheit des Juden innerhalb des deutſchen Volkstums bedingt es, daß die Betrachtung der ſeeliſchen Eigenſchaften des Juden ſeitens eines Nichtjuden immer wieder am beſten von jüdiſchen Selbſtſchilderungen ausgeht [2]). Zahlreich ſind die Juden, die über die jüdiſchen Seeleneigenſchaften geſchrieben haben, und entſprechend der jüdiſchen Begabung für Tagesſchriftſtellerei (Journalismus), finden ſich ſolche Zeugniſſe am eheſten in Tagesblättern und Zeitſchriften. Daher hat dieſes Buch immer wieder ſolche Zeugniſſe angeführt, und wird ſie ferner anführen müſſen.

---

[1]) Nr. 7, 17. Februar 1921.

[2]) Ich werde in dieſer Darſtellungsweiſe eher beſtärkt als bedenklich gemacht durch die Erfahrung, daß mir in bezug auf die Faſſung dieſes Anhangsabſchnitts von jüdiſcher Seite eine judenfeindliche Haltung, von judengegneriſcher Seite eine weitgehende Beſchönigung jüdiſchen Weſens und jüdiſchen Einfluſſes vorgeworfen wurde.

Die Fremdheit des Juden bringt es oft mit ſich, daß er ein guter Beobachter und Berechner ſeiner Umwelt wird, die er ja in gewiſſen, mehr äußeren Erſcheinungen als eine ihm artfremde Welt oft beſſer einzuſchätzen vermag als irgendein Heimiſcher. Hiermit mag einerſeits die jüdiſche Begabung für die auf den Wandel der äußeren Dinge gerichteten Tagesſchriftſtellerei zuſammenhängen; andererſeits aber hängt es mit der Fremdheit des Juden zuſammen, daß er in keinem europäiſchen Volkstum je im Großen ſchöpferiſch auftreten konnte. Er durchdringt als Fremder nur eine gewiſſe Oberflächenſchicht; die ſeeliſchen Tiefen der nichtjüdiſchen Völker zu erkennen, muß ihm verſagt ſein. Es iſt z. B. auffällig, wie vielgeleſen und bekannt Heine, der jüdiſche Dichter, auch in außerdeutſchen Ländern iſt. Das hängt auch damit zuſammen, daß er ſo ſehr leicht zu leſen iſt; er iſt allgemein-europäiſch, ſeine Sprache iſt nicht volkstümlich-deutſch und bietet daher dem Nichtdeutſchen keine beſonderen Schwierigkeiten. Jeder aus deutſchem Blute entſtammte Schriftſteller muß, da er tiefer im deutſchen Volks- und Sprachgeiſt wurzelt, für den Nichtdeutſchen ſchwieriger werden. Man kann die gleiche Beobachtung an einem jüdiſchen Schriftſteller unſerer Zeit machen: wie ſchnell und leicht kommt man dazu, das Italieniſch d'Annunzios zu leſen! Wieder iſt es eine Sprache, die nicht echt-italieniſch anmutet, ſondern allgemein-europäiſch und dadurch irgendwie flach. Man lieſt d'Annunzio — um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen — „wie Waſſer", wohingegen etwa ein Manzoni für den Nichtitaliener durch ſeine volkstümlich-italieniſche, wahrhaft einheimiſch-italieniſche Sprache durchaus nicht „leicht" zu leſen iſt. Blutmäßig verwehrt iſt es dem Fremdblütigen, Großes, Dauerndes, Echtes zu ſchaffen im Geiſt eines ihm fremden Volkes. Das gilt aber nicht nur im Bereich der Dichtung. Daher drängt der Zionismus auf eine Wiederbelebung auch der hebräiſchen Sprache, da ſie dem Juden allein ausdrucksgemäß, bluteigen und ſchickſalseigen iſt. Nur in arteigener Sprache iſt höchſte Sprachgeſtaltung möglich (vgl. S. 385). Daher iſt die auffällige Erſcheinung, daß zwar eine ſehr große Zahl jüdiſcher Schriftſteller deutſch ſchreibt, daß aber noch kein eigentlicher ſchöpferiſcher Geſtalter unter ihnen möglich war. Der jüdiſche Schriftſteller Julius Bab hat dieſe Tatſache[1] einmal ſo ausgedrückt: „Im Literaturbetrieb, als Überſetzer, Theaterdirektoren, Kritiker, Verleger, ſpielen die Juden eine Rolle, die unendlich viel größer iſt, als ihrem prozentualen Anteil am deutſchen Volksleben entſpricht. Einen wirklichen Dichter hat es unter ihnen aber trotz 150 jähriger Mitarbeit an der Kultur noch nicht gegeben." Man[2] hat ſogar die offenſichtliche Entartung im Zeitungsdeutſch dem zugeſchrieben, daß gerade die größeren und meiſtgeleſenen Zeitungen faſt alle von Juden geleitet und geſchrieben werden.

Wie die Fremdheit des Juden in der Sprachgeſtaltung, ſo iſt ſeine Fremdheit auch innerhalb anderer Künſte beobachtet worden, und Juden ſelbſt haben ſchon darauf hingewieſen, daß man die kunſtſchaffenden Juden aus der Kunſtgeſchichte der nichtjüdiſchen Völker herauslöſen und ſie in einer Geſchichte der jüdiſchen Kunſt darſtellen möge. Innerhalb der Geiſtesgeſchichte nicht-jüdiſcher Völker wird man immer wieder Juden finden, die eine beſondere Gabe des Einfühlens beſitzen, eine Gabe des Nachempfindens geiſtiger Schöpfungen dieſer Völker. Indeſſen fehlt den Juden die eigentliche Schöpfergabe und Urſprünglichkeit nicht nur in den Künſten — außer vielleicht in der Tonkunſt, wo ſie eine Reihe mittlerer Begabungen aufweiſen können —, ſondern eigentlich auf allen Gebieten der Erzeugung und Erfindung ſachlicher Werte. Das Gebiet des ſprachlichen Ausdrucks und der Künſte ſollte hier nur als ein Beiſpiel betrachtet werden.

---

[1] In einem Vortrag im Zioniſtiſchen Verein Berlin-Weſt. 1912.

[2] Wuſtmann, Allerhand Sprachdummheiten. 1891.

Es verſteht ſich, daß ſeit älteſten Zeiten, ſeit überhaupt das Judentum in weiteſter Zerſtreuung (in der Diaſpora, hebräiſch: im Golus) lebt, von allen Völkern die Blutfremdheit des Juden deutlich empfunden wurde. Es iſt dabei auffällig, daß in den meiſten Völkern eine Reihe der höchſtbegabten Männer ſich gegen den Juden ausgeſprochen haben, während da und dort mittelbegabte Menſchen für den Juden eingetreten ſind. Es iſt auffällig, wie übereinſtimmend gegneriſch ſich etwa Cicero, Juvenal, Quinctilian, Seneca, Mohammed, Peter von Clugny, Luther (und ſein Gegner Eck, welche jedoch beide einer ausgeſprochen judengegneriſchen Zeit entſtammen), Giordano Bruno, Friedrich d. Gr., Napoleon I., Peſtalozzi, Fichte, Tieck, Victor Hugo, Bismarck, Treitſchke, Mommſen u. a., gelegentlich auch Chineſen und Japaner, ausgeſprochen haben, und der Jude Otto Weininger will ſich, andere Männer anführend, dieſe Gegnerſchaft bedeutender Männer ſo erklären: „Daß hervorragendere Menſchen faſt ſtets Antiſemiten waren (Tacitus, Pascal, Voltaire, Herder, Goethe, Kant, Jean Paul, Schopenhauer, Grillparzer, Wagner), geht eben darauf zurück, daß ſie, die ſo viel mehr in ſich haben als andere Menſchen, auch das Judentum beſſer verſtehen als dieſe“[1]).

So zeigt ſich die Tatſache, daß ſelbſt einzelne Juden ſich gegen die jüdiſche Art wenden, damit aber dann in manchen Fällen der ganzen Verzweiflung des Wurzelloſen verfallend. Der überragend begabte Otto Weininger iſt ſelbſt ein Beiſpiel aus unſerer Zeit: es ſcheint, daß ſein früher Selbſtmord mit der ihm eigenen Erkenntnis des Judentums zuſammenhängt. Seine Schilderung der ſeeliſchen Eigenſchaften des Juden in „Geſchlecht und Charakter“ ſcheint dem Nichtjuden oft zu eindringlichſter Aufhellung die jüdiſche Seele bloßzulegen. Jedenfalls iſt ſeine Schilderung der tiefſte Verſuch einer Seelenſchilderung des Juden, und, da dieſer Verſuch von einem Juden ſelbſt ſtammt, dem Nichtjuden immer wieder ein wertvolles Zeugnis. Es ſcheint, als ob das Judentum hin und wieder einzelnen erkennenden Juden ſelbſt als eine der eigenartigſten und zugleich fragwürdigſten Erſcheinungen vor den Blick träte. Wie viel fremder mußte von jeher das Judentum in jedem nichtjüdiſchen Volkstum allen Nachdenkenden erſcheinen! Wo die Nachdenkenden die Erſcheinung des Juden zu erkennen trachteten, da kamen die Völker im allgemeinen nur zur

---

[1]) Geſchlecht und Charakter. 1919.

Abneigung und immer wieder auch zum Judenhaß. Der Antiſemitismus — das Wort iſt ſchlecht gewählt, da der Jude gemeinhin nicht mehr ſo viel „ſemitiſches“ Blut hat und da unter „ſemitiſchen“ Völkern ſich oft unverhüllt der ſtärkſte Judenhaß zeigt, — der Antiſemitismus, die Judengegnerſchaft, iſt mindeſtens ſo alt, wie die Zerſtreuung der Juden ſelbſt. Er mußte als eine Bluterſcheinung überall da entſtehen, wo das jüdiſche Blut als Fremdblut empfunden wurde. Aus raſſiſcher Fremdheit muß vielleicht in allen Fällen, wo die Blutsfremden unter anderen Völkern wohnen, Gegnerſchaft, ja Haß, entſtehen. Der Antiſemitismus hatte und hat heute am meiſten auch politiſch-wirtſchaftliche Gründe. Der Völkerkunde zeigt ſich aber, daß die Blutfremdheit in vielen Fällen allein ſchon Gegnerſchaft bedingt. Wo Art auf Art ſtößt, entſtehen notwendige Mißverſtändniſſe. Zwiſchen Artfremden gibt es kein Verſtehen. Was zwiſchen Artfremden noch „Verſtehen“ genannt werden kann, iſt nur noch ein gewiſſes Ausgleichen und Anpaſſen. Jede Tatſache aber, die zwei einander Artfremden gegeben iſt, bietet ſich dem einen anders dar als dem andern. Das gilt bis in die wiſſenſchaftliche Erkenntnis hinein: ſelbſt wiſſenſchaftliche Wahrheiten finden ſich z. B. im deutſchen Geiſt ganz anders eingebettet als etwa im jüdiſchen Geiſt, da eben der deutſche Geiſt einer ganz anderen Blutmiſchung entſpricht als der jüdiſche[1].

Da alles geſunde Leben überhaupt den Willen zu ſich ſelbſt und zu ſeiner Ausbreitung hat, muß jede Art eine andere Art erſt fremd und bei nahem und allzunahem Zuſammenleben ſchließlich gegneriſch empfinden. Da es einzelne Menſchenraſſen gibt, wird es nie eine „Menſchheit“ geben, wenn dieſer Begriff mehr als Nicht-Tierheit beſagen ſoll (vgl. S. 400). So iſt raſſenkundlich das notwendige Mißverſtehen zwiſchen Artfremden leicht einzuſehen. Leicht einzuſehen iſt es, warum ſich, entſprechend zwei verſchiedenen Blutmiſchungen, gegenüberſtehen können: die Abneigung des Juden gegen den Nichtjuden und die Abneigung des Nichtjuden (fälſchlich geſagt: des Chriſten) gegen den Juden, der ſogenannte Antiſemitismus.

Es iſt daher eine irrige Annahme, die Judengegnerſchaft unter den nichtjüdiſchen Völkern ſei eine Art künſtlicher Bewegung, hervorgegangen aus ſelbſtiſchen, meiſt wirtſchaftlichen, Abſichten: ſolche Dinge mögen mitſprechen, ſind aber wohl meiſtens nur die äußerliche Form, in der ſich blutmäßige Gegenſätze ausdrücken. Der Gegenſatz beruht nicht auf irgendwelchen Zeit- oder Tagesſtrömungen; er liegt im Blut. Daher ſchreibt der jüdiſche Schriftſteller (chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes) Fromer: „Ihr antwortet, dieſer Zuſtand ſei von irgendeiner Perſon oder Strömung künſtlich hervorgerufen worden, und müſſe daher mit dem Verſchwinden dieſer Perſon oder Strömung aufhören. Aber wie erklärt ihr, daß dieſer Haß — offen oder verſteckt — noch heute faſt in allen Ländern, wo ihr in erheblicher Zahl vorhanden ſeid, vorherrſchend iſt? und wie erklärt ihr die unbeſtreitbare Tatſache, daß zu allen Zeiten und überall, wo ihr mit anderen Völkern in Berührung gekommen ſeid, dieſer Haß ſtets unter den verſchiedenſten Namen, Vorwänden und Formen gelebt hat?“ [1]).

---

[1] Man darf vielleicht ſagen: Auch ein mathematiſcher Satz ſteht zwar als der gleiche Satz vor dem geiſtigen Auge der einen wie der anderen Artung, aber die Augen ſind artverſchieden und vermitteln die gleiche Wahrheit jeweils einer anderen ſeeliſchen Anlage. Für Menſchen verſchiedener Artung iſt die *gleiche* Wahrheit von verſchiedener *Bedeutung*, und unter den allgemeingiltigen Wahrheiten wählt jede Artung wieder anders aus, dieſe Wahrheit mehr, jene minder betonend, dieſe kaum betrachtend, jene nachdrücklich hervorhebend. Zwiſchen raſſiſch-verſchiedenen Menſchen iſt ein ungehemmtes Verſtehen unmöglich, und ein „Verſtehen“ findet um ſo weniger ſtatt, je fremderen Blutes ſich die „Verſtehenden“ gegenüberſtehen.

So ſteht als Erſtes bei einer Betrachtung der ſeeliſchen Eigenſchaften des Juden immer wieder das Eine feſt: *die Fremdheit des Juden* in jeder nicht-jüdiſchen Umgebung, das notwendige Mißverſtehen, aus dem ſchließlich der Haß folgt. Will man durch dieſe Artfremdheit hindurch weiter eindringen in das Seelentum des Juden, ſo ergibt ſich dem Nichtjuden als allgemeinſtes Kennzeichen der jüdiſchen Seele, gleichſam als ihre äußerſte Abgrenzung, eine ſcheinbar widerſprüchliche Vereinigung von Starre mit Wandelbarkeit. Der Jude iſt (neben dem Chineſen) ſchon ganz äußerlich der anpaſſungsfähigſte Menſch; er kommt in jedem Erdgebiet ziemlich gleich gut vorwärts. Er iſt wandelbar in ſeinen einzelnen Anpaſſungen, er wechſelt leicht die Erwerbsart und den Erwerbsort, er wechſelt die Staatsbürgerſchaft, er wechſelt die Sprachen. An der Beeinflußung und Wandlung der neuzeitlichen Anſchauungen in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben iſt er ebenſo beteiligt wie am raſchen Wandel der politiſchen Anſchauungen. Was er wechſelt oder zum raſchen Wechſel antreibt, iſt ihm ja nicht das Eigene, ſondern das zu berechnende Artfremde, für das er als Artfremder keine Verantwortung empfinden kann [2]).

---

[1]) Zukunft, 18. Juni 1904.

[2]) In den ſemitiſchen Sprachen, zu denen das Hebräiſche des jüdiſchen Volkes zählt, ſoll es kein Wort für „Staat“ geben. Dieſes Wort Staat — vom lateiniſchen Zeitwort stare, ‚ſtehen, beſtehen, dauern‘ abgeleitet — deutet auf das nordraſſiſche Kennzeichen der Stäte (vgl. S. 151), des klaren, beſonnenen Handelns. Dem ſteht beim Juden, den man ja immer noch oft als „Nomaden“ bezeichnet, das entgegen, was die volkstümliche Redeweiſe die „jüdiſche Haſt“ nennt. Der Jude ſcheint eine gewiſſe Unraſt zu lieben. Er verweilt nicht gern, vertieft ſich nicht gern, und das iſt leicht begreiflich, da ſein Verweilen ein Verweilen beim Nichtjüdiſchen wäre, und jede Vertiefung in Dinge ſeiner Umwelt ihn ſeinem Judentum doch vielleicht entfremden könnte. Das erſte aber iſt ihm immer wieder ſein Blutbewußtſein, und bis zu äußerſter Starrheit kann ſich ihm ſein Artglaube ſteigern. Zudem ſcheint dem Juden gemeinhin eine gewiſſe Unfähigkeit der Betrachtung der Weſenheiten, des Wandelloſen, der (platoniſchen) Ideen, eigen zu ſein. Er betrachtet z. B. an jedem Menſchen zumeiſt das, was dieſer Menſch *tut*, ſelten das, was er *iſt*. Die ſemitiſchen Sprachen ſtellen — das ſcheint bezeichnend — das Zeitwort immer an den Satzbeginn und betrachten ſomit zuerſt, was *vorgeht*. Die indogermaniſchen Sprachen ſtellen das Hauptwort an den Satzbeginn und betrachten ſo zuerſt den *Gegenſtand* der Ausſage. Die philoſophiſchere Sprachart, wenn man es ſo nennen darf, iſt die indogermaniſche. Wandelbarkeit vereint mit Starrheit, ſpricht auch aus dem Bau der ſemitiſchen Sprachen, die nicht eigentlich das kennen, was wir „Wort“ nennen, einen klar beſtehenden, in ſeinem Klang fortlebenden ſprachlichen Körper. In den ſemitiſchen Sprachen harrt, unerfüllt von Selbſtlautern, ein ſtarres Gefüge von 3 Mitlautern (die „Wurzel“) des Ausbaus zu einem eigentlichen grammatiſchen Sinn. Je nach ſeiner grammatiſchen Verwendung und ſo in ſteter Wandelbarkeit dem

Die Betrachtung des raſſiſchen Weſens des jüdiſchen Volkstums könnten nichtjüdiſche Völker den Juden überlaſſen (die übrigens einen vorbildlichen Eifer bezeugen in der Erforſchung ihrer Art und ihrer Geſchichte). wenn das Judentum eine Fremderſcheinung wäre, die etwa an Bedeutung dem unwichtigeren Zigeunertum gleichkäme. Der Raſſenforſchung und der Völkerkunde erwachſen aber im Falle des Judentums noch andere, einzigartige Aufgaben. „Die Juden als europäiſches Bevölkerungselement bilden ein ſehr ernſtes und intereſſantes Volksproblem, deſſen Bedeutſamkeit von der Völkerkunde kaum noch gewürdigt wird. Es iſt ohne Beiſpiel im Völkerleben der Erde, wie in ſeinem einſtigen politiſch-religiöſen Heimatszentrum ein vollſtändig entwurzelter Volksſtamm, dem die großen, führenden Mächte Europas vom Altertum bis zur Neuzeit: Hellenismus, Römertum und Chriſtentum, äußerlich und innerlich als unverſöhnliche Feinde gegenüberſtehen, obwohl in allen Richtungen der Windroſe zerſtreut, ſeinem angeſtammten, religiös verſteinerten Volkstum zäh und unbeugſam treu bleibt; wie dies Volk ſich kraft ſeiner Raſſe, Religion und Überlieferung überall als in ſich eins und zuſammengehörig fühlt und den bei ihm auf die Spitze getriebenen allgemein-ſemitiſchen Volkswahn, das „auserwählte Volk" zu ſein, mit einem typiſchen Paraſitismus auf die erſtaunlichſte Art zu verbinden weiß. Wenn irgendwo, ſprechen ſich hierin ſtarke Raſſeninſtinkte und ein durch die Überlieferung unabläſſig geſchultes Volksbewußtſein und Stammesgefühl aus"[1].

Das Judentum wird aber dadurch eine ſo bedeutungsvolle Erſcheinung, daß es in unſerer Zeit eine *wirtſchaftlich-politiſche Macht* erreicht hat, die den größten Einfluß übt auf die Geſchicke aller Völker. Eine Judengegnerſchaft, ebenſo wie eine Gegnerſchaft der Juden gegen alles Nichtjüdiſche, mußte überall da entſtehen, wo Judentum und Nichtjudentum durcheinander wohnen. Dieſe gegenſeitige Abneigung iſt eine einfache Gegebenheit der Artgegenſätze. Selbſt das Durcheinanderwohnen zweier raſſiſch einander naheſtehender Volkstümer, wie es in Grenzgebieten vorkommt, erzeugt ja ſchon unverſöhnliche Gegenſätze. Die Judengegnerſchaft hat aber in den meiſten Fällen auch wirtſchaftlich-politiſche Gründe, und oft erſcheinen dieſe, da ſie im täglichen Meinungsſtreit ſich am lauteſten äußern, als die alleinbeſtehenden und entſcheidendſten. *Es gibt eine Judenfrage* — das zeigt, daß hier Beſonderheiten vorliegen. Haberlandt weiſt auf ſie hin: „Über die Geſamteinflüſſe kultureller und geiſtiger Art, die vom Judentum auf die europäiſche Entwicklung ausgegangen ſind, und fortwährend durch die gewaltigſten Machtmittel: Geldwirtſchaft, Bankweſen, Literatur, Preſſe und umfaſſende Vereinsorganiſationen auf ſie einwirken, muß ſich auch die Völkerkunde Rechenſchaft ablegen"[1].

Griff nach etwas Wortähnlichem ſtets entſchlüpfend, baut ſich das ſtarre Gerüſt ſolcher „unausſprechbarer, ihrer Bedeutung nach indifferenter Wurzeln" (Geſenius, Hebr. Gram. 1896) durch Selbſtlauter jedesmal wieder anders zu einem ſinnvollen ſprachlichen Gebilde aus. Sollte die im Seelentum des Juden auffindbare Vereinigung von Starrheit und Wandelbarkeit aus dem Bluterbe der orientaliſchen Raſſe ſtammen, der die ſemitiſchen Sprachen arteigen ſind?

[1] Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients. 1920.

Daher auch das Urteil Landsbergers über die Judenfrage in ſeinem Vorwort zu Sombarts „Judentaufen“ (1912): „Es iſt innerhalb des kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsſyſtems, wie es ſich in den letzten Jahrhunderten herausgebildet hat, keine gleichwie geartete Einzelexiſtenz denkbar, die ſich nicht unter dem Zwang der Verhältniſſe mehr oder weniger klar, mit größerer oder geringerer Sympathie oder Antipathie, mehr oder weniger bewußt mit dieſem Problem auseinanderſetzen müßte“ 1).

Das Judentum nämlich beeinflußt weithin das Wirtſchaftsleben und durch die Preſſe die ſogenannte öffentliche Meinung und Tagespolitik und endlich die Politik der großen Mächte ſelbſt. Dieſe weitverzweigten Zuſammenhänge aber könnte nur darſtellen, wer volkswirtſchaftlich und politiſch fachmänniſch unterrichtet iſt. Dieſes Buch muß ſich ſelbſt den Verſuch einer Schilderung ſolcher Dinge verſagen und ſich damit begnügen, auf das ſo ſehr wichtige Buch „Die Juden und das Wirtſchaftsleben“ (1911) hinzuweiſen, das der Volkswirtſchaftslehrer Sombart geſchrieben hat, ein Buch, das nach Landsberger „vielleicht einmal den Ausgang bei Löſung des Judenproblems abgeben wird“ 2). Sombart, der nicht etwa judengegneriſch, ſondern durchaus judenfreundlich gerichtet iſt, leitet den Kapitalismus unmittelbar aus dem Geiſt des Judentums und des moſaiſch-takmudiſchen Glaubens ab: „Judaismus und Kapitalismus ſind identiſch.“ Er tritt vor allem der ſehr verbreiteten irrtümlichen Anſchauung entgegen, als ſei das Judentum im Mittelalter von ſeiner Umgebung von allen anderen Berufen ausgeſchloſſen und dadurch zum Geldgeſchäft gezwungen worden: „Es wäre nun wirklich an der Zeit, daß die Mär verſchwände: die Juden ſeien während des europäiſchen Mittelalters — im weſentlichen erſt ‚ſeit den Kreuzzügen‘ — in das Geldleihgeſchäft hineingezwungen worden, weil ihnen alle Berufe verſchloſſen geweſen ſeien. Die zweitauſendjährige Geſchichte eines jüdiſchen Leihverkehrs bis zum Mittelalter beweiſt doch wahrhaftig ſchon deutlich genug die Irrigkeit jener Geſchichtskonſtruktion.“ Sombart führt aus, wie gerade die ſeeliſchen Eigenſchaften des Juden zu immer vielgeſtaltigeren Ausbildungen kapitaliſtiſcher Wirtſchaftsformen führen mußte: „So ließen ſich noch intereſſante Parallelen aufſtellen zwiſchen der Unruhe des Börſenverkehrs, der ſeiner innern Natur nach auf Veränderungen des beſtehenden Zuſtandes hindrängt, und der unruhevollen, raſtloſen Natur des Juden.“ Schon die Glaubensvorſchriften des Judentums mußten die Eigenart des jüdiſchen Erwerbslebens kräftigen und fortbilden: „Je frömmer ein Jude war, je beſſer er in ſeinen Religionsvorſchriften Beſcheid wußte, deſto mehr Antrieb zum Erwerben mußte er aus den Lehren ſeines Glaubens ſchöpfen.“

---

1) Daß Auseinanderſetzungen mit dieſer Frage von jüdiſcher wie von nichtjüdiſcher Seite häufiger in gereiztem Ton vor ſich gehen, hängt damit zuſammen, daß die Judenfrage, die eine Frage der (raſſiſch jeweils anders zuſammengeſetzten) Volkstümer iſt, ſo oft irrtümlich als eine Frage der Glaubensbekenntniſſe behandelt wird oder als eine wirtſchaftlich-geſellſchaftliche oder gar als eine parteipolitiſche Frage, ferner damit, daß jeder Verſuch einer ſachlichen Auseinanderſetzung auf die S. 479 ff. berührte jüdiſche Empfindlichkeit ſtößt, die ſich gegebenenfalls der von Haberlandt obengenannten wirkſamen Machtmittel bedienen kann.

2) Landsberger im Vorwort zu Sombart, Judentaufen. 1912.

So führt Sombart aus und ſtellt weiterhin dar: „Es läßt ſich mühelos feſtſtellen, daß, ſolange es eine jüdiſche Geſchichte gibt, die Anhäufung großer Reichtümer bei einzelnen Juden, ebenſo wie die durchſchnittliche größere Wohlhabenheit der jüdiſchen Bevölkerung, nicht bezweifelt werden kann.“

Am Heraufkommen des neuzeitlichen internationalen Geiſtes, der auf ſtärkſte Ausbeutung der Gewinnmöglichkeiten aller Erdteile zielt, iſt ſo das Judentum ganz beſonders beteiligt. Der „Amerikanismus“, jene — übrigens der Geſamtheit des nordamerikaniſchen Volks ſicher zu Unrecht zugeſchriebene — Geiſtesrichtung, die das menſchliche Leben eigentlich als einen Zuſammenhang ſelbſtiſcher Zwecke und Gewinnabſichten, als eine Welt ſchrankenloſen Wirtſchaftskampfes und ſchrankenloſer Freiheit der Geldmächte ſieht — dieſer „Amerikanismus“ ſcheint nur aus der heute erreichten Vorherrſchaft des jüdiſchen Geiſtes deutbar zu ſein, die gerade auch in Nordamerika nachweisbar iſt. „Die Fragen, die den Juden das größte Intereſſe abgewinnen, ſind: Warum? Wozu? Was trägts mir? Sein lebendiges Intereſſe iſt das Erfolgsintereſſe, dem das Werkintereſſe, das ‚Sachintereſſe‘, gegenüberſteht. Unjüdiſch iſt es, eine Tätigkeit — welche auch immer — als ‚Selbſtzweck‘ zu betrachten, unjüdiſch, das Leben ſelber zwecklos, ſchickſalsmäßig zu leben; unjüdiſch, ſich der Natur harmlos zu freuen“ (Sombart). Das würde zu Goethes Urteil ſtimmen: „Keiner, auch nicht der kleinſte, geringſte Jude, der nicht ein entſchiedenes Beſtreben verriete und zwar ein irdiſches, zeitliches, augenblickliches“[1]. Iſt das alles nicht auch der Geiſt des „Amerikanismus“? So kann auch der Satz Sombarts nicht verwundern: „Amerika in allen ſeinen Teilen iſt ein Judenland: das iſt das Ergebnis, zu dem ein Studium der Quellen unweigerlich führen muß.“ Nach einer Angabe der „Frankfurter Zeitung“ (vom 6. Okt. 1915) beteiligten ſich z. B. an den Anleihen des Feindbunds im Weltkrieg unter den führenden Banken Amerikas allein 11 „deutſch-amerikaniſche“ Banken, deren Firmennamen alle jüdiſche Namen deutſcher Abkunft zeigen. So beweiſt ſich das Judentum allenthalben als eine wirtſchaftliche Macht, vielleicht als die einflußreichſte überhaupt. Sombart gibt (1912) als Ergebnis einer unvollkommenen Zählung, die nur ein Mindeſtmaß jüdiſcher Macht angeben könne, die Tatſache an, daß die Juden in Deutſchland etwa ein Siebentel der Direktorenpoſten aller Aktiengeſellſchaften innehätten, daß ſo das Judentum nicht nur die Großbanken beherrſche, ſondern ebenſo entſcheidend die Großinduſtrie beeinfluſſe. Ein anderer von Sombart gebrachter Hinweis iſt der, daß in Berlin ein Drittel des verſteuerten Vermögens und Einkommens von jüdiſcher Seite ſtammt. Man darf wohl ſagen, daß das jüdiſche Großkapital aller Länder heute die Weltgeſchicke entſcheidend beeinfluſſe. Der volkswirtſchaftliche Laie vermag aus Sombarts meiſterhafter Darſtellung eine gewiſſe Kenntnis der Zuſammenhänge zu gewinnen. Auf die Machtſtellung des jüdiſchen Kapitals, das den politiſchen Ereigniſſen gebieten kann, kann aber wohl ſchon ſolch eine einfache Tatſache hinweiſen, wie ſie die „Jüdiſche Preſſe“[2]

---

[1] Maximen und Reflexionen.

[2] Wien, 15. Oktober 1920.

darſtellt: Jakob Schiff, der Leiter des größten amerikaniſch-jüdiſchen Bankhauſes Kohn, Loeb & Co., Neuyork, habe im ruſſiſch-japaniſchen Krieg das kapitalsarme Japan mit Geldmitteln geſtützt, „um das Zarentum zu erſchüttern", und habe ebenſo im Frühjahr 1917 den ruſſiſchen Umſturz mit Geldmitteln verſorgt[1]).

So iſt es dem durch ſein Blutbewußtſein in völkiſcher Hinſicht ſo geſicherten Judentum gelungen, in allen Ländern eine Art führender Stellung einzunehmen. „Sie wurden Herren des Geldes und durch das Geld, das ſie ſich untertan machten, Herren der Welt" (Sombart). Auf Diſraelis Darſtellung dieſer Weltbeziehungen iſt ſchon (S. 485) hingewieſen worden. Dieſe Stellung konnte das Judentum aber nur erreichen durch die Preſſe: in allen Ländern ſind die größten, meiſt geleſenen Zeitungen von Juden gegründet und geleitet. Die ſogen. öffentliche Meinung aller Länder erhält ihre Beſtimmung durch das Weltjudentum, das auch den telegraphiſchen Nachrichtendienſt faſt ganz in ſeiner Hand hält. Darum kann das Judentum ſeine Stellung mit Recht als einzigartig betrachten, und von ſeinem jüdiſch-völkiſchen Standpunkt aus ſo urteilen, wie z. B. der jüdiſche Schriftſteller Junius: „Die Juden regen ſich in jeder Keimzelle der Nation mit ſolcher Friſche und Lebendigkeit, daß man ſchon von einer jüdiſchen Renaiſſance reden hört. Es geht ihnen gut, nicht nur geſchäftlich." „Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdiſches Element ſteckt. Es gibt kaum eine judenreine Aktion großen Stils." „Darum iſt der Jude als Großbänker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfniſſe zwar nicht der offizielle Politikus, wenigſtens nicht in dem noch vom Beamtentyp geleiteten Staate; aber hinter den Kuliſſen iſt er ohne Unterlaß tätig und unentbehrlich: Er iſt der eigentliche Drahtzieher und Akteur, klug genug, die dekorative Geſte Andern zu überlaſſen. Und darum, weil der Jude ſo tief im kapitaliſtiſch-gerichteten Leben niſtet, ſchwirrt es an höchſten und allerhöchſten Orten von Ballins, Rathenaus, Fürſtenbergs. Darum macht Sir Erneſt Caſſel Weltgeſchichte. Darum waren Sonnino und Luzzatti in Italien Finanzminiſter und Miniſterpräſidenten"[2]).

Was ſo im politiſch-wirtſchaftlichen Leben gilt, das gilt auch ebenſo im Geiſtesleben. Dies hat der jüdiſche Schriftſteller Goldſtein einmal ſehr klar dargeſtellt: „Auf allen Poſten, von denen man ſie nicht gewaltſam fernhält, ſtehen plötzlich Juden; die Aufgaben der Deutſchen haben die Juden zu ihrer eigenen Aufgabe gemacht; immer mehr gewinnt es den Anſchein, als ſollte das deutſche Kulturleben in jüdiſche Hände übergehen." „Wir Juden verwalten den geiſtigen Beſitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abſpricht. Dieſe in ſolcher ſcharfen

---

[1]) Man darf dieſe Erſchütterung einer Staatsmacht vielleicht als Beiſpiel dafür nehmen, daß das Judentum jede beſonders gefeſtigte ſtaatliche Macht als für ſich ungünſtig betrachtet. „Das Judentum wird vor allem die Aufgabe zu erfüllen haben, innerhalb der künftigen Weltkultur ein Gegengewicht gegen die drohende Gefahr der Überſteigerung des Machtprinzips zu bilden" (Goldmann, Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. 1916).

[2]) Neue Rundſchau. November 1910.

Formulierung ungeheuerliche Tatſache, die Juden ebenſo wie Nichtjuden das Blut aufregen muß, fordert unerbittlich zu Maßregeln auf. Dieſer Konflikt muß auf irgend eine Weiſe gelöſt werden.“ „Niemand bezweifelt im Ernſt die Macht, die die Juden in der Preſſe beſitzen. Namentlich die Kritik iſt, wenigſtens in den Hauptſtädten und ihren einflußreichſten Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdiſches Monopol zu werden. Ebenſo bekannt iſt ja das Vorherrſchen des jüdiſchen Elementes im Theater; faſt ſämtliche Berliner Theaterdirektoren ſind Juden. Ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauſpieler desgleichen, und daß ohne jüdiſches Publikum ein Theater- und Konzertleben ſo gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erſcheinung iſt, daß auch die deutſche Literaturwiſſenſchaft im Begriff ſcheint, in jüdiſche Hände überzugehen. Wir predigen nicht mehr eine ‚moſaiſche Konfeſſion‘, ſondern glauben an ein jüdiſches Volk mit angeborenen unverwiſchbaren Merkmalen“ [1]).

So ſprechen viele Anzeichen dafür, daß die bisherige vorwiegend nordiſche Führerſchicht in Europa mehr und mehr einer jüdiſchen weichen wird. Und nicht nur in Europa, auch in Amerika zeigt ſich dieſer Wandel an: das Auftreten artfremder jüdiſcher Führerſchichten an Stelle der aus den betreffenden Völkern ſelbſt entſtammenden vorwiegend nordiſchen Führerſchichten. Man begreift leicht, daß es ſich hier tatſächlich um eine „ungeheuerliche Tatſache“ (Goldſtein) handelt, und daß es ſich um einen „Konflikt“ handelt, ſobald den Nichtjuden einerſeits, den Juden andrerſeits, die entſtandene Lage einmal bewußt geworden iſt. Die ernſteſten Menſchen unter den Juden wie die ernſteſten Menſchen unter den Nichtjuden, welche um die „ungeheuerliche Tatſache“ wiſſen, ſehen in dem erreichten Zuſtand eine Gefahr. Die Artfremdheit des Juden in jeder nichtjüdiſchen Umwelt mußte ſchon zu Zwiſten führen; ſeine wirtſchaftlich-politiſche Übermacht und ſeine Beherrſchung der öffentlichen Meinung müſſen in der wirtſchaftlich und politiſch ſo reizbaren Gegenwart jeden möglichen Zwiſt verſchärfen. So mag ſich manche judengegneriſche Erſcheinung der Gegenwart und vor allem in Deutſchland und Amerika erklären. Deutſchland hat es ja in der Zeit des Umſturzes plötzlich erlebt, daß in ſeinen Staatsleitungen jüdiſche Männer entſcheidende Stellen einnahmen, während doch die Juden amtlicher Zählung innerhalb der deutſchen Bevölkerung nur 1—2% ausmachen. Die Tatſache iſt ſo auffällig, daß eine Jüdin ſelbſt geradezu von „ungeheuerlicher Anmaßung“ ſprach: „Ein Jude iſt eben kein Deutſcher, ſondern ein Jude — ein Fremdling, und es iſt nicht ein Ausfluß niederſter Inſtinkte, ſondern ein durchaus berechtigtes geſundes Gefühl, wenn das Volk ſich dagegen wehrt, von Fremden regiert zu werden.“ „Nicht daraus erwächſt Eiſner ein Vorwurf, daß er Jude iſt, und als ſolcher dem Deutſchtum ewig fremd gegenüber ſteht, ſondern daraus, daß er als Jude die ungeheuerliche Anmaßung beſaß, ſich bei dieſer Sachlage an die Spitze des Staates zu ſtellen“ [1]).

---

[1]) Kunſtwart, März 1910. — Mit ganz ähnlichen Worten hatte Diſraeli in ſeinem „Coningsby“ (1844) die Weltmacht der Juden geſchildert: „Die Welt wird von ganz anderen Menſchen regiert, als diejenigen meinen, die nicht hinter die Kuliſſen ſehen.“ Diſraeli wollte ſogar annehmen, auch die deutſche Revolution von 1848 ſei „durch die Einflüſſe der Juden“ (Coningsby) zuſtande gekommen.

Durch ſeine Beherrſchung der öffentlichen Meinung iſt das Judentum aber immer imſtande, ſeine Maßnahmen allen Völkern gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen und dem Zeitgeiſt jeweils die Richtung zu geben, die ſich mit den Zielen des Judentums verträgt. So hat das Judentum wohl auch am meiſten dazu beigetragen, den „modernen Geiſt“ im Leben der Völker, auf welche die Preſſe einwirkt, herrſchend zu machen, jenen Geiſt herrſchend zu machen, der ſich auf der ganzen Erde als „Amerikanismus“ allmählich durchſetzen will. Der jüdiſche Schriftſteller Goldmann hat einmal ausgeführt: „Die Juden waren ſchon im Mittelalter die Träger und Wegbahner des modernen Geiſtes“ [2]), und Weininger, einer der ſchärfſten Sichter des „modernen Geiſtes“ betont: „Jüdiſch iſt der Geiſt der Modernität, von wo man ihn betrachtet“ [3]). Kraft ſeines unwandelbar ſicheren Blutempfindens hat es der Jude in einer für manche Nichtjuden oft geradezu unheimlichen Weiſe erreicht, das Geiſtesleben ſeiner Wirtvölker ſo entſcheidend zu beeinfluſſen — ſeine wirtſchaftliche Übermacht konnte ihm allerdings leicht den Weg bereiten —, daß dieſes, das Geiſtesleben nichtjüdiſcher Völker, auf faſt allen Gebieten weithin das Gepräge jüdiſchen Geiſtes zeigt. Das gilt auch für das deutſche Geiſtesleben: „Die deutſche Kultur iſt zu einem nicht geringen Teile jüdiſche Kultur“ [4]).

Es gibt Betrachter des neuzeitlichen Lebens, die geradezu an eine gewiſſe Verſchwörung des Judentums gegen alles Nichtjudentum glauben, ſo zielſicher ſei in allen Fällen die Arbeit des Judentums für jüdiſche Zwecke. Aber ſolche Betrachter, die dann auf die verſchiedenen beſtehenden Weltvereinigungen (z. B. die Alliance israélite universelle, den United Order B'nai Brith u. a.) hinweiſen, überſehen es, daß doch allein ſchon das einzigartige Blutbewußtſein des Juden ihm eine Erfolgsgewißheit verſchaffen muß, die kein anderes Volkstum erreicht hat. Ja ein Diſraeli konnte die Eignung und Berufung des Juden zur Beherrſchung der Welt geradezu davon ableiten, daß eben das jüdiſche Volk das einzige ſei, das ſein Blut rein erhalte. Weil der nichtjüdiſche Betrachter nie und nirgends eine ſolche völkiſche Zielſicherheit in ſeinem Blut vorfindet, kann er ſich meiſt den übermächtigen Einfluß des Judentums nicht anders deuten denn als eine Art Geheimverſchwörung. Außerdem wird ſehr oft überſehen, daß der „jüdiſche Geiſt“ ja in Europa deshalb einen ſo verhältnismäßig leichten Eingang hat, weil das in Europa geltende *Chriſtentum* ja in mancher Hinſicht noch enge Verwandtſchaft zeigt mit dem Judentum, aus dem es erſtanden iſt. Es gilt in mancher Hinſicht, was ein Jude ausgeführt hat: „Die ganze heutige Kultur, ſoweit ſie ſich chriſtlich nennen darf, iſt auf ſemitiſchem Boden erwachſen“ [5]). Beſonders Diſraeli, der jüdiſche Miniſter Englands, hat in ſeinen Schriften immer wieder auf die

---

[1]) Rahel Rabinowicz, Bayeriſcher Kurier. Januar 1919.

[2]) Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums. 1916.

[3]) Geſchlecht und Charakter. 1919.

[4]) Goldſtein, Kunſtwart, März 1910.

[5]) Hirſch, Kulturdefizit. 1895.

Abkunft des Chriſtentums aus dem Judentum hingewieſen, am ſchroffſten vielleicht durch den Satz: „Chriſtentum iſt Judentum für die Menge“ [1].

Aus all dieſen Betrachtungen der geiſtigen wie der wirtſchaftlich-politiſchen Macht des Judentums wird immer wieder das Eine erſichtlich, wie die Zuſtände der Gegenwart in jüdiſchen wie in nichtjüdiſchen Kreiſen zu einer Unterſuchung des gegenſeitigen Verhältniſſes drängen. Dazu kommt in Deutſchland noch beſonders die für Deutſche und für Juden gleichwichtige Oſtjudenfrage hinzu. Bei Betrachtung der Karte über die Verteilung der Juden in den einzelnen europäiſchen Ländern Karte XIV, S. 434) hat ſchon Ripley [2] geäußert: „Deutſchland erſchaudert vor der dunklen und drohenden Wolke einer Bevölkerung äußerſt unwiſſender und elender (wretched) Art, die über ſeine Oſtgrenze hereindrängt.“ Ripley hatte ſchon vermerkt, daß Amerika ſelbſt bei der verhältnismäßig ſtarken Einwanderung oſteuropäiſcher Juden bedenklich werde. Die jüngſten geſchichtlichen Ereigniſſe haben die Lage aber ſehr verſchärft. Das Oſtjudentum drängt nach Weſten, drängt vor allem auch in die deutſchen Großſtädte und Handelsſtädte, und die vermehrte oſtjüdiſche Einwanderung hat nach einer jüdiſchen Darſtellung [3] ſogar ſchon in England und Amerika „der bis dahin als beſcheidenes Hauspflänzchen im Verborgenen blühenden Abneigung gegen gewiſſe Schichten der Juden zu üppigem Wachstum verholfen“. Vielfach wird eine

---

[1] Tancred. 1877. — Wie eng die Zuſammenhänge des chriſtlichen Glaubens mit dem Judentum heute noch aufgefaßt werden können, zeigt z. B. die folgende Ausführung des Elberfelder evangeliſchen Wochenblatts „Aus Licht und Leben“ (Nr. 22, 1921): „Iſrael allein iſt Gottes auserwähltes Volk und bleibt es trotz ſeiner Verſtockung; Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht reuen; nach ſeiner Bekehrung wird Iſrael als das wahre Adelsvolk unter den Nationen der Erde an der Spitze ſtehen. Alle anderen Völker bleiben ‚Heidenvölker‘, ſind vor Gott wie der Tropfen im Eimer, wie das Scherflein in der Wage. Er kann ſie zerbrechen wie der Töpfer einen mißratenen Topf.“ — Nun hat man zwar von chriſtlicher Seite oft ausgeführt, der chriſtliche Glaube ſei doch in allen Stücken eine Verneinung des jüdiſchen (moſaiſchen) Glaubens. Wenn dem ſo iſt — hier können ſolche Fragen höchſtens angedeutet werden —, ſo bleibt doch beſtehen, daß der chriſtliche Glaube eben als eine Verneinung gerade des jüdiſchen (moſaiſchen) Glaubens doch irgendwie immer wieder auf dieſen bezogen iſt; und ein bewußt nordiſch-gerichteter Menſch z. B. könnte vielleicht ausführen, daß eine Verneinung artfremden Geiſtes, geſchehen durch artfremde Menſchen in artfremder Umwelt, noch nicht der Bejahung arteigenen, einheimiſchen Geiſtes gleichkomme. Jedenfalls gilt, wie obige Ausführung des evangeliſchen Wochenblattes zeigt, daß das Chriſtentum die Völker chriſtlichen Glaubens in vielen Dingen dem artfremden jüdiſchen Geiſt gegenüber ganz wehrlos machen mußte in der Behauptung ihres eigenen Weſens. Und innerhalb der proteſtantiſchen Kirche ſcheint die immer erneute Einpflanzung artfremder Anſchauungen in das Glaubensleben des deutſchen Volkes beſonders dadurch gefördert zu ſein, daß nicht nur eine verhältnismäßig große Anzahl führender geiſtlicher Stellen, ſondern vor allem auch eine verhältnismäßig große Anzahl von Lehrſtühlen der proteſtantiſchen Theologie von Juden beſetzt ſind (vgl. Reichswart, Nr. 12 vom 24. März 1923: „Judenblütige evangeliſche Geiſtliche“). Für ein nordiſch-germaniſches Chriſtentum tritt neuerdings ein der „Bund für deutſche Kirche“ (vgl. S. 429).

[2] The Races of Europe. 1910.

[3] Naumann, in den Mitteilungen des Verbandes nationaldeutſcher Juden, Nr. 1, 1923.

Abb. 471 und 472. Oſtjuden.
(Aus dem Hakenkreuz-Jahrweiſer 1920, Hakenkreuzverlag Dresden-Hellerau.)

Sperrung der Grenzen gegen die Oſtjuden verlangt, und zwar auch ſeitens jüdiſcher Kreiſe[1]. Es ſcheint, als ob Deutſchland und Weſteuropa in den nach Weſten drängenden Oſtjuden Bevölkerungsbeſtandteile erhalten und fernerhin zu erwarten habe, die durch ihr Verhalten Zwiſte ſchärfſter Art hervorrufen müſſen[2]. So zeigt ſich im deutſchen Judentum oft ſogar

---

[1] Vgl. Marcuſe und Mauthner in der Zeitſchrift „Diskuſſion“, ſchon Juli 1913.

[2] Auf die beſonderen Gefahren der Oſtjudeneinwanderung hat neuerdings eine jüdiſche Darſtellung beſonders eindringlich hingewieſen. Im Mitteilungsblatt nationaldeutſcher Juden Nr. 7, 1922, ſchreibt Hobrecht in bezug auf die Oſtjuden: „Sie haben ganz recht, dieſe Leute, von ihrem Standpunkt aus, wenn ſie den Staub der Progromländer von ihren Füßen ſchütteln und nach dem milderen Weſten ziehen. Auch die Heuſchrecken haben von ihrem Standpunkt aus recht, die im Wanderſchwarm unſere Felder verheeren. Aber nicht minder recht hat der Menſch, wenn er die Stätten verteidigt, an denen ſein Brot und ſeine Erholung wächſt. Daß ſie in Schwärmen kommen, wer will es leugnen? Wo wir gehen und ſtehen, ſind ſie um uns her. Ganze Straßenzüge Berlins gehen in ihre Hände über, ohne daß einer ſeiner Hausbewohner ſeinen ‚Wirt‘ jemals zu ſehen bekommt. Sie pfeifen auf die Mieteinnahmen, ſie pfeifen auf die Behörden, die Steuern und Inſtandhaltung verlangen, ſie pfeifen vor allem auf die Wünſche der Mieter. Ihnen liegt nur an dem ‚Objekt‘, das ſie bei paſſender Gelegenheit weiterverſchieben. Aber ſie ſind nicht einſeitig auf Häuſer erpicht, beileibe nicht. Was für Geld zu haben iſt, iſt ihnen Kaufs- und Verkaufsobjekt.

Niemand kann ſagen, wieviel Oſtjuden in Deutſchland ſind. Nur das eine wiſſen wir, daß alle Statiſtiken lügen, die amtlichen wie die privaten, auch die des Arbeiterfürſorgeamts der jüdiſchen Organiſationen. Die Leute, von denen wir reden, bemühen das Fürſorgeamt nicht. Der Hauptſtrom kommt zu uns aus Deutſchöſterreich. Sie kommen mit einwandfreien Päſſen und ſind öſterreichiſche Staatsbürger jüdiſchen Glaubens. Von Tarnopol und den umliegenden Orten aus haben ſie Wien erobert, von Wien aus erobern ſie jetzt Berlin. Wenn ſie eine ausgeſprochene Abneigung gegen die herandrängenden oſteuropäiſchen Juden, da dieſe eben die beſonders ſtrengjüdiſchen ſeien, „die ſtreng unter der Herrſchaft des Talmuds leben, die nichts für das Land, in dem ſie leben, empfinden, die ihre Wirtsvölker als unreine Geſchöpfe verachten, die Sprache, Sitten und Gebräuche und alles, was dieſen Völkern heilig iſt, verabſcheuen“[1]. Liegt bei ſolchen jüdiſchen Äußerungen vielleicht auch die alte Abneigung weſteuropäiſcher Juden gegen die oſteuropäiſchen zugrunde? Jedenfalls muß der auf ſein Volkstum achtende Deutſche noch viel beſorgter ſein, als die jüdiſchen Kreiſe, die ſich gegen das oſteuropäiſche Judentum ausſprechen.

Immer wieder zeigt ſo die Betrachtung, daß die Zerſtreuung der Juden unter nichtjüdiſchen Völkern eine endloſe Unruhe bewirkt und immer wieder die Artgegenſätze bis zum Haß ſteigern muß. Je unbeſchränkter aber die wirtſchaftlich-politiſche Übermacht des Judentums ſich äußert, deſto beſorgter werden in allen Völkern diejenigen ſein, denen an der Bewahrung und Reinerhaltung ihres eigenen Volkstums liegt. So iſt in unſeren Tagen in allen größeren Ländern, vor allem auch in Nordamerika, die Judenfrage geradezu eine der erſten Fragen geworden. Die Zuſtände drängen auf eine Entſcheidung hin.

Dies eingeſehen zu haben, iſt eine der mutigſten Erkenntniſſe des Zionismus. Der Zionismus hat es klar eingeſehen, daß einzig die Herauslöſung der Juden aus dem Zuſammenwohnen mit nichtjüdiſchen Völkern eine würdevolle Klärung der Verhältniſſe bedeutet. „Hier ſind wir ein Keil, den Aſien in Europas Gefüge trieb, ein Ding der Gärung und der Ruheſtörung“[2]. Gerade in unſeren Tagen gewinnt der

---

auch Berlin unterworfen haben, werden ſie ihre Etappenlinie verlängern und von hier aus Paris erobern. Der leere Raum, der durch Sinken des Geldwertes entſteht, ſaugt ſie nach. Von Öſterreich kommen ſie „vorübergehend“ nach Deutſchland, in der Bruſttaſche den Reiſepaß mit Lichtbild und Sichtvermerk. Iſt der Paß einmal abgelaufen, was tuts? Es können Monate vergehen, ehe einmal kontrolliert wird, und — mit brennender Scham müſſen wir es geſtehen —, im ausgehungerten Deutſchland gibt es Beamte genug, die mit ſich reden laſſen. Und hat der Familienvater erſt einmal das Gelände erkundet, ſo folgt nach einiger Zeit die Frau mit den Kindern. Und wenn dann die Familie verſammelt iſt, ſo findet ſich eine geeignete Wohnung ſozuſagen von ſelbſt. Freilich, es ſoll deutſche Familien geben, die jahrelang keine Unterkunft finden. Das iſt eben Pech, wenn unſere Freunde aus dem Oſten mehr Glück haben, ſo kann man dagegen wirklich nichts ſagen.

So erobern ſie Berlin und nicht nur Berlin. Aus allen größeren Städten, in denen es etwas zu handeln gibt, wird gleiches gemeldet. Und überall finden ſie gebrauchsfertig die Organiſation, die ihnen das Einniſten erleichtert, überall finden ſie auch deutſche ‚Glaubensgenoſſen‘, die ihnen ſelbſtlos behilflich ſind. Ein Verband der Oſtjuden beſteht ſchon längſt. Jetzt hat er — nach einem Referat des Berliner Rechtsanwalts Klee, des Zioniſtenführers — beſchloſſen, eine ‚Spitzenorganiſation‘ zu ſchaffen und ‚die galiziſch-polniſchen Vereine mit den ruſſiſchen Vereinen und den Vereinen der Juden aus den Randſtaaten zu gemeinſamer organiſatoriſcher Arbeit zuſammenzuführen‘. Wir dürfen hoffen, daß die Spitzenorganiſation in erſter Linie die Zuwanderung ſelbſt organiſieren und, wie man heute ſo ſchön ſagt, ‚verreichlichen‘ wird.“

[1] Frommer, Zukunft. Juni 1904.

[2] Buber, Die jüdiſche Bewegung. 1916.

Gedanke des Zionismus immer mehr Raum unter dem jüdiſchen Volk, da ja die Machtverſchiebungen, die der Weltkrieg mit ſich gebracht hat, dem Judentum viele Förderungen gebracht haben, auch in Hinſicht auf die politiſchen Wünſche und Ziele zioniſtiſcher Kreiſe. „Die Schaffung einer öffentlich-rechtlich geſicherten Heimſtätte für das jüdiſche Volk in Paläſtina“ (vgl. S. 484) ſcheint jetzt politiſch erreichbar zu ſein, da ſie von den heute maßgebenden amerikaniſchen und engliſchen Staatsleitungen nicht ungünſtig beurteilt zu werden ſcheint. Gelingt es den Zioniſten, die heute doch ſchon einen gewiſſen politiſchen Einfluß beſitzen, die maßgebenden Weltmächte für ihren Plan zu gewinnen, ſo wird auch der bisweilen leidenſchaftliche Widerſtand der nichtjüdiſchen Bevölkerung Paläſtinas leicht gebrochen werden können.

Werden aber die Zioniſten zu einer ausſchlaggebenden Macht innerhalb des Judentums ſelbſt werden? Das iſt die wichtigſte Frage, der ſich die zioniſtiſche Bewegung gegenüberſieht. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß der Zionismus immer mehr Anhänger findet und zwar gerade auch unter den bedeutenderen und führenden Juden: ein Mann wie Einſtein z. B. iſt für den zioniſtiſchen Gedanken in weitſichtiger und opferfreudiger Weiſe tätig, indem er ſeine Vortragsreiſen in den Dienſt der alljüdiſchen Sache ſtellt und für den Ausbau einer jüdiſchen Hochſchule in Paläſtina bereits anſehnliche Summen aufgebracht hat. Die zioniſtiſchen Banken, ſo vor allem die „Jüdiſche Kolonialbank in London“, können Rechnungsabſchlüſſe vorlegen, welche zeigen, wie raſch die Geldmittel der zioniſtiſchen Bewegung anwachſen. Unzweifelhaft hat der Zionismus Zukunftsausſichten, die ihn auch gegenüber dem „offiziellen Judentum“ (vgl. S. 483), das ihm nicht folgen will, zuverſichtlich machen können. Vor allem mag den Zioniſten zugute kommen, daß die ſich überall regende Beſinnung auf Artung und Artgrenzen (vgl. Buber S. 10) ſich gerade im Judentum wirkſam zeigt: immer wieder kann man beobachten, wie gegenwärtig auf der einen Seite jüdiſche Eltern ſich in jüdiſch-völkiſcher Hinſicht ziemlich gleichgiltig zeigen, wie ſie die Aſſimilation, die Angleichung der Juden an ihre Umwelt, ja ſogar das Aufgehen in dieſer Umwelt ſuchen und fördern oder mindeſtens nicht ſcheuen, indeſſen auf der andern Seite die Kinder ſolcher Eltern wieder ausgeſprochen jüdiſch-völkiſch denken und handeln. Gerade die jüdiſche Jugend der Hochſchulen, die männliche wie die weibliche, iſt ſchon vielfach dahin gekommen, daß ſie jene heute überwiegende Mehrheit der Juden, die zugleich deutſch und jüdiſch oder engliſch und jüdiſch uſw. ſein will, gar nicht mehr verſteht; und dieſer wachſenden Bewegung müſſen ſogar ſchon die Kreiſe des „Zentralvereins deutſcher Staatsbürger jüdiſchen Glaubens“ Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn ſie nicht verhindern wollen, daß ſie den Einfluß auf das jüngere Geſchlecht verlieren[1].

Doch gilt — mindeſtens für die Gegenwart — auch im Judentum, was in den an ſich minder blutbewußten nichtjüdiſchen Volkstümern ja überall gilt, daß ſich zu einer unſelbſtiſchen, ja ſogar Opfer fordernden Bewegung doch immer nur die Wenigen bekennen, diejenigen, die ſich als „Idealiſten“ von der Mehrheit ſogar oft verſpottet ſehen. Der jüdiſche Schriftſteller Max Nordau, der eng mit dem Begründer des zioniſtiſchen Gedankens, Theodor Herzl (1860—1904), verbunden war, hat einmal die Lage in einem Vortrag zu Wien ſo gekennzeichnet: „Daß die jüdiſchen Finanzgrößen keine Zioniſten ſind, das iſt ſelbſtverſtändlich. Ihr Reichtum gewährt ihnen alle Befriedigungen, die man ſich durch Geld verſchaffen kann — und es gibt heutzutage nur ſehr wenige Befriedigungen, die nicht ihren Marktpreis haben. Weshalb ſollten ſie Zioniſten ſein? Um ihre materielle Lage zu verbeſſern? Das haben ſie nicht nötig. Um einem geſchäftlichen und ſittlichen Ideal zu dienen? Sie haben kein Ideal, und die bloße Nennung dieſes Wortes genügt, um ihre Heiterkeit oder ihr Mitleid zu erregen. Um der Beſchimpfung und Verfolgung zu entgehen? Sie leiden nicht darunter. Für ſie beſteht nämlich der Antiſemitismus tatſächlich nicht. Sie gehören zu den bevorrechteten Ständen. Sie werden vom Staat mit Orden, Adelstiteln, Berufungen ins Herrenhaus, ausgezeichnet. Sie betrachten ſich als Mitglieder der Ariſtokratie, und dieſe läßt den Anſpruch gelten“[1].

---

[1] Vgl. z. B. „Im Deutſchen Reich“, Zeitſchrift des Zentralvereins d. St. j. Gl., November 1920: Frank, Antiſemitismus und bewußte Jungjuden.

So zeigt ſich heute wie zur Zeit der jüdiſchen Propheten im jüdiſchen Volk immer wieder der Kampf eines auf innerliche Würde gerichteten Volksteils gegen den anderen Volksteil, der dem „Mammon“ verfallen ſei. Jene jüdiſchen Kreiſe aus Berlin WW., die Heinrich Mann, den man nicht etwa judengegneriſch nennen könnte, in ſeinem Roman „Im Schlaraffenland“ ſchildert, werden, wenn eine ſolche Schilderung zutrifft, für den zioniſtiſchen Gedanken allerdings nicht zu gewinnen ſein, ebenſo wie ja auch die an ſolche kapitaliſtiſchen Kreiſe angeſchloſſenen Deutſchen dem Gedanken einer Wiedergeburt deutſcher Art verſtändnislos gegenüberſtehen werden. Es wird innerhalb des Judentums, damit es nach innen und nach außen zu klarer Entſcheidung ſeiner Stellung komme, einer Wandlung der Weltanſchauung bedürfen, wie es einer ſolchen auch innerhalb des Deutſchtums bedarf, wenn dieſes einen klaren Weg gehen ſoll. Dem Zionismus allein kann es glücken, die begonnene und nur ſeit Beginn des 19. Jahrhunderts geſtörte Herausgeſtaltung einer Raſſe zweiter Ordnung (vgl. S. 469) wieder aufzunehmen. Ein Buch wie Martin Bubers „Die jüdiſche Bewegung“ (1916) vermittelt gerade durch ſeine weltanſchauliche Vertiefung wertvollſte Einſichten in das Weſen der Volkheit überhaupt und in die Notwendigkeit einer aus tiefer Einſicht in die Geſetze der Artung kommenden Wandlung der Weltanſchauungen aller führenden Völker[2].

---

[1] Die Welt, Wien, Nr. 5.

[2] Wenn ich mich zioniſtiſchen Gedanken gegenüber ſo ausſpreche, mag dabei die freudige Einſicht mitſprechen, daß eine vertiefte Auffaſſung des Weſens der Volkheit und der Blutzuſammenhänge ſich heute in den verſchiedenſten Völkern (in Frankreich wäre vor allem Le Bon zu nennen, in Nordamerika Madiſon Grant) zu zeigen beginnt; daß in dieſem Abſchnitt „ſchleimige Reſpektverſicherungen“ gegenüber dem Zionismus gefunden werden konnten — das S. 432 genannte Blatt urteilt ſo — iſt mir unverſtändlich.

Es gibt neuzeitliche Romane und Theaterſtücke, die es ausſchmücken, wie ſich zwei Liebende, die ſich jeweils zwiſchen einem jüdiſchen und einem nichtjüdiſchen Volkstum zuſammenfinden, qualvoll durchſetzen müſſen gegen den Zorn der beiderſeitigen Eltern, die jeweils von ihrer Seite her die Miſchehe um jeden Preis verhindern wollen. In ſolchen Fällen erklären dann die Liebenden jeweils mit Berufung auf „die Menſchheit, das Recht der Liebe und die fortgeſchrittenen Anſchauungen der Gegenwart“ ihren beiderſeitigen Eltern, daß, würden ſie Kinder bekommen, dieſe weder „Chriſten noch Juden“ werden ſollten, ſondern „Menſchen“. So hört man auch oft, die Judenfrage ſei doch ſehr einfach dadurch zu löſen, daß man die Juden „aufheirate“. -- All dieſe Anſichten beginnen ſowohl im Nichtjudentum, wie im Judentum äußerſt fragwürdig zu werden. Das jüngere Geſchlecht, vielfach ſchon geſchult durch Raſſenkunde und Erblichkeitsforſchung, fängt an zu begreifen, wie klar und wie unbewußt richtig der Standpunkt ſolcher jüdiſchen und nichtjüdiſchen Eltern iſt, die in der Miſchehe etwas wie eine Raſſenſchande ſehen. Das jüngere Geſchlecht begreift allmählich, daß die „Menſchen“, die aus Miſchehen hervorgehen, eben Miſchlinge, Baſtarde, ſind, die zwiſchen den Volkstümern ein fragwürdiges Daſein führen, nicht ganz dieſem und nicht ganz jenem Volkstum angehören und daher zu einer Art Zweideutigkeit des Weſens beſtimmt ſind, die jede eigentliche Verwurzelung immer wieder ſtören muß. So fängt man an zu begreifen, daß alle diejenigen, die zur „Aſſimilation“ raten, nach beiden Seiten hin alle Artgetreuen und Volksbewußten beleidigen müſſen: „Die von uns Aſſimilation fordern, wiſſen entweder immer noch nicht, daß man aus ſeiner Haut nicht heraus kann; dann ſind ſie Toren; oder ſie wiſſen es, dann muten ſie uns ſchändliche alltägliche Selbſtverleugnung und Selbſterniedrigung zu, die darin beſtünde, daß wir Ariertum heucheln, unſere Inſtinkte unterdrücken und in die uns gar nicht paſſende Haut des Ariers hineinſchlüpfen, d. h.: ſie beleidigen uns tödlich“ [1]).

Was ſo von jüdiſcher Seite empfunden wird, das wird, wenn auch in minderem Maß, von vielen ernſten Menſchen der nichtjüdiſchen Völker empfunden. Für das deutſche Volk, das nach der Prozentzahl ſeiner jüdiſchen Bevölkerung amtlicher Zählung (um 1900 1,04%) zwar hinter Polen (16,25%), Rußland und Öſterreich ſteht, aber doch viel mehr Juden beherbergt als etwa Frankreich (0,22%) oder England (0,85%), für das deutſche Volk iſt — raſſenkundlich betrachtet — der Gedanke des „Aufheiratens“ der Juden deshalb ſo zu verwerfen, weil ja — wie der 21. Abſchnitt dartun ſollte — allein ſchon durch den Raſſenwandel innerhalb der deutſchen Bevölkerung ſelbſt die gegenwärtige Lage des deutſchen Volkstums äußerſt bedenklich iſt. Würde in den Körper des deutſchen Volkes auch noch das europafremde Blut gerade der Oſtjuden übergeführt — Südjuden kommen für Deutſchland weniger in Betracht —, ſo wäre durch dieſe Zufuhr neuen nichtnordiſchen Blutes und darin ſo viel europafremden Blutes die Möglichkeit einer Wiedervernordung vielleicht bis zur Ausſichtsloſigkeit verringert. Die äußerſte Lage, in der ſich, raſſenkundlich betrachtet, Deutſchland befindet, müßte auch denjenigen Betrachtern die Vorſchläge des Aufheiratens verbieten, die das Beleidigende ſolcher Vorſchläge nicht ſo empfinden wie der jüdiſche Schreiber der oben mitgeteilten Zeilen.

---

[1]) Die Welt, Wien, 1898, Nr. 45.

Nur die klare Scheidung der Juden von den Nichtjuden und der Nichtjuden von den Juden iſt eine würdige Löſung der Judenfrage. Die klare Herauslöſung der Juden aus den nichtjüdiſchen Volkstümern[1] ſcheint die würdigſte Entwirrung der Lage zu ſein — ſie begehrt der Zionismus. Wohl mag manchem Juden wie manchem Nichtjuden eine ſolche Löſung der Frage hart erſcheinen, da es doch viele Juden gibt, die ein gewiſſes Heimat- und Zugehörigkeitsgefühl zu den europäiſchen Völkern oder Ländern empfinden. Es iſt ſogar gewiß, daß in Deutſchland mancher hochgebildete Jude ſich gerade dem deutſchen Geiſtesleben ſo zugetan und einverwurzelt fühlt, daß ihm die Abkehr vom deutſchen Geiſt ein ſehr ſchmerzlicher Verzicht wäre. Es gibt doch wirklich einzelne Juden, die ſo etwas wie jüdiſch und deutſch ſind, einzelne, die ſogar ausgeſprochen vaterländiſch-deutſch fühlen. Müßte die zioniſtiſche Herauslöſung für ſolche Juden nicht geradezu eine ſeeliſche Qual bedeuten? Und empfände in ſolchen Fällen nicht auch der Deutſche die Abwendung ſolcher Menſchen zum ſich wiedervereinenden Judenvolk als einen Verluſt?

Solche Fälle ſchmerzlichen Einſchnitts wären ſicherlich mehrfach möglich, wenn eine ſolche Herauslöſung von Mehrheiten beider Volkstümer als eine verhältnismäßig raſch durchzuführende Löſung gewünſcht würde. Aber bei der geringen Achtſamkeit auf Artfragen, die in allen europäiſchen Volkstümern gilt, und bei dem heute noch ſo geringen Einfluß des zioniſtiſchen Gedankens, wird es ja dahin nur ganz allmählich kommen. Wenn ſich der Gedanke der klaren Scheidung etwa weiter und weiter verbreiten wird, ſo wird dies nur ſo langſam geſchehen, wie jeder noch neue und noch unvolkstümliche Gedanke ſich bisher hat verbreiten können. Demjenigen aber, der Artfragen grundſätzlich bedacht hat, wird es bald ſehr leicht ſein, ſich zu entſcheiden, zu ſeinem Volk zu ſtellen, dieſem eine klare, ſelbſtändige, ganz arteigene Lebensform wünſchend.

Nur der Gedanke der klaren Scheidung der Volkstümer bietet eine würdevolle Löſung ſolcher Fragen der Artungen. Erſt nach einer klaren Beſonderung kann auch jedes einzelne Volk ſeine beſondere Richtung zur Tüchtigkeit aufnehmen und einhalten. Hier, nachdem die Einſicht gewonnen iſt, daß jedes in klarer Selbſtändigkeit lebende Volkstum ſeinen unverlierbaren, einmaligen und unvergleichbaren Wert hat, den es nur durch den Willen zur klaren und entſchiedenen Ausgeſtaltung ſeiner Eigenart erhalten und entfalten kann — hier entfallen dann auch jene an ſich ſinnloſen Abſchätzungen, ob dieſes oder jenes Volk „mehr wert“ ſei. Jedes Volk hat einen Eigenwert; Vergleiche ſind hier eigentlich alle ſinnlos, und nur dies wird ſich feſtſtellen laſſen: daß jede Menſchenart umſo wertvoller iſt, je mehr ſie dem entſchiedenen Willen zu ihrer reinen Ausgeſtaltung lebt. Inſofern ſcheint es jedem Volkstum zu ſeiner Erhaltung und Entfaltung notwendig zu ſein, daß es ſich irgendwie für „auserwählt“ hält. Die Erſcheinung des Judentums zeigt, wie wertvoll ein ſolcher Artglaube iſt, und daß ſolch ein Artglaube ein Volk ſogar in der weiteſten Zerſtreuung erhalten kann. Zur Erhaltung jeder Artung gehört eine ſtarke Eigenliebe, eine gewiſſe unbedenkliche Friſche kräftiger Selbſtbehauptung.

---

[1] Das S. 432 genannte Blatt bemerkt zu dieſem Satz, „daß ſelbſt die mißduftenden Erkenntniſſe deutſchvölkiſcher Raſſenforſchung“ die „jüdiſchen Deutſchen“ nicht „in die Flucht ſchlagen“ könnten. Wenn dieſer Anhangsabſchnitt von dem genannten Blatt auch zur „deutſchvölkiſchen Raſſenforſchung“ gezählt wird, wie es den Anſchein hat, ſo begreife ich nicht, wie man obigen Satz ſo mißverſtehen kann; er ſollte ja gerade auf eine würdige Entwirrung des „Konflikts“ (vgl. Goldſtein, S. 495) hinweiſen, gerade auf eine ſolche Löſung, die Zänkereien oder irgendeine „Flucht“ ausſchlöſſe. Das muß gegenüber ſolchen Verſuchen, dieſes Buch in den innerpolitiſchen Tagesſtreit einzubeziehen, beſonders betont werden.

Es gibt keinen Antiſemitismus, keine Judengegnerſchaft, *an ſich*; ſolche Erſcheinungen entſtehen nur da, wo die Grenzen zweier Artungen verwiſcht ſind, da, wo ſich zwei Artungen gegenſeitig im Ausgeſtalten ihrer Beſonderung ſtören. Wenn ein Jude etwa nur durch die Erſcheinung des Antiſemitismus zu einem bewußt jüdiſch-völkiſchen Denken käme, ſo wäre dies, wie mir einmal von zioniſtiſcher Seite im Geſpräch ausgeführt wurde, nicht der beſte Weg zu einem Artbewußtſein. Das reine Artbewußtſein iſt in ſich ſelbſt genügend begründet. In der Reinheit der Beſonderung liegt die Vollkommenheit jeder einzelnen Artung beſchloſſen. Dieſe Einſicht iſt im Judentum ſchon hie und da gerade unter den ſtudierenden Juden und Jüdinnen und unter den geiſtig bedeutenden Juden lebendig. Gelingt es dieſer jüdiſchen Jugend, die Spötter und Verfolger in ihrem eigenen Volk von der Reinheit ihres Wollens ſchließlich doch zu überzeugen und ſchließlich doch mehr als eine ſchwache Minderheit um ſich zu ſammeln, ſo iſt damit die Ausſicht eröffnet, daß den häßlichen Erſcheinungen gegenſeitigen notwendigen Mißverſtehens, die allen unklaren Beziehungen und Zuſtänden beſonders anhaften, ein Ende geſetzt wäre.

A. Namenverzeichnis.

Hier ſind nur die Namen der erwähnten Schriftſteller aufgeführt. Namen, die im Sachzuſammenhang erwähnt werden, ſind im Schlagwörterverzeichnis zu ſuchen.

Die Abbildungen von Schriftſtellern ſtehen auch im Schlagwörterverzeichnis.

Alberti 480.
Ammon 153, 174, 175, 182, 423.
Anderſon 403.
Andree (Karte XIV S. 433) 437.
d'Angers 180
Apelt 401, 417.
Ariſtoteles 21.
Arldt 279, 281, 285, 307, 314.
Aſchaffenburg 446.
Avenarius 169.

Bab 487.
Baur 405, ſiehe auch Baur-Fiſcher-Lenz.
Baur-Fiſcher-Lenz, Grundriß der menſchlichen Erblichkeitslehre u. Raſſenhygiene. 1923. 24, 44, 60, 86, 124, 128, 134, 152, 235, 236, 237, 242, 252, 267, 280, 296, 331, 335, 387, 388, 389, 403, 407, 414, 417, 427, 434, 449, 456, 478, 483.
Beaconsfield ſiehe Disraeli.
Beddoe 22, 26, 139, 141, 147, 181, 182, 183. (Karte II, S. 185) 219, 257, 276, 328, 412.
Behagel 375.
Bertillon 161.
Bizet 144.
Blum 83.
Blumenbach 21.
Boutſch-Brujewitſch 475.
Breyſig 331.
Broca 22, 25, 26, 251, 310, 383.
Bruck 142.
Buber 10, 399, 414, 483, 484, 499, 501.
Buffon 21.
Bulwer 288.

Caeſar 72.
Camper 21.
Chamberlain 23, 286, 427.
Cicero 479.
Clauß 430.
Cohn 481.
Collignon 22, 257.
Czekanowski 35.

Darwin 21.
Daudet 167.
Deniker 17, 22, 25, 26, 279, 456.
Dickel 484.
Diels 336.
Dirr 443.
Disraeli 12, 304, 343, 425, 466, 485, 495, 496.
Doſtojewski 397.
Drews 129, 201.

Eckhardt 467.
Eickſtedt, v. 287.
Einſtein 500.

Fahlbeck 388.
Fahrenholz 142.
Feiſt 375.
Fichte 397, 410, 428, 430, 431, 466.
Finkbeiner 140, 141.
Fiſcher, E. 48, 245, 426, 454, ſ. auch Baur-Fiſcher-Lenz.
Fiſhberg 440.
Francé 362, 429.
Frank 500.
Frenſſen 401.
Frizzi 26, 39, 64, 182, 209.
Frobenius 400.
Fromer 489, 499.
Fuhr 294.

Gärtner 140.
Galton 24.
Gaupp 417.
Gauß 83.
Geiger 285.
Geſenius 491.
Geyer 306.
Giddings 435.
Gobineau 22, 331, 388, 414.
Goethe 21, 150, 392, 402, 405, 430, 493.
Goldmann 432, 494, 496.
Goldſtein 399, 494, 495, 503.
Grabowski 479.
Grant 408, 412, 419, 421, 479, 501.
Grimm 411.
Grotjahn 388, 406.
Gruber 24.
Günther 201, 386, 428, 430, 431.

Haberlandt 491.
Haddon 21.
Haiſer 397.
Harden 480.
Hartmann 427.
Haupt 319, 428.
Hauſer 144, 160, 162, 168, 173, 294, 302, 348, 350, 367.
Heine, Anſelma 481.
Hekler 303.
Henke 49, 65.
Hentſchel 422.
Hertz 325.
Herzl 501.
Heſſelbach r 192.
Heusler 149, 310.
Hildebrandt 430.
Hippokrates 21.
Hirſch 496.
Hirt 204, 307, 447.
His und Rütimeyer 25, 26, 36, 109.
Hobrecht 498.
Hölder v. 25, 26, 182.
Hoernes 292, 295.
v. Hoffmann 165, 403.
Holle 329.
Hoops, ſiehe Reallexikon der German. Altertumskunde.
Hopkins 334.

Jacobs 440.
Jahn 304.
Jakobowski 481.
Junius 494.

Kant 430.
Karſten 372.
Kaufmann 375.
Kekulé 293.
Kjellén 413.
Kirchmayer 359.
Klaatſch 245, 252.
Kleiſt 64, 151.
Kluge 372, 376, 380.
Kollwitz 132.
Koſſinna 282, 315.
Krek 363.
Kretſchmer 141, 148, 163.
Kuhn 234, 285, 417.

Lamarck 21.
Landsberger 492.
Lanſon 169.
de Lapouge 23, 152, 154, 173, 241, 243, 347, 348, 387.
Le Bon 413, 428, 501.
Lenz 234, 239, 411, ſiehe auch Baur-Fiſcher-Lenz.
Linné 21.
Livi 22
Lombroſo 244, 248.
Lundborg 25, 46, 59, 244, 337, 390, 403.
Luſchan 286, 461.
Luther 467.

Mach 383, 443.
Mackintosh 311.
Maclean 147, 172, 322.
Marco Polo 367.
Marcuſe 498.
Martin 39, 128, 228, 250, 279.
Mauthner 498.
Mehlis 253, 254, 271, 455.
Meillet 369, 373, 374.
Meinecke 430.
Meinhold 358, 383.
Meitzen 333, 355.
Mendel 24.
de Méril 381.
Michelis 259.
Michelſohn 486.
Milčinowič 363.
Mönkemüller 447.
Molliſon 39, 105, 142.
Montefiore 466.
Montelius 314.
Much 280, 298, 314, 321, 369, 384.
Muckermann 402.

Naumann 370, 497.
Neckel 64, 65, 322, 408.
Niceforo 154, 156, 391.
Nietzſche 171, 397, 406.
Nörrenberg 372, 374, 375
Nordau 501.

Odin 159.
Oldenberg 286.
Osborn 408.

Pauly-Wiſſowa 277.
Peßler 184, 378.
Peters 244, 262.
Pfitzner 153, 156, 182
Pilcz 444, 445.
Platon 335, 401, 406, 417.
Ploetz 24, 146, 162, 350, 389, 408, 419, 421, 424, 425.
Pöch 5, 130.
Pokorny 371.
Poll 441.
Puvis de Chavannes 41, 44, 326.

Ranke 182, 200, 201, 442.
Rathenau 443.
Reche 382, 384.
Retzius 22, 25, 26.
Rickert 427.
Ripley 9, 17, 22, 25, 27, 139, 154, 172, 175, 231, 236, 253, 256, 257, 277, 435, 440, 497.
Röſe 55, 84, 156, 158, 162, 233, 350, 404.
Runnſtröm 403.

Schallmayer 24.
Schemann 22.
Schiele 467.
Schiff 131, 207.
Schliemann 277.
Schliz 258, 352, 360, 387.
Schlüter 355.
Schmitz 164, 485.
Schopenhauer 470, 482.
Schrader 312.
Schuchhardt 26, 254, 255, 258, 260, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 277, 279, 282, 288, 292, 297, 298, 306, 307, 308, 315, 316, 320, 332, 333, 354, 384, 455.
Schurz 266.
Schwalbe 142.
Seek 304.
Seneca 320, 335.
Sergi 245, 259.
Shakeſpeare 159, 335.
Sichel 444, 446.
Siebert 403.
Siemens 24, 234, 235, 416.
Sievers 467.
Sombart 492, 493, 494.
Sommer 244.
Spengler 330, 400.
Stein, L. 11.
Steinmann 245, 246.
Stigler 401, 445.
Struck 3, 5, 35, Karte V bis VIII. (S. 216, 217) 261, 383, 462.
Szombathy 5, 102.

Tacitus 72, 142, 359, 466.
Tappeiner 182.
Thaler 445.
Theilhaber 434, 482, 483.
Theognis 336.
Toldt 104, 182.
Toldt jun. 130.
Topinard 14, 23, 251, 253, 256.
Treitſchke 356.
Trietſch 434.

Uhland 421.
Ujfalvy 296, 305.
Unna 80.

Vergil 303.
Verneau 271.
Vico 331.
Virchow 22, 25, 26, 60, 181, 186, 276, 479.
Vogel v. Vogelſtein 180.

Wagenſeil 477.
Wagner, R. 72, 169.
Wahle 315.
Weininger 124, 399, 450, 488, 496.
Weisbach 182.
Weismann 24.
Weißenberg 443, 479.
Wilſer 14, 23, 26, 252, 279, 305.
Winkler 218, 382, 407.
Woltmann 22, 159, 339, 343, 350.
Wulffen 447, 448.

Zimmer 311, 312.
Zollſchan 484.

B. Schlagwörterverzeichnis.

Das * Sternchen neben der Seitenzahl bedeutet Abbildung.

Achaier 288.
Adel 295, 325, 434.
Adelsgenoſſenſchaft, deutſche 326.
Afrika 229, 254, 271, 460, 462.
Ahnenprobe 358.
Aioler 288.
Alemannen 317.
Alexander d. Große 297*.
Alfieri 342*.
Allnordiſche Bewegung 423. 425.
Allvermiſchung 360, 386.
Alpen 16, 199, 203, 268, 364, 365 (ſiehe auch Bayern, Öſterreich, Schweiz).
Altern (eines Volkes, einer Raſſe) 331.
Alvarez 349*.
Amenophis IV, 460*.
Amerika 403.
Amerikanismus 493, 496.
Ammoriter 284, 455.
Angelſachſen 313.
Anjou, Marie v. 344*.
d'Annunzio 465*, 487.
Anthropologiſche Geſchichtsbetrachtung 22, 23, 414 (ſiehe auch Gobineau, Woltmann).
Antiſemitismus (Judengegnerſchaft) 12, 488, 489, 504.
Anzengruber 120*.
Aphrodite 290*.
Araber 12, 458*.
Arioſto 342*.
Armenier 125*, 306, 452*.
Arndt 361*.
Arnim, Malvine v. 56*.
Artbewußtſein, Blutbewußtſein, Raſſebewußtſein 399, 425. 435, 465, 470.
Artwille, Artrichtung 394, 431.
Artzwang 443.
Aſchkenaſiſche Juden (Aſchkenaſim); ſiehe unter Oſtjuden.
Aſſimilation der Juden 502.
Aſſyrer 21, 456, 458.*
Athen 295.
Auerbach 473*.
Aufnordung (ſiehe Wiedervernordung).
Augenfarbe 39, 70, 80, 100, 124, 228, 442.
Auguſtin 121*.
Auguſtus 303*.
Aunjetitzer Kultur 268.
Aurignac-Raſſe 248.
Ausleſe, Ausmerze 236, 263, 450, 469 (ſiehe auch Vererbungserſcheinungen).
Ausſprache 368.
Auswanderung 221, 386, 423.

Babylonier 21, 284, 456.
Baden 192 ff., 201, 202, 228, 362 (ſiehe auch Schwarzwald).
Baer, K. v. 361*.
Bajuwaren 351, 363.
Balearen 312.
Balkanhalbinſel (Griechenland) 226, 227, 277, 296, 308, 316.
Baltiſche Deutſche 204.
Balzac 89*.
Bandkeramik 260, 307.
Baſchkire 225*, 472*.
Basken 215, 216, 274, 312.
Baukunſt der Germanen 428.
Bayern 186, 195—197, 199, 200 (Karte IV), 201 (ſiehe auch Alpen).
Beethoven 98*.
Behauchung (Aſpiration) 373.
Belgien 181, 186, 191, 215, 376.
Berber, Kabylen 13, 253, 254.
Berufsſtändiſche Volksvertretung 412 (ſiehe auch Geſetzgebung, Staat).
Berufsverhältniſſe der Juden 448 ff. (ſiehe auch Wirtſchaftliche Lage der Juden).
Beſſarabien 227.
Beſtattung 320, 321.
Bevölkerungsdichte 209.
Bevölkerungswandel 390.
Bevölkerungszunahme 390.
Bewegungseigenheiten 143 ff., 442.
Biologie 427.
Björnſon 220*.
„Blonde“ 181 ff. (Karte II S. 185).
Blut, Blutunterſuchungen 142, 477.

Blutbewußtſein, ſ. Artbewußtſein.
Bodenreform 418.
Böhme, Jakob 68*.
Böhmen 186, 203, 204, 307, 309, 310.
Bolſchewismus 135, 175.
Borrebytypus 250.
Brahmanen 287.
„Braune“ 181 ff. (Karte III S. 187).
Braunſchweig 186.
Britiſche Inſeln, ſiehe England.
Bronzezeit 22, 366.
Bruckner 121*
Buddhismus 286.
Bulgaren 227.
Bull 220*.
Burckhardt 107*
Byrhtnoth 151.
Byron, Lord 327*.

Campe, J. H., 69*.
Caracalla 325.
Carnot 347*.
Carus 361*.
Cäſar 300*.
Catullus 308.
Ceres 293*.
Champollion 94*.
Chaſaren 468, 472.
Chateaubriand 347*.
Chineſen 231.
Chriſtentum 352, 496.
Cicero 301*.
Claude v. Frankreich 344*.
Colbert 344*.
Coligny 344*.
Corneille 343.
Courier de Méré 347*.
Crômagnon-Raſſe 249, 250, 253.
Cuvier 346*.

Dänemark 140, 222, 368.
Danton 346*.
Dedo V. 353*.
Demoſthenes 291*.
„Deutſche Raſſe“ 237.
Deutſche Sprache 184, 373 ff. (ſiehe auch Germaniſche Sprachen und Deutſche Sprachinſeln).
Deutſche Sprachinſeln 194, 202, 204.
Deutſchland (Gebiet deutſcher Sprache), Deutſches Volk 181—214.
Dickens 327*.
Dinariſche Raſſe 25, 26, 27, 101—124, 146, 178—181, 199 ff., 208.
Diphtongierung 377.
Disraeli 461*.
Dolmen 271.
Dominanz (ſiehe Überdeckbarkeit).
Dordogne 250.
Dorer 288.
Dorfformen (ſiehe Siedlungsformen).
Doſtojewski 225*.
Dreizehn-Gemeinden 202.
Droſte-Hülshoff v. 44*.
Druſen 455.

Ebner-Eſchenbach, M. v., 91*.
Edda 350, 428
Ehe, Gattenwahl 400, 401, 420.
Einſickerung, Einwanderung 256, 257, 418.
Einſtämmigkeit (Monogeneſe) 245
Einwände gegen die Wiedervernordung (ſiehe Wiedervernordung) 413, 415, 420, 422.
Einzelmenſch, Einzelweſen (ſiehe auch Individualismus) 234, 402, 415.
Eiſenzeit 22.
Eisner 495.
Elſaß-Lothringen 186, 190 (ſiehe auch Wasgenwald).
Emigranten 347.
Emporkömmling, Protz 336.
England 219, 220, 255, 257, 267, 276, 308 ff., 421, 425 (ſiehe auch Irland),
Engliſche Sprache 311, 372.
Entmiſchungsvorgänge 237.
Entnordung, Ausſterben der nordiſchen Raſſe 337 ff., 362, 386, 402, 407 (ſiehe auch „Untergang“).
Epikanthus 198 ff.
Erbbild 208, 231, 232, 234.
Erblichkeitsforſchung 24 (ſiehe auch Vererbungserſcheinungen).
Erbgeſundheitslehre (ſiehe Raſſenhygiene).
Erbmaſſe 234.
Erbrecht, Erbgebrauch 418.
Erbſünde 466, 467.
Eroberung 279.
Eros von Centocelli 292*.
Erſcheinungsbild 208, 210, 232, 234.
Erſtbetonung der Wörter 374.
Erzgebirge 190.
Eskimos 264.
Esra 464, 465, 467, 468.
Eſten 226.
Etrusker 272, 308, 312, 382.
Eugenik; ſiehe Raſſenhygiene.
Euripides 290*.

Falkener 328*.
Faſchismus 275.
Feminiſtiſche Beſtrebungen 445 (ſiehe auch Frauenrechtleriſche Bewegung).
Feuerbach 69*.
Fick, Adolf 58*.
Finnen, finniſche Sprache 226, 227, 371, 381.

Flandern, flämiſche Mundart 182, 191, 206, 425.
Fleury 345*.
Franken 54, 278, 320.
Frankreich 214, 215, 309, 317, 319, 426, 434, 451.
Franz I., Kaiſer von Öſterreich 68*.
Franzöſiſche Sprache 373, 381.
Frauenbart 80.
Frauenrechtleriſche Bewegung 405.
Friedrich III. 56*.
Friedrich, Kaſpar David 69*, 71*.
Friedrich v. Hohenlohe 66*.
Friedrich v. Wettin 66*.
Friedrich Wilhelm III. 68*.
Friesland 188.
Fügende (agglutinierende) Sprachen 274, 371.
Furfoozraſſe 250.

Galater 309.
Galilei 340*.
Galizien 204.
Gallier 72, 309*, 313*.
Gattenwahl 401, 420.
Gebärſchwierigkeit 244.
Geburtenziffer 137, 187, 394, 416.
Gegenausleſe 406, 408.
Gegenwart (raſſenkundlich betrachtet) 386 ff.
Georgier 229*.
Geradkiefrigkeit (ſiehe Kieferſtellung).
Germanen 65, 72, 187, 307, 313, 314, 318*, 323*, 324*, 325*.
Germaniſche Geſellſchaft Edda 421.
Germaniſche Lautverſchiebung (erſte Lvſch.) 372.
Germaniſche Sprachen 366, 370 ff. (ſiehe auch Deutſche Sprache).
German Jews 329, 451.
Geſchlechtsunterſchiede 29, 30, 41, 45, 73, 82.
Geſchmackswandel 387.
Geſetzgebung 243, 428 (ſiehe auch Staat, Sittengeſetz).
Geſichtswinkel 21, 38.
Geſtalt, Wuchsverhältniſſe 39, 73, 80, 439.
Gilgameſchdichtung 284.
Glockenbecher 267.
Gobineau 339*.
Golus (Diaſpora) 488.
Gorki 225*.
Goten 321, 343.
Gotiſcher Stil 320, 343.
Gottſchee 202.
Grenelleraſſe 250.
Griechen 274, 287.
Grillparzer 120*.
Guanchen 254.
Guſtav Adolf 315, 359*.

Haanen 136*.
Haar 39, 60 ff., 77, 93, 123, 441, 442.
Habsburger 108*.
Hallſtattzeit 268, 308, 316.
Hamitiſche Raſſe 237, 454, 460, 461
Hamitiſche Sprachen 224, 254, 383
Hanfſtaengel 121*.
Hannover 186, 188.
Hanſa 356.
Häßlichkeit 240, 242.
Hausformen 378 (Karte XIII).
Haut 49, 77, 93, 123, 160, 441.
Hebräer 456.
Heine 459*, 487.
Heinrich der Löwe 356, 357*.
Heinrich II, Deutſcher Kaiſer 66*.
Heinrich II., v. Frankreich 344*.
Heinrich v. Heſſen 66*.
Heldenzeitalter 289, 334.
Heldiſche Raſſe 289.
Helmholtz 94*.
Herakliden 288.
Herodot 293*.
Hettiter 306.
Hinkelſteinkeramik 307.
Hochdeutſche Lautverſchiebung (zweite Lvſch.) 373.
Hoche 346*.
Hofer, Andreas 99*.
Holland 188, 189, 191, 425, 434.
Hottentotten 461*.
Hotzenwald 193.
Hugenotten 345
Humanität 405, 430.
Humboldt, W. v. 69*.
Huygens 71*.

Jacopo dei Barbari 341*.
Jahn 361*.
Japaner 60.
Iberiſche Sprache 275, 371.
Ibſen 94*.
Jewish Encyclopædia 434, 436, 439, 449, 450, 471.
Jiddiſche Sprache 451, 475.
Ilias 289.
Imeretiner 125*, 229*, 452*.
Imperialismus, jüdiſcher 484.
Inder 285, 334, 338, 383.
Individualismus, Perſönlichkeitskultur 396, 420 (ſiehe auch Einzelmenſch).
Indogermanen, Indogermaniſierung 278. 282.
Indogermaniſche Sprachen 228, 366, 369 ff.
Induſtriezeitalter 390.
Infantilismus 445.
Internationalismus 484.
Inzucht 467, 468.
Jomswikinge 408.

Jonier 288.
Iranier 305.
Iriſche Sprache 374.
Irland 310 ff.
Island 140, 222, 302, 322.
Isländiſche Saga 55, 302, 322, 428.
Italien 219, 228, 259, 298, 308, 319, 321, 326, 339, 343, 434.
Italieniſche Wiederbelebungszeit (Renaiſſance) 339.
Juden 11, 12, 27, 127, 135, 226, 399, 432—504.
Judenemanzipation 435, 483.
Judenfeindſchaft 466, 489.
Judenfrage 478, 481, 491, 492, 499, 502.
Juden, körperliche Eigenſchaften 437 ff.
Juden, ſeeliſche Eigenſchaften 485 ff.
Juden, Untergang der deutſchen 483.
„Jüdiſche Raſſe“ 435.
Jungſteinzeit 235.
Jura 186.

Kabylen 253.
Kärnten, ſiehe Öſterreich.
Kamarowsky 133*.
Kant 350*.
Kapitalismus 336, 448, 494, 501.
Karpathen 227.
Kaſchuben 205.
Kaſten (indiſche) 285.
Katholizismus 170, 173, 402.
Kaukaſus, Kaukaſusvölker 124, 229 ff.
Keimmaſſe 234.
Kelten, keltiſche Sprache 307, 313*, 359, 371.
Keltiberer 309.
Kentumſprachen 367, 369.
Kerner 89*.
Kieferſtellung 38*.
Kiepert 90*.
Kimbern 313.
Kimmerier 273.
Körpermeſſungen 28 ff.
Koloniſation 376.
Konrad v. Thüringen 66*.
Konſtantin d. Gr. 304*.
Krankheit und Raſſe 138 ff.
Kreta 227, 382.
Kretinismus 140 ff., 248.
Kreuzungen 240.
Krimgoten 326, 367, 368.
Kropf 140 ff.
Kügelgen 48*.
Kurden 229, 306.
Kurzſchädel 35, 36*, 230.

Lamarckismus 478.
Lamartine 347*.
Langobarden 326, 363, 376.
Langſchädel 35, 36*, 230, 253, 279.
La Tène-Kultur 308.
Lauſitzer Kultur 316.
Lautverſchiebungen 231, 372 ff.
Leichenverbrennung 289.
Letten 226
Leviné 453*.
Ligurer 308.
Liguriſche Sprache 275.
Limes (ſiehe Römerwall).
Limes sorabicus (ſiehe Slawengrenze).
Lionardo da Vinci 341*.
Liſzt 120*.
Litauer, litauiſche Sprache 226, 384.
Liven 226.
Lößmenſch 248.
Lokrer 312.
Lombroſo 475*.
Loredan 341*.
Loyola, Ignatius v. 218*.
Ludendorff 72*.
Luther 98*.
Luxemburg 186.
Lykier 311.

Machiavelli 341*.
Madjaren 468, ſ. Ungarn.
Mähren 197, 201.
Maintal 186, 194, 195.
Makedonier 296.
Malayiſcher Einſchlag 136, 191.
Mandelaugen 441.
Mansfeld, E. v. 67*.
Manzoni 342*, 487.
Marat 346*.
Marseillaise 145.
Mascagni 78*.
Maſſen, Maſſentum 335, 390.
Maſſenzucht 404.
Maſuren 184, 189.
Matidia 300*.
Mauſcheln 443.
Maximilian I., Deutſcher Kaiſer 108*.
Maximilian II. Emmanuel v. Bayern 68*.
Mazdaismus 305.
Mecklenburg 189.
Megalithkeramik 315, 332.
Megaron 273.
Mehrſtämmigkeit (Polygeneſe) 245.
Melanchthon 122*.
Menander 291*.
Mendelsſohn 453*.
Menelaos 290*.
Menhirs 271.
Menſchheit, Menſchheitsgedanke 400, 405, 430, 431, 489.
Mentone, Raſſe von — (Grimaldi-Raſſe) 247.
Meſognathie (ſiehe Kieferſtellung).
Meſopotamien 284.

Meſſungen 28 ff.
Metopismus 115.
Metternich 360*.
Metzger 360*.
Miſchling 240, 241, 393, 429.
Miſchraſſen 235, 325.
Mittelſchädligkeit 228.
Mittelkiefrigkeit (ſiehe Kieferſtellung).
Mittgartbund 421.
Mittelſtand 408.
Moldau 227.
Moltke 361*.
Mongolenfalte 129.
Mongolenfleck 130.
Mongoliſche (inneraſiatiſche) Raſſe 129, 130 ff., 135, 206, 208, 225, 226 ff., 239, 356, 358.
Mongolismus 134.
Monogeneſe 21.
Montez, Lola 78*.
Moſaiſcher Glaube 468, 470, 479, 481.
Müller-Emden 58*.
Münſter, Seb. 67*.
Mundarten (Karte I, S. 184) 377 ff.
Mundarten, alemanniſche 192, 378; Allgäuer 197; bajuwariſche 378; bayriſch-öſterreichiſche 377; frieſiſche 184; hochalemanniſche 194; mittelfränkiſche 204; niederfränkiſche 182, 191, 206; romaniſche 205; ſchwäbiſche 375; ſizilianiſche 380; ſüdengliſche 311; ſüdweſtnorwegiſche 378; walloniſche 191.
Muskeln 127.
Mutterrecht 311, 312.
Mykene 278.
Mythos 428.

Nachdunkeln 60.
Nagelmond 77.
Napoleon 346*, 348.
Neandertalraſſe 246, 249.
Neger, negrider Einſchlag 135, 462.
Nibelungenlied 428.
Niebuhr 361*.
Niederlande (ſiehe Holland).
Nietzſche 120*.
Nomaden 490.
Nordiſche Raſſe 25, 39—73, 137, 138, 139, 141, 143, 146—165, 208, 314, 362, 423, 431.
Nordiſche Sendung 421.
Nordiſche Sprachform, nord. Sprachgeiſt 384.
Normannen 314, 322.
Norwegen 220, 221, 222, 232 (ſiehe auch Skandinavien).

Odenwald 232.
Öſterreich 181, 186, 197—199, 358, 363, 364, 376 (ſiehe auch Alpen).
Offenbach 459*.
Ohraugenebene 32.
Oldenburg 186, 188.
Orientaliſche Raſſe 456.
Orley, Bernhard v. 132*.
Orlowski 94*.
Oſſeten 229, 306.
Oſteuropa 226—230.
Oſtiſche Raſſe 25, 26, 80—100, 137, 138, 140, 144, 145, 164, 171—178, 208, 209, 360, 362.
Oſtjuden 450 ff., 471 ff., 497 ff.
Oſtpreußen 189.

Paganini 342*.
Paez de la Cadena 349*.
Paoli 342*.
Paraſitismus 491.
Patrizier 299, 302.
Pelasger 288.
Perſer 305.
Perugino 341*.
Pfahlbauten 260.
Philipp d. Streitbare 66*.
Philiſter 306, 333, 455.
Pithecanthropus erectus 246.
Pikten 308, 312.
Pitt, William 327*.
Platière, Marie Jeanne Roland de la 345*.
Plebejer 299, 302.
Poincaré 94*.
Polen 204, 451.
Politiſche Parteien 155, 172, 175.
Polygeneſe 21.
Pommern 186, 188, 189, 356.
Portugal 218, 451.
Pouſſin 344*.
Prognathie (ſiehe Kieferſtellung).
Proletarier 156.
Proteſtantismus 155, 170, 402.
Protz 336.
Puccini 79*.
Pygmäen 261.

Rachitis 233, 234.
Racine 345*.
Raffael 341*.
Ramſes II. 460*.
Raſſe 9, 13 ff., 19, 240.
Raſſenbewußtſein 339.
Raſſengeſchichte (Deutſchlands) 350 ff., 406 ff.
Raſſenhygiene (Eugenik) 24, 402, 403, 404, 409, 411.
Raſſenmiſchung 235 ff., 244, 325.
Raſſenreinheit 325.
Raſſenſchande 502.
Raſſenſchichtung 331, 352.
Raſſenwandel, Bevölkerungswandel 387, 393, 403.

Raſſenzucht 404.
Reading 463*.
Realencyklopädie der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaften v. Pauly-Wiſſowa 71, 72.
Reallexikon der germaniſchen Altertumskunde von Hoops 163, 258, 281, 369, 418.
Rehobother Baſtards 235.
Reihengräber 25, 277, 321.
Reinerbigkeit 240.
Reinraſſig 240.
Rembrandt 189.
Renaiſſance (Wiederbelebungszeit) 275, 339.
Renntierjäger 251.
Reuter 98*.
Rezeſſiv (ſiehe Überdeckbar).
Rheinland 189.
Richelieu 345*.
Ritterſtaat 356.
Robespierre 346*.
Römer 274, 297, 382.
Römerwall 187.
Roma (Göttin) 298*.
Romaniſche Sprachen 380.
Romantik 430.
Rothaarigkeit 61, 442.
Rubens, P. P. 68*.
Rudolf II., Kaiſer 120*.
Rumänien 227, 228.
Rundgräber 267.
Rundlinge 354.
Rupert, Prinz v. d. Pfalz 68*.

Sachſen 190, 202.
Saint-Saëns 453*.
Salzburger 189.
Samaritaner 452*.
Sanskrit 286.
Satemſprachen 367, 369.
Savonarola 340*.
Schädel 44, 74, 83, 102, 233, 440.
Schädelmeſſung 31 ff., 32*.
Scheitelhöcker 86.
Schleſien 356.
Schleswig-Holſtein 186, 188, 368.
Schlingband (Tierornament) 319.
Schnurkeramik 315, 332.
Schönheitsbild 44, 241, 366, 392.
Schopenhauer 98*.
Schubert 98*.
Schumann 99*.
Schutz der nordiſchen Raſſe 412 ff. (ſiehe auch Wiedervernordung).
Schutzgeſellſchaften 421.
Schwarze Schmach 136, 137.
Schwarzwald 186, 192 ff. (ſiehe auch Baden und Württemberg).
Schweden 208, 221, 228, 424 (ſiehe auch Skandinavien).
Schweiz 181, 186, 194, 228.
Scott, Walter 327*.
Seeliſche Farben 166.
Selbſtmord 161, 167, 194, 444.
Semiten 12, 304, 456.
Semitiſche Sprachen 304, 455, 456.
Sephardiſche Juden (Sephardim), ſiehe unter Südjuden.
Sieben-Gemeinden 202.
Siedlungsformen 355*.
Siedlungsgebiete 314.
Siedlungsverhältniſſe 418.
Sikh 287*.
Sittengeſetz 430 (ſiehe auch Geſetzgebung, Staat, ſittliche Werte).
Sittliche Schlechtigkeit 240, 243.
Skandinavien 368 (ſiehe auch Island, Norwegen, Schweden).
Skythen 306.
Skythiſche Saken 285.
Slawen 354, 356.
Slawengrenze 187, 207, 354, 358.
Slawiſche Sprachen 228.
Slowenen 363, 364.
Sokrates 291*.
Soloniſche Verfaſſung 295.
Sophokles 293*.
Spanien 215, 218, 308, 309, 312, 313, 477.
Spaniſche Sprache 373.
Spartaner 294.
Spiralkeramik 307.
Sprachart 382.
Sprache 13, 274, 275 (ſiehe auch Germaniſche Spr., Hamitiſche Spr., Indogemaniſche Spr., Romaniſche Spr., Semitiſche Spr., Slawiſche Spr.).
Sprachgrenzen 205, 206.
Sprachwiſſenſchaft 278.
Sprechweiſe (Ausſprache) 368, 383.
Staat 411.
Ständeſchichtung 352.
Stauffer-Bern 88*.
Steiermark, ſiehe Öſterreich.
Stein, Frh. v. 122*.
Steinzeit 22.
Stimme 124
Stirnhöcker 115.
Straftaten, Verbrechen 160, 178, 446.
Straßendörfer 354.
Strindberg 225*.
Südjuden 450 ff., 477.
Südſlawen 363, 364.
Sumerer 284.
Suwarow 225*.

Talmud 469, 470.
Tamahu 254.
Tanagra 293.
Teje 460*.

Tennyſon 327*.
Terrakotten 293.
Teutonen 313.
Thüringer Wald 186, 190.
Thukydides 293*.
Thusnelda 324*.
Tibarener 312.
Tirol 210 ſiehe Öſterreich.
Tiryns 273.
Tizian 340*.
Tocharer 285, 306, 367.
Tochariſche Sprache 367, 368.
Troja 273.
Tſchako 109.
Tſchechen 203 (ſiehe auch Böhmen).
Tuberkuloſe 244.
Türken, türkiſche Sprache 228, 371, 381.
Turmſchädel 105.
Typenforſchung (ſiehe Anthropologiſche Geſchichtsbetrachtung).
Tyrrhener 308.

Überdeckbar 239.
Überdeckbarkeit 208.
Übereinanderbilder 437, 438*.
Ukraine 227.
Umwelt, Umweltlehren 230 ff.
Umzüchtung 265.
Ungarn, Ungariſche Sprache 227, 371, 381.
Untergang des Abendlandes 330, 388, 400.
„Untergang" eines Volkes indogermaniſcher Sprache 287 ff., 321 ff., 411 ff. (ſiehe auch Entnordung).
Unterkiefer von Mauer 246.
Ural-altaiſche Sprachen 226, 370.
„Urfinnen" 228, 229.
Urlaute 385.
Urſlawen 354.
Urſprache 410.
Urvolk 411.

Vaterfamilie 312.
Vaterrecht 313.
Veden 383.
Venantius Fortunatus 54.
Verantwortung gegenüber künftigen Geſchlechtern 405.
Vereinigte Staaten von Nordamerika 403 ff., 418, 419, 493, 495.
Vererbung erworbener Eigenſchaften 230, 233.
Vererbungserſcheinungen (ſiehe auch Erblichkeitsforſchung).
Vererbungsgeſetze 235.
Vergilius 308.
Vermiſchung 424.
Virchowſche Schulkinderunterſuchung 22, 181 ff.
Visconti 342*.
Völkerwanderung 314, 366.
Vogel v. Vogelſtein 69*.
Vorderaſiatiſche (armenoide) Raſſe 124 ff., 181, 266, 454.
Vorkiefrigkeit (ſiehe Kieferſtellung).
Vulgärlatein 380.

Wachstum 39, 73, 80, 137 ff., 232.
Wahlſtatt, Schlacht bei 226.
Waldeck 159.
Wasgenwald (Vogeſen) 186 (ſiehe auch Elſaß-Lothringen).
Weber, K. M. v. 121*.
Weichteile 49, 92, 122, 441.
Welcker 360*.
Wellington 327*.
Welſer, Philippine 67*.
Weltanſchauung, philoſophiſche Betrachtung der Raſſenfragen 427.
Weltbürgertum 430.
Weltjudentum 494.
Weltkrieg 408.
Wenden 204, 358.
Weſtfalen 189.
Weſtiſche Raſſe 25, 73—80, 144, 165—171, 206, 208, 227.
Weſtpreußen 189.
Wiedervernordung, Aufnordung 409, 413, 415, 420 ff.
Wikingszeitalter 322.
Winland 322.
Wirtſchaftslage der Juden 449 (ſiehe auch Berufsverhältniſſe der Juden).
Wirtſchaftliche-politiſche Macht der Juden 491.
Wit, Johann v. 121.
Wogulen 229.
Wohlgemut 121*.
Württemberg 194, 201.
Wuſun 306.

Yorck v. Wartenburg 69*.

Zählung der Juden (Karte XIV, S. 433), 434, 448, 449.
Zarathuſchtra 305.
Zeitgeiſt 393.
Zeitwort 370.
Zenon 291*.
Zentralverein (jüdiſcher) 483.
Zigeuner 434.
Zionismus 482 ff., 499 ff.
Zukunftswille 421.
Zunftordnung 358.
Zunftreform 358.
Zweikampf 333.
Zweiſtromland 284.

Druckfehler-Verzeichnis:

Seite 87, unter dem Strich: „1905/06“ ſtatt „1916“
Seite 109, 2. Zeile der Bildunterſchrift: „Crania“ ſtatt „Cranica“
Seite 156, unter dem Strich: „1905/06“ ſtatt „1910“
Seite 157, letzte Zeile des 1. Abſatzes: „1900“ ſtatt „1910“
Seite 169, Zeile 3 von oben: „Gebiets hatten“ ſtatt „Gebiets, hatten“
Seite 386, Zeile 7 des 2. Abſchnitts: „ſteigernder“ ſtatt „ſteigender“
Seite 387, Zeile 3 des 2. Abſatzes: „die Bevölkerungsverhältniſſe“ ſtatt „der B.“
Seite 390, Zeile 10 von unten: „Verſündigungen“ ſtatt „Verſündungen“
Seite 397, Zeile 7 von unten: „ein Menſchenbild“ ſtatt „kein M.“
Seite 401, Zeile 19 von oben: „werden gegenüber“ ſtatt „werden, gegenüber“.
Seite 435, Zeile 12 von oben: „Volkstums“ ſtatt „Volkstum“
Seite 478, Zeile 5 des 3. Abſatzes: „mit den“ ſtatt „mit der“
„ „ Zeile 5 der Fußnote: „letzten“ ſtatt „eltzten“
Seite 484, Zeile 1 des 2. Abſatzes: „müßte“ ſtatt „mußte“
Seite 486, Zeile 1 von unten: „angeführt und“ ſtatt „angeführt, und“
Seite 487, Zeile 15 von unten: „Daher die“ ſtatt „Daher iſt die“
Seite 489, Zeile 5 von unten: „wirtſchaftlichen Abſichten“ ſtatt „wirtſchaftlichen, Abſichten“
Seite 490, Zeile 2 von oben: „worden und“ ſtatt „worden, und“
Seite 492, Zeile 22 von oben: „durch ſeine“ ſtatt „von ſeiner“
„ „ Zeile 8 von unten: „mußten“ ſtatt „mußte“
Seite 493, Zeile 8 von unten: „anderer, von“ ſtatt „anderer von“

Von Dr. **Hans Günther** ſind früher erſchienen:

Ritter, Tod und Teufel

Der heldiſche Gedanke

Grundpreis: geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—; Auslandspreis: geh. $ 0.70, geb. $ 0.90.

Aus dem Inhalt: Die Kraft des Helden. — Der Held und die Geſchichte. — Die heldiſche Liebe. — Der heldiſche Glaube. — Das Schickſal. — Der heldiſche Haß. — Die heldiſche Sittlichkeit. — Das Weib und der heldiſche Gedanke. — Das Weſen der Geſittung. — Die deutſche Haupt- und Heldenſprache. — Die heldiſche Kunſt. — Das Deutſchtum und der heldiſche Gedanke. — Die heldiſche Staatskunſt. — Die heldiſche Raſſe. — Die Aufgabe.

... Ein erquickendes Buch voll geſundmachender Kräfte. Denn was dieſer Mann denkt, — und er denkt tief, — wirkt unmittelbar, macht friſch und ſetzt uns „den Kopf zwiſchen die Ohren". Man meine aber nicht, das Buch ſei eben ſo eine Anſprache oder eine Ausſprache „patriotiſcher" Art: Es iſt ein Wurf voll Geiſt und Wille, Abſchnitte wie die über die heldiſche Sittlichkeit und über die deutſche Haupt- und Heldenſprache und über die heldiſche Staatskunſt zeigen den Meiſter. —
Gottfried Traub (Eiſerne Blätter).

Hans Baldenwegs Aufbruch

Ein deutſches Spiel in vier Auftritten.

Grundpreis: Mk. —.40; Auslandspreis: $ 0.12.

... Es iſt ein Werk, deſſen Schönheiten keine lauten, flimmernden ſind. Ganz ſtill ſind ſie, tief innerlich. Aber nicht von der weichen Art, ſondern von der feſten, klaren. Wer ſie verſteht, dem packen ſie ans Herz und füllen es ihm mit Stärke. Und es geht ihm, wie mit allem, was Günther ſchreibt: Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe! Und das ſchönſte: Das kurze Stück läßt ſich leicht von Liebhabern und auch auf einer Freilichtbühne aufführen. Wenn einer mithelfen kann an Deutſchlands Seelenerneuerung, ſo iſt es Günther. Wir haben noch viel von ihm zu erwarten. B. (Lübeckiſche Anzeigen.)

... Ein ſchlichtes, anſpruchsloſes Spiel von der Sehnſucht nach dem deutſchen Volkskaiſer, in dem allerlei treffliche Gedanken ſtecken. Als Prolog zu vaterländiſchen Feiern geeignet. (Der junge Deutſche.)

Lichtbilder zur Raſſenkunde

Zur Verwendung bei Lichtbildervorträgen ſind von folgenden Abbildungen aus Günthers Raſſenkunde Glasbilder in der Größe 8½ × 10 cm angefertigt: Abb. 17, 19 b, 40 b, 47, 48, 51, 53, 54, 60, 61 a, 77, 86, 96, 98 a u. b, 103, 104, 109, 111, 113, 116 a—c, 118, 124 b, 128, 134, 170/1, 174/6, 177 b, 179, 182, 189 a, 195, 204, 220 b, 225, 265, 280, 306, 308, 314, 316, 350, 385, 415, 416, 426, 433, 439, 444, 445, 450, 455, 461, Karte II u. IX, außerdem einige Abb. der 1. Aufl.

Der Preis für leihweiſe oder käufliche Überlaſſung iſt von J. F. Lehmanns Verlag zu erfragen. Vortragstexte ſind nicht lieferbar, jedoch enthält die Zeitſchrift Deutſchlands Erneuerung 1923 Heft 6 einen Aufſatz „Raſſenreinheit", der als Vorbild für einen ſolchen Vortrag in vielen Fällen dienen kann.

Die angegebenen Grundpreiſe ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüſſelzahl den deutſchen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert ſind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld. = 5 Schw Fr. = 3.50 Schwed Kr. = 20.— Tſchech. Kr. = 40 000 öſterr. Kronen z. Zt.; vorbehaltlich ſpäterer Änderungen.

Weitere Werke über Raſſenkunde und Raſſenhygiene.

Die Raſſenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von G. von Hoffmann. Grundpreis: geh. Mk. 5.—, $ 0.80.

Krieg und Raſſenhygiene. Die bevölkerungspolitiſchen Aufgaben nach dem Kriege von G. von Hoffmann. Grundpreis: geh. Mk. —.80, $ 0.20.

Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanſchauung, Lebensführung und Politik von Prof. Dr. G. H. Holle. Grundpreis: geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 6.—; geh. $ 0.80, geb. $ 1.10.

Der völkiſche Gehalt der Raſſenhygiene. Von Dr. med. J. Siebert. Grundpreis: geh. Mk. 2.50, $ 0.50.

Die Erhaltung und Mehrung der deutſchen Volkskraft. Vorträge und Ausſprachen, gehalten bei der Tagung in München am 27. und 28. Mai 1918. Grundpreis: geh. Mk. 3.60, $ 0.80.

Zur Erhaltung und Mehrung der Volkskraft. Arbeiten einer vom ärztlichen Verein München eingeſetzten Kommiſſion. Grundpreis: geh. Mk. 2.50, $ 0.55.

Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Raſſenhygiene (National-Eugenik) **für den Staat.** Von Prof. Karl Pearſon, F. R. S. Grundpreis: geh. Mk. 1.—, $ 0.25.

Der gegenwärtige Stand der Abſtammungslehre. Ein populär-wiſſenſchaftlicher Vortrag und zugleich ein Wort gegen Joh. Reinke von Prof. Dr. L. Plate. Mit 14 Textfiguren. Grundpreis: geh. Mk. 1.20, $ 0.30.

Was koſten die minderwertigen Elemente dem Staat und der Geſellſchaft? Von Prof. Dr. J. Kaup. Grundpreis: geh. Mk. 1.20, $ 0.30.

Konſtitution und Umwelt im Lehrlingsalter (Konſtitutions-Dienſtpflicht). Von Prof. J. Kaup. Grundpreis: geh. Mk. 3.—, $ 0.75. (Münchener ſozialhygieniſche Arbeiten aus dem Hygieniſchen Inſtitut, hrsg. von M. v. Gruber und J. Kaup, Heft 1.)

Deutſche Raſſepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl. Von Eberhard Meinhold. Grundpreis Mk. 0.60, $ 0.12.

Eine knappe Darſtellung der germaniſchen Geſetze zum Schutze der Raſſe im Altertum und Mittelalter. Eine Ergänzung zu Günthers Raſſenkunde.

Über den geſetzlichen Austauſch von Geſundheitszeugniſſen vor der Eheſchließung und raſſenhygieniſche Eheverbote. Herausgegeben von der Berliner Geſellſchaft für Raſſenhygiene. Grundpreis: geh. Mk. 2.—, $ 0.50.

Urſachen und Bekämpfung des Geburtenrückgangs im Deutſchen Reich. Von Prof. Dr. Max von Gruber. Grundpreis: geh. Mk. 2.—, $ 0.50.

Unſer Nachwuchs und ſeine Ausleſe. Von Dr. Otto Helmut Hopfen. Grundpreis: geh. Mk. 1.50, $ 0.40.

Dieſe Werke bieten eine Fülle von Anregungen für alle, die bei dem Wiederaufbau unſeres Volkes und der Stärkung der deutſchen Volkskraft und Geſundheit mitſchaffen.

Die angegebenen Grundpreiſe ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüſſelzahl den deutſchen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert ſind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld. = 5 Schw. Fr. = 3.50 Schwed. Kr. = 20.— Tſchech. Kr. = 40 000 öſterr. Kronen z. Zt.; vorbehaltlich ſpäterer Änderungen.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyſe-Str. 26

Archiv für Raſſen- und Geſellſchaftsbiologie

einſchließlich Raſſen- und Geſellſchafts-Hygiene

für die Erforſchung des Weſens von Raſſe und Geſellſchaft und ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, für die biologiſchen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, ſowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Wiſſenſchaftliches Organ der deutſchen Geſellſchaft für Raſſenhygiene.
Herausgegeben von **Dr. A. Ploetz** und **Dr. Fritz Lenz.**

In Verbindung mit Prof. d. Hyg. Dr. med. M. v. Gruber; Dr. jur. A. Nordenholz, München; Prof. der Zoologie Dr. L. Plate, Jena; Prof. der Pſychiatrie Dr. E. Rüdin, München und Privatdozent der Ethnologie Dr. jur. R. Thurnwald, Halle.

Jährlich (4 Hefte = zuſ. ca. 480 Seit.) Mk. 15.— (Grundpreis); Ausland ca. $ 9.60.

Das Archiv wendet ſich an alle, die den Fragen der Bevölkerungspolitik und der Volkserneuerung Intereſſe entgegenbringen, vor allem an diejenigen, in deren Hände die Schickſale unſeres Volkes gelegt ſind, wie Aerzte, Geiſtliche, Lehrer, Politiker.

Grundzüge der Raſſenhygiene

zugleich Einführung in die Vererbungslehre

Für Gebildete aller Berufe. Von **Dr. Hermann Werner Siemens.**

2. umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. Mit 13 Abbildungen.
Grundpreis: geheftet Mk. 1.80. Ausland $ 0.45.

„.... Das Büchlein iſt wie kein anderes dazu geeignet, die grundlegenden Theorien der Vererbungslehre und das oft mißverſtandene Verhältnis von Vererbungslehre und Raſſenhygiene verſtändlich zu machen. Selbſt der geſchulte Fachmann wird aus dieſer knappen, klaren Zuſammenſtellung Nutzen ziehen .... Es wäre zu wünſchen, daß das außerordentlich geſchickt zuſammengeſtellte Buch in weiteſten Kreiſen Beachtung finde.“ Berliner klin. Wochenſchrift.

Germaniſche Götter und Helden in chriſtlicher Zeit

Beiträge zur Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Geiſtesform

von Dr. phil. **E. Jung.** — Mit 140 Abbildungen.

Grundpreis geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 10.—, $ 2.70, $ 3.—; in Ganzlein. geb. Mk. 12.—

.... Ein wahrer Leckerbiſſen für Altertumskenner, für geſchichtliche Feinſchmecker, ein pikantes Gericht für vergleichende Religionsforſcher. Viel davon war ja ſchon bekannt, aber in dieſer Vollſtändigkeit, in dieſer Zuſammenfaſſung des zerſtreuten, weit entlegenen Stoffes haben ſich dieſe Erſcheinungen kaum einmal dem Auge dargeſtellt, und ſie wirken denn auch überraſchend, verblüffend, beinahe überwältigend. Archivrat Dr. Grupp † (Augsburger Poſtzeitung).

Neues deutſches Volkstum

von **H. Schröer** und Dr. **E. Neuendorff.** — Grundpreis geh. Mk. 1.50, $ 0.35.

Ein warmherziger Aufruf aller guten Abwehrkräfte unſeres kranken Volkes gegen Schäden am Volkskörper, die durch niederraſſige Elemente in unſerem von Haus aus ſo kernigen Volke verbreitet werden. Deutſches Raſſenbewußtſein muß genährt, ſittlicher Fäulnis entgegengewirkt, die körperliche Ausbildung gepflegt werden. Wie einſt Jahn, der edle Turnvater, ſo erſtrebt Neuendorff die Erhebung der deutſchen Turnerſchaft zu einem führenden Volksbunde. (Die Hochwacht.)

Deutſchlands Wiederaufbau

Die Aufgabe der deutſchen Jugend. Von Dr. **Albert Halbe.**

Grundpreis geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—; $ 0.50, 0.75.

An die Spitze ſeiner Forderungen ſtellt Halbe die Worte „Vaterland“ und „Arbeit“. Der deutſche Menſch muß vom Knechtsdienſt des Geldes freigemacht werden. Freie und ihrer Arbeit frohe Menſchen ſollen im eigenen Heim dem Vaterland leben und für das Vaterland das heranwachſende Geſchlecht aufziehen können. Halbe führt in Gedanken und Vorſchlägen noch über Abbe, Freeſe und Damaſchke, jene Vorkämpfer für eine Geſundung unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände hin.

Die angegebenen Grundpreiſe ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüſſelzahl den deutſchen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert ſind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld. = 5 Schw. Fr. = 3.50 Schwed. Kr. = 20.— Tſchech. Kr. = 40 000 öſterr. Kronen z. Zt.; vorbehaltlich ſpäterer Änderungen.

Einführung in die naturwiſſenſchaftliche Familienkunde

von Dr. **Walter Scheidt**, München.

Mit 11 Textabbildungen und 7 Fragebogen zum Eintragen von Beobachtungen
Grundpreis: geh. Mk. 5.—, in Ganzleinen geb. Mk. 8.—.
Ausland: geh. $ 1.25, in Ganzleinen geb. $ 1.50.

Die beigegebenen Formblätter, nämlich Beobachtungsblätter und Fragebogen, werden auch geſondert ohne das Buch zum Preiſe von zuſ. Mk. 1.20 abgegeben.

Das inhaltreiche und wertvolle Buch gibt auf Grund einer allgemein verſtändlichen Darſtellung der Vererbungsgeſetze eine Anleitung zur Erforſchung der Vererbung nicht krankhafter menſchlicher Eigenſchaften und zur Aufnahme biologiſcher Familiengeſchichten.

Die junge Wiſſenſchaft der Familienanthropologie bildet die notwendige und aufſchlußreiche Ergänzung der genealogiſch-hiſtoriſchen Familienforſchung. Ihre Ergebniſſe ſind nicht nur wertvoll für die Erkenntnis der Vergangenheit, ſondern vor allem für die Beurteilung der Zukunft der Familien, die ganz weſentlich von den Eigenſchaften der Ahnen abhängig iſt.

Mitzuarbeiten an der Erforſchung der Ahnen iſt nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen die Vorfahren, ſondern ebenſo eine Pflicht der Fürſorge für die Nachkommen. Gattenwahl und Berufswahl, die wichtigſten Entſcheidungen im Leben laſſen ſich nur dann richtig treffen, wenn wir uns des in uns wirkſamen Weſens der Ahnen bewußt ſind.

Die Raſſen der jüngeren Steinzeit in Nord-, Mittel- und Oſteuropa

mit zahlreichen Abbildungen von Dr. **Walter Scheidt**, München

erſcheint Herbſt 1923.

In Vorbereitung befinden ſich:

Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der Großen Ofnet-Höhle und vom Kaufertsberg bei Nördlingen

von Dr. **Walter Scheidt**, Aſſiſtent am Anthropolog. Inſtitut d. Univ. München.

Mit zahlreichen Tafeln, Tabellen und Figuren.

Aus dem Inhalt: Funde: Material u. Erhaltungszuſtand — Unterſuchungstechnik — Einzelne Schädel u. Wirbel aus der Großen Ofnet-Höhle u. vom Kaufertsberg. Befunde: Einzelne Maße u. Maßverhältniſſe — Vergleich der Schädelformen — Der Ofnet-Kaufertsberger Fund u. die Formenkreiſe des paläolithiſchen Menſchen.

Lehmanns Deutſches Stammbuch

Herausgegeben von Dr. **Walter Scheidt**,
Aſſiſtent am Anthropolog. Inſtitut d. Univ. München.

Ein Stammbuch aller in Deutſchland auf wiſſenſchaftlichem, techniſchem, politiſchem, militäriſchem u. wirtſchaftlichem Gebiet hervorragender Männer u. Frauen. Es enthält von jeder dargeſtellten Perſönlichkeit 3 photographiſche Aufnahmen, die Ergebniſſe anthropologiſcher Körpermeſſungen und die Angaben über Vorfahren u. Nachkommen.

Die angegebenen Grundpreiſe ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüſſelzahl den deutſchen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert ſind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld. = 5 Schw. Fr. = 3.50 Schwed. Kr. = 20.— Tſchech. Kr. = 40 000 öſterr. Kronen z. Zt.; vorbehaltlich ſpäterer Änderungen.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyſe-Str. 26

Die Sklaverei

Ihre biologiſche Begründung und ſittliche Rechtfertigung.
Von Dr. **Franz Haiſer.**
Grundpreis geh. Mk. 1.50. Ausland $ —.35.

Haiſer iſt „Reaktionär" im vollſten Sinne des Wortes, der ſich nicht bei jedem nicht zeitgemäßen Wort entſchuldigt. Er will das Rad der Zeit zurückſchrauben, weil es die Natur ſelbſt zurückſchrauben wird und zurückſchrauben muß. Er iſt Reaktionär mit Willen und Leidenſchaft.

Im Anfang war der Streit

Nietzſches Zarathuſtra und die Weltanſchauung des Altertums
Von Dr. **Franz Haiſer.**
Grundpreis: geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—. Auslandspreis: geh. $ —.70, geb. $ —.90.

. . . Das Buch iſt beſonders ſolchen zu empfehlen, die nicht davon abzubringen ſind, ohne Vorkenntniſſe den Zarathuſtra zu leſen. Sie merken dann, daß ſie dazu nicht fähig ſind, werden aber gleichzeitig durch Haiſer auf den rechten Weg gewieſen.
Bücherei und Bildungspflege.

Das Gaſtmahl des Frhrn. von Artaria

Ein Kampf zwiſchen raſſenariſtokratiſcher u. demokratiſcher Weltanſchauung.
Von Dr. **Franz Haiſer.**
2. Aufl. Grundpr.: geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—. Auslandspr.: geh. $ —.70, geb. $ —.90.

Ein vornehmes Werk für vornehme Leſer, alſo ein Erzieher zu geiſtiger Vornehmheit, die modernen Phraſen und Schlagwörter energiſch zu Leibe geht. Wer feige, duckmäuſeriſch ausweicht, iſt kein Vornehmer, kein Edelmenſch, der ſeinem Volkstum Ehre macht.
München-Augsburger Abendzeitung.

Vom Geiſt unſerer Zeit

von Prof. **Max Wundt,** Jena.
2. Auflage. Grundpreis geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 5.—, $ 0.80, $ 1.—

Der Kampf gegen den Kapitalismus war die Loſung der Revolution. Die durch nichts mehr beſchränkte Herrſchaft des Kapitalismus iſt ihr Erfolg. Der Verfaſſer ſchreibt mit dem Herzen aus innerſter Glaubensüberzeugung und rein menſchlichem, kerndeutſchem Empfinden. Das Buch wird namentlich dem Geiſtlichen und Lehrer eine wertvolle Quelle für die Beurteilung unſerer Zeit ſein und eine Fülle von Anregung bieten. Oberſt Immanuel. (Der Reichsbote, Berlin.)

Staatsphiloſophie

Ein Buch für Deutſche. Von Profeſſor **Max Wundt,** Jena.
Grundpreis: geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50. Auslandspreis: geh. $ 1.—, geb. $ 1.25.

Der dem Deutſchen artfremden „modernen" weſtlichen Staatsauffaſſung ſetzt Wundt den von Leibniz, Kant, Fichte und Hegel geformten, aber in uraltem Bewußtſein völkiſcher Überlieferung wurzelnden deutſchen Staatsgedanken entgegen und macht ihn der politiſchen Entwicklung der Zeit nutzbar.

Aus Beſprechnngen:

„Ich finde vollkommene Übereinſtimmung mit den Grundſätzen, die ich ſeit meinem Eintritt in das politiſche Leben verfolge. Ich freue mich beſonders über die klare, eindeutige Einſtellung zum Marxismus und zum Gedanken des nationalen Staates. Ich möchte Max Wundt als den Fichte von heute bezeichnen".
(v. Kahr, vorm. bayer. Miniſterpräſident.)

Die angegebenen Grundpreiſe ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüſſelzahl den deutſchen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert ſind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld = 5 Schw. Fr. = 3.50 Schwed. Kr. = 20.— Tſchech. Kr. = 40 000 öſterr Kronen z. Zt.; vorbehaltlich ſpäterer Änderungen.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyſe-Str. 26

Deutſchlands Erneuerung

Monatsſchrift für das deutſche Volk

Herausgegeben von: Geh. Hofrat G. v. Below, H. St. Chamberlain, H. Claß, Profeſſor R. Geyer-Wien, Geheimrat M. v. Gruber, Prof. Erich Jung, Dr. Erich Kühn, Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer, Regierungs-Präſident a. D. Frhr. v. Schwerin, Geheimrat Prof. Seeberg.

Schriftleitung: Dr. Erich Kühn.

7. Jahrgang 1923.

Die Hefte ſind durch jede Buchhandlung oder durch die Poſt oder durch den Verlag zu beziehen. Der Preis wird für jedes Heft einzeln feſtgeſetzt.

Aus dem Inhalt der letzten Hefte: Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie. Von Prof. Dr. Erwin Baur. / Adel und Raſſe. Von Baron von Vietinghoff gen. Scheel. / Die drei deutſchen Erbfehler. Von Oberfinanzrat Bang. / Über die europäiſchen Raſſen und ihre Verteilung im Gebiet des deutſchen Volkstums. Von Dr. Hans Günther. / Vom Einmaleins der Vererbung. Von Eduard von Stackelberg. / Raſſenreinheit. Von Dr. F. Lehmann.

Um dieſe Zeitſchrift haben ſich ſeit jeher die beſten deutſchen Köpfe, die lauterſten Herzen geſchart und mühen ſich unabläſſig, unſerem Volke die ewigen Wahrheiten der Geſchichte, der Wiſſenſchaft und die tiefſten Erkenntniſſe deutſcher Denker nahe zu bringen, damit es im Wettſtreit der Völker nicht nur beſteht, ſondern auch ſein äußeres und inneres Daſein in wahrhaft deutſcher Form aus eigenem Geiſte aufbaut.

Wiſſenſchaftliche und ſittliche Ziele des künftigen Deutſchtums

Zwölf Vorleſungen

Von Prof. Dr. **Max Semper**

Grundpreis: geh. M. 3.—, geb. M. 5.—. Auslandspreis; geh. $ —.40, geb. $ —.50

Der Vortragende ſchildert erſt den ſittlichen Zuſtand des gegenwärtigen Deutſchlands, verglichen mit dem zu Zeiten Fichtes und der „Reden an die Deutſche Nation“ und behandelt ſodann in ſehr intereſſanter Unterſuchung die Geiſtesart des deutſchen Volkes und die Ziele der deutſchen Wiſſenſchaft als Vorkämpferin dieſes Volkstums gegenüber den Kulturvölkern des Weſtens. Schließlich ſucht er, wie einſt Fichte, das Sittengeſetz auf den Naturtrieb der Brutpflege zu gründen und erklärt für den höchſten Grundſatz, in dem die Jugend zu erziehen iſt, die Verantwortlichkeit in unſerem Tun uns ſelbſt und der Nachwelt gegenüber. Reiches Wiſſen, klares Urteil und ein warmer Patriotismus erheben dieſe Schrift weit über viele andere. Bayeriſche Blätter für das Gymnaſialweſen.

Die deutſche Forſchung hat ſich bisher von der engliſchen und franzöſiſchen hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß ſie zwar ausgiebig die Analyſe, aber weniger die Syntheſe zu ihrem Rechte kommen ließ, daß ſie an einer Schwäche der Geſtaltungsgabe litt; als Beiſpiel wird die Stellung der Wiſſenſchaft zum Darwinismus herangezogen. Die Umſchau.

Die angegebenen Grundpreiſe ergeben vervielfacht mit der jeweiligen Buchhandels-Schlüſſelzahl den deutſchen Ladenpreis. Fürs Ausland mit hohem Geldwert ſind 1 $ = 4 Sh = 2.50 Guld. = 5 Schw. Fr. = 3.50 Schwed. Kr. = 20.— Tſchech. Kr. = 40000 öſterr. Kronen z. Zt.; vorbehaltlich ſpäterer Änderungen.

HECKMAN
BINDERY INC.
JULY 97
Bound-To-Please® N. MANCHESTER,
INDIANA 46962

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 037302665